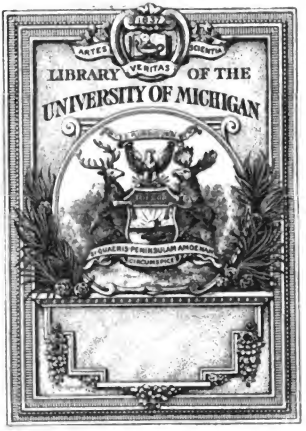
DEUTSCHE RUNDSCHAU

Digitized by Google



Digitized by Google

E30.6
D48S

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XXII.

(Januar — Februar — März 1880.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Chr. Meyrl. — **Bern**, Huber & Co. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, G. Grill's Hofb. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Capetown**, Dartber Brothers & Walton. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Philipp K. Theobald. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. C. J. Karow's Univers.-Buchhandlung. — **Florenz**, H. Loescher's Buchhandlung. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Lima**, C. Niemeyer & Inghirami. — **Lissabon**, Edm. de Beaumont. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, A. Siegle. Trübner & Co. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Teubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. Gutkoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl. N. Hoepli's Buchhandlung. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Teubner. — **Paris**, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Teubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli. — **Porto-Alegre**, Ter Brüggen & Co. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, H. Laemmert & Co. **Rom**, Loescher & Co. — **Rotterdam**, van Hengel & Eeltjes. — **San Francisco**, J. B. Golly & Co. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, C. Boerenstamm. — **Valparaiso**, C. Niemeyer & Inghirami. — **Warschau**, C. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. H. Manz. — **Yeddo**, H. Ahrens & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell.

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß

zum

zweiundzwanzigsten Bande (Januar — März 1880).

		Seite
I.	**C. Ferdinand Meyer**, Der Heilige. Novelle. XI/XIII. (Schluß.)	1
II.	**Rud. Virchow**, Troja und der Burgberg von Hissarlik .	26
III.	**K. v. Birch-Hirschfeld**, Ueber den Ursprung der menschlichen Mienensprache mit Berücksichtigung des Darwin'schen Buches über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen	41
IV.	**L. Friedländer**, Zur Geschichte des Tafelluxus	62
V.	Autobiographische Blätter aus dem Leben eines preußischen Generals. IV/V.	72
VI.	***, Beiträge zur Geschichte des letzten polnischen Aufstandes. III/V.	92
VII.	**Friedrich Oetker**, Aus dem norddeutschen Bauernleben .	111
VIII.	**Karl Laubert**, Edgar Quinet	128
IX.	**Georg Gerland**, Dr. Gustav Nachtigal's Reisewerk . .	141
X.	Schöne und unschöne Literatur	145
XI.	Aus Goethe's Frühzeit	152
XII.	Literarische Notizen	155
XIII.	Literarische Neuigkeiten	159
XIV.	**Ernst Wichert**, Ein Annectirter. Novellistische Studie . .	161
XV.	**L. Max Müller**, Ueber individuelle Freiheit	192
XVI.	**E. D. Pyzel**, Jan Swammerdam. Ein Lebensbild . . .	225
XVII.	**L. Heinrich Gesfcken**, Rußland und England in Mittel-Asien	242
XVIII.	Autobiographische Blätter aus dem Leben eines preußischen Generals. VI.	267
XIX.	**Iwan Turgénjew**, Monsieur François. Eine Erinnerung aus dem Jahre 1848	279

(Fortsetzung umstehend.)

149680

Digitized by Google

		Seite
XX.	Albert M. Selss, Das neue Irland	299
XXI.	R. Pauli, Zur Geschichte der Hansestädte	309
XXII.	Kunst und Kunstgeschichte	313
XXIII.	Friedrich Kreyssig. Ein Nachruf	315
XXIV.	M. Carriere, Beethoven's Briefe an Bettina	317
XXV.	Literarische Notizen	318
XXVI.	Literarische Neuigkeiten	321
XXVII.	Marie von Ebner-Eschenbach, Lotti, die Uhrmacherin. Erzählung. I.	323
XXVIII.	Georg Brandes, Prosper Mérimée. Ein Essay	355
XXIX.	Autobiographische Blätter aus dem Leben eines preußischen Generals. VII/VIII. (Schluß.)	372
XXX.	***, Beiträge zur Geschichte des letzten polnischen Aufstandes. VI/VII.	396
XXXI.	Ludwig Steub, Tirolische Culturzustände. 1879.	409
XXXII.	Karl Hillebrand, Metternich	432
XXXIII.	Ed. Hanslick, Die Opern- und Concert-Saison in Wien	460
XXXIV.	Neue Romane	468
XXXV.	Kunst und Kunstgeschichte	476
XXXVI.	Otto von Leixner, Hermann Hettner's italienische Studien.	479
XXXVII.	Literarische Notizen	482
XXXVIII.	Literarische Neuigkeiten	485

Digitized by Google

Der Heilige.

Novelle
von
C. Ferdinand Meyer.

XI.

Am Abende des Tages, da mein Herr und König durch sein blindes Wüthen sich selbst geschändet und vor seinen Knechten erniedrigt hatte, saß ich niedergeschlagen und einsam, voll Scham und Trauer um meinen Herrn, auf einem Mäuerchen bei den Stallungen. Da erhielt ich unversehens einen Schlag auf die Schulter und Herr Richard, der nach seinen Hengsten geschaut, schwang sich, leutselig wie er mit den Knechten war, rittlings neben mich auf die Mauer.

„Hans," sagte er ohne Umschweif, „deine Augen haben gesehen, wie sinnlos und unritterlich der Vater sich heute geberdete! Versänke dieser Tag in ewige Finsterniß! . . . . Eine reißende Bestie! . . . Jammer und Schande! . . ." Zwei kindliche Zornesthränen rannen über seine Wangen. — „Gut noch, daß die Aufrührer, der Heinz und der Gottfried, solches Ding nicht geschaut haben; sie würden den elenden Mann am französischen Hofe und bei allen andern Thronen als einen Wahnwitzigen und Unfähigen auskünden, der sein Reich so wenig als sein eigen Gemüth bezähmen und regieren kann. Bleibt es so, oder wird es schlimmer mit ihm, ei, wie leichtes Spiel haben die Brüderlein, dem Vater die Krone vom Haupte zu reißen und mir mein Erbtheil zu entwinden! Aber bei den Augen Gottes," betheuerte er, „das darf nicht dauern! . . . ."

„Habet Geduld, Herr Richard," unterbrach ich ihn, „und weichet nicht von einem Kranken! Wenn Ihr mit Sicherheit in Euer Erbe treten wollt, bauet auf Gottes Verheißung, die denen, so Vater und Mutter ehren, langes Leben und den Besitz des Landes verbürgt!"

„Nicht meinetwegen allein muß das Ding ein Ende nehmen," sagte Herr Richard. „Ich bin der Drittgeborne und, meiner Treu, mich ergötzte besser, ein Reich mit dieser Faust zu ergreifen, als das des Eroberers zu erben! Aber . . ." er sprang auf die Füße und reckte die Hand gen Himmel, „umkommen lasse ich es nicht, das Reich des Normannen, so wahr sein Blut in meinen Adern rollt! Diesseits und jenseits des Meeres soll es zusammenhalten und die Welt beherrschen!"

Digitized by Google

Wie er so hoch und herrlich vor mir stand, konnte ich von seinem Glanz das Auge nicht verwenden. Er aber wandte sich zu mir mit den ungeduldigen Worten: „Hans, wo begann das? Und wurde so schlimm? In der Stunde, sag' ich dir, wo der Vater mit der Weisheit, das ist mit Herrn Thomas sich entzweite. — Widersprich mir nicht! — Ich will verkappt über Meer und nach dem Kloster fahren, wo der Primas fastet und betet. Er hat mich lieb gehabt und liebt mich zur heutigen Stunde, wenn noch eine Faser seines Wesens unvermöncht ist. — Rede mir nicht ein! — Ich gehe seine Kniee zu umfassen! Ich will flehen und bitten, — nicht wie ein Königskind und nicht wie zu einem Menschen, .. ich ruhe und raste nicht, bis ich die Zweie zu einander gezogen und versöhnt habe! . . Er muß wiederum des Vaters Kanzler werden; denn allein seiner großen und einzigen Weisheit ist es möglich, das Wirrniß zu lösen!"

Ich wußte, wie gerne Herr Richard sich verkleidete und auf Abenteuer ausritt. Diesmal jedoch wurde er durch frommes, kindliches Leid mehr noch als durch sein Blut getrieben.

Ich hielt dem ehrlichen Wildfang noch vor, wie leicht mißlungene Versöhnung in verschärfte Feindschaft umschlägt; dann ging ich unverzüglich, ihm und mir geringes Gewand zu verschaffen, willfährig ihn auf seinen Wegen zu begleiten, denn die fröhliche Zuversicht seiner Augen hat mich Gewitzigten verblendet.

Urlaub von meinem Könige nahm ich nicht, dieweil es ihm selbst genehm sein mußte, nachdem ich der Zeuge seiner Schmach gewesen, meinen Anblick etliche Tage zu missen.

Wir durchritten Frankreich in zwei ärmliche deutsche Reiter verkleidet, die Kriegsdienst und Löhnung suchen. Herrn Richards Jugend und Adel aber strahlte so siegreich aus dem geflickten Mantel hervor, daß ich, um jeden Verdacht abzuwenden, mich meiner Hofsitten gänzlich entäußerte, in Herbergen und auf Heerstraßen gröblich fluchend und schwörend in meinem väterlichen Allemannisch. Auch ritten wir Nachts und rasteten des Tages.

Da stieß ich mit Einem zusammen in einer Herberge, wo Herr Richard in der entlegensten Kammer schlief, mit Einem, der von unten her Gewalt über die Geister empfangen hatte, der mit scharfem Schwerte und noch schärferer Zunge, wo er stand und ging, wie ein Engel der Zwietracht Bande der Natur zerschnitt und den Frieden mordete. Auch das Löwenherz sollte ihn später erfahren, aber jenes Tages blieb er noch vor ihm verschont.

Ich saß vor meinem Imbiß in der Trinkstube, da hörte ich Pferdegestampf auf dem gepflasterten Flur und den Lärm eines anlangenden reisigen Truppes. Ein Fünf oder Sechs in Kostbarkeit gekleideter und turniermäßig gewaffneter Ritter traten ein und verlangten einen guten, schnellen Trunk.

Es waren Südfranzosen von schlanken, schmeidigen Gliedern, feurigen Augen und geflügelter Rede, die, wie ich bald erfuhr, von einem Lanzenspiele in der berühmten Stadt Paris kamen, das sie in Folge eines plötzlich entloderten bösartigen Zwistes fluchtweise verlassen hatten.

Sie ließen Scheiter in's Feuer werfen und setzten sich scherzend und silbenstechend um den lodernden Herd. Kreuz und quer sprangen die klingenden

Digitized by Google

Worte. Die einen der Jünglinge setzten die Frauen von Paris herunter neben den Schönheiten von Arles und Tarascon, die andern erhitzten sich wiederum an dem Zwist, der ihnen das Fest vergällt und gekürzt hatte.

Wer diesen gestiftet, darüber war ich nicht im Zweifel. Gerade jetzt sprang er wieder von seinem Sitze und in ihre Mitte, der mit den brennenden Augen und flatternden Haaren und machte sich zum Herrn des Gespräches.

„Wahr ist es, überall wo ich hintrete, lodert die Flamme aus der Erde," rief er ihnen zu, „hoch und aufrichtig, kein ersticktes Feuer, wie das eurige! Hasset ihr sie doch auch im Stillen, ihr Provenzalen und Aquitanier, Kinder der Sonne, diese Leute des Nordens mit den gepanzerten Gliedern und steifen Geberden, mit der herrischen Sprache und den begehrlichen Augen! Fühlet ihr doch, wie sie euch beneiden, ihr Begünstigten, eure von Oel und Wein triefenden Hügel, die alte Freiheit eurer römischen Städte, eure glücklichen Porte, wo die Waaren und die Gedanken der Erde getauscht werden, Meer und Himmel, eure vollkommenen Weiber, eure süßeste Sprache! Fühlet ihr doch, daß sie euch aus der Sonne drängen und wie Ungeziefer zertreten werden!

So wird es kommen! Denn die Völker der Erde vertilgen sich und der Haß ist der allmächtige König der Welt! Ihr aber wollet euch nicht stören lassen — so bauet denn eure Nester, rastet und scherzet im Reiche der Täuschung, ihr Sonettendichter! Liebet, bis ihr in der Liebe den Haß findet!

Mich aber lasset auffahren über den Schein in die Wahrheit der Dinge. Hoch lebe der Haß, der glühende Athem der Erde! Sehet dieses Herz, das Gefäß seiner prächtigen Flamme! Wer da hassen will, der pilgere zu dem lodernden Herzen Bertrams de Born! Vor diesem Altar werden die Gesinnungen offenbar und fahren die Hände an die Schwerter!"

Und er deutete auf ein flammendes Herz in seiner Stickerei von Gold und Purpur, das auf der linken Seite sein schwarzes enganschließendes Wams zierte.

„Das Herzchen auf Euerm Wams hatt' ich mir anders gedeutet, Herr Bertram," spöttelte schüchtern ein junges Blut, das Violenblau — wol die Farbe seiner Dame — auffällig zur Schau trug. „Ihr wandtet Euere Augen doch auch wol in Liebe Frauen zu, wenn auch nur fürstlichen! Unlängst noch fuhret Ihr über Meer an die Cour d'amour der Königin Ellenor. Wollet uns das Kriegslied singen, das Ihr dem tugendsamen Gemahl König Heinrichs in den Dämmerstunden zuflüstertet!"

„Das läßt sich nicht singen und sagen!" höhnte der Wilde. „Zwei Worte hab' ich ihr zugeraunt und zwei andere ihrem Sohne, dem Jungkönig Heinz: Gestreut ist die Saat und Bluternten werden aufgehen!

Bei den Flügeln Lucifers, ich verstricke König Heinrich und seine Söhne in die Ringe eines Drachen, giftiger als der, welcher den Priester Laokoon und seine Kinder erdrückte!"

Ich konnte den Blick nicht von dem Manne verwenden, der sich jetzt — zu meinem Grauen — nach der Richtung kehrte, in der wir zum Kloster reiten sollten, mit beiden Armen in die Weite grüßend.

Verwundert Euch nicht: ich wußte, wen er vor sich sah.

Digitized by Google

„Dort betet Einer, der noch besser haßt als ich," rief er aus, „wenn auch ohne sein Wissen!..... Ich grüße dich, Gefährte!"

Und er trank dem Fernen, den seine Augen erblickten, feierlich aus voller Schale zu.

„Du stiller, langsam grabender Mann! Du duldest wie dein Meister und läßest dich tödten wie er: du glaubst der Liebe zu dienen, aber der Haß ist der mächtigere und dein Tod, wie der deines Gottes, ist die Verdammniß der Menschen!

Bischof! Die Wette gilt: wer von uns Beiden König Heinrich von England am tiefsten in die Hölle stürze! Dort will ich ihn finden und, mein Knie auf seiner Kehle, einen Triumphgesang anstimmen, daß die Höllenkreise sich dehnen, die Verdammten zu Riesen werden und was darüber schwebt in sein Nichts verschwindet!"

Das grausige Lästerwort, als ob der süße Pelikan nicht uns Allen zu Lieb und Heil sich die Brust geöffnet, hatte mir das Haar zu Berge getrieben, während die an Ketzerscherze gewöhnten provenzalischen Herrn sich wenig daraus machten, wol aber daran herumriethen, wer Herrn Bertrams Mithasser sei.

Dann sprang das Gespräch über auf ein seltsames Zeichen, das jüngst die Leute von Arles erschreckt hätte. Auf dem dortigen römischen Markte sei ein marmornes Mädchenhaupt zu Tage gekommen mit gebrochenen Augen und der Bitterkeit des Todes auf dem Munde, und wenn man seine geflochtenen Locken näher betrachtete, so seien es züngelnde Nattern. Sie meinten, dieses traurige Haupt bedeute ein kommendes großes Sterben in ihren sonnigen Ländern.

All dieses künftige Elend und das gegenwärtige meines Königs bewegte mir das Herz so kläglich, daß ich mich nicht halten konnte und einen schweren Seufzer ausließ. Die Herren, die mich bisher nicht in Acht genommen, blickten sich nun verwundert nach mir um. Da erhob ich mich von meinem Becher und ging mit schweren Reitertritten und einem ehrlichen schwäbischen „Grüez Gott" an ihnen vorbei. Sie antworteten als höfliche Leute ohne Zögern mit einem hübschen Kopfnicken. Als ich aber aus dem obern Stockwerke, wohin ich gegangen war, Herrn Richard zu wecken, ihnen nachblickte, die sich rasch zu Pferde schwangen, ebenso stürmisch aufbrechend, wie sie gekommen waren, da warf der Unbändige, ihr Anführer, gerade noch ein loses Spottwort über mein deutsches Gemüth unter sie, und die Herren verritten unter dem Gellen eines scharfen wälschen Gelächters."

Der züchtige Herr Burkhard hatte sich über den Lästerungen dieses Fremdlings zu wiederholten Malen still bekreuzt. Jetzt bemerkte er nachdenklich: „Aus dem Schwefelgeruche dieser Reden, Hans, ersiehest Du leichtlich, mit wem Du in dieser französischen Trinkstube zusammengesessen hast. Mir ist es außer Zweifel, wer jenen fahrenden Mann besaß und begeisterte. Kein Besserer als der Arge, der ein Rebell und Mörder ist von Anfang.

Darum auch wußte er den Marterlod des Herrn Thomas voraus, und gleichermaßen, so fürchte ich, wird sich erfüllen, was dieser Unheimliche von der drohenden Verwüstung jener südlichen Lande wahrsagte, worauf auch das ausgegrabene Schreckensweib hindeuten mag.

Digitized by Google

An jenen Küsten wimmelt es, wie verlautet, von Ketzern jedes Irrthums, besonders von hartnäckigen Manichäern. Ich liebe den Frieden, bin den Menschen hold und freue mich, die läßlichen Sünden zu vergeben. Hier aber wird die Gnade verworfen, und ich könnte es wahrlich geistlichen und weltlichen Herren nicht verargen, wenn sie sich zusammenthäten, um diese Verstockten aus dem Mittel der Christenheit zu heben, daß ihre Stätte sie nicht länger kenne.

Doch besser ist, bei diesen traurigen Dingen nicht zu verweilen. Hans, erzähle mir, ob ein Segen war bei der Fahrt des Herrn Richard. Er ist der einzige deiner Engelländer, an welchem meine Seele ein Gefallen finden kann."

„Es war mir kaum möglich, mein Roß neben dem flüchtigen Falben des Löwenherzens zu halten," fuhr der Armbruster willig fort; „denn seine Sehnsucht nach Herrn Thomas wuchs von Stunde zu Stunde und war kaum mehr zu zügeln, als die Thürme des Klosters, wo dieser sich barg, auf dem klaren, blauen Herbsthimmel sich vergrößerten und die Mauern seiner Umfassung schimmerten wie die himmlische Stadt.

Mein Löwenherz kennend und den Sturm seiner Gefühle, beschwor ich den Herrn, mich ihm vorausreiten und die Gelegenheit erkunden zu lassen, worein er, wenn auch ungern und scheltend, zuletzt willigte.

Der Bruder Pförtner vernahm mein Gesuch ohne Argwohn und als ich den Herrn Thomas nannte, machte er eine so ehrfürchtige Geberde und zog ein so frommes Gesicht, daß ich wol merken konnte, der Kanzler stehe hier in hohem Ansehen und im Geruche der Heiligkeit. Er sagte mir, der Primas befinde sich in der Kirche und er wage es nicht, auch wäre es frevelhaft, ihn in seiner Andacht zu stören.

Inzwischen zeigte mir der Mönch die nackte Zelle des aus dem bischöflichen Palaste von Canterbury Verstoßenen mit dem rauhen Feldsteine, worauf er schlummernd das Haupt zu stützen pflegte. Dies harte Kopfkissen verwunderte mich, denn ich wußte, von wie empfindlicher Natur und von wie feinen Gliedmaßen der Kanzler war. Endlich aber, als es nicht werden wollte und des heiligen Mannes Andacht zu keinem Ende kam, ließ mich der Pförtner in die Kirche treten gegen das Versprechen, mich still und eingekehrt zu verhalten, so lange der Betende meiner nicht ansichtig würde. So trat ich denn achtsam zwischen den Säulen hervor und wurde alsbald Herrn Thomas gewahr, der in einem hochlehnigen Chorstuhle stand, eher sinnend als betend. Da ich den wundersamen Herrn seit manchen Jahres Frist nicht mehr gesehen hatte, so erschrak ich über die widernatürliche Schmalheit seines Antlitzes und seine tiefen schmerzlichen Augen, deren Blick mehr nach innen als nach außen gerichtet schien.

Ich kniete im Schatten des Hochaltars auf die Stufen nieder und verehrte das Heiligste, ohne Herrn Thomas aus dem Auge zu lassen. Ob er meiner Gegenwart gewahr wurde oder nicht, blieb mir unbewußt, denn Nichts an ihm gerieth in Bewegung.

Als ich aber nach einer guten Weile langsam mich von den Knieen erhob, richtete der Kanzler, ohne mich anzublicken, oder eine Miene zu verziehen, die Frage an mich: „Wie befindet sich mein Herr und König?" — Ganz in dem Tone, wie er vormals zu fragen pflegte, wenn er mich in Windsor vor der

Digitized by Google

Schwelle der königlichen Kammer traf. Da schossen mir die heißen Thränen in die Augen.

Er aber bewegte sich leise die Stufen herunter, winkte mir mit der Hand ihm zu folgen und schwebte mir voraus in den Klostergarten, ein lustiges grünes Geviert mit blühenden Rosenbüschen in der Mitte eines kunstvollen Kreuzganges von neuester Bauart. Obwol draußen schon die Blätter fielen, hatte das Welken und Sterben der Natur noch keinen Einlaß gefunden in diesen von den sorgfältigen Mönchen gepflegten grünen Raum.

Der Primas ließ sich zwischen dem üppigen Gesträuch auf eine Steinbank nieder und wiederholte seine Frage: „Wie steht es mit meinem Herrn und Könige?"

„Herr Thomas," sagte ich, „es steht mit ihm nach gemeinem Menschenschicksal und erbärmlicher noch. Er ist nicht mehr zu kennen. Sähet Ihr ihn, es jammerte Euch seiner und Euer Eingeweide würde sich über ihn erbarmen!" Dann schilderte ich ihm mit beweglichen Worten den Verfall und die Verstörung des einst so majestätischen Fürsten. Er hätte mich lange reden lassen.

Herr, er hörte mich an ohne Schadenlust, auch ohne sichtbares Mitleid, auch nicht fremd und gleichgültig, sondern wie man wol vernimmt, daß ein Unheil eingebrochen ist, welches man lange vorhergesehen und worauf man sich im Geiste gefaßt hat.

So schwieg er. Aber ich meinte zu fühlen, daß sein Herz sich erweichte, darum erkühnte ich mich und schrie: „Herr Thomas, Ihr seid ein heiliger Mann und kasteiter Christ! Wenn Ihr vergeben könntet, was Herr Heinrich an Euch gefrevelt hat . . . es nähme heute noch ein gutes Ende!"

Er aber schwieg.

„Verzeiht dem Könige," schrie ich wieder, „daß Gnade verloren ging!"

Da senkte Herr Thomas das Haupt und antwortete räthselhaft: „Schlimm, wenn die süße Gnade verloren ging . . . das sei ferne."

In diesem Augenblicke vernahmen wir das wehklagende Schelten der Mönche, welche einen jungen Reitersmann, der den Pförtner überrumpelt hatte und in den Kreuzgang einbrach, an den Armen zurückhielten. Es war Herr Richard. Das Harren und seine Verkleidung mochte das Löwenherz verdrossen haben.

Die Mönche abschüttelnd, stürzte er zu den Füßen des Primas und rief: „Mein Vater, mein Vater! Sie wollen mich nicht zu Dir lassen."

Dieser betrachtete ihn eine Weile schweigend. Dann strich er ihm mit sanfter Hand die schweißgenäßten verworrenen Blondhaare aus der Stirn und schlichtete sie ihm mütterlich.

Wie ich dies Zeichen seiner zärtlichen Liebe zum Löwenherz sah, hielt ich unsern Handel für gewonnen und verzog mich bescheiden unter die Gewölbe des Kreuzganges, die beiden Herren ihren Engeln und Schutzheiligen überlassend.

Ich setzte mich unter den Bogen einer durch feine Säulchen getheilten Fensteröffnung auf die breite Steinplatte und warf hie und da einen forschenden Blick in's Grüne zu den zwei Herren hinüber. Dieser Kreuzgang war voll Bildwerk und, wie gesagt, nach dem neuesten Geschmacke gebaut. Seine Pfeiler waren mit reichem Gesimse gekrönt, auf welchem, in abwechselnder Reihe, je ein

Digitized by Google

Geschöpf der obern oder der untern Regionen saß, hier ein psallirender Engel, dort ein lächerlicher oder boshaft grinsender Wechselbalg. Aber ich verwendete auf diesen Zierrath wenig Aufmerksamkeit, denn mein Auge wurde immer wieder von der Steinbank im Klostergarten angezogen.

Der Königssohn hielt die Kniee des Kanzlers umfaßt, der nur sanft zu widerstreben schien, bis jetzt Herr Richard mit glühenden Wangen seine letzte Bitte vorbrachte und den Primas noch herzlicher umfaßte. Hier wandte sich Herr Thomas mit traurigem Antlitze weg, aber der Prinz ließ nicht von ihm, bis er auch diese gewährte. Ich hörte, wie der Jüngling während dieses Ringens um die Seele seines Vaters das Wort „Baiser" wiederholt ausrief und errieth, daß es sich um den Friedenskuß der Kirche handle, mit welchem der Primas seine nächste Unterredung mit dem Könige zu weihen und zu beginnen versprechen sollte.

Nach einer guten Weile schritten die Herren, der blühende Jüngling zur Linken des kasteiten Bischofs, Hand in Hand an mir vorüber durch den Kreuzgang und trennten sich noch innerhalb desselben. Ich folgte. — Herr Richard neigte sich über die blasse Hand des Kanzlers und benetzte sie mit Thränen kindlichen Dankes. Wahrlich, auch mein Herz jubelte, daß die erbarmungswürdigen Leiden meines Königs zu Ende gingen. Da mußte ich, wehe, über den Häuptern der Zweie ein steinernes kleines Scheusal erblicken, das auf dem Gurt eines Pfeilers hockend, mit seinem Krötenbeinchen höhnisch nach ihnen stieß und dazu die Zunge reckte. Dieses mißfiel mir, obschon es ein Zufall war, und ich hätte die beiden Herren lieber erst am nächsten Pfeiler sich scheiden sehen, wo ein harfenirender Engel seine Schwanenfittige ausbreitete.

Herr Richard schickte mich dann Hals über Kopf zum Könige seinem Vater mit einem Schreiben, worin er diesen bat, um Gottes Wunden und um seines eigenen Heiles willen die den Bitten des Sohnes gewährte Zusammenkunft mit dem Primas zu beschleunigen.

Als Herr Heinrich aus diesem Briefe entnahm, der Bischof verspreche ihm den heiligen Friedenskuß, litt es ihn nicht länger in seiner Burg, er trieb seine Ritter und schalt seine Knechte, bis wir nach wenigen Stunden spornstreichs verritten — so heiß dürstete ihn nach der Berührung der Lippen, die seine langjährigen Qualen stillen und seinem Leben den Frieden geben sollte, wie sein Glaube war.

Es war an einem grauen Tag und auf einer trübseligen Haide, daß die Herren zusammentrafen. Herr Thomas, der mit kleinem Gefolge erschien, hatte Mühe, sich von seinem Thiere zu heben. Er war schmal von Gestalt und schwankend geworden, wie ein in Sonne und Wind verschmachtetes Schilf. Der König stürzte vor, um ihm den Bügel zu halten, den Primas aber hatten seine Mönche schon in ihren Armen empfangen. Er stand ehrerbietig vor meinem Herrn, ein müder Mann; aus tiefen Höhlen blickten seine Augen und zitternd klang seine Stimme, als er an den König die erste Rede richtete: „Gnädiger Herr, laßt die Andern zurücktreten, damit unser Geheimniß unbelauscht bleibe." Er winkte seine Mönche weg und der König wies mit hastigem Gehorsam seine Ritter zurück, denn ihn dürstete nach dem Friedenskusse. Ich aber ergriff die

Digitized by Google

Zügel der beiden Pferde und hielt mich mit ihnen in kleiner Entfernung von den Herren, während die Andern, Mönche und Ritter, wol auf die Weite eines Bogenschusses nach zwei Seiten zurückwichen.

Herr Heinrich konnte sich jetzt nicht länger halten, mit gespitzten Lippen näherte er sein zerfallenes, aufgedunsenes Angesicht dem kasteiten, heiligen Haupte des Kanzlers. Es war häßlich und abstoßend, das Antlitz meines Königs, aber so rührend und sehnsüchtig, als begehre es nach dem Genusse des göttlichen Leibes.

Was jetzt geschah, Herr, was in dem Innern des Kanzlers vorging, wer kann es sagen?

Ich meine aber, daß dieser Verein von Häßlichkeit und Begierde ihn an die Erwürgung der kindlichen Gnade erinnerte. Er entzog ekelnd seine Lippen dem Könige und betrachtete das nahe Haupt mit Schauder, als erblicke er den Inbegriff jeder Unterdrückung und Schandthat.

Der König aber in seiner blinden Sehnsucht ergriff die Arme und suchte den Mund des Kanzlers, als ihn dieser mit einem Schrei des Entsetzens zurückstieß.

Wie nun Herr Heinrich mit Schmerz und Zorn gewahr wurde, daß ihm der Primas trotz des gegebenen Wortes den Frieden nicht gewähren konnte, verhärtete sich plötzlich sein Gemüth und er stieß verzweifelnd die Worte aus: „Was hab' ich mit Dir zu schaffen? Thomas, was verfolgst Du meine Seele?"

Der Kanzler aber war innerlich zu Kräften gekommen und seines Pfades gewiß geworden. Er erwiderte mit ruhiger Hoheit: „Du kennst seit Langem meine Natur, o Herr, die in die Stapfen eines Größeren treten muß. Ich bin dessen nicht gewiß, ob der Nazarener, dem ich gehöre und nachzufolgen suche, es über sich gebracht hätte, Deine scheuseligen Lippen zu berühren. Den Verräther Judas hat er geküßt, der ihn, die Unschuld und Liebe selbst, verkauft und in den Tod geliefert hat; aber ob er einen Mund geküßt hätte, der die Seele seines Kindes vergiftete und den Leib der Unschuld verdarb, daran muß ich zweifeln. Und da er zugleich ein Gott ist, wie die Kirche lehrt, so kann er den Mord seines Lammes nicht vergeben ohne eine schwere und völlige Sühne, weil er sich selbst, das heißt die Gerechtigkeit, die sein Wesen ist, nicht zerstören kann. Und ich, der ein Mensch aus heidnischem Blute und nicht so gelassen bin, als ich scheine, ich soll über mich bringen, was mein Meister nicht vermocht hätte! Und doch, es soll geschehen. Aber um ein Lösegeld, Seelen gegen Seele! Sammle Deine Sinne, König, höre mich an und überlege.

Siehe, ich habe noch andere Kinder, Deine Sachsen, deren Seelen Du selbst einst meiner Hut anvertraut hast.

Aber wie soll sie der verbannte Hirte weiden? Und wie sollen diese Seelen gedeihen, wenn ihre Leiber das Eigenthum Deiner Wölfe, Deiner unersättlichen Barone sind? Seit Dein Ahn, der Eroberer, viele Tausende dieser überwundenen Sachsen einer Handvoll eiserner Normannen unterworfen hat, wohnen die Beraubten nicht mehr auf eigenem Grunde. Du verstümmelst die Männer wegen eines erlegten schädlichen Wildes kraft Deiner barbarischen Jagdgesetze und scheuchst Jünglinge und Mägde in den Schatten der Klöster weg von der Sonne und von der ererbten nährenden Erde, die sie friedlich bauen und bevölkern sollten.

Digitized by Google

Laß mich gewähren! Höre mich an: ich will Dir ein Volk schaffen. Nicht mit Eroberung und Gewaltthat, sondern mit Weisheit und Gerechtigkeit, mit dem sanften Stabe des Bischofs will ich überwinden. Weil ich die Seelen beherrsche, so fürchte ich mich nicht vor den Schwertern Deiner Normannen. Ich bin in diesen Tagen des blinden Zornes und der plumpen List noch immer der Klügste der Sterblichen.

O mein König, wie thöricht hast Du gehandelt, da Du, meine Macht zu zerstören, Deinen Sohn Heinrich gekrönt hast! Und wie ungerecht! Denn Du selbst hast mich zu Deinem Primas gemacht und Dein Primas bin ich auf immer.

„Siehe hier," — er hob eine Rolle aus seinem Busen, „den Bannstrahl des Papstes in Rom, den er gegen Dich wirft, weil Du an die Rechte meines Stuhles getastet hast, — ein unreines Feuer, das ich nicht auf Dein Haupt herabbeschworen habe! — Heute ist der heilige Vater ein Miethling Deines königlichen Vetters von Frankreich, wie er einst, da ich Dir diente, der Deinige war. Du hast die Seele des Latiners nicht verstanden und sparteſt das Gold zur Unzeit.

Gib Dich, mein Herr und Gebieter, in meine Hände zurück und ich trete Dir diese käufliche Brandfackel aus! Auch auf die Rechte meines Stuhles werde ich einst verzichten, wenn ich sie gebraucht haben werde, um in Deinem Königreiche Jedem Raum und Recht und Dir ein Volk zu schaffen. Denn nicht des Latiners Knecht bin ich, sondern ein Diener und Bruder des Nazareners."

Ueber diesen erstaunlichen Worten war das Angesicht des Königs bald aufgeflammt und bald erbleicht. Zuweilen schien das Gemüth des Unschlüssigen dem Bischof und seiner Weisheit sich zuzuneigen und zu ergeben, dann aber gewann Feindschaft und Grauen wieder die Uebermacht und seine Seele blieb zwiespältig.

„Siehe, mein Fuß ist müde," fuhr Herr Thomas mit weicher Stimme fort. „Ich bin eine erlöschende Flamme, doch scheint mir lebenswerth, in diesem Zeitalter des Hasses und Zwiespalts ein Reich zu gründen, wo Gott und dem Menschen nicht in's Angesicht gespieen und geschlagen werde.

Erbe des Eroberers, willst Du ein gerechter König werden?

Begehrst Du eine mildere Todesstunde als die Deiner Ahnen? Ueber Dir schwebt" — und Thomas schaute in den leeren Raum über dem Haupte des Königs, wo ich im Geiste eine Hand mit gezücktem Schwerte erblickte, — „eine andere als meine Rache. Ich sühne sie Dir. Flüchte Dich in meine Arme. Besser diene ich Dir jetzt als einst Dein ehrgeiziger Kanzler! Ich bin Dein Freund! Denn, siehe, Dein Sohn Richard hat für Dich gebeten." —

Diese schöne und geistliche Rede hätte vielleicht meinen armen König überwunden, hätte nur der kluge Herr Thomas das Löwenherz nicht in's Spiel gezogen!

Mein Herr Heinrich, obwol er seinen Dritten über Alles liebte, war durch den unkindlichen Verrath und Abfall der Jungherren Heinz und Gottfried gegen sein eigenes Fleisch und Blut argwöhnisch geworden. Ihn ärgerte, daß sein Sohn Richard für ihn gebeten und in seinem Herzen schwoll und kochte ein schwarzes Mißtrauen.

Digitized by Google

„Wohin führst Du mich, Thomas? Ich soll meine Normannen erzürnen?“ stotterte der hin und her Gerissene. „Was sinnst Du? Meine sächsischen Knechte freigeben?... Meinst Du's im Guten?... Willst Du mich verderben?...“ Er runzelte die Stirn, als mühe er sich nachzudenken, aber plötzlich kam ein verwirrender Geist des Zornes über ihn: „Ich erkenne Dich,“ rief er, „Du willst mich und mein Reich zerstören!.. Seit Gnade, die Gott verdamme, dahin ist, brütest Du Tag und Nacht über meinem Untergange, Du Heuchler, Du Verderber, Du rachsüchtiger Heide!“

Das Antlitz des Herrn Thomas aber leuchtete wie das eines Engels und er sagte mit strahlenden Augen: „Ich vergebe Dir den Tod Gnade's und Deine Lästerung, wenn Du meine Brüder, die Sachsen, freigibst und fortan göttliche und menschliche Wege wandelst! Willst Du, König Heinrich?...“

In diesem Augenblick wurde der Hause der normännischen Herren unruhig, die es verdroß, den König so lange mit dem geächteten Bischof, dessen Klugheit sie fürchteten, verhandeln zu sehen und deren Ehrerbietung gegen ihren Fürsten schon merklich gesunken war. Sie rasselten mit den Speeren und Schilden, tummelten ihre Rosse und schrieen: „Finissez, Seigneur Roi, finissez!“

Herr Heinrich erschrak und bedeutete den Primas, schleunig von ihm zu weichen.

„Zurück mit Dir,“ rief er, „in Dein französisches Kloster!... Und daß Deine Sohlen nimmermehr den englischen Boden berühren, Du Volksverführer! Weder hier noch jenseits will ich je mit Dir wieder zusammenkommen und zu schaffen haben, Du Zauberer und Schicksalsrabe!....“

Aus dem Angesichte des Primas wich jedes Leben.

Er antwortete mit sanfter Stimme: „Ich weiß nicht, ob ich Deinem Worte folgen kann, denn lange bin ich nun gewandert und Hirt und Heerde verlangen nach einander. Auch sehne ich mich nach meiner Ruhestätte. Darum, o Herr, verspreche ich nicht Dir zu gehorchen. — Doch besorge nichts von mir, meine Schritte suchen den Frieden.“

„Hüte, hüte Dich, bei Deinem Leben, meinen englischen Boden zu betreten!“ schrie der König außer Sinnen und geberdete sich so heftig, daß Herr Richard, das Löwenherz, der, aufmerksam auf die Zweie, sich in der Nähe der normännischen Ritter hielt, mit verhängtem Zügel und bestürzten Mienen herangesprengt kam.

Thomas Becket aber wendete sich von dem Könige mit einem wehen Lächeln. „Ich glaube, die Stunde meiner Befreiung nahet,“ sagte er. „Wo hätte ich Zager sonst den Muth genommen, das Haupt zu erheben und meinen Herrn und König zu erzürnen!“ —

So schieden sich Herr Heinrich und Herr Thomas von einander ohne den Frieden, den sie doch Beide redlich gesucht hatten.

XII.

Als wir die graue Haide, den Ort des verweigerten Kusses, verlassen hatten und schweigsam in uns gekehrt nach der festen normännischen Stadt Rouen trabten, trieb uns nach einem warmen, verlängerten Spätherbst eine rauhe

Digitized by Google

Winterluft die ersten Flocken entgegen. Mich drückte der Kummer wie ein zu enger Brustpanzer, denn ich gab die Sache meines Königs verloren, wohl wissend, was ich Herrn Richard nicht verhehlt hatte, daß das an einem Sonnenstrahl der Güte schmelzende Eis der Herzen, von neuer Kälte überfallen, sich zwiefach verhärtet. Mit meinen Augen hatte ich es gesehen, wie der Primas dem Löwenherzen zu liebe sein innerstes Naturwesen hatte zwingen wollen, die Lippen meines Königs zu berühren und wie er es nicht gekonnt.

Von Dohlen und Krähen umflattert, sprengte Herr Heinrich über das Blachfeld, das sich langsam mit Schnee bedeckte.

Da, an einem Kreuzwege, spornte Herr Richard seinen Falben, den er bei währendem Ritte gegen seinen Gebrauch in den hinteren Reihen gehalten hatte, neben den Berberhengst des Königs und beurlaubte sich von dem Vater mit gesenktem Haupte und, wie mir schien, tiefsinnigen und hinterhältigen Mienen, wie sein tapferes Antlitz sie sonst niemals zeigte. Er schützte, ich weiß nicht welche persönlichen Anliegen und Verwickelungen in seiner Grafschaft Poitou vor und ich verstand, daß er zwar nicht mit den Brüdern gegen den König Panier aufwerfen, aber außerhalb des Streites sich halten werde.

In der Stadt Rouen hielt sich Herr Heinrich bis zur Weihnacht, die nicht ferne war, in guter Zucht und christlicher Zerknirschung, hörte fleißig die Messe und that sich wehe mit Fasten und jeglicher Enthaltsamkeit; denn er war gesonnen, am Morgen des theuern Festes das hochheilige Brod zu essen.

So that er auch mit Andacht und Freude. Dann setzte er sich mit seinem adeligen Gesinde an die reich beladene Tafel, um seinen kasteiten Magen zu ergötzen. Das festliche Mahl war zu seiner Mitte gelangt, da regte sich der Böse und schickte einen Störefried.

Gestiefelt und gespornt — denn er hatte sich eben vom Pferde gekugelt — keuchte der Bischof von York durch die Halle und stellte sich, roth wie ein Puter, mit erzürnten Geberden vor den tafelnden König. Dieser kurze, hitzige Normanne konnte mit seiner Unrast und dem Auffahren seiner Gliedmaßen einen Gelassenen und Gesunden aus der schönen Fassung bringen, geschweige meinen König. Ihm an der Seite erschien einer seiner Kleriker, ein Mann mit langem Gesichte voller Vernunft, der ihn mit bedächtigen Reden zu beruhigen und zu regeln trachtete.

„Helfet mir, gerechter König Heinrich," überschrie sich der Kleine. „Nicht genug am Primas, hat nun auch der heilige Vater in Rom seinen Bannstrahl auf mein Haupt geschossen. Thomas Becket, den Gott verpeste, hat die Bulle verstohlener Weise auf seinem eigenen Leibe in Euer englisches Königreich getragen und eben jetzt, zur heiligen Freudenzeit, wird sie in allen Kirchen, wo Sachsen Messe lesen, zu meiner und meines Königs Schmach feierlich verkündigt. Und wie ist der Sohn der Bosheit nach Canterbury gekommen? ... Als ein Triumphator mit Roß und Wagen und einem langen sächsischen Heerzuge! ...."

Hier gelang es dem verständigen Kleriker seine Stimme hörbar zu machen.

Dem sei nicht so, wandte er ein, auf einer frommen Eselin sei der Primas eingeritten; wahr sei es aber, daß das Volk Gewand vor ihm ausgebreitet und, was Grünes in dieser Winterzeit vorhanden, auf seinen Weg gestreut habe. Der

Digitized by Google

Verbannte sei als ein müder Mann nach Canterbury zurückgekehrt und habe sein erzbischöfliches Haus, ja sein Gemach seither nicht wieder verlassen. Freilich habe der Primas zwei päpstliche Bullen in seinem Gewande nach England gebracht: die eine aber habe er in die Flamme seines Herdes geworfen, die andere von seinen kriegslustigen Klerikern nur mit Widerstand sich entreißen lassen. Herr Thomas sei am Erlöschen und die Natur selbst werde Herrn Heinrich von seinem Peiniger und Widersacher in Bälde befreien.

Das sei die nüchterne Wahrheit. Ein ihm verpflichteter Hausgenosse des Primas habe sie ihm getreulich erzählt.

Der Bischof aber rannte diese Vernunft mit gewaltsamen Worten zu Boden. „Thomas am Erlöschen?“ schrie er. „Bei meiner Bischofsmütze, drei Lebensgeister hat der Zähe, um Deiner Majestät zu schaden! Thomas ein Friedebringer? Den Krieg bringt er Dir nach England! Ueberall auf seinen Wegen tumultuirten die Sachsen und griffen zu ihren Aexten! Ich habe es von Augenzeugen!“

Das schien mir schon damals unmöglich, wie ich die geschwächten Sachsen kannte. Aber ich hörte kaum auf die kollernden Worte des Bischofs, denn alle meine Sinne waren auf meinen König geheftet, dessen Innerstes zu sieden begann.

Er hatte die Berichtigungen des verständigen Klerikers in der Betäubung seines Zornes nicht vernommen.

Jetzt kam die lodernde Flamme zum Ausbruch. Herr Heinrich, von dem Aufruhr oder der Demuth des Primas gleicherweise empört, sprang in sinnlosem Zorne vom Sitz empor und stieß seinen Becher so hart von sich, daß er weit über die Tafel rollte, den Wein in rothen Strömen auf das Linnen vergießend, wie Blut in den Schnee.

„Ich habe ihm verboten meinen Boden zu betreten!“ schrie der König mit bebender Stimme. „Ich weiß, er verbirgt in seinem Busen und Gewande auch einen päpstlichen Bannbrief gegen mich, seinen König. Er hat mir ihn selbst gezeigt, der Böse!“ Jetzt schlug er verzweifelnd die Fäuste gegen einander und wehklagte: „Ich habe ihn gekleidet und geschmückt, wie eine Geliebte. Er hat wie ein schmeichelndes Hündlein das Brod aus meiner Hand gegessen und dieser Teufel von Undankbarkeit tritt mich mit Füßen, zerreißt mein Haus und zerstört mein Reich.“

Er blickte irr über die verstummte Tafelrunde und schleuderte seinen Rittern die beschimpfenden Worte zu: „Ich mäste Knechte! Sie zehren am Mark meiner Länder und strecken die Füße aus unter meinem vollen Tisch; aber keiner dieser Fresser und Schwelger ist Mannes genug, mir einen Verräther vom Halse zu schaffen!“

Während der Herr mit rollenden Augen auf und niederschritt und sich Keiner mit der Rede an ihn wagte, hatte sich die Mehrzahl der Königsgäste erhoben und umringte den Bischof, diesen mit Fragen und Vorwürfen bestürmend.

Hinter dem Stuhle des Königs stehen geblieben, sah ich am untern Ende der plötzlich gelichteten Tafel Viere zusammensitzen, die sich Blicke zornigen Einverständnisses zuwarfen und im Flüstertone, als hielten sie geheimen Rath, aufgeregte Worte tauschten. Ihre Namen, Herr, sind Euch bekannt, denn die

Digitized by Google

Legende hat sie in alle vier Winde gerufen, sie sind die Unseligsten aller Lebenden und jedes Christenkind in England bekreuzt sich vor ihnen.

Das ist zum Ersten Herr Wilhelm Tracy, der Spötter, dann Herr Richard aus der Bretagne, Herr Rinald, der Schöne, ein Liebling der Weiber, und letztens Herr Hug, der Einfilbige.

Ich stand zu ferne um ihre Worte zu verstehen, aber ihre Geberden sprachen deutlich genug.

Noch seh' ich, wie Herr Hug sich die Lippe benagte, wie Herr Rinald seine weichen Langhaare um die Finger schlang und zerriß, während Herrn Richard der Zorn dunkelroth in die Stirne stieg und der witzige Mund des Herrn Wilhelm Tracy, der sonst voller Gelächter war, sich zum bittersten Hohne verzog. Dann schienen sie eins geworden und verschwanden zusammen durch eine Hinterthüre.

Ich wandte mich nach dem Fenster und sah die Viere im Schloßhofe ungeduldig auf ihre Rosse harren und sie dann hastig besteigen.

Als ich am Abend dieses schlimmen Christtages in der Kammer meines Herrn erschien, um seinen Jagdbefehl für morgen zu holen, fand ich ihn, wie den Zornmüthigen zu geschehen pflegt, stumm und niedergeschlagen, so daß ich es wagen durfte meinem geängstigten Herzen Luft zu machen.

„Zu Mittag nach Eurer scharfschneidigen Tischrede," begann ich, „sind vier Eurer Gäste," und ich nannte sie, „spornstreichs verritten, ich meine nach der Küste. — Hätten sie aus Euern entrüsteten Worten einen Wunsch oder einen Befehl herausgehört ... o Herr! Was dann? Wenn sie Eure Rede in Eure That verwandelten — es wäre nicht Euer Wille." —

Er starrte mich an, mühsam seine Gedanken zusammenknüpfend, und antwortete nicht.

„Bei der glückseligen Krippe," warnte ich flehentlich, „das ist kein Geringes! Alle Heiligen und Engel wollen Euch behüten, daß Ihr Euch keinen Märtyrer auf die Seele ladet!" —

Jetzt begriff er mich plötzlich und packte mich an der Schulter. „Wann sind sie verritten?" fragte er, obwol ich es ihm eben gesagt hatte. „Warum mahnst Du nicht zu guter Zeit, krächzender Rabe?" —

„Noch ist es nicht zu spät!" versetzte ich unerschrocken. „Betrachtet die von Mitternacht heranziehenden Schneewolken! Sicherlich tobt die See und sie haben Gegenwind."

„So sattle meinen Berber," befahl er, „er überholt den Sturm. Erreiche die Viere und bring' sie mir zurück. Du ereilst sie mir — ich will es!"

„Herr," sagte ich, „sie werden mich nicht hören; denn Ihr habt ihre Ehre auf's Blut gereizt. Besser, ich reite einen andern Weg, erreiche die Küste, wo der Meeresarm am dünnsten ist, presse dort das schnellste Schiff, wem es gehöre, gelange nach Canterbury vor den vier von Euerm Zorne Gejagten und schaffe Herrn Thomas in Euerm Namen Sicherheit."

„Das ist Deine Sache!" drohte er. „Wisse Eines: ich will nicht, daß dem Primas ein Leides geschehe! Wird ein Haar dieses ehrwürdigen Hauptes gekrümmt, so büßest Du dafür und baumelst mir am nächsten Galgen!"

Digitized by Google

Es hätte dieser unsinnigen Drohung für mich nicht bedurft. Nie wurde rascher gesattelt, nie rasender geritten! Unterwegs erfuhr ich, die Viere hätten sich dem nächsten Seehafen, welchen sie den Port der Gnade nennen, zugewendet und eilte quer durch französisches Land nach Calais, von wo mich ein Schnellsegler in wenig Stunden nach England hinüber brachte, während ich inmitten der stürzenden Wellen Gottes liebe Mutter, die mich auch erhörte, inbrünstig anrief, mich den vier Zornmüthigen nur wenigstens um zwanzig Ave Maria vorkommen zu lassen.

Auf englischem Boden wurde ich häufig von streifenden geharnischten Normannen angerufen; denn das Land war in Unruhe und die Sage überall verbreitet, der Primas umgebe sich in Canterbury mit sächsischen Waffen.

Von diesem in der Luft herrschenden Geiste der Bangigkeit gejagt, trieb ich, auf die fliegende Mähne des Berbers mich beugend, das edle Thier zu rasendem Laufe und dennoch schien es mir, als wollten sich die aus dem Häuserhaufen von Canterbury aufsteigenden Thürme der Kathedrale, auf die ich meinen Blick unverwandt geheftet hielt, nicht vergrößern.

Als ich mich endlich in Schweiß gebadet den Mauern der Stadt näherte, fand ich die Straße vor dem Thor mit frisch abgehauenen Tannenzweigen und dürftigen Wintermaien, den Zeugen eines friedfertigen Einzuges, bestreut. —

Ich glitt vom Pferde und führte das schnaufende Thier durch eine Hintergasse in die Brauerei, wo ich abzusteigen pflegte; denn ich hatte nicht selten meinen König nach Canterbury begleitet, dessen eben vollendetes Münster als ein Wunder der neuen Baukunst galt. Der Hauswirth, ein Sachse, der zugleich der Alderman von Canterbury war, schloß gerade behutsam die Läden der gegen die lange Hauptgasse gewendeten Fensterreihe. Als ich ihn fragte, wozu er am hellen Tage Finsterniß mache, deutete er mir mit der Linken zu schweigen und schob mich mit der Rechten vor die breite Spalte eines Fensterbalkens. Ich lugte durch und sah die Viere von der Königstafel in voller Rüstung die Gasse auf und niederreiten, mit ausgestreckten Schwertern auf die Fenster und die Hausthore weisend.

„Jeder halte sich im Hause! Keiner setze den Fuß auf die Gasse!" gebot Herr Wilhelm Tracy, der seinen Rappen vor der Wohnung des Aldermans herumriß, während das Thier aus schnaubenden Nüstern eine Dampfwolke in die kalte Winterluft ausstieß.

Nachdem der Herr sein Roß gewendet, wiederholte er den Befehl, nicht in der verächtlichen Weise, wie der normännische Hochmuth die Sachsen anzufahren pflegt, sondern mit feierlichem Heroldsrufe.

Die erschrockenen Bürger gehorchten. Hier schloß sich eine Kaufbude, dort trug ein Höckerweib jammernd seine Körbe weg, weiter unten hob eine geängstete Mutter ihr auf der Gasse spielendes Kind auf den Arm und flüchtete es heim.

Der witzige Herr Wilhelm war nicht zu kennen. Ernst und unglücklich schauten seine Augen unter den schwarzen Brauen hervor aus der Blässe seines Angesichtes. Es wurde mir deutlich, daß sich die Viere unterweges geeinigt hatten und die auf ihrer Seele brennenden Schmachworte des Königs nicht mit einer zornigen Mordthat, sondern mit Gericht und Bluturtheil zu löschen gedachten.

Digitized by Google

Auch ich rathschlagte mit dem Alderman, machte den echten und letzten Willen meines Herrn und Königs geltend und gebot ihm, sobald die Viere gewichen, seine Bürger zu ermuthigen, zu bewaffnen und mit ihnen meines Zeichens zu harren.

Dann schlüpfte ich durch Seitengäßchen und erreichte das feste erzbischöfliche Haus, wo sie mich als Königsknecht und eine in England wohlbekannte Person ohne Schwierigkeit, ja bereitwillig wie einen Nothhelfer, einließen.

Sie führten mich in eine prächtige, lieblich erwärmte Halle, wo der Primas unter vielen Klerikern und dienenden Brüdern Tafel hielt, hinter denen ich mich barg, ungern mich geduldend bis der Augenblick es erlaube, mich Herrn Thomas zu nahen.

Er selbst berührte keinen Bissen, sondern hielt das geisterhafte Haupt mit geschlossenen Augen in den bischöflichen Stuhl zurückgelehnt, einen armen, frommen Mann aus Canterbury anhörend, der mit bebender Stimme den Eintritt der Viere berichtete.

Nachdem er ihn von der Nähe der Gefahr überzeugt hatte, beschwor der Sachse den Primas sein Leben durch die Flucht zu retten. Ein ängstliches Gemurmel lief um die Tafel. Herr Thomas aber regte sich nicht. „Es ist genug," sagte er ruhig, segnete und entließ den Weinenden. Dann sprach er: „Gib mir den Kelch!" und der junge Kleriker, an den er sich wandte, ein blondlockiger Knabe in weißem faltigen Gewand, reichte ihm eine mit Wasser gefüllte kristallene Schale, die er langsam ausschlürfte.

Jetzt trat ich vor und warf mich dem Primas zu Füßen. „Ehrwürdiger Vater, ich komme von meinem Könige. Ihm ist bange um Euch!" rief ich. „Er sendet mich auf eiligen Schiffen und dampfenden Rossen, daß ich Euch mit meinem Leibe decke und die königliche Macht über Euer Haupt breite!... Auf, fromme Brüder," und ich wendete mich an seine Kleriker, „auf! Stehet mir bei! Führet Euern Bischof in sein innerstes festestes Gemach! Und ihr Andern, helfet mir die Thore versperren und die Thüren verrammeln! Ist nur das erste Feuer der vier Herren verlodert und ihr erster Anlauf abgeschlagen, so geleite ich mit Hilfe der Leute von Canterbury den Primas in die nächste königliche Burg. — Herr Thomas, im Namen der benedeiten Mutter, widerstrebet nicht! Gebt Euch in des Königs Schutz und Euch wird kein Haar gekrümmt werden!"

Ohne sich von der Stelle zu rühren, richteten die Kleriker insgesammt ihre Blicke auf den Primas; doch dieser machte mit wenigen gelassenen Worten meinen Anschlag zu nichte. „Besser als Dir ist der Wille Deines Herrn mir bekannt. Ich lese deutlich in seinem Herzen! Gottes ewiger Rathschluß und der Vorsatz meines Königs erfülle sich an mir!"

„Bei den fünf heiligen Wunden!" schrie ich, außer mich gerathend, „der König will nicht, daß Ihr hier erwürgt werdet! Trägt er die Schuld, wenn Ihr die trotzige Absicht habt, Euern Leib und des Königs Seele wissentlich und freventlich zu verderben?" —

Da wandte sich plötzlich Herr Thomas gegen mich und schlug mich mit

Digitized by Google

biblischen Worten: „Hebe dich von hinnen, du Schalk und böser Knecht, denn du bist mir ärgerlich!“ —

Erschrocken sprang ich auf die Füße und wich zurück unter die Kleriker. Ich war betrübt und mehr noch ergrimmt, daß Herr Thomas, der bis heute säuberlich mit mir gefahren war, im Augenblicke, da sein Innerstes, offenbar wurde, mir so böse und ehrrührige Namen gab, als wäre ich ein Erzschelm von lange her. — War das nicht eine Ungerechtigkeit? Ich überlasse Euch das Urtheil jetzt, da Ihr meinen Wandel von jung auf kennt und ich Euch Nichts von meiner Blöße verhehlt habe.

Bevor ich den Schmerz dieses unverdienten Schlages verwunden hatte, wurde die Thüre geöffnet und die vier normännischen Herren traten in die Halle, ohne Rüstung und Waffen, in gewöhnlicher Hoftracht. Sie begrüßten den Primas mit tadelloser Courtoisie und feindseligen Mienen.

Der Bischof hatte sich bei ihrem Eintreten in seinem Stuhl emporgerichtet und ich wunderte mich über die Erhabenheit seiner Gestalt, aus welcher jede Schwäche gewichen schien. Er erwiderte den Gruß seiner ungeladenen Gäste ebenso adelig und lud sie, die Hand leise bewegend, an seine Tafel. Sie setzten sich.

„Wie steht es um meinen Herrn und König?“ fragte er sie nach einer Weile und erhielt keine Antwort. „Ist's Friede?“ fragte er wieder.

Die Viere aber betrachteten den Bischof, die einen mit gesenkter Stirn unter drohenden Brauen hervor, die andern mit scheuen Seitenblicken, nur ein unverständliches Gemurmel kam über ihre Lippen.

Zuerst ermannte sich Herr Richard, den sie seiner unbezwinglichen Faust halber Frappedür, das heißt in unserer Zunge Schlagehart nannten. „Im Namen des Königs kommen wir!“ sagte er.

„Ich glaube Euch,“ versetzte der Primas. „Ihr, die Ihr um ihn seid, verstehet seine Winke und erfüllet seinen Willen.“

„Hebe den Bann von dem Bischof zu York, Primas, oder hebe Dich selbst aus England!“ fuhr Herr Frappedür fort, und der Einsilbige stimmte bei: „Hebe den Bann, oder Dich selbst.“

„Nicht ich allein, jetzt hat ihn auch ein Anderer als ich, der heilige Vater in Rom, mit dem Banne belegt,“ erwiderte Herr Thomas ruhig. „An diesen wende sich mein Bruder in York. Meine Sache kann das nicht länger sein. Ich suche nur den Frieden.“ —

„So entrinnst Du uns nicht, Du Zweideutiger!“ drang Herr Wilhelm Tracy, der unter den Vieren die gewandteste Zunge hatte, auf den Primas ein. „Befreie den Bischof von dem Banne, den Du auf ihn geschleudert hast! Er brennt ihm stärker auf der Haut als der römische. Genug der Unterscheidungen und Spitzfindigkeiten! Gehorche Deinem Könige und Lehensherrn in geraden Treuen, wie wir Alle thun! Bist Du nicht lediglich ein Geschöpf seiner Gnade? Wer hat Dich aus dem Nichts gezogen und aus einem Sachsen zu einem Menschen gemacht? Woher kommt Dir die erhabene Macht dieses Stuhles? Du Undankbarer, Feindseliger, sprich, aus wessen Händen hast Du sie empfangen?“ —

Digitized by Google

„Aus den Händen meines Königs zu unser Beider Gericht!“ antwortete Herr Thomas, daß es durch die Halle zitterte.

Ueber dieser traurigen Rede geriethen die Viere in Aufruhr. Rinald der Schöne drehte an den Fingern seiner Handschuhe, die er bis jetzt spielend in der Linken gehalten. Herr Richard Frappedür stieß mit Rücken und Fuß seinen Stuhl zurück, daß das Eichenholz stöhnte und der Einsilbige sagte: „Kommt zum Ende!“ —

Herr Thomas aber sprach mit heiliger Hoheit: „Ich glaube, Ihr drohet, tapfre Herren? Was will mein König von mir? Was sein ist, will ich ihm geben. Meinen Leib? Hier ist er. Nehmet ihn. Mein Gewissen aber gehört weder ihm noch mir.“ —

„Vergessen wir der ritterlichen Sitte nicht!“ sprach Herr Wilhelm. „Herren, überlasset mir die Frageſtellung!“

Er erhob sich und trat in Todtenblässe vor den Primas.

„Thomas Becket, nimmst Du den Bann von dem Bischofe zu York? Rede!“

Herr Thomas aber schwieg und verurtheilte sich damit zum Tode.

„Thomas Becket, Du hast den englischen Boden gegen den Willen Deines Königs und den Spruch seines Parlamentes wieder betreten. Weiche aus England! Zugesagt ist Dir freies Geleit bis an's Meer. Wann ziehst Du von hinnen? Rede!“

Herr Thomas aber schwieg.

Eine Weile harrte Herr Wilhelm auf Antwort, dann schloß er finster: „Das ist Felonie. Dein Blut über Dich!“ —

Die Viere verließen den Saal mit gemessenen Schritten. Ich wußte, sie gingen sich zu waffnen.

Es entstand nun eine so große Stille, daß ich mein Herz wie einen Hammer gegen die Rippen schlagen hörte. Da erklang aus dem Schweigen, stark und markig, eine Stimme, die ich anfangs nicht erkannte. Sie gehörte Herrn Thomas, der einen ihm gegenüber an der Wand hangenden Crucifixus mit Inbrunst ansprach:

„Fürst der Schmerzen, nimm Wohnung in diesem Leibe!“

Wieder hörte ich lange Zeit nichts als die Schläge meines Herzens. Dann sprach Herr Thomas zum andern Male und streckte seine schmalen Hände aus:

„Durchstich sie und gewähre mir Deine Passion!“ —

Da erbebte ich in Ehrfurcht und getraute mir nicht länger, das Angesicht des Herrn Thomas zu besehen, weil ich fürchtete, der Dreifaltige habe in seinem Leib Einzug gehalten und blicke majestätisch aus seinen Augen.

Aber ich raffte mich zusammen, als ich auf dem Gange Waffenlärm vernahm, stürmte nach der Pforte und stieß alle Riegel vor. Durch mein Zufahren wie aus dem Banne eines Traumes gelöst, umringte der ganze Haufe der Kleriker den Primas, Etliche fielen ihm zu Füßen, Andere, die ihn fortziehen wollten, faßten seine Arme, noch Andere umschlangen seine Hüften, um sich seiner zu bemächtigen und ihn mit liebender Gewalt wegzutragen.

Inzwischen schmetterten Beilschläge von draußen gegen die Thüre.

Digitized by Google

Der Primas aber wollte von dem Sitze, wo er gerichtet worden, nicht weichen. Da trat ein schlanker, klug blickender Diakon vor ihn hin, legte den Finger auf den Mund und machte ihn auf das feine Geläute eines Glöckleins aufmerksam, das in dem Tumulte kaum zu vernehmen war. „Es läutet zur Vesper und man erwartet Euch in der Kirche, Vater," mahnte er.

Thomas Becket erhob sich ohne Weigerung, ein Zug ordnete sich und der Primas durchschritt hinter dem vorgetragenen Kreuze den langen Gang, der durch das Innere des bischöflichen Hauses in den Chor der Kathedrale führte. Auch ich wandelte in Reih und Glied mit den psallirenden Pfaffen. —

Hier hielt der Armbruster inne. Sein Blick richtete sich auf eine neben ihm auf dem Kaminsimse stehende Sanduhr, in welcher eben die letzten Körner aus dem oberen in das untere Glas rollten. Hans drehte die Uhr und sagte: „Heute jährt es sich und es war zu dieser Stunde des Nachmittags, daß Herr Thomas seinen letzten Gang antrat.

In die Kirche gelangt, warf er sich vor dem Hochaltar auf die Kniee, von seinen Klerikern umlagert, deren mehr als einer rückwärts über die Schulter furchtsame Blicke durch die Länge des Schiffes nach dem Hauptportale irren ließ, durch welches die Normannen jeden Augenblick eindringen konnten; denn der Diakon hatte diese Zufluchtsstätte nicht der Festigkeit, sondern der unantastbaren Heiligkeit des Ortes wegen gewählt.

Auch ich hielt das Portal unverwandt im Auge, entschlossen im letzten Augenblicke, nicht gegen die vier Herren das Schwert zu ziehen, — solches war mir als einem Knechte verwehrt, — aber Herrn Thomas mit meinem Leibe zu decken, ob ich die Schuld vergossenen Märtyrerblutes von meinem Herrn und Könige abwende.

Alle Zeit und Frist nimmt ein Ende. Es klirrte und blitzte unter dem Portal, die Viere traten, geharnischt vom Wirbel bis zur Sohle, in die Pforte und stürmten mit nackten Schwertern durch das Schiff der Kirche. „Mir nach, Getreue des Königs!" schrie Herr Wilhelm Tracy.

Schleunig wollte ich noch die offenstehenden festen Gitterschranken schließen, die den Chor von der Kirche trennen; aber der Primas, der sich erhoben und gegen seine Mörder gewendet hatte, wehrte es mir mit unwiderstehlicher Geberde. Seine Kleriker aber alle umdrängten ihn. Die jüngeren und muthigeren füllten die Stufen. Voran auf die unterste stellte sich festen Fußes Truftan Grimm, der das Kreuz trug. Die Anderen standen und knieten um den Bischof und drückten sich durcheinander wie eine erschreckte und verwirrte Heerde, deren Hirte geschlagen wird.

„Wo ist der Verräther?" rief Herr Wilhelm Tracy. Da hielt der tapfere Mönch Truftan das Kreuz mit beiden Händen gegen ihn empor als einen Schutz und eine Drohung. Ein Schwerthieb, ein Blutstrahl, und der vom Leibe getrennte Arm sank mit dem Kreuz auf die Erde. Jetzt griffen die Viere mit flach fallenden Hieben die geängstigte Pfaffheit an und trieben die auseinanderstürzenden Geschornen in feige Flucht. Ich aber trat neben Herrn Thomas, der mitten vor dem Hochaltare stand, die Arme öffnend, wie der Gekreuzigte über ihm, als hätte sich dieser verdoppelt.

Digitized by Google

„Der König will, daß Du sterbest!“ sprach Tracy und erhob das Schwert. „Es geschehe!“ antwortete Herr Thomas.

Ich umschlang ihn mit diesen beiden Armen, fühlte den Schlag niederblitzen und wurde in demselben Augenblicke unter dem Rufe: „Fort Knecht!“ von einer eisernen Faust gepackt und geschleudert, daß ich sausend mit dem Schädel gegen eine Säule fuhr.

Während mir die Sinne schwanden, sah ich ein Blutmeer vor meinen Augen und darin ein sterbendes, lächelndes Haupt.

Wie lange ich auf den Steinplatten lag, ist mir unbewußt. Als meine Sinne wiederkehrten, war ich allein in der Kirche. Ich versuchte mich aufzurichten, aber wagte nicht nach der Leiche des Heiligen hinzublicken, die zwei Schritte von mir entfernt vor dem Altare lag. Das aber sah ich wieder zurücksinkend, daß mein Lederkoller mit dem Blute des Gemordeten benetzt war.

Jetzt erhoben sich in der Tiefe des Schiffes zerreißende Klagetöne, das Wehgeschrei wuchs und wuchs und die Kirche füllte sich mit armem sächsischen Volke, das nach seinem Vater schrie und die Rache des Himmels auf die Mörder herabflehte. Mit unheimlicher Hast und Liebe stürzten sich die Gestalten über den heiligen Leichnam, umfaßten die todten Hände und Füße, küßten die Wunden und wuschen sie mit Thränenströmen. Ihre Kleider und Lumpen aber tunkten sie gierig in das ausgegossene Märtyrerblut.

Endlich brachte ich mich auf die Kniee, zog mit noch umnebelten Sinnen ein Tüchlein hervor und wischte die rothen Tropfen von meinem Wams. Da ward mir jammervoll zu Muthe und ich stöhnte:

„Mea culpa, mea maxima culpa.“ — —

Also sprechend ließ sich Hans der Armbruster, als wäre das Vergangene wieder gegenwärtig, stöhnend von seinem Schemel in die Kniee sinken. Herr Burkhard streckte mitleidig seine alten Arme nach ihm aus und tröstete ihn mit liebreichem Zuspruche.

XIII.

Unterdessen war das kärgliche Licht des Wintertages zur Neige gegangen und da gerade ein dichter Tanz von Schneeflocken vor dem Fenster wirbelte, ward es plötzlich so dunkel in dem schmalen Gemache, daß die zwei Alten kaum mehr die Züge der eine des andern unterscheiden konnten. Ein paar letzte Flämmchen zuckten wie Irrlichter über die Kohlen, denn der Erzähler wie der Hörer hatten das Schüren des Feuers vergessen und Nichts war vernehmbar, als das leise Schnarchen des hart vor dem Herde ausgestreckten Tapp und das Knuspern eines in der Nähe des Brodkastens geschäftigen Mäuschens.

Da trat der alte Knecht des Chorherrn mit einem Arm voll Holz herein, nährte die Gluth und ließ mit schnarrendem Geräusche die in Ketten hangende, dreischnäblige Oellampe nieder, welche nach einer Weile mit ihren gleichmäßig brennenden Lichtern den gewölbten Raum ruhig erhellte.

„Ich bin zu Ende,“ seufzte der Armbruster. „Denn was wäre noch zu sagen, nachdem Ihr nun jenes blutende und an den Steinstufen zerschlagene Haupt erblickt habt? Was wäre noch zu sagen von dem Könige und mir, seinem armen Knechte? . . . . .

Digitized by Google

Außer wenn Ihr hören wollt, wie mein Herr unter der Rache des Märtyrers erlag — denn Herr Thomas durfte ihm auch in der Glorie nicht verzeihen — und wie der Friedlose den Knecht als einen Verhaßten und Mitschuldigen von sich trieb. Und doch hat sich Herr Heinrich vor der Gruft seines Getödteten gegeißelt und ihn aufrichtig angebetet, wie es in der Chronik verzeichnet steht."

„Nach der glaubwürdigen Aussage meiner Chronik," bemerkte der Chorherr bedenklich, „hat sich Dein König am Grabe des heiligen Thomas zu Canterbury gegeißelt, aber nicht ohne kluge und weltliche Absichten; denn er wollte sich im Streite gegen die Söhne stärken und die ihm abgewendeten Herzen seiner Sachsen wieder gewinnen. Du selbst, Hans, hast mir offenbart, daß Dein König ein großer Sünder gewesen ist."

„Als ein Gleißner und Heuchler, meint Ihr?" rief der Armbruster entsetzt und fuhr, durch diese Anklage weiter gerissen, fort: „Bei dem dorngekrönten Haupte Gottes, nie hat ein Mensch redlicher gebetet, als Herr Heinrich in der Stunde, da er die steinernen Füße des Heiligen mit Küssen und Thränen bedeckte! Ein sächsischer Steinmetz hatte ihn abgebildet, auf seiner Gruft liegend, die Hände über der Brust gekreuzt, still lächelnd. Nicht des Mannes Kunst, aber die Aehnlichkeit des Bildes war groß; denn er hatte sich den Primas bei dessen Lebzeiten wohl eingeprägt und sich seines Antlitzes bemächtigt.

Ich kniete hinter meinem Herrn, während er redlich seiner Sünden gedachte, und als er das Fleisch seines Rückens zur Geißelung entblößte, lief es mir heiß und kalt über den meinen. Inbrünstig bat auch ich den Heiligen, in die Stapfen Gottes zu treten und seinen Mördern zu verzeihen.

Inzwischen flehte Herr Heinrich: „Nur den Liebling, das Löwenherz, nimm mir nicht, Du mächtiger Streiter Gottes! Wie wenig habe ich Dich gekannt, Du heiliger Mann, in dessen Nähe und Athem ich Verworfener zu leben gewürdigt war" .....

Ein Hornstoß ertönt. Ich kenne das Signal: ein Reitender aus dem Heerlager meines Königs in Frankreich. Geschwind werf' ich Herrn Heinrich einen Mantel über die Striemen seiner Schultern, trete vor das Portal, empfange die Botschaft und stürze mit dem Schreiben zu meinem Könige zurück.

Ich glaubte, Herr Thomas habe ihn augenblicklich erhört und ihm Sieg gegeben über die Söhne.

Er bricht zitternd das Siegel, aber die Buchstaben schwimmen ihm vor den Augen. „Lies!" befiehlt er zornig vor Sehnsucht nach Sieg und Friede; aber was ich las, lautete anders:

„Ich, Richard Graf von Poitou, klage nicht in meiner Sache, sondern in der meines Erziehers und geistlichen Vaters im Himmel, dessen Mörder heil und ledig auf der Erde umhergehen, ohne ein Königsurtheil, welches sie verfolge. Ich verdamme diese Lässigkeit und damit Niemand daran zweifle, verkündige ich Königen und Völkern, daß ich mich lossage von meinem Vater nach dem Blute, wie er selber von Christus und seinem Zeugen sich losgesagt hat."

Während ich stammelnd dieser grausamen Schrift Sprache gab, war der Herr mit starren hervorquellenden Augen an mich herangetreten. Die Stimme versagte mir, er aber fuhr mir mit beiden Händen an die Gurgel. „Das lügst

Digitized by Google

Du, Schandbube!" schrie er und brach ohnmächtig zusammen. Herr Thomas aber auf seinem Grabsteine lächelte." —

„Genug!" rief der erbleichende Chorherr und streckte seine Hände abwehrend gegen den Armbruster aus.

Herr Burkhard liebte das Heitere und Ergötzliche, wie das hohe Alter pflegt, das nur noch einen letzten Rest des Lebens zu genießen hat. Als er den Armbruster in sein Gemach zog, war es ihm darum zu thun gewesen, ein paar Geschichtchen und Menschlichkeiten aus dem Leben des Heiligen zu belächeln und das Gold des neuen Heiligenscheines — der Bescheidenheit zu lieb — ein wenig zu schwärzen. Hans aber hatte ihm einen qualvollen Kampf und zwei schmerzverzogene Menschengesichter gezeigt und diesem Eindrucke war er nicht gewachsen. Er suchte nach einem Scherzworte um ihn abzustumpfen.

„Mich tröstet," sagte er nach einer Weile, „daß Du vor mir sitzest als ein Frommer und Ehrbarer. Wahrlich, Du bist ein schmeidiger Mann, daß Dich Dein König nicht am Gurt erwischt und mit hinuntergerissen hat." —

Der Armbruster hatte sich mit funkelnden Augen auf seinem Schemel aufgerichtet. Seine Erzählung hatte ihn erleichtert wie eine Beichte und in allen Muskeln gestärkt; denn er besaß trotz seiner grauen Haare ein tapferes Herz, das die harten Sprüche der in den menschlichen Dingen verborgenen Gerechtigkeit ertragen konnte.

„Auch ich bin nicht ungeschlagen davongekommen," sagte er, „doch ich verzog mich bei Zeiten und ließ es an mancherlei Heilbringendem nicht fehlen. Ich will Euch das noch in Kürze berichten und wie ich der Jetzige geworden bin.

Die Gäule laufen rascher, wenn es dem Stalle zugeht.

Als ich nach jener Geißelung hinter Herrn Heinrich nach Schloß Windsor zurücktrabte, ward mir zur Sicherheit, daß meines Bleibens im Königsdienste nicht länger sein werde. Seit dem Tode des Primas war ich den Augen meines Königs ein Aergerniß geworden und er hatte mir meine Ohnmacht, jenen aus den Händen seiner Mörder zu reißen, mit zornigen, unbilligen Worten vorgerückt. Wo der Herr mich erblickte, wendete er sich ab. Ein wohlgebildeter Page von vornehmem aquitanischen Geblüte hatte mich Bärtigen im Schenkendienst ausgestochen. Auch auf die Jagd begleitete ich ihn nur noch selten und zu seiner Buße in Canterbury hatte er mich mitreiten lassen, weil er sich vor mir nicht zu schämen brauchte.

Auf Schloß Windsor nahm mich der Waffenmeister, Herr Rollo, in's Verhör; denn die Geißelung des Königs war ruchbar geworden und wanderte unter den Sachsen, Erbauung und Schadenfreude verbreitend, von Mund zu Munde. Da er die schmähliche Wahrheit vernahm, schwoll ihm die dunkle Zornader auf der Stirn zum Zerspringen und er machte sich nach seiner Weise Luft mit frechen Worten:

„An seine Gruft ist er gekrochen und hat den Feigling angebetet! Wie mag der Bleiche in seiner Höhle gekichert haben! ... Und daß er ihm noch unter dem Boden hervor einen Stich gab, das ist der Schlange würdig! ... Ein gepeitschter normännischer König! ... Aber es ist sich nicht zu wundern!

Digitized by Google

Hast Du gesehen, Hans, schon seit Jahr und Tag trägt König Heinrich ein Pfaffengesicht auf den Schultern!"

Hierin sagte Herr Rollo die Wahrheit. Das Angesicht meines Königs war nicht mehr zu kennen. Es war zerfallen und nach unten gesunken. Statt des freudigen Leuchtens von ehemals gab es nur noch einen matten weißen Schein von sich, wie faules Holz in der Nacht.

„Die englische Luft ist mir stinkend geworden!" zürnte Herr Rollo. „Ich ziehe nach der feuerspeienden Insel Sicilia, wo mir ein Neffe lebt. Hans, nimm eine Kohle dort vom Herd" — wir standen in der Waffenkammer — „und schreibe für mich ein Valet an die Wand, daß ich keinem gegeißelten Könige diene." Ich wußte, der edle Herr war des Schreibens unkundig und brachte seine Gedanken nach Kräften in einen lateinischen Spruch, mit dessen Fassung er sich zufrieden gab und der lautete:

„Ego — Normannus Rollo — valedico — regi Henrico."

Bevor ich aber die Kohle ansetzte, bemerkte ich: „Ich habe dieselbe Fahrt, Herr."

„Wie, Du gehst, Bogner? Der König wird Dich missen!" warf er hin und runzelte die Stirn.

Ich wies auf die blauen Flecken meines gewürgten Halses und sagte: „Zum dritten Male schon habe ich Herrn Heinrich Unheil verkündet, was Wunder, daß er dem Raben gram wird! Mein Königsdienst bringt ihm kein Glück mehr. Was soll ich seinen Zorn reizen! Ich will gehen, bevor er wie König Saul zur schlimmen Stunde einen Spieß nach mir wirft. Aber daß Ihr von ihm lasset, Herr, den er werth und theuer hält als den ältesten Zeugen und die Verkörperung des normännischen Ruhms, das wird ihn als ein böses Omen erschrecken und verfinstern."

Da riß mir der Waffenmeister die ungebrauchte Kohle aus der Hand, warf sie gegen den Herd und wandte mir finster brummend den Rücken.

Am selben Tage trat ich vor meinen Herrn und bat um Entlassung mit schwererem Herzen noch, als an jenem ersten Tage meines Herrendienstes, da ich ihm in demselben Gemache meine vervollkommnete Armbrust gezeigt hatte. Er schaute mich nicht unfreundlich, nur fremd und traurig an und gnadete mich ab. Ein reicher Mann wurde ich damit nicht, aber meinen ehrlichen Lohn ließ mir Herr Heinrich durch seinen Schatzmeister ausrichten.

Als ich meine Kammer in Windsor räumte, fand ich in der Tiefe einer Truhe, wohin ich es verstoßen hatte, das Tüchlein mit dem Blute des Heiligen. Was damit beginnen? Wol war es köstlicher als der ganze Lohn, den mir König Heinrich hatte ausrichten lassen, denn schon damals wurden die geringsten Ueberbleibsel des Herrn Thomas hundert-, ja tausendfach mit Gold aufgewogen. Aber es ging mir gegen die Erinnerungen des Gemüthes, ein Blut zu verkaufen, an welchem ich nicht ohne einige Schuld war. Die zwei übrigen Auswege, das blutige Tüchlein an mir zu behalten, oder es zu vertilgen, waren gleicherweise bedenklich.

Bevor ich England verließ, versäumte ich nicht, meinen frühern Meister, den Bogner in London, aufzusuchen. Er hatte mir Gutes erwiesen und während

Digitized by Google

meines Königsdienstes war ich ihm abtrünnig geworden. Er empfing mich mit großen Ehrenbezeugungen, denn er wußte nicht, daß ich in Ungnade gefallen war, und lachte und weinte wie ein Kind. Bitterniß und Herzeleid hatten ihn an Leib und Seele geschwächt. Ich fragte nach Hilde. Sie liege an einem zehrenden Fieber darnieder, sagte er, und führte mich in ihre Kammer.

Als sie mich erkannte, leuchtete ein Glanz aus ihren tiefliegenden blauen Augen. Sie dankte mir, daß ich gekommen sei; sie habe danach gedürstet, mich noch einmal vor ihrem Sterben zu sehen. In mir aber stieg mit dem Mitleid die alte Liebe mächtig auf, so daß ich ihr vorschlug, gedemüthigt wie ich war durch die Schläge des Schicksals, sie als mein angetrautes Weib mit mir heimzuführen, wenn sie nur gesunden könnte. Sie nickte, aber zweifelnd und traurig.

Da fiel mir mein kostbares Heiligthum ein, denn es war in ganz England ein groß Rühmen und Prahlen von den durch die Reliquien des heiligen Thomas gewirkten Genesungen und Wunderthaten. Todte sogar, so predigte die sächsische Pfaffheit, seien kraft der Berührung mit denselben in die Zeitlichkeit zurückgekommen. Im schnellsten Ritte jagte ich nach Windsor und zurück. Ich eilte mit meinem Tüchlein hinauf in ihre Kammer. Sie schlummerte und ich legte es ihr leise auf die Brust. Da regte sie sich, lächelte freundlich, that ein paar schwere Athemzüge, schlug die Augen strahlend auf und schloß sie wieder mit einem leisen Seufzer. Herr, sie war todt. —

Da faßte mich ein grimmiger Schreck und Zorn, daß Herr Thomas, der die Todten auferwecke, mich unversöhnlich verfolge und mir mein Liebes tödte. Ich entfloh und das blutige Tüchlein ist wol mit ihr eingesargt worden.

Ich hatte eine stürmische Meerfahrt und zweimal warf mich die Welle an die englische Küste zurück. Nachdem ich endlich festen Boden beschritt, strebte ich nach schwäbischen Landen; denn die Erfahrung des Lebens hatte mir die Luft der Wanderung und weltlichen Neugier völlig ausgetrieben. Wie ich einmal wieder mein Roß im Rhein getränkt hatte, zog mich das Heimweh unaufhaltsam stromaufwärts, bis durch das Thor Schaffhausens.

Dort fand ich den Juden Manasse verschollen und wurde als ein weltkundiger und namhafter Mann mit Ehren aufgenommen. Ehe der Flitter meines Ruhmes verblich, heirathete ich eine junge Wittib, die mir neben zwei Knäblein ihres ersten Bettes einen Thurm in Schaffhausen und einen sonnigen Weinberg am Rheine zubrachte.

Ihr traut es mir zu, Herr, daß ich, obzwar ein adeliger Mann und gewesener Königsknecht, mein Handwerk nicht aufgab, vielmehr unverweilt eine fröhliche Werkstatt aufthat, aus welcher ich bald einen weiten Umkreis von Burgen und Städten mit großem und kleinem Geschoß versah. Von meinem König aber erfuhr ich nichts, als daß er mit sich und seinen Söhnen nicht zum Frieden kommen konnte.

Da begab es sich eines Tages, daß ich, das ältere Büblein meiner Frau an der Hand, gegen den Rheinsturz hinausging, um mit einer neuen Armbrust über den Strom zu schießen, prüfend in welchem Maße durch den Wirbelwind, der dort über den Wassern schwebt, der Flug des Geschosses gestört werde.

Da ich nach einem Zielpunkte am jenseitigen Ufer spähe, erblicke ich die

Digitized by Google

graue Gestalt eines Ritters, auf einem Felsblocke sitzend, das Schwert quer über die Kniee gelegt wie Euer Carolus Magnus hier am Münsterthurme. Meinem Knäblein beginnt es zu grauen, und ich zerbreche mir den Kopf, wer das seltsam natürliche Bildwerk über Nacht in die Wildniß an den Strom gesetzt habe.

Da hebt der Ritter langsam die geharnischte Hand empor und ich sehe, wie er mir winkt. Jetzt erkenn' ich ihn, springe in den Nachen des Fergen, stoße mich über und Herr Rollo ruft mir entgegen: „Ich grüße Dich, Schwabe, und lade mich bei Dir zum Nachttrunke."

Heimkehrend sagte er mir, er sei auf der Fahrt nach Palermo. Heute in dies Städtlein am Rheine gekommen, habe er Hengst und Dienstleute dort untergebracht und sei dann neugierig, von einem fernen Donnern gelockt, stromabwärts gegangen bis zu diesem tapfern Wasserspiele.

Wie wir zusammen durch die Gassen von Schafthausen schritten und das Volk den gewaltigen alten Herrn bestaunte, war mir, als hätt' ich vor Zeiten unter einem fremden Riesengeschlechte gelebt. Herr Rollo trank manchen Becher meines Weines und lobte ihn. Ich aber wagte endlich eine Frage nach meinem Herrn und Könige. Da blies der Waffenmeister in die Luft und ich verstand, Herrn Heinrichs Seele sei von hinnen gefahren.

„Und sein Sterben?" fragt' ich angstvoll, „wie war es?"

„Unpfäffisch!" gab er zur Antwort. „Ein rother Vaterzorn hat ihn wie der Strahl getödtet. Dein Abgott, der Knabe Richard, hatte ihn mit Hilfe des Capetingers unter sich gebracht und forderte als erste Bedingung des Friedens einen väterlichen Segen, wenn es auch nur die leere Geberde wäre.

Da erhob sich Herr Heinrich, von meinen Armen gehalten, voll stillen Grimmes auf seinem Siechbette und streckte gezwungen seine Rechte über den Sohn aus. Aber die falsch segnenden Finger zog der Sterbekrampf zusammen und sie erstarrten in der Luft."

„Haltet ein, Herr Rollo!" rief ich schaudernd und nach einer Weile fuhr ich fort: „Gestattet Ihr es, so begleite ich Euch eine Strecke weit, ich will eine Wallfahrt thun zu der schwarzen Muttergottes von Einsiedeln, mich verlangt für die Seele meines Herrn zu beten."

Am zweiten Tage erreichten wir die unfruchtbare Hochebene, wo das reiche Kloster liegt. Herr Rollo kehrte nicht an, er wandte und spornte sein Pferd, indem er mit leichtem Kopfnicken von mir Abschied nahm und gegen die Thürme des Klosters ausspie.

Ich aber stieg von meinem Thiere und zog mit nackten Füßen und barem Haupte zu der Heilsstätte. Nachdem ich dort alles Uebliche und Reinigende verrichtet, trank ich zum Abschiede noch einmal von jeglicher Röhre des Brunnens, der, wie Ihr wißt, dem gesegneten Leibe St. Meinrads entsprungen ist.

Wie ich den andächtigen Mund von einer Röhre weghebe, sehe ich an der nächsten das durstige Haupt eines Pilgers hangen, dem der rechte Aermel leer an der Seite niederfiel. Jetzt erhob auch er das Angesicht gegen mich und wir schauten uns in die Augen.

Ehe wir uns dessen weiter versahen, waren wir Beide aufgesprungen und hielten uns an den Gurgeln — Truftan Grimm und ich.

Digitized by Google

Da erscholl neben uns ein kräftiger Baß: „Hände weg!“ und ein blühender junger Mönch fragte uns nach Herkommen und Heimath.

Als er erfuhr, der Eine von uns sei der Kreuzträger des heiligen Thomas, der Andere der Leibknecht König Heinrichs gewesen, fand er es verzeihlich, daß wir uns an die Hälse gefahren, schied uns aber mit gleichmäßiger Buße, Jedem seine Zahl Vaterunser auferlegend, und der ehrlichen Predigt, kleine Leute hätten sich nicht in den Streit großer Herren zu mischen, zumal wenn diese schon an einem der drei jenseitigen Orte ihren richtigen Platz gefunden hätten.

So zog Jeder von uns seine Straße. Ich in meine Werkstatt am Rhein, Truftan Grimm nach dem heiligen Grabe, noch etwas Böses gegen die lauen helvetischen Pfaffen in seinen rothen Bart murmelnd.

Nach zehn Jahren erhob der noch heute regierende Papst, dem Schrei Engellands und der Christenheit Gehör gebend, Herrn Thomas in den leuchtenden Kreis der Kirchenheiligen. Statt der geforderten drei Wunder wurden deren über hundert vermeldet und verbürgt, und das verdienstliche Sterben auf den Stufen des Altars wog nicht weniger in der Schale seiner Würdigkeit.

Als Solches den christlichen Ländern verkündigt wurde, schrieb ich den Namen des Herrn Thomas in meinen selbstgefertigten Kalender ein, hart unter die kleinen ersten Märtyrer, die unschuldigen Kindlein von Bethlehem, mit welchen er freilich, den gewaltsamen Tod durchs Schwert ausgenommen, nur wenig gemein hat.“ —

In diesem Augenblicke fuhr Tapp scharf bellend auf und bald antwortete ihm von der Gasse herauf Rüdengeheul und Roßgestampf. Ein greller Fackelschein fuhr durch das Zimmer und wie die Beiden in den hölzernen Söller hinaustraten, erkannte der Armbruster an der Spitze des die steile Gasse herabreitenden Jagdzuges seinen Gönner und Schuldner, Herrn Kuno, und wurde auch von ihm erkannt. Denn während die Linke des jungen Chorherrn den Zügel kürzte, riß er mit der Rechten einen vollen Lederfäckel aus seinem Gewande hervor, welchen er dem Armbruster in großmüthiger Laune entgegenstreckte.

Hans wollte sich beurlauben, doch Herr Burkhard legte ihm die zitternde Hand auf die Schulter.

„Freund,“ sagte er, „nächtige Du unter dem Dache von St. Felix und Regul! Hat Dich doch der heute hier regierende Heilige einen Schalksknecht genannt und möchte Dir leichtlich, unversöhnt wie er ist, auf Deinem finstern Wege zur Herberge Fallstrick und Hinterhalt legen. Gehe jetzt und erhebe Deine Schuld bei Herrn Kuno, ehe die Würfel rasseln. Unterdessen wird Dir das Lager in meiner Kammer gerüstet. Ich schlafe wenig und es ist mir lieb, heute Nacht einen lebendigen Athem neben mir zu hören, denn ich fürchte, das blutige Haupt des Herrn Thomas könnte mir im Dunkel vorschweben!

Morgen aber, als am Tage des gottseligen Königs David, magst Du getrost Deines Weges fahren.“

Digitized by Google

Troja und der Burgberg von Hissarlik.

Von

Rud. Virchow.

Es war im Anfange des vorigen Jahres, als mich Herr Schliemann aufforderte, ihm bei seinen Untersuchungen auf Hissarlik und in der trojischen Ebene Hilfe zu leisten. Trotz mancher Bedenken entschloß ich mich zu der etwas weiten Reise. Wie hätte ich widerstehen können!

Eine trojanische Reise — wie Viele berauscht schon der Gedanke daran! Männer aus allen Berufskreisen haben sich mir als Reisegenossen angetragen, als es bekannt wurde, daß ich das gepriesene Land besuchen wolle. Und doch handelte es sich nicht um eine Reise, wie etwa nach der Schweiz, die man um des Landes wegen macht und bei der man gelegentlich auch wol das Rütli und Küßnacht, Sempach und Laupen, Murten und St. Jacob an der Birs sieht. Die trojanische Reise macht man um der Ilias willen. Die Gestalten, welche der Dichter hervorgezaubert hat, erfüllen schon im Voraus die Phantasie des Reisenden. Er will die Stätten sehen, wo der lange Kampf um Helena ausgefochten wurde, die Gräber, wo die Heroen bestattet sind, welche in dem Kampfe das Leben einbüßten. Achilleus und Hektor stehen im Vordergrunde des lebensvollen Bildes, welches noch jetzt, wie vor Jahrtausenden, dem Geiste jedes gebildeten Jünglings sich einprägt. Freilich, wie viel mehr bestimmend mochte dieses Bild im Alterthum wirken! Selbst Xerxes, als er in der höchsten Fülle seiner Macht gegen Griechenland zog, konnte dem Zuge dieser Erinnerungen nicht widerstehen: während sein Heer von Adramyttion nach Abydos zog, suchte er die Trümmer von Ilion auf, und opferte daselbst tausend Stiere der Athene. Und Alexander hinwiederum, als sein Heer in siegreichem Vordringen gegen Asien den Hellespont überschritt, wendete alsbald seine Schritte zum Grabhügel Achills, um von da Stärke und Siegeszuversicht zu holen. So große Besucher sind freilich später nimmer wieder gekommen, aber Etwas von den Gedanken des Xerxes und des Alexander regt sich doch in Jedem, der den trojischen Boden betritt. Man kann den poetischen Hauch eben nicht wegwischen, welcher über die ganze Landschaft gelegt ist.

Digitized by Google

Aber man darf sich auch nicht vorstellen, es sei nur dieser poetische Hauch, welcher das Interesse der Reisenden erregt. Ehe noch die Ilias mit ihrem großen und vollen Sagenkreise entstand, gab es schon eine Reihe volksthümlicher Reisegeschichten, welche die Troas berühren. Der Name des Hellespont knüpft an eine der ältesten Ueberlieferungen der griechischen Sage an: Helle und ihr Bruder zogen von Böotien aus über das Meer gen Nordosten, und als sie an die troische Küste kamen, da stürzte Helle in das Meer (Pontos), und nur ihr Bruder Phryxos erreichte das ferne Kolchis, wo das goldene Vließ von ihm aufgehängt ward. Dann kamen die Argonauten, um dieses Vließ zu holen, und der große Herakles, dessen Thaten an der troischen Küste schon an das Königsgeschlecht des Priamos anschließen. Noch zeigt man am Nordende der Besika-Bucht ein steil aufgerichtetes, fast nacktes Vorgebirge von muschelreichem Tertiärgestein, an welchem die Königstochter Hesione dem Meerungeheuer ausgesetzt gewesen sein soll, bis der reisige Heros das Ungeheuer tödtete. Noch besteht, wenngleich halb zugestürzt, ein tiefer Abzugsgraben quer durch das Sigeion südlich vom Dimitri Tepé, welchen Herakles gezogen haben soll, um die troische Ebene zu entwässern.

Von den Heroen ist nur ein kleiner Schritt zu den olympischen Göttern selbst. Die Mauern der alten Stadt hatte, der Sage nach, in vorübergehender Knechtschaft Poseidon errichtet. Ganymedes war ein Mitglied der troischen Königsfamilie. Anchyses hatte mit der Göttin der Schönheit selbst den Aeneas gezeugt; durch den Sohn war die göttliche Abstammung dem Julier-Geschlecht in Rom zugekommen. So erstanden die ersten Kaiser von Gottes Gnaden: die Julier erinnerten sich dieser Abstammung wohl und sie überhäuften noch die spätere Stadt Neu-Ilion mit Ehren und Freiheiten. Und endlich, um das Wichtigste nicht zu vergessen, es war des Priamos Sohn, Paris, der den Streit der drei Göttinnen um den Preis der Schönheit entschied: der Paris-Apfel brachte dem Richter als Lohn die schöne Helena, aber nachher ihm, seinem Geschlechte und seinem Staate den Untergang. So knüpft die Ilias in ihrem eigentlichen Kernpunkt an die Göttergeschichte an.

Es kann doch nicht reiner Zufall oder bloße Willkür sein, daß ein so reicher Kreis von Götter-, Heroen- und Menschensagen gerade diesem Lande eigen ist, — ein Kreis, größer und reicher ausgestattet, als ihn jemals irgend ein anderer Ort um sich vereinigt hat. Es muß doch in dem Lande selbst, in seinen natürlichen Verhältnissen, ein ganz besonderes Motiv liegen, daß gerade hier die Sagenbildung so thätig und so schöpferisch war, — es muß, sagen wir es geradezu, in der Oertlichkeit ein besonderer Anreiz zum Dichten liegen. Die Natur muß hier Etwas an sich haben, was die Phantasie mächtig erregt. Niemand wird doch glauben, daß alle diese Erinnerungen aus bloßem Eigensinn an den Hellespont geknüpft seien, oder daß man ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit aus einer Art von geographischer Caprice gerade die Troas zum Schauplatz so vieler Legenden gewählt habe.

Für den gewöhnlichen Reisenden, zumal den, welcher dem Lande vom Meere her naht, ist es schwer, diese Räthsel zu lösen. Wenn man dagegen, wie ich, über das Schwarze Meer und den Bosporus zu den Dardanellen kommt und von da zu

Digitized by Google

Lande in die Troas eindringt, so empfindet man die Schönheit und Eigenartigkeit dieser Gegenden unendlich tiefer. Der große Constantin hat für diese Empfindung ein endgültiges Zeugniß abgelegt. Denn als er den weltbewegenden Gedanken faßte, die Residenz des römischen Reiches von Rom fort nach dem Osten zu verlegen, da dachte er zuerst an Ilion. Schon soll der Bau des neuen Rom hier begonnen haben, als ihm der höhere landschaftliche Reiz und die größere politische Bedeutung von Byzanz erschlossen ward: er erbaute Constantinopel, während Ilion in Trümmern blieb. In der That, wer auf einem der jetzt fast allein benutzten Dampfschiffe den südlichen Theil des Hellespont durchfährt, dem erscheint, zumal an einem Tage mit verschleiertem Hintergrund, die ganze Troas nüchtern, langweilig, unfruchtbar. Wahrscheinlich würde Niemand, der die troische Küste bloß umfährt, auf den Gedanken kommen, hierher den Schauplatz eines großen Gedichtes oder eines weiten Sagenkreises zu verlegen.

Und doch streiten die Gelehrten darüber, ob Homer oder, sagen wir allgemein, ob der Dichter der Ilias das Land selbst betreten hat. Ein sonderbarer Streitpunkt für den, der das Land nicht bloß von der See aus gesehen, sondern im Innern durchstreift hat! Ich erkläre offen, es scheint mir unmöglich, daß die Ilias von Jemand gedichtet sein könne, der nicht das Land selbst besucht hat.

Freilich läßt sich noch ein dritter Fall denken. Man könnte sich vorstellen, daß die Sage von Ilion, gleichwie die Sagen von Ganymedes und Paris, von Hesione und Herakles, von Laomedon und Anchyses im Lande selbst, auf Grund localer Anschauung, entstanden und ausgebildet waren und daß sie dann erst, fertig oder halbfertig, dem fernlebenden Dichter der Ilias überliefert wurden. Mit einer solchen Annahme würde wenigstens der zur Sagenbildung reizende Charakter des Landes anerkannt, aber freilich auch die Bedeutung des Dichters der Ilias sehr geschmälert. Ich glaube nicht, daß man so weit gehen darf. Schwerlich würde die Ilias einen so wahren Localton bewahrt haben, wenn ein Fremder die einheimischen Sagen aufgenommen und ohne Anschauung des Landes verarbeitet hätte.

Wir haben allerdings solche Beispiele. Schiller war nie in der Schweiz und doch hat er in seinem Wilhelm Tell ein Kunstwerk von solcher Vollendung geliefert, daß auch der Eingeborene vom Vierwaldstätter See ihm seine Bewunderung nicht versagen kann. In einem gewissen Sinne, und gerade für Troja, kann auch Vergil erwähnt werden. Aber man vergesse nicht, unter wie verschiedenen Bedingungen diese Dichter arbeiteten. Schiller sowol, als Vergil fanden geschriebene Localsagen und genaue geographische Berichte vor, aus welchen sie schöpfen konnten. Trotzdem waren sie nicht im Stande, ihrer Dichtung einen so specifischen Localton zu geben, allen ihren Scenen so klar erkennbare Orte unterzulegen, wie es in der Ilias geschieht. Wie anders erglüht in uns die Erinnerung an immer neue Stellen der Ilias, wenn wir die Troas durchwandern, als die Erinnerung an Wilhelm Tell, wenn wir den Vierwaldstätter See befahren oder seine Ufer durchklettern! Sicherlich war die Kraft der Intuition bei dem Dichter von Wilhelm Tell bewunderungswürdig, aber sie beschränkt

Digitized by Google

sich doch auf drei oder vier Punkte, deren Lage durch gute Karten leicht ersichtlich war. In der Ilias dagegen ergreift uns einerseits die Wahrheit des Gesammteindrucks, und zwar von einem sehr weiten Gebiet, andererseits die Fülle der Einzelanschauungen, welche immer wieder andere Punkte des Landes betreffen. Ich meine dabei nicht bloß jene, so oft hervorgehobene Eigenthümlichkeit Homers, jedem Dinge durch ein kurzes bezeichnendes Beiwort eine durchaus zutreffende und charakteristische Beschreibung beizufügen, z. B. der quellenreiche Ida, der wirbelnde Skamander, das windige Ilion, sondern noch weit mehr seine höchst auffällige Kenntniß der Meteorologie des Landes, der Flora und Fauna, der socialen Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung. Drei Jahrtausende haben nicht genügt, um in diesen Dingen eine nennenswerthe Veränderung hervorzubringen. Noch immer ziehen die Wolken dieselben Wege, wie sie in der Ilias beschrieben werden; noch heute sammeln sich die Wetter um dieselben Berghäupter, wie zur Zeit Homers. Die Zahl der Thiere ist allmählich vermindert worden, das Kameel und der Truthahn sind zu den Hausthieren hinzugekommen, aber die einheimischen Arten haben sich nicht geändert. Blumen und Sträucher und Bäume, wie sie die Dichtung erwähnt, wachsen noch jetzt um die Ufer der Flüsse und auf der Höhe der Gebirge. Und vor Allem die Menschen. Eine Einwanderung nach der anderen ist erfolgt: Aeolier und Römer, Türken und Armenier sind in das Land gekommen, aber noch immer lebt die Bevölkerung wie ehedem. Wenig Ackerbau, viele Heerden — das bestimmt nicht bloß die socialen Einrichtungen der Menschen, sondern auch die Beschaffenheit der Oberfläche des Landes. Wären die Türken nicht ein so stabiles Volk, so würde sicherlich allmählich ein anderes Wesen aufgekommen sein. Aber man kann Petroleum brennen und doch im Uebrigen ein homerischer Trojaner bleiben. Man kann eine Kirche oder eine Moschee bauen und doch einen wirklichen Wagen oder eine fahrbare Straße verabscheuen.

Ich möchte trotzdem nicht behaupten, daß der Dichter der Ilias ein Eingeborener der Troas war oder daß er jedes Wort seiner Dichtung kritisch geprüft habe an den Thatsachen der Natur und der menschlichen Einrichtungen. Im Gegentheil, ich erkenne an, daß es manche gänzlich unzutreffende Stelle in der Ilias gibt. Die zwei Quellen des Skamander, die kalte und die warme, welche die Ilias in die Ebene verlegt, sucht man dort vergeblich; sie sind hoch im Ida, zwei Tagereisen von der Ebene entfernt. Aber solche Stellen gibt es doch nicht viele in der Ilias, und unter den vorhandenen sind manche einer mehrfachen Deutung zugänglich, andere möglicherweise spätere Zusätze nachträglicher Bearbeiter. Durch solche Kleinigkeiten darf man sich die Ueberzeugung von der Wahrhaftigkeit der Gesammtanschauung nicht trüben lassen. Diese setzt die Anwesenheit des Dichters in dem Lande, wenn auch vielleicht nur für eine kürzere Zeit, voraus, schließt jedoch eine voraufgehende, wenn auch keineswegs einheitliche Sagenbildung nicht aus.

Um einen Gesammtüberblick des gewaltigen Schauplatzes der Sage zu gewinnen, muß man im Innern des Landes einen hervorragenden Standpunkt aufsuchen. Einen solchen gewährt die Höhe von Hissarlik, der Schauplatz der Schliemann'schen Grabungen. Aber auch auf dem westlichen Uferrücken, der

Digitized by Google

sich längs des Aegäischen Meeres hinzieht, dem Vorgebirge Sigeion und dem Udschek-Rücken, gibt es sehr geeignete Stellen dafür. Einen ganz beherrschenden Standpunkt gewährt jenes mächtige, letzthin gleichfalls durch Herrn Schliemann aufgegrabene Kegelgrab, welches südlich vom Sigeion, eine kleine Stunde von der Besika Bucht entfernt, sich 80 Fuß hoch über einem, an sich schon stark elevirten Gebirgsrücken erhebt. Es ist dies der weit vom Meere aus sichtbare und darum als Schiffersignal dienende Udschek Tepé. Von seiner Spitze hat man eine volle Rundschau über den ganzen Schauplatz der Ilias.

Da liegt zunächst unter uns, lang hingezogen vom Ufer des Hellespont im Norden bis zu dem Bali Dagh im Süden, die eigentliche troische Ebene, eine alte Meeresföhrde, später durch die Anschwemmungen der Flüsse, namentlich des Mendereh, mit fruchtbarem Marschboden ausgefüllt, der freilich vielfach unterbrochen ist durch Sümpfe, hie und da auch durch Sandablagerungen. Die Hauptrichtung der Ebene entspricht dem Stromlaufe des Mendereh, der erst weiter abwärts sich mehr und mehr dem westlichen Rande nähert und dessen Mündung in den Hellespont ganz nahe am Sigeiischen Vorgebirge liegt. Auf beiden Seiten, jedoch vorwiegend auf der rechten, zweigt sich von dem Bette des Mendereh ein Netzwerk von Rinnen ab, welche in trockenen Zeiten ganz oder zum Theil leer sind, bei Hochwasser jedoch den Ueberschuß des Menderehwassers aufnehmen und dann zu scheinbar selbständigen Flüssen anschwellen. Im unteren Theil der Ebene nimmt ihre Breite und Tiefe zu, und in der Nähe der Küste führen sie anhaltend Wasser, das jedoch durch Einspülen von Hellespontwasser mehr oder weniger salzig ist.

Dieses ungemein verzweigte Netz von Wasserrinnen hat, um es gleich hier zu sagen, eine nicht geringe Bedeutung für die Erklärung der Ilias. Unzweifelhaft ist der Mendereh der Skamander der Dichtung. Soviel man auch versucht hat, diesen Namen auf ein kleines Flüßchen zu übertragen, welches im westlichsten Theil der Ebene neben dem Mendereh einen kurzen Verlauf macht, den Bunárbaschi-Su, — vor einer unbefangenen Vergleichung der Homerischen Angaben mit der Wirklichkeit schwindet jede Möglichkeit, den „göttlichen" Skamander in einer Ecke der troischen Ebene zu suchen und den eigentlichen Strom dieser Ebene, den Schöpfer derselben, künstlich in eine Nebenstellung zurückzudrängen. Aber freilich, der Mendereh entspricht in vielen Stücken dem Skamander der Dichtung nicht. Denn dieser mündete nicht an der westlichen, sondern an der östlichen Seite der Ebene in den Hellespont; er wird beschrieben als zwischen Ilion und dem Schiffslager der Achäer gelegen, und das Schlachtfeld wiederum ist gedacht zwischen dem Schiffslager und dem linken Ufer des Flusses. Der Bach von Bunárbaschi entspricht diesen Voraussetzungen noch weniger, und schon aus diesem Grunde wäre es empfehlenswerth, ihn künftig aus den Debatten heraus zu lassen. Aber auch für den Mendereh bleibt nur die Wahl zwischen zwei Erklärungen: Entweder hat sich der Dichter über den Verlauf des Skamander gänzlich getäuscht, — und das wäre ein starkes Argument für die Annahme, daß er niemals in der Troas war —, oder der Fluß hat im Laufe der Jahrhunderte sein Bett verändert und der Mendereh strömt in seinem untern Laufe heute nicht mehr so, wie einst der Skamander strömte.

Digitized by Google

Es würde zu weit führen, wenn ich an diesem Orte die Gründe im Einzelnen darlegen wollte, welche nach meiner Meinung, wenn auch nicht absolut beweisen, so doch im höchsten Grade wahrscheinlich machen, daß der Menderes in einem neuen Bette strömt und daß die jetzt nur gelegentlich benutzten und zum Theil mit Meerwasser gefüllten Wasserbetten, die sogenannten Asmaks, verschiedene alte Betten des Skamander bezeichnen, welche seit langer Zeit verlassen sind. Die troische Ebene gleicht in dieser Beziehung den Deltabildungen anderer Flüsse. Wie der Rhein und die Weichsel ihre Mündungen in historischer Zeit verlegt und an der Stelle ihrer alten Betten todte Wasserläufe oder verzweigte Flußnetze zurückgelassen haben, so ist es auch mit dem Skamander gegangen. Schon der berühmte römische Schriftsteller, der das naturwissenschaftliche Wissen seiner Zeit gesammelt hat, Plinius, spricht von einem Palaeskamander. Schon um Christi Geburt gab es also einen „alten Skamander", wie es jetzt seit einem halben Jahrtausend einen „alten Rhein" gibt.

Man würde dies Verhältniß wahrscheinlich leichter erkannt haben, wenn die troische Ebene, wie andere Deltaländer, frei gegen das Meer vorgestreckt wäre. Aber sie hat das Besondere an sich, welches sich allerdings an vielen kleinasiatischen, griechischen und türkischen Flußmündungen wiederholt, daß die Deltabildung in einer Föhrde (Fjord) vor sich gegangen ist, daß sie also von den alten Uferbergen der Föhrde eingeschlossen ist. Man könnte statt „Ebene" vielleicht noch verständlicher „Thal" sagen, wenn nicht die Breite der Ebene im Verhältniß zu der Höhe der umgebenden Berge eine zu beträchtliche wäre, um den Eindruck eines Thales zu erzeugen. Trotzdem ist kein Zweifel, daß wenn die troische „Ebene" an der Küste der norddeutschen „Ebene" läge, man sie sicherlich ein Thal nennen würde. Dieses Thal ist gegen den Hellespont offen, gegen Westen und Süden geschlossen. Es hat an seiner rechten, östlichen Seite einige, zwischen die Höhenrücken der Nachbarschaft eingeschobene Nebenthäler, namentlich zwei etwas längere, welche ihrerseits wieder eine Anzahl von kleinen Thälchen und Ausbuchtungen gegen das Gebirge aussenden. Von diesen östlichen Nebenthälern verläuft das größte dem Hellespont parallel; es ist von ihm getrennt durch einen gegen Osten immer höher ansteigenden Bergrücken. In ihm fließt ein schmaler Bergstrom von allerdings nur bescheidenen Verhältnissen, aber doch für die Ansprüche genügend, welche die Ilias an den Simoeis macht. Wenn man es daher nicht vorzieht, mit Hercher alle die Stellen der Ilias, worin der Simoeis erwähnt wird, für spätere Einschiebsel zu erklären und zu eliminiren, so mag man mit Demetrios von Skepsis und Strabon den Simoeis in dem eben geschilderten Flüßchen sehen, das seit türkischer Zeit den Namen Dumbrek Tschai trägt.

Dieser Name ist für manche der Neueren insofern verführerisch gewesen, als er an den homerischen Namen Thymbra anklingt. Da, wo der Thymbrios in den Skamander fiel, sollte nach dem Zeugnisse späterer Schriftsteller jener Apollotempel gelegen haben, bei welchem Achill, als er ein zärtliches Begegniß mit Polyxena, einer Tochter des Priamos, suchte, durch Paris die tödtliche Wunde empfing. Diese Umstände passen nicht auf den Dumbrek Tschai. Vielmehr vereinigt sich eine Mehrzahl von Ortsbesonderheiten, welche auf das südlichste der

Digitized by Google

genannten Nebenthäler hinführen; hier fließt der Kimar Su, der daher von der Mehrzahl der neueren Autoren als Thymbrios gedeutet wird.

Soweit erstreckt sich das, was man die troische Ebene zu nennen pflegt. Abgesehen von der etwa eine Stunde langen Küstenstrecke am Hellespont ist sie ringsum von Bergzügen eingefaßt, welche ziemlich steil aufsteigen, obwol sie nur geringe Höhen von 100 bis höchstens 500 Fuß erreichen. Von dem Udschek Tepé aus erblickt man diese Bergzüge zum großen Theil sich gegenüber. Nur die westliche Begrenzung der Ebene, d. h. der lange und ziemlich gestreckt verlaufende Rücken des Sigeion, welcher sich längs der Küste des ägäischen Meeres bis zum Hellespont erstreckt, bildet scheinbar eine Fortsetzung des Bergstockes, auf welchem sich der Udschek Tepé selbst erhebt, und erst südlich von dem letzteren schließt sich eine vielfach unterbrochene Hügellandschaft an, welche allmählich ansteigend in dem über 900 Fuß hohen „schwarzen Berg", Kara Dagh endet. Gegen Osten dagegen schieben sich, den vorher erwähnten Nebenthälern der troischen Ebene entsprechend, mehrere, leicht divergirende Rücken gegen dieselbe vor.

Der erste derselben folgt unmittelbar dem Ufer des Hellespont. Gegen die Ebene setzt er scharf ab. Er bildet hier das Vorgebirge Rhöteion, welches dem Sigeion gegenüber liegt. Sein äußerster Vorsprung gegen die Ebene, dicht am Strande, ist ein halb isolirter Kegel, das sogenannte Aiasgrab, In-Tepé, während drüben vom Sigeion zwei andere Kegelgräber, das des Achill und das des Patroklos, herüberschauen. Hinter dem Rhöteion folgt das Dumbrek-Thal, und darauf ein zweiter, der Küste des Hellespont nahezu paralleler Rücken, an dessen Westende, durch eine mäßige Einsenkung geschieden, ein umfangreicher, über 100 Fuß hoher Hügel, das viel beredete Hissarlik steht. Vom Udschek Tepé aus blickt man zwischen Hissarlik und dem In-Tepé in das Dumbrek-Thal hinein: es liegt offen vor uns bis zu seinem Anfange hinauf. Hier stoßen die verschiedenen Rücken, indem sie allmählich immer höher ansteigen, sowol der Küstenrücken, als der von Hissarlik und die noch weiter südlich gelegenen, in einer Art von Knotenpunkt, dem Ulu Dagh, zusammen. Der bewaldete Gipfel des Ulu Dagh beherrscht diesen Theil der Landschaft vollständig, und er entspricht deswegen den homerischen Angaben über die Lage der als Aussichtspunkt gerühmten Kallikolone viel mehr, als der ungleich niedrigere und viel weiter zurückgelegene Kara Jur, eine Erhebung, welche auf dem östlichen Abschnitte des Rückens von Hissarlik selbst gelegen ist.

Der eben geschilderte Theil der Landschaft gewährt nicht nur vom Udschek Tepé, sondern auch vom ganzen Sigeion aus den Anblick, welchen nach Homer das Schlachtfeld in dem Augenblicke darbot, als die Entscheidungsschlacht geschlagen werden sollte. Während die Sterblichen auf der Ebene gegen einander zogen, ordneten sich die Unsterblichen, je nachdem sie für Troer oder für Achäer Partei nahmen, in zwei Gruppen. Die den Troern befreundeten Götter schauten dem Kampfe von der Kallikolone aus zu, die den Achäern günstigen dagegen saßen auf dem Wall des Herakles an dem Sigeion.

Alle die Ebene unmittelbar begrenzenden Höhenzüge bestehen aus einem an Muscheln sehr reichen Kalkstein der mittleren Tertiärzeit. Dieser Stein

Digitized by Google

muß in einem brakischen oder geradezu süßen See gebildet sein, als der Hellespont selbst noch nicht existirte. Nur an einer Stelle, nämlich im Dumbrek-Thal, tritt vulkanisches Gestein zu Tage. Anders ist es dagegen, wenn wir das weitere Bild in's Auge fassen.

Da ist zunächst ein langer Zug höherer, meist abgestumpft kegelförmiger Berge, welche sich in weitem Bogen vom Ulu Dagh zum Kara Dagh, d. h. vom Hellespont bis zum ägäischen Meere fortziehen und die troische Ebene, oder genauer, die ganze vordere Troas umrahmen. Dieser Zug besteht durchweg aus vulkanischem Gestein, oder wenigstens bildet vulkanisches Gestein den Kern desselben: Trachyte, Basalte, Serpentine u. s. w. wechseln in bunter Lage mit einander ab. Ueber diesen Rahmen hinaus reicht der Kampf der Menschen, abgesehen von einzelnen Streifzügen, welche beiläufig als schon abgelaufene Ereignisse erwähnt werden, nirgends in der Ilias. Wo weiter rückwärts gelegene Orte erwähnt werden, da geschieht es entweder mehr nebensächlich, ohne unmittelbare Beziehung auf den trojanischen Krieg, oder mit Bezug auf die Götter. Denn das muß ein für allemal feststehen: Der mythologische Schauplatz der Ilias ist ungleich weiter, als der strategische.

Die Kette von Eruptivgesteinen, welche vom Ulu Dagh bis zum Kara Dagh reicht, ist noch lange nicht der eigentliche Ida. Weder in der Gegenwart, noch in der Ilias haftet dieser Name an so geringen Höhenzügen. Erst die Späteren haben in den Vorbergen den Ida selbst gesehen und so ein neues Moment der Verwirrung geschaffen. Nirgends kann man den Gegensatz des Ida gegen diese Vorberge besser übersehen, als vom Udschek Tepé aus. Von da aus erblickt man in der Kette dieser Vorberge gegen Südosten einen starken Einschnitt, links vom Kara Dagh, rechts vom Fulah Dagh. Es ist dies die Stelle, wo der Skamander in mächtigen Windungen die Vorberge durchbricht und in die Ebene eintritt. Ueber diesem Einschnitt, jedoch in weiter Ferne, erhebt sich, hoch über die Vorberge hinaufragend, das mächtige Massiv des Ida (Kaz-Dagh). Zwischen ihm und den Vorbergen liegt ein breites und fruchtbares Längsthal, die Ebene von Iné und Beiramitsch, durch welches in der ganzen Länge von Osten nach Westen der Mendereh strömt, und es ist um so weniger Grund vorhanden, trotz der breiten zwischengeschobenen Ebene den Ida bis zu den Vorbergen auszudehnen, als in westlicher Richtung ein weiterer vulkanischer Bergstock, der Tschigri-Dagh, ganz getrennt von dem Massiv des Ida, an die Ebene von Iné stößt, der mit den Vorbergen weit mehr zusammenhängt. Vom Udschek Tepé aus sieht man ihn, wie er sich über den Kara Dagh erhebt und mit seinen Ausläufern die ganze südliche Küstenlandschaft beherrscht.

Das Bild, welches uns vom Udschek Tepé aus entgegentritt, ist aber damit nicht erschöpfend wiedergegeben: es ist viel weiter, als die Troas. So weit, als es sich in Wirklichkeit dem staunenden Beobachter darbietet, so weit faßt es auch der Dichter. Da sehen wir zunächst jenseits der Ebene eine lange, blaue Linie: den Hellespont. Für uns ist der Hellespont nicht minder ein Gegenstand des Staunens, als für die Männer des Alterthums. Ihnen war er die Straße, welche zu den unbekannten Ländern des dunklen Nordens führte. Auf ihr gelangte man zu Kimmeriern und Hyperboräern, welche die Sage mit hüllendem Schleier deckte. Für uns ist

Digitized by Google

der Hellespont der gemeinsame Abfluß der Gewässer eines ungeheuren Wassergebiets: die Donau mit dem Pruth, der Dniester und der Dnieper, der Don und der Kuban wälzen durch ihn ihre Fluthen zum Mittelmeer. Genau genommen ist daher der Hellespont keine bloße Wasserstraße zwischen zwei Meeren, sondern ein ungeheurer Strom, welcher die Niederschläge aus einem Hinterland von gewaltiger Ausdehnung ableitet. Deutschland und Oesterreich, Bulgarien und Rumänien, Rußland und Kaukasien liefern diesem Strom seine Zuflüsse, und der Geist des sinnenden Betrachters folgt gern diesen Zuflüssen, um ein Bild zu gewinnen von den Wanderungen der Völker, welchen dieses weite Gebiet in historischer und vorhistorischer Zeit als Verbreitungsbezirk diente.

Wer könnte sich dem Interesse entziehen, das eine solche Betrachtung darbietet! Seit den ältesten Zeiten war der Hellespont nicht nur die Grenze, sondern noch weit mehr die Verbindung zwischen Asien und Europa. Hier stießen die Heerschaaren beider Welttheile auf einander. Was die Perser vergeblich versuchten, das erreichten die Türken. Was Alexander erlangt hatte, das versuchten die Kreuzfahrer. An den Dardanellen ist der Punkt, wo Asien von Europa und umgekehrt Europa von Asien aus am leichtesten erreichbar ist. Aber die Geschichte hat gelehrt, daß der asiatische Strom im Ganzen der stärkere gewesen ist. Kamen doch wahrscheinlich auch unsere eigenen Vorfahren, die arischen Einwanderer, lange vor der Zeit, wo die Ilias gedichtet ward, noch länger vor der Zeit, in welcher man anfing, die Geschichte der Völker niederzuschreiben, auf diesem Wege als Eroberer nach Europa!

Wie oft zogen Gedanken dieser Art an meinem Geiste vorüber, wenn ich das kleine Stück von Europa anschaute, das wir von unserem Holzhäuschen auf Hissarlik erblicken konnten. Es war recht wenig, und ich kann nicht sagen, daß ich darüber traurig war. Wir sahen nichts, als die Südspitze des thracischen Chersonesos, einen niedrigen Höhenzug jenseits des Hellespont, auf dessen Südspitze die Alten das Grab des Protesilaos verlegten. Abends, wenn ich mein Licht gelöscht hatte und noch einmal hinausschaute, da blieb von Allem, was mich noch sinnlich an Europa knüpfte, nichts übrig als das Leuchtfeuer auf der Spitze des Chersonesos, das seinen Strahl gerade in mein kleines Fenster hineinwarf. Aber wie viele Erinnerungen rief dieser Strahl wach!

Wenn ich Morgens aus demselben Fenster hinausschaute, so sah ich weithin ausgebreitet das tiefblaue Meer mit den Inseln: weit außen, durch eine breite Wasserstraße von dem Chersones getrennt, die felsige Imbros mit langem, zackigem Rücken, und gerade dahinter emporsteigend der gewaltige Pik von Samothrake. Wie majestätisch erscheint diese Insel vom Ildschek Tepé aus! Was im fernen Südosten der Ida, das ist im ebenso fernen Nordwesten Samothrake. Dort der Sitz des mächtigsten aller Götter, Zeus, hier der Sitz des nächst ihm am meisten gewaltigen, Poseidon.

Es wird dem Nordländer, zumal in solchen Ländern, über denen der Himmel häufiger verschleiert ist, schwer, sich vorzustellen, wie die religiösen Vorstellungen der Südländer sich so vorwiegend an die Erscheinungen der Atmosphäre oder, um mehr mythologisch zu sprechen, des „Himmels" knüpften. Man muß den weiten Horizont und die reine Bläue des troischen Himmels schauen, um den Ein-

Digitized by Google

druck zu begreifen, den hier die Wolkenbildung macht. Wenn plötzlich, während Meer und Land scheinbar ruhig daliegen, dunkles Gewölk um die Spitze von Samothrake sich sammelt, und mit jedem Augenblick tiefer sinkend, eine der scharfen Felslinien nach der andern verhüllt, bis endlich das Wetter niedersteigt und das Meer, vom Sturm gepeitscht, selbst in Dunkelheit versinkt, so faßt man es, daß ein kindliches Gemüth in dem Geheimniß der Wolke die Anwesenheit des Meergottes selbst suchte. Und wenn fern her am südwestlichen Himmel in der Richtung von Hellas über dem ägäischen Meer eine einzelne Wolke auftaucht, sich allmählich hebt und auszieht, näher und näher rückt und endlich an den Gipfel des Ida stößt, um sich hier zu verdichten und Stunden, ja Tage lang festzuhaften, wenn es dann ganze Nächte hindurch aus diesem Gewölk wetterleuchtet, und die ganze Natur wie erschreckt darniederliegt, kann man da umhin, an die Schilderungen des Dichters zu denken, der die Reise und den Aufenthalt des Wettergottes beschreibt?

Von der Höhe des Udschek Tepé sieht man noch manche andere Insel des ägäischen Meeres, weit aufragend mit scharfen Felsmassen. Da liegt ganz in der Nähe, gerade über die Besika Bucht hinüber, Tenedos, das weinreiche, hinter dem die Flotte der Achäer, als sie gegen Ilion zogen, sich zuerst verbarg, um den Ueberfall vorzubereiten. Da schaut man im fernen Süden, nur bei ganz klarem Wetter erkennbar, die kantigen Linien von Lesbos oder, wie die Späteren es genannt haben, Mitylene. Zuweilen steigt ein Gewölk auf, weit her aus dem Meere, das auf Lesbos zieht und auf das Cap Baba, das Lekton der Alten, und das endlich, indem es von Berg zu Berg fortschreitet, den Ida erreicht. Es macht genau den Weg, den Here machte, als sie ihren zürnenden Gatten auf dem Gargaros aufsuchte und jene zärtliche Vereinigung erreichte, welche die Ilias in einem ihrer schönsten Abschnitte malt.

Wer könnte sich dem verführerischen Reiz solcher Anschauungen entziehen? und wer könnte verkennen, daß der große Dichter von solchen Anschauungen aus das herrliche Gemälde gestaltet hat, das er von den Vorgängen im Kreise der olympischen Götter entwirft? Ich will hier nicht in das Einzelne dieser Naturereignisse eingehen; ich verzichte selbst darauf, das herrliche Schauspiel zu schildern, welches uns am Fuße des Ida durch das Auf- und Niedersteigen des Gewölkes geboten ward. Aber ich kann nicht verschweigen, daß es mir gänzlich unverständlich ist, wie man hat glauben können, durch das Lampenlicht der Studirstube die Wunder der troischen Natur verdunkeln und dem unsterblichen Dichter den positiven Hintergrund seiner Anschauungen bestreiten zu dürfen.

Wahrscheinlich wäre dies auch nie geschehen, wenn man den Platz des alten Ilion gekannt hätte. Allein schon zur Zeit von Demetrios von Skepsis, eines aus der Troas selbst gebürtigen Gelehrten, der noch vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung lebte, war nirgends in der Ebene eine Spur der alten Stadt zu sehen. Jahrtausende sind verstrichen, ehe man anfing, in diesem durch den Zusammensturz so vieler Reiche früh vereinsamten Lande den eigentlichen Stadtplatz wirklich zu suchen. Seitdem ist kaum eine Gegend des Landes vor den Vermuthungen der Gelehrten sicher gewesen. Vom Golf von Edremit und vom Vorgebirge Lekton angefangen, hat man bald hier, bald dort die alte Stadt gesucht.

Digitized by Google

Alexandria Troas, die große Trümmerstätte einer von Antiochos am ägäischen Meer gegründeten, also nachhomerischen Metropole, später Bunárbaschi, ein elendes türkisches Dorf am Südende der troischen Ebene, haben am längsten die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen. Erst vor 50 Jahren wagte es Maclaren, den Burgberg von Hissarlik als die Stelle zu bezeichnen, wo einst Troja stand. Andere, wie v. Eckenbrecher, schlossen sich ihm an. Die ersten wirklichen Ausgrabungen veranstaltete Herr Frank Calvert. Aber auch sie blieben an der Oberfläche. Erst Herrn Schliemann war es vorbehalten, unter Aufopferung von Mitteln, wie sie kaum je ein Privatmann für solche Zwecke aufgewendet hat, durch eine staunenswerthe Tiefgrabung die Ruinen uralter Ansiedelungen bloßzulegen und damit für immer Hissarlik zum Gegenstande des höchsten Interesses für alle Gebildeten zu machen.

Ist damit die Frage nach dem Sitze des alten Ilion gelöst? Die Gegner leugnen dieß. Und warum? Während sie Schliemann vorwerfen, daß er die Ilias wörtlich genommen habe, glauben sie ihn widerlegen zu können, indem sie nachweisen, daß die Ruinen auf Hissarlik den Beschreibungen Homers nicht entsprechen. Gewiß haben sie in diesem Nachweise Recht. Homer hat sich seine „heilige Ilios" anders vorgestellt, als sie nach dem Zeugnisse der Ruinen gewesen sein kann. Aber ist dies ein haltbarer Einwand?

Niemand zweifelt daran, daß die Ilias erst gedichtet worden ist, nachdem Ilion seit Jahrhunderten zerstört war. Seit wie vielen, darüber streiten auch die Anhänger Homers. Mochten indeß auch nur zwei- oder dreihundert Jahre dazwischen liegen, immerhin konnte Ilion selbst von dem Dichter nicht mehr geschaut werden. *Das Ilion der Dichtung muß unter allen Umständen selbst eine Dichtung sein.* Die Sage mochte manche Einzelnheiten von den Verhältnissen der alten Stadt bewahrt haben, aber unmöglich kann vorausgesetzt werden, daß sich eine in's Einzelne gehende, authentische Beschreibung der Stadt oder Burg, wie sie vor ihrer Zerstörung war, erhalten haben sollte. Auf den Trümmern war sicherlich inzwischen „Gras gewachsen". Neue Ansiedler hatten auf der alten Stätte ihre Wohnungen aufgebaut, und vielleicht waren auch diese Wohnungen längst wieder zerfallen, als der Dichter sein Werk begann. Sehr fraglich ist es, ob er auch nur die Ruinen der zerstörten Stadt selbst gesehen hat. Er wird den Ort gesehen haben, wo sie stand, aber *sie selbst sah er nur in der Vision.* Wie Zeus und Here, Poseidon und Athene, Ares und Aphrodite Gebilde seiner Phantasie waren, so war auch die Stadt Ilion ein „Traum". Niemand kann verlangen, daß die wirkliche Ruinenstätte jeder Voraussetzung der homerischen Phantasie entspricht, und der Nachweis, daß sich der Dichter Vieles gedacht hat, was wenigstens an dieser Stelle niemals existirte, bedeutet weiter nichts, als daß die Ilias kein historisches, sondern ein poetisches Werk ist.

Und doch ist der Zusammenhang der Dichtung mit den Oertlichkeiten kein so loser, wie man es darstellt. Der Platz von Hissarlik entspricht in der Hauptsache allen topographischen Voraussetzungen, welche die Ilias macht. Wie vom Udschek Tepé, so überschaut man von hier aus die ganze vordere Troas. Die Ebene mit ihren Flüssen und Bächen, die Nebenthäler, die umgebenden Berg-

Digitized by Google

rücken, der Kranz der vulkanischen Höhen, der Hellespont und das ägäische Meer liegen vor dem Betrachter, der auf der Höhe von Hissarlik steht, frei ausgebreitet. Nur ist die Ebene, und zwar derjenige Abschnitt, der sich überhaupt zum Schlachtfelde eignet, und der, wenn man die Veränderung der Flußläufe in späterer Zeit hinwegdenkt, auch der Topographie des homerischen Schlachtfeldes vollständig genügt, ungleich näher. Man erkennt die einzelnen Gegenstände darauf deutlich, und es ist nicht ganz unmöglich, daß von hier aus Helena ihrem königlichen Schwiegervater die einzelnen Heerführer der Achäer bezeichnen konnte. Aber auch die Ferne ist vollständig sichtbar, soweit es für die Schilderungen der Ilias erforderlich ist. Man sieht den thracischen Chersones; man hat Imbros und Samothrake vor sich. Noch weiter links liegt Tenedos und ganz hinten im Südosten über die Vorberge schaut das schneeige Haupt des Ida herüber. Ja, wenn die Sonne untergeht, taucht zuweilen für einige Minuten die Pyramide des Athos im fernsten Westen empor.

Freilich, die alte Stadt lag nicht so hoch, wie der Burgberg von Hissarlik anstieg, ehe die Ausgrabung begann. Herr Schliemann mußte weit in die Tiefe gehen, 20—25 Fuß und noch tiefer, ehe er unter dem Schutt der späteren Ansiedelungen auf die Reste der Mauern und Häuser von Ilion stieß. Aber auch, wenn man sich das Niveau von Ilion um so viel tiefer denkt, so genügt es doch immer noch, um die beherrschende Lage der Stadt zu wahren. Die Häuser und Thürme darin, selbst wenn ihre Höhe eine sehr mäßige war, werden doch leicht um soweit den Fußboden überragt haben, um das Niveau des späteren Burgberges zu erreichen. Es war dann immer noch eine hochgelegene, den Winden ausgesetzte Feste. Unsere Holzhütten, die am Fuße des Burgberges, ein ganzes Stück unter dem Niveau der alten Stadt, aufgeschlagen waren, lagen doch immer noch mindestens 60 Fuß hoch gerade über der Ebene, und die Winde bliesen so gewaltig um uns, daß wir nicht selten das Gefühl hatten, unsere ganze Ansiedelung könne den Abhang hinunter geworfen werden.

Der Burgberg von Hissarlik, wie er sich den Reisenden darstellte, bevor Herr Schliemann seine gewaltigen Ausgrabungen veranstaltete, war also genau genommen ein künstlicher Hügel, vielleicht am ehesten vergleichbar mit den Erdhügeln der assyrischen Ebene, in welchen die Trümmer der Königsschlösser steckten. Nur war er nicht in der Ebene selbst entstanden, sondern auf dem westlichen Ende des zweiten Tertiärrückens, den ich früher beschrieben habe. Er lag somit dicht über der Ebene und mußte von Anfang an hoch erscheinen. Seine weitere Erhöhung kann jedoch nur sehr langsam stattgefunden haben. Indem man mit den Ausgrabungen von der Oberfläche her in die Tiefe vordringt, stößt man auf immer neue Trümmer, die unter einander verschieden sind und ganz anderen Zeitepochen angehören. Ein Geschlecht nach dem andern hat hier gewohnt, und jedes spätere, das sich auf den Trümmern eines früheren ansiedelte, hat von Neuem den Platz geebnet, indem es einen Theil der Trümmer bei Seite räumte und über den Rand des Abhanges hinabschüttete. So verbreiterte sich allmählich die Oberfläche des Hügels, und es ist begreiflich, daß jetzt, wo durch die Ausgrabungen dieses Jahres die Grenzen der alten Stadt fast vollständig bloßgelegt sind, die große Grube den Anblick eines Trichters gewährt, in dessen Grunde

Digitized by Google

die Trümmer von Ilion ziemlich eng zusammengedrängt liegen. In der That, der Einwand ist richtig, daß dieses Ilion keine große Stadt war, in der neben zahlreichen Einwohnern noch ein großes Heer von Kriegern fremder Nationalität Platz finden konnte. Ein solches Ilion hat nur in der Vision des Dichters bestanden. Unser Ilion ist kaum eine Stadt zu nennen. Wir würden in unseren Landen eine solche Anlage einen Burgwall oder einen Schloßberg nennen. Darum ziehe ich es auch vor, von dem Burgberge zu sprechen, eine Bezeichnung, die genau genommen nichts anderes als eine Uebersetzung des türkischen Wortes Hissarlik ist.

Aber warum soll die Ruine im Grunde des Trichters gerade Ilion sein? Darauf erwidere ich, daß es eine andere Frage ist, ob es überhaupt jemals einen Ort gab, der Ilion hieß. Ist es nicht auch fraglich, ob es jemals einen Herakles oder Argonauten gab? Vielleicht sind Ilion, Priamos, Andromache nur poetische Fictionen, wie Zeus, Poseidon und Aphrodite. Aber das hindert nicht, daß das Ilion der Dichtung in dem Grunde unseres Trichters gesucht werden muß. Da liegt, von einer mächtigen Mauer aus ungeglätteten Steinen umschlossen, eine dichte Reihe von Häusern. Haus- und Zimmerwände sind noch so weit erhalten, daß sich ein Grundriß herstellen läßt. Eine mit großen Steinplatten ausgelegte, ziemlich steil ansteigende Straße führt durch das einzige Thor im Westen in die Burg hinein. Zwischen den Häusern bleibt nur ein schmaler Straßenraum. Alles ist gefüllt mit Brandschutt. Große Backsteine aus Thon, $^1/_2$ Meter im Geviert, sind durch ein mächtiges Feuer geschmolzen und in Glasfluß übergegangen. Haufen von Getreide, namentlich Weizen und Bohnen, sind in schwarze Kohle umgewandelt. Die Ueberreste der thierischen Nahrung, Austerschalen und Muscheln aller Art, Knochen von Schafen und Ziegen, Rindern und Schweinen sind gleichfalls zum Theil angebrannt. Eigentliche Holzkohle findet sich nur wenig, und dann meist eichene; der Brand muß lange genug angehalten haben, um fast alles Holzwerk gänzlich zu zerstören. Selbst das Metall, namentlich die Bronze, ist meist geschmolzen und bis zur Unkenntlichkeit verbrannt.

Man sieht, diese Burg ist durch ein großes und lange andauerndes, bis zur gänzlichen Verzehrung aller brennbaren Stoffe unterhaltenes Feuer zerstört worden. Ein solches Feuer, wie es der Homerischen Erzählung entspricht, hat in den Ansiedelungen von Hissarlik nur einmal stattgefunden. In der Zahl der höheren, über einander lagernden Trümmerschichten kommen noch öfter Brandspuren vor, aber nirgends in dem Styl, wie in der „gebrannten Stadt". Auch unter ihr liegen noch Schichten, an manchen Orten bis zu 10, 15 Fuß und noch mächtiger, — denn die „gebrannte Stadt" war nicht die älteste Ansiedelung auf Hissarlik, — aber auch in diesen ältesten Schichten findet sich nirgends eine so ausgedehnte Brandspur.

In der „gebrannten Stadt" aber ist es, wo unter zahlreichen, zum Theil recht feinen Erzeugnissen des Kunstgewerbes, namentlich der Töpferei, zu wiederholten Malen Goldfunde, zum Theil in Verbindung mit silbernen, bronzenen und elfenbeinernen Gegenständen, zu Tage gefördert sind. Niemals freilich ist wieder ein so reicher Fund gemacht worden, wie der „Schatz des Priamos", auf welchen

Digitized by Google

Herr Schliemann im zweiten Jahre seiner erfolgreichen Ausgrabungen stieß. Indeß kein Jahr ist seitdem vergangen, wo die Ausgrabungen nicht wenigstens einige neue Goldfunde zu Tage gefördert haben. Ich selbst war Augenzeuge und zum Theil sammelnder Helfer bei zwei Funden dieser Art. Längst ist die Verleumdung verstummt, welche sich nicht gescheut hat, eine Fälschung anzunehmen. Namentlich seitdem die türkische Regierung bei einem der Arbeiter, der sich heimlich in den Besitz eines Theiles der alten Fundstücke gesetzt hatte, Gegenstände derselben Art mit Beschlag belegt hat, wie die anderweitig gesammelten, ist auch der hämische Neid in das Stillleben am häuslichen Heerde zurückgekehrt. Man hat seitdem nicht bloß in Mykenä, sondern auch in anderen griechischen Gräbern Goldsachen von demselben Typus gefunden, wie auf Hissarlik; einer der Funde, welche während meiner Anwesenheit gemacht wurden, brachte gepreßte Goldbleche mit Verzierungen, die bis in's Kleine mykenischen Mustern gleichen.

Die „gebrannte Stadt" war also auch die „Goldstadt". Nur in ihr findet sich dieser Reichthum an den wunderbarsten und zugleich fremdartigsten Schätzen. Denn offenbar haben wir hier nicht das Produkt einheimischer Arbeit, sondern Handels- oder Beuteartikel aus der Fremde vor uns. Es ist der Styl des Ostens, namentlich Assyriens, der uns darin entgegentritt. Die gebrannte Burg mußte demnach der Sitz eines großen und glücklichen Helden oder Heldensohnes sein, der in seinem, wenn auch kleinen, so doch festen Heim die seltensten Kostbarkeiten aufgehäuft hatte.

Der Hauptfund lag an einer einzigen Stelle, in einer Art von Wandschrank, zusammen. Ursprünglich war er, wie es scheint, in einem Holzkasten geborgen. Er fand sich in der Mauer eines sehr stark gefügten Steinhauses, in dem auch sonst zahlreiche, besser erhaltene Geräthe zu Tage kamen, das also augenscheinlich das Wohnhaus des Fürsten war. Denn an keiner andern Stelle ist ähnlicher Reichthum aufgefunden, und da jetzt die Area der gebrannten Stadt ganz bloß gelegt ist, so kann man wol bestimmt sagen: hier war das eigentliche Fürstenhaus. Dicht daran ist die alte Stadtmauer und vor ihm mündet die Straße, welche durch das einzige Thor heraufführt.

War nun dieß das Skäische Thor und dieß das Haus des Priamos? Herr Schliemann, eingeschüchtert durch seine gelehrten Gegner, spricht jetzt nur noch von dem Hause des „Stadthauptes". Aber mußte nicht das „Stadthaupt", welches über so viel Gold gebot, in einer Zeit, wo Gold so wenig verbreitet war, ein Fürst sein? Und was sollte uns hindern, ihn Priamos zu nennen? Gleichviel ob Priamos existirte oder nicht, der goldreiche Fürst, der hier wohnte, entspricht so genau dem Priamos des Ilias, daß wir uns doch den Reiz nicht rauben lassen wollen, diese Stätte nach ihm zu benennen. Und was sollte es schaden, wenn wir das westliche Burgthor, das einzige, welches überhaupt in der Stadtmauer vorhanden ist, dasjenige, zu welchem ein steil aufsteigender Weg von der Ebene hinaufführte, mit dem allbekannten Namen des Skäischen belegen?

Berauben wir uns doch nicht ganz unnöthiger Weise aller Poesie. Wir,

Digitized by Google

die Kinder einer harten und oft recht prosaischen Zeit, wir wollen uns doch das Recht vorbehalten, die Bilder, welche unsere jugendliche Phantasie erfüllt haben, auch in unserem Alter wieder heraufzubeschwören. Es hat etwas Wehmüthiges, aber doch zugleich Erhebendes, auf einer Stätte, wie der von Hissarlik, aus der Reihe auf einander folgender Erdschichten, wie aus einem geologischen Aufschlusse, den Gang der Geschichte abzulesen, nicht wie er aufgezeichnet worden ist, sondern wie er sich uns körperlich darstellt in der Hinterlassenschaft der Vorzeit, in den Dingen selbst, welche die früheren Menschen gebraucht haben. Gewaltige Trümmerlagen sind über der gebrannten Burg aufgeschichtet, ehe wir an die erste Schicht gelangen, in welcher gehauene Steine und eine Mauer von Quadern erscheinen. Vielleicht war dieß die Mauer, welche Lysimachos, einer der Feldherrn Alexanders, nach historischen Nachrichten auf Ilion errichtete. Jedenfalls gleicht sie den Mauern der macedonischen Zeit, und die entsprechende Erdschicht birgt griechische Trümmer. Das ist also ein bestimmter Grenzpunkt. Von ihm aus müssen wir die Zeitrechnung rückwärts machen, und es ist leicht ersichtlich, daß sie der trojanischen Sage nicht ungünstig ist.

Vielleicht ist also nicht Alles, was Homer singt, erdichtet. Vielleicht ist es richtig, daß in weit zurückliegender vorhistorischer Zeit hier wirklich ein reicher Fürst auf ragender Bergesfeste saß und daß gegen ihn ein schwerer Krieg von griechischen Königen geführt ward, der mit seinem Untergange und mit der Zerstörung seiner Stadt durch einen mächtigen Brand endigte. Vielleicht war es das erste Mal, daß an dieser Küste Europa und Asien zur Entscheidungsschlacht auf einander trafen, das erste Mal, daß die junge, aber selbständig werdende Cultur des Abendlandes mit rauher Faust ihre Ueberlegenheit über die weichlich gewordene Cultur des Morgenlandes erprobte. Mir scheint es wahrscheinlich, daß es so war, aber ich will niemand meine Wahrscheinlichkeit aufdrängen.

Soviel steht fest, daß auch die älteste und früheste Ansiedelung auf Hissarlik einem Volke angehörte, welches schon höherer Cultur erschlossen war. Freilich führte es noch Steinwaffen, aber sie waren schön geschliffen und zeigten jene feineren Formen, welche die Kenntniß der Metalle andeutet. In der That fehlen Metallspuren auch in den ältesten Schichten nicht. Diese Schichten können also nicht etwa einem Steinvolke zugeschrieben werden. Sie bezeichnen unzweifelhaft für Vorderasien die älteste bekannte Ansiedelung eines schon in höhere Culturformen eingetretenen, vorgeschichtlichen Volkes. Darum wird sicherlich der Burgberg von Hissarlik dauernd als ein sicherer Zeuge in die Culturgeschichte der Menschheit eingeführt werden. Er wird unseren Söhnen als ein wichtiger geographischer Ort, als ein sicherer Ausgangspunkt erscheinen, von dem aus ihre Phantasie ihre Flüge unternehmen mag. Denn ich hoffe, nimmer wird die Ilias der Jugend geraubt werden, wie auch der Streit über die Existenz von Ilion oder Priamos endigen mag.

Digitized by Google

Ueber den Ursprung der menschlichen Mienensprache

mit Berücksichtigung des Darwin'schen Buches über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen.

Von

Dr. F. V. Kirch-Hirschfeld.

Gegenüber den vielfältigen Verschiedenheiten der menschlichen Lautsprache, die der biblische Mythus in sinnreicher Weise mit der Vereitelung des Thurmbaues zu Babel und mit der sich anschließenden Zerstreuung der Völker in Verbindung bringt, ist es auffällig, daß die Zeichensprache, welche durch die mimischen Bewegungen des menschlichen Antlitzes vermittelt wird, bei den verschiedensten Völkern und Racen eine gleichartige ist. Während für die zahlreichen Arten der Lautsprache erst auf dem Wege mühsamer wissenschaftlicher Forschung der Nachweis versucht werden konnte, daß auch hier, wenn auch nicht ein für alle Zweige gemeinsamer Ursprung, so doch das Herrschen bestimmter überall gültiger Entwickelungsgesetze anzunehmen; so liegt für einen großen Theil der mimischen Ausdrucksbewegungen die Thatsache klar zu Tage, daß die Verschiedenheiten der Race und der Cultur nicht im Stande gewesen sind, ihre Uebereinstimmung zu verwischen. Wir dürfen demnach behaupten, daß eine mimische Weltsprache existirt und müssen nothwendiger Weise annehmen, daß die Zeichen dieser Sprache, in ihren elementaren Formen der unmittelbare Ausdruck von Organisationsbedingungen sind, welche dem gesammten Menschengeschlecht gemeinsam.

Es kann auf den ersten Blick Verwunderung erregen, daß die Wissenschaft dieser so alten Natursprache eine noch so junge und bis auf den heutigen Tag ungenügend entwickelte ist, während doch allen Menschen aus der Erfahrung genügend bekannt ist, welcher große Werth den Zeichen dieser Sprache beizulegen ist und mit welcher ungemeinen Schärfe der Beobachtung die leichtesten Veränderungen derselben wahrgenommen und zu Schlüssen verwerthet werden. Diese von kleinen Kindern oft schon mit wahrer Virtuosität verstandene Sprache, die auch der Erwachsene, wenn er längst der Lautsprache mächtig ist, nicht verlernt und auf deren Zeichen besonders dann das größte Gewicht gelegt wird, wenn es sich darum handelt, über den Charakter und über die momentane Stim-

Digitized by Google

mung unserer Nebenmenschen unverfälschten Aufschluß zu erhalten, ist im Bezug auf ihre Theorie erst so spät Gegenstand der wissenschaftlichen Erörterung geworden, daß selbst die Frage nach der Natur ihrer materiellen Zeichen erst in der Mitte unseres Jahrhunderts eine in Wahrheit wissenschaftliche Bearbeitung gefunden hat. Es war Duchenne, der wie er selbst sagt, zuerst die Orthographie dieser Sprache experimentell festzustellen suchte, indem er durch locale electrische Reizung die Gesichtsmuskelbewegungen hervorrief, welche natürlich unter dem Einfluß des Affects entstehen. Es ist unzweifelhaft, daß diese Experimente dazu beigetragen haben, um den Zusammenhang der Aenderungen des mimischen Ausdrucks mit der Thätigkeit bestimmter Muskeln aufzuklären. Dennoch drängt sich beim Durchsehen des Duchenne'schen Atlas, welcher die photographischen Bilder der auf diese Weise künstlich erhaltenen Ausdrucksformen enthält, die Ueberzeugung auf, daß hier die Nachahmung der natürlichen Ausdrucksbewegungen nur unvollkommen erreicht ist. Solche Bilder machen den Eindruck des Uebertriebenen, der Verzerrung, und wenn Duchenne die Ueberzeugung ausspricht, daß seine Darstellungen besonders dem Künstler werthvoll sein möchten, so muß dem widersprochen werden, weil gerade die feinern Nüancirungen der mimischen Bewegungen, die für die künstlerische Darstellung am wichtigsten sind, bei solchen Experimenten nicht zur Entstehung kommen.

In Betreff der Frage, in welcher Weise der Zusammenhang der hier in Betracht kommenden Muskelbewegungen mit den inneren Erregungen, durch welche sie hervorgerufen werden, zu erklären sei, also für die Etymologie der mimischen Sprache, finden wir bei Duchenne nicht einmal den Versuch einer Lösung, wie überhaupt die meisten Physiologen und Anatomen, die sich mit diesem Gegenstand beschäftigt haben, von vornherein einer Discussion dieser Frage auswichen, indem sie aussprachen, man müsse sich begnügen, anzuerkennen, daß es eben die Bestimmung jener Gesichtsmuskeln sei, als Ausdrucksmittel der Seelenbewegung zu dienen. Selbst Joh. Müller, dem wir doch speciell für das wissenschaftliche Verständniß der Mimik und Physiognomik des Auges eine Darstellung verdanken, die von allen neuern Schriftstellern über diesen Gegenstand reichlich benutzt wird, spricht sich im Allgemeinen dahin aus, daß der innere Zusammenhang der Gesichtsmuskelbewegungen mit den geistigen Vorgängen unerklärlich sei. Dennoch sehen wir in dem trefflichen Werke dieses großen Physiologen: „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes des Menschen und der Thiere, nebst einem Versuch über die Bewegung der Augen und über den menschlichen Blick, Leipzig, 1826" bereits ein Erklärungsprincip enthalten, welches sich für einen großen Theil der mimischen Bewegungen als fruchtbar erweist. Klar ausgesprochen und für die gesammte Mimik verwerthet, finden wir ein im Wesen übereinstimmendes Erklärungsprincip bei einem neuen verdienstvollen Autor auf diesem Gebiete, Piderit, in dessen „System der Mimik und Physiognomik".

Ein allgemeineres über den Kreis der sich speciell für den Gegenstand interessirenden Fachkreise hinausgehendes Interesse wurde jedoch dieser Frage erst durch das bekannte Buch Darwins: „Ueber den Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei den Menschen und den Thieren", zugewendet. Die allgemeinen

Digitized by Google

Principien, aus denen Darwin die Entstehung der Ausdrucksbewegungen herzuleiten versucht, sind von Wundt bereits in einem früheren Jahrgange dieser Zeitschrift (Deutsche Rundschau 1877, Heft 7, Seite 125) im allgemeinen als unbefriedigend bezeichnet worden. Bei dem großen Ansehen, welches von einem so hervorragenden Naturforscher ausgesprochene Sätze genießen, erscheint es jedoch zweckmäßig, hier noch etwas specieller auf diese Erklärungsversuche einzugehen.

Das erste Princip wird bezeichnet als das der zweckmäßig associirten Bewegungen. Gewisse Seelenzustände führen zu bestimmten gewohnheitsgemäßen Handlungen, welche zunächst direct oder indirect nützlich sind, um Empfindungen zu erleichtern und Wünsche zu befriedigen, die aus den betreffenden Seelenzuständen hervorgehen und sie verknüpfen sich schließlich mit diesen Seelenzuständen so innig, daß sie auch dort noch ausgeführt werden, wo sie nutzlos sind.

Das zweite Princip ist dasjenige des Gegensatzes; es entwickelt sich aus dem ersten in der Weise, daß Darwin annimmt: nachdem gewisse Seelenzustände mit bestimmten Handlungen durch die Gewohnheit verknüpft seien, habe sich bei entgegengesetzten Seelenzuständen die Neigung geltend gemacht, Bewegungen entgegengesetzter Art auszuführen, selbst wo dieselben ohne Nutzen sind.

Das dritte Princip wird in der Weise dargelegt, daß bestimmte Bewegungen durch die Constitution des Nervensystems verursacht werden, von Anfang an unabhängig vom Willen und in einer gewissen Ausdehnung unabhängig von der Gewohnheit. In Kürze formulirt Darwin dieses dritte Princip auch als das der directen Thätigkeit des Nervensystems.

Schon wenn man diese Eintheilung ganz allgemein betrachtet, drängt sich gegen die Zulässigkeit derselben ein Widerspruch auf, der sich darauf gründet, daß offenbar die einzelnen Theile des Systems ungleichartig sind. Es tritt dies namentlich hervor, wenn man die Richtung des dritten Principes mit derjenigen der beiden ersten vergleicht. Eine directe Beziehung zwischen den Ausdrucksbewegungen und der Constitution des Nervensystems wird von vornherein von jedem Standpunkte angenommen werden müssen; aber nur wer auf die genetische Erklärung verzichtet, wird sich hierbei beruhigen können. Wer dagegen die Constitution des Nervensystems, wie sie uns jetzt entgegentritt, als das Endresultat einer von Species zu Species und von Einzelwesen zu Einzelwesen fortgesetzten Entwickelung auffaßt, der kann in der Annahme einer directen Thätigkeit des Nervensystems eine genügende Erklärung nicht sehen. Auch die Möglichkeit der gewohnheitsmäßigen Verknüpfung bestimmter Bewegungsformen und Seelenzustände setzt ja eine bestimmte Constitution des Nervensystems voraus, ebenso wie die Vererbung solcher Verknüpfung. Es ist hiernach unzweifelhaft, daß das erste und das dritte Princip in einander übergehen, oder daß, genau gesprochen, das erste Princip nur eine Unterabtheilung des dritten ist. Diese Thatsache tritt auch mehrfach dort hervor, wo Darwin die speciellen Formen der Ausdrucksbewegungen betrachtet, so z. B. wenn er das Zusammenfahren bei plötzlicher Erregung von Furcht dem dritten Princip unterordnet und doch dabei bemerkt, daß insofern eine Beziehung zum ersten Princip vorhanden ist, als man in der hierbei stattfindenden Muskelthätigkeit die zweckmäßige Vorbereitung auf einen Fluchtversuch sehen könne.

Digitized by Google

Wollte man einwenden, die Formulirung der Darwin'schen Principien gebe vielleicht zu einer Entgegnung, wie sie eben angedeutet, Anlaß; man müsse jedoch vorzugsweise darauf Gewicht legen, daß die dem ersten Princip untergeordneten Handlungen ursprünglich abhängig vom Willen seien, dagegen bei dem vom dritten Princip aufzufassenden die von vornherein gegebene Unabhängigkeit vom Willen zu betonen sei: so würde solcher Ansicht entgegen stehen, daß gerade die willkürliche Entstehung der der ersten Gruppe angehörigen Bewegungen nicht nachgewiesen ist. Von vornherein erscheint es gewagt, aus der Nützlichkeit gewisser Bewegungen auf ihre ursprüngliche Willkürlichkeit zu schließen und läßt man diesen Satz gelten, so geräth man bei weiterer Verfolgung seiner Consequenzen gegenüber den Reflexbewegungen in Verlegenheit, denn diese erweisen sich vielfach offenbar nützlich und doch kommen sie von vornherein ohne Concurrenz des Bewußtseins, ohne Mitwirkung des Willens zu Stande.

Was nun die Erklärung der Ausdrucksbewegungen aus dem Contrast, also das zweite Princip Darwins angeht, so würden wir auch hier wiederum nur eine Unterabtheilung des dritten, welches sich auf die ursprüngliche Constitution des Nervensystems bezieht, sehen können; da ja offenbar der Grund der gegensätzlichen Empfindung gewisser Seelenerregungen in derselben gelegen sein muß und es schon aus diesem Gesichtspunkt erklärlich ist, daß durch solche gegensätzliche Erregungen auch entgegengesetzte Muskelgefühle erzeugt werden, welche wieder zu verschiedenartigen, und in Rücksicht auf ihre Veranlassung, gegensätzlich empfundenen Bewegungen führen.

Der eigentliche, aber keineswegs zwingende Grund, der Darwin zur Aufstellung dieses Princips geführt hat, liegt darin, daß der Nutzen einiger der hierher gerechneten Bewegungsformen sich weniger klar darlegen ließ als bei den dem ersten Princip zugerechneten Ausdrucksbewegungen. Mit Recht hat daher bereits Wundt darauf hingewiesen, daß dieses zweite Princip Darwins als ein Nothbehelf zu bezeichnen sei. Gerade die Beispiele, die Darwin besonders aus den thierischen Ausdrucksbewegungen als Beleg für dieses Princip anführt, sind bei näherer Betrachtung wenig beweisend. Werden z. B. die Bewegungen, die ein Hund ausführt, wenn er seinen Herrn freundlich begrüßt, aus dem Princip des Contrastes gegenüber der Haltung erklärt, welche dieses Thier zeigt, wenn es kampfbereit dem Feinde entgegen geht, so ist nicht zu verkennen, das hier die Darwin'sche Erklärung etwas Künstliches hat. Der Gegensatz zwischen aggressiver und freundlicher Stimmung tritt allerdings auf den ersten Blick in den betreffenden Bewegungen hervor; doch stellt sich bei näherer Betrachtung, wie ebenfalls von Wundt angedeutet, die Begrüßungshaltung des Hundes als eine gemischte Ausdrucksform dar. Wer jemals einen Hund gesehen hat, der von plötzlicher Furcht überwältigt wurde, wird zugeben, daß die Haltung, die er hierbei einnimmt, viel übereinstimmende Züge mit der freundlichen Haltung des seinen Herrn begrüßenden Hundes zeigt, er legt dabei in derselben Weise die Ohren an, krümmt seinen Körper zusammen und zieht den Schwanz ein; der Unterschied liegt nur darin, daß dieser Furchthaltung in der Regel bald die Flucht folgt, während bei dem Hunde, der dem Herrn freundlich entgegenkommt, gewisse rhythmische Bewegungen ausgeführt werden, welche als Aeußerungen der Freude

Digitized by Google

zu deuten sind und welche unter Umständen in die lebhafte Begrüßung durch Emporspringen am Herrn übergehen. Der Gegensatz besteht also einerseits in der Beimischung von Furcht, andrerseits in den mit freudigen Affecten verbundenen Bewegungen und für beide Einflüsse bedarf es keines neuen Eintheilungsprincipes, da sie sowol auf das erste wie auf das dritte Princip Darwins bezogen werden können.

Auch die hier angezogene menschliche Bewegung des Achselzuckens bedarf keineswegs des zweiten Darwin'schen Princips. Wenn wir bei einer auf eine bestimmte Thätigkeit gerichteten Willenserregung eine Anzahl von Muskelcontractionen vornehmen, in denen eine Vorbereitung für die beabsichtigte Handlung liegt, so ist es ohne weiteres begreiflich, daß wir im Zustand der Unentschlossenheit, des Zweifels, wo also der Wille durch in verschiedener Richtung wirkende Motive im Schwanken erhalten wird, gerade mit denjenigen Theilen unseres Körpers, welche wir beim Handeln vorzugsweise benutzen, diese Gemüthslage anzeigen, indem wir sie gleichsam zur That anspannen, sie aber dann sofort wieder in die Erschlaffung zurück fallen lassen.

Wenn also nach dem Gesagten die Darwin'sche Eintheilung deshalb angreifbar ist, weil sie überhaupt nicht von einem einheitlichen Gesichtspunkt ausgeht und weil überdies das zweite Gesetz, welches bestimmte Bewegungsformen aus den Contrast herleitet, nicht überzeugend begründet ist, so kann man endlich noch gegen diese Eintheilung anführen, daß sie eine große Zahl gerade der dem Menschen eigenthümlichen mimischen Ausdrucksbewegungen nicht umfaßt oder eine Unterordnung derselben nur in gezwungener Weise gestattet.

Wenn demnach die systematische Auffassung, welche der große englische Naturforscher gegenüber den thierischen und menschlichen Ausdrucksbewegungen vertritt, zum Widerspruch anregt, so ist noch eine andere Bemerkung, die sich bei der Lectüre des Darwin'schen Buches aufdrängt, nicht ohne Wichtigkeit, weil nach unserer Meinung aus derselben hervorgeht, daß der Standpunkt, den Darwin gegenüber den erörterten Fragen einnimmt, nicht frei von Einseitigkeit ist. Daß Darwin auch auf dem Gebiete der Ausdrucksbewegungen nach Beweismitteln für die Continuität der thierischen und menschlichen Entwickelung suchte, ist von vorn herein leicht begreiflich und übrigens auch in der Einleitung seines Werkes ausdrücklich von ihm hervorgehoben; auffallend ist es jedoch, daß nur eine kleine Anzahl mimischer Bewegungen des Menschen, und zwar vorzugsweise solche, die dem äußersten Affect des Schreckens und des Zornes angehören, aus der Annahme erklärt werden, der Mensch habe früher einmal in einem viel niedrigeren und thierähnlichen Zustand existirt. Es läßt sich selbst in Bezug auf die wenigen Ausdrucksbewegungen, für welche Darwin diese Anschauung geltend machen konnte, über die Berechtigung derselben streiten. Wenn man zugeben muß, daß die Analogie in den Einrichtungen des thierischen und des menschlichen Nervensystems auch in den Aeußerungen stürmischer Affecte hervortritt, so ist doch daraus nicht zu folgern, daß z. B. das Sträuben der Haare, das auch beim Menschen bei plötzlichem Schreck hervortreten kann, daß die Enblößung der Zähne in äußerster Wuth nothwendig Erbschaften aus einer

Digitized by Google

thierischen Entwickelungsstufe sein müßten. Die Entblößung der Zahnreihen durch Contraction der den Mund umgebenden mimischen Muskeln kann bekanntlich durch Affecte verschiedenster Qualität zu Stande kommen, denen eine starke excitirende Wirkung in der Bahn der diese Muskeln erregenden Nerven gemeinsam ist; es bedarf daher dieses Phänomen für eine bestimmte Art des Affectes zu seiner Erklärung nicht der Annahme, daß der Mensch in einem früheren thierähnlichen Zustande mit den Zähnen gekämpft habe.

Wenn Darwin speciell eine menschliche Ausdrucksform, welche Hohn, herausfordernden Trotz andeuten soll, und welche dadurch zu Stande kommt, daß die Oberlippe auf der einen Gesichtsseite, nahe dem Nasenwinkel derartig emporgezogen wird, daß der Eckzahn entblößt wird, in der Weise erklärt, daß unsere halbmenschlichen Urzeuger große Eckzähne besessen und diese gefährlichste Waffe ihres Gebisses in herausfordernder Weise entblößt hätten, so erscheint uns diese Herleitung eine ziemlich künstliche. Diese Ausdrucksbewegung, die in ihrer Verbindung mit halber Abwendung und Emporrichtung des Kopfes und mit dem schrägen, messenden Blicke bei halb herabgesenkten oberen Augenlidern zu jenen demonstrativen mimischen Bewegungen gehört, die den Ausdruck höhnischer Verachtung erzeugen, ist nach unserer Meinung einfach auf ein gezwungenes Lächeln mit Beimischung der für die bittre Geschmacksempfindung charakteristischen Mundhaltung zu beziehen. Bei manchen Individuen tritt dieselbe Bewegung, natürlich in Verbindung mit anderer Kopfhaltung und Blickart, überall hervor, wo sie willkürlich den Ausdruck des Lächelns hervorzubringen suchen, während andrerseits manche Individuen, wenn sie eine höhnische Haltung annehmen, den Mund vorzugsweise in die Breite ziehen.

Müssen wir somit die Resultate, welche Darwin in der ebenbezeichneten Richtung gewonnen hat, als dürftige und zum Theil als zweifelhafte bezeichnen, so wurde andrerseits hervorgehoben, daß eine große Reihe für den Menschen sehr charakteristischer Ausdrucksbewegungen, weder in dem allgemeinen Darwin'schen System Platz, noch überhaupt in den speciellen Darlegungen dieses Forschers genügende Berücksichtigung gefunden hat. Es handelt sich hier um eine Anwendung der mimischen Bewegungen, für welche es im thierischen Ausdruck keine Analogie gibt. Diese Gattung von Ausdrucksbewegungen, die hier kurzweg als symbolische bezeichnet sein mögen, lassen zwischen der mimischen Sprache des Menschen und der Thiere eine Kluft hervortreten, die kaum weniger groß ist als beim Vergleich der menschlichen und der thierischen Lautsprache. Grade diese mimischen Bewegungen sind im gewissen Sinne, was den geistigen Inhalt betrifft, die ausdrucksvollsten, sie haben daher auch für den Künstler die größte Bedeutung. Wenn Darwin in der Einleitung seines Buches sagt, es habe ihm die bildende Kunst nur wenig brauchbare Materialien für seine Studien des mimischen Ausdrucks gegeben, so erklärt sich diese Thatsache zum großen Theil aus der ungenügenden Berücksichtigung dieser Classe der Ausdrucksbewegungen, und zum kleineren Theil daraus, daß extreme Grade der mimischen Bewegungen im Allgemeinen nicht Gegenstand künstlerischer Darstellung sein können.

Ehe wir jedoch auf die Entstehung dieser symbolischen mimischen Bewegung speciell eingehen, erscheint es geboten, die allgemeine Thatsache, daß die Verän-

Digitized by Google

derungen, welche in unserem Seelenorgane hervorgerufen werden, sich in bestimmten Ausdrucksbewegungen verrathen, auf einen bestimmten Grundsatz zurückzuführen. Wir finden denselben klar in dem Gesetze enthalten, das bereits Spinoza in seiner Ethik aufstellt, indem er sagt: „der Geist erkennt sich selbst nur, in sofern er die Ideen der Erregungen des Körpers auffaßt." Ein Satz, der noch weiter erläutert wird durch die folgende Definition: „Unter Seelenbewegung verstehe ich die Erregung des Körpers, wodurch das Thätigkeitsvermögen des Körpers vermehrt oder vermindert, erweitert oder eingeschränkt wird und zugleich die Idee dieser Erregungen." Wenn Henle in seinen „anthropologischen Vorträgen" sagt: „der Affect erweist sich als eine Modification des Vorstellens, bei welcher der Körper in Mitleidenschaft gezogen wird," so stimmt dieser Ausspruch seinem Inhalt nach vollständig mit der eben angeführten Erklärung überein. Die durch eine Erregung des Centralorgans veränderte Innervation (Spannungszustand der Nerven und der von ihnen versorgten Muskeln) ist also eine der wichtigsten Ursachen der Ausdrucksbewegungen.

Eine solche Erregung kann aber durch einen äußeren Reiz verursacht sein, oder sie ist an die mit einer bestimmten Vorstellungsreihe verbundene Empfindung geknüpft. Geht man von dem ersten Punkte aus, so ist die einfachste Form, in welcher der Reiz, der einen Empfindungsnerven trifft, auf einen Bewegungsnerven übertragen wird, die Reflexbewegung. Wir sehen, daß ein relativ geringer Reiz in dieser Beziehung eine nur beschränkte motorische Erregung hervorruft, z. B. nur eine leichte Zuckung an der Extremität, deren Haut gereizt wurde; mit einer Steigerung des Reizes bekommen wir eine Zuckung auch auf der anderen Seite, und wenn wir den Reiz mehr und mehr ansteigen lassen, so werden immer weitere Muskelgruppen in Thätigkeit gesetzt und schließlich kann der größte Theil der Körpermuskulatur auf diese Weise erregt werden. Daß die Innervationsänderung, welche im motorischen Nerven durch Reizung sensibler Fasern hervorgerufen wird, ohne Einwirkung unseres Bewußtseins und ohne vom Gehirn ausgehende Erregung eintreten kann, und daß grade hierin das Charakteristische der Reflexbewegung liegt, das darf als allgemein anerkannt vorausgesetzt werden. Man braucht in dieser Beziehung nur an die bekannten Reizversuche mit des Gehirns beraubten Fröschen zu erinnern, wie sie von den Physiologen vielfach ausgeführt wurden. Durch diese Versuche wird die Thatsache illustrirt, daß solche Bewegungen, obwol sie automatisch zu Stande kommen, doch der Zweckmäßigkeit nicht entbehren und daß selbst eine Anpassung an veränderte äußere Bedingungen bei solchen Reflexmechanismen beobachtet wird. Dieses Verhältniß tritt z. B. klar bei jenem Experimente zu Tage, wo ein des Gehirns beraubter, auf die Hand des Beobachters gesetzter Frosch bei verschiedenen Drehungen der letzteren, immer diejenigen Bewegungen ausführte, durch welche er im Gleichgewicht gehalten und vor dem Fallen geschützt wurde. Geht schon hieraus hervor, daß solche Reflexmechanismen, deren Sitz in der grauen Substanz des Rückenmarks gesucht wird, selbst wo es sich um die einfachsten Formen derselben handelt, schon ziemlich complicirt sein müssen, so bieten die sogenannten Reflexcentra (also centrale Nervenapparate, welche automatisch gewisse combinirte Muskelthätigkeiten beherrschen), deren Sitz im

Digitized by Google

verlängerten Mark ist, noch viel complicirtere Bedingungen dar. Namentlich ist es nothwendig, daß sie durch eine große Anzahl von Leitungsbahnen mit der Peripherie, mit anderen Reflexcentren und mit den Organen des geistigen Lebens zusammenhängen. Betrachten wir z. B. die Reflexcentren, welche die Athmungsbewegungen automatisch reguliren, so wissen wir, daß ihre fortwährende Thätigkeit höchst wahrscheinlich durch immer wiederkehrende, mit den Athmungsbewegungen verbundene Reize unterhalten wird; nicht minder ist es bekannt, daß die Reizung sensibler Nerven der Haut diesen Apparat anregen können (verstärkte Athembewegung durch kalte Uebergießungen). Weitere peripherische Nervenausbreitungen, von denen aus dieser Athmungsapparat in Erregung versetzt werden kann, finden sich im Kehlkopf (Husten), in der Nasenschleimhaut (Niesen). Daß aber auch centrale, vom Gehirn selbst ausgehende Erregungen grade nach der Seite des Athmungscentrums eine Wirkung äußern, ist allgemein bekannt, genügt doch schon einfach die Concentration unserer Aufmerksamkeit auf die Athmungsbewegung, um die Thätigkeit derselben zu verändern. Ferner ist uns dieses Athmungscentrum auch ein Beispiel für die Verbindung verschiedener motorischer Centra unter einander; sind doch gewisse Bewegungen im Gebiete des Gesichtsnerven auf das innigste mit den Zuständen der Athmung verbunden und liegt doch gerade hierin ein Schlüssel für das Verständniß gewisser mimischer Bewegungen. Was aber von dem centralen Nervenapparat der Athmung gilt, findet auch auf die anderen motorischen Centra Anwendung und nicht minder auf die regulatorischen Nervenapparate, durch welche die Herzthätigkeit, die Contraction und Erweiterung der Gefäße und die Absonderung gewisser Drüsen beeinflußt wird.

Was nun die Erregung und den hemmenden Einfluß betrifft, die durch vom Seelenorgan ausgehende Reize hervorgerufen werden, so ist es leicht verständlich, daß dieser Einfluß zuerst nach jenen Richtungen hin stattfindet, wo zwischen den centralen Organen und jenen Reflexmechanismen ohnehin eine innigere Verbindung besteht. Es erklärt sich hieraus, daß centrale Erregungen des Seelenorgans vor allem die Innervationscentra der willkürlichen Muskeln beeinflußen, welche ja fortwährend vom Bewußtsein aus in Bewegung gesetzt werden, und daß zweitens auch die Athmungsbewegungen, über welche unser Willen zwar keine unbedingte, doch eine sehr erhebliche Macht besitzt, in erster Linie durch Seelenbewegungen erregt werden; während in der Regel ein höherer Grad centraler Erregung nothwendig ist, um diejenigen Mechanismen zu beeinflussen, die an und für sich dem Willeneinfluß entzogen sind.

Wir verstehen von diesem Gesichtspunkte aus, daß Gemüthserregungen grade so wie intensive periphere Reizungen von Empfindungsnerven, vor allen Dingen die Innervation der willkürlichen Muskeln verändern und Erschlaffung oder Anspannung derselben erzeugen, und daß auch die Athmungsbewegungen durch dieselben verändert werden.

Für die Stärke dieser Innervationsveränderung und ihrer Folgen ist die absolute und die relative Quantität des Reizes maßgebend; weniger leicht ist es, sich für die Qualität der hier in Betracht kommenden Erregungen die causalen Verhältnisse klar zu machen. Wir können nur davon ausgehen, daß schon

Digitized by Google

durch die Organisation unseres Centralorganes jeder Seelenbewegung die Empfindung von Lust oder Unlust, das Gefühl von Förderung oder Beeinträchtigung an und für sich eigenthümlich ist und daß jenes Gefühl sich auf die Innervationsänderung überträgt. Zweitens müssen wir aber auch berücksichtigen, daß gewisse Reizungs- und Spannungszustände im Centralorgan durch die reflectorische Erregung in bestimmten Nervenbahnen entlastet werden. Hierher gehören gewisse Drüsennerven (Thränendrüsen), ferner die durch die sogenannten vasomotorischen Nervenbahnen vermittelten Aenderungen im Gefäßsystem. Leicht ist es begreiflich, daß solche Erregungen, welche einen deprimirenden Einfluß auf die Nervenapparate äußern, als unangenehm empfunden werden; doch ist diese Wirkung nicht allein von der Qualität der Erregung abhängig, sondern auch von der Quantität; es ist ja bekannt, daß ein sehr plötzlicher und sehr heftiger freudiger Affect eine Lähmung erzeugen kann und hier müssen wir offenbar die Wirkung auf die Plötzlichkeit der Innervationsänderung beziehen, ein Vorgang, den wir im gewöhnlichen Leben als Schreck bezeichnen. Andrerseits ist es nicht leicht erklärlich, weßhalb die mit dem Gefühl der Förderung verbundenen, also die freudigen Affecte, im Allgemeinen in den Muskeln und auch in der Athemthätigkeit eine Tendenz zu intermittirenden, zu rhythmischen Bewegungen hervorrufen, während gleichzeitig der Einfluß auf die Vorgänge der Circulation den Eindruck einer mit dem Gefühl der Förderung verbundenen Steigerung hervorruft. Dagegen sind diejenigen leidenschaftlichen Erregungen, welche uns den Eindruck einer mit dem Gefühl der Unlust verbundenen Steigerung der Innervation machen, charakterisirt durch die Hervorrufung einer mächtigen Spannung der Muskulatur und durch die Tendenz zu stürmischen unregelmäßigen Bewegungen, und auch in der Athmung, im Zustand des Gefäßsystems, zeigt sich diese stürmische und ungeregelte Excitation. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man diese Wirkungen, welche dem Zorn, der Wuth, dem activen heftigen Schmerz eigenthümlich sind, auf die größere Intensität der Erregung zu beziehen hat; es sind grade diese Arten leidenschaftlicher Erregungen am meisten geneigt, plötzlich aus dem sthenischen (anspannenden) in den asthenischen (abspannenden) Zustand, aus der Reizung in die Lähmung umzuschlagen. Jedenfalls ist soviel gewiß, daß wir die Qualität dieser Seelenbewegungen aus der Natur ihrer peripheren Folgen erschließen, oder daß wir unsere Seelenbewegung, wie Spinoza sagt, erst durch die Ideen der Erregungen des Körpers auffassen. Daher kommt es denn auch, daß die naive Selbstbeobachtung stets den Sitz der Gefühle nicht im Kopfe, sondern in der Brust gesucht hat, eine Deutung, die auch vielfach in den sprachlichen Bezeichnungen der Affecte deutlich hervortritt. Es sei in dieser Beziehung nur an den Zusammenhang des Ausdrucks „Angst“ mit dem Gefühle der Beengung (der Hinderung der Athmung) erinnert, an die analoge Bezeichnung „Beklemmung“, an die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „Kummer“, welche Belastung bedeutet; „Schreck“ soll zusammenhängen mit „Springen, Aufspringen“, „Zorn“ mit „zerren“ ꝛc. „Furcht“ soll nach Grimm sich beziehen auf „Furche“, „gefurcht“, eindringlich aufgewühlt sein. Auch bei krankhaft hervorgerufenen Affecten, wie sie bei verschiedenen Geisteskrankheiten, namentlich aber bei Melancholikern vorkommen, ist die Verlegung der schmerzlichen Empfindung in die

Digitized by Google

Peripherie sehr deutlich. Besonders wird sehr oft ein unerträgliches, die Kranken in hohem Grade beängstigendes Gefühl des Druckes, der Beengung in der Gegend der sogenannten Magengrube empfunden, eine Empfindung, die von den Aerzten als „Präcordialangst" bezeichnet wird. Ein zeitweilig melancholischen Zuständen unterworfener Arzt, bei dem keine Intelligenzstörung vorhanden war, und der in seinem Fache vollständig auf der Höhe wissenschaftlicher Bildung stand, schrieb einst an den Verfasser, es müsse nothwendiger Weise in der betreffenden Gegend unterhalb des Brustbeins ein besonders nervöses Organ, etwa eine mächtige Gruppe von Ganglienzellen vorhanden sein, er forderte auf, der Erforschung dieses bisher noch nicht entdeckten Nervenapparates besondere Aufmerksamkeit zu schenken; so sehr unterlag selbst dieser Arzt dem Eindruck, daß es sich hier um eine periphere Empfindung handle.

Daß nun auch umgekehrt unsere Seelenbewegungen durch von der Peripherie ausgehende Eindrücke beeinflußt werden, ist allgemein anerkannt. Abgesehen von den Einflüssen krankhafter Veränderungen, wie sie namentlich bei gewissen Herz- und Lungenleiden und besonders auch bei Störung der Verdauung vielfach hervortreten, sind wir auch durch willkürliche Einwirkungen auf dieselben Apparate, welche durch die Affecte unwillkürlich erregt werden, im Stande, bis zu einem gewissen Grade künstlich Stimmungen, welche den Affecten verwandt sind, zu erzeugen. Dieses Mittel wird im gewöhnlichen Leben nicht selten verwendet, wenn z. B. Jemand durch willkürliche Muskelaction sich zu befähigen sucht, die Furcht, welche ihn von bestimmten Handlungen abhält, zu überwinden. Auch den Schauspielern ist dieses Mittel wohl bekannt, sie suchen sich oft durch willkürliche stürmische Athmungsbewegung zur naturgetreuen Darstellung eines durch Affect beherrschten Gemüthszustandes vorzubereiten. So erzählte dem Verfasser ein junger Schauspieler, er habe in der Rolle des jungen Melchthal im Tell, in der Scene, wo dieser in höchster Aufregung hervorstürzt, nachdem er ungesehen die Erzählung von der Blendung seines Vaters vernommen, sich bereits hinter der Coulisse durch absichtliche stürmische und unregelmäßige Athmung auf die naturgetreue Darstellung dieses höchsten Affectes vorbereitet.

Wendet man das im Allgemeinen über den Einfluß gewisser Gemüthserregungen Gesagte im Speziellen auf die mimische Gesichtsbewegung an, so ergibt sich, daß gerade hier derselbe sehr deutlich hervortritt. Freilich ist dabei zu berücksichtigen, daß die in diesem Gebiet auftretenden Veränderungen leicht wahrnehmbar, daß sie Gegenstand der schärfsten Beobachtung sind. Wären wir im Stande, schon leichte Aenderungen im Rhythmus der Athmung, der Herzthätigkeit direct wahrzunehmen, so würden wir auch aus diesen Zeichen schon leichte Andeutungen eines Affectes erkennen.

Zum Theil lassen sich, wie das ja namentlich von Darwin geschehen ist, gewisse mimische Bewegungen, aus denen wir auf das Herrschen eines Affectes schließen, als eine Folge der veränderten Athmung auffassen. Hierher gehört z. B. die Form der Mundhaltung, welche starken freudigen und schmerzlichen Affecten eigenthümlich ist (Oeffnung des Mundes zum Zweck der tiefen Einathmung), ein Verhältniß, welches sich aus einer Verbindung des motorischen Centrums gewisser Mundbewegungen mit dem Athmungscentrum erklären

Digitized by Google

läßt. Gemeinschaftlich ist den hierher gehörigen Bewegungen die weite Oeffnung der Mundspalte, während die Unterschiede, welche nach der freudigen oder schmerzlichen Qualität der Empfindung hervortreten, zum Theil auf die Intensität der Erregung des Athmungsorganes zu beziehen sind, zum Theil jedoch durch die Beimischung eines zweiten mimischen Princips, welches für die Nüancirung des Ausdrucks sehr in Betracht kommt, erklärt werden müssen; wir kommen noch zur weiteren Betrachtung derselben. Hier möge nur zunächst noch bemerkt werden, daß, wie zuerst Charles Bell dargelegt und wie durch von Darwin angeregte Untersuchungen von Donders sehr wahrscheinlich gemacht ist, auch die Zusammenziehung gewisser Muskeln um das Auge herum an die veränderte Innervation der Athmung anknüpft. Auch diese Bewegungen haben an sich weniger eine spezifische Beziehung zu bestimmten Qualitäten der Erregung; nur läßt sich behaupten, daß die größere Intensität im Allgemeinen den mit Unlustgefühlen verbundenen anspannenden Gemüthserregungen zukommt und daß diese Bewegung daher bei solchen stärker hervortreten, wobei zu beachten ist, daß der allgemein bei denselben stattfindende Reizungszustand im Gebiet der Muskelinnervation auch die Gesichtsmuskeln zu besonderer Energie anregt.

Wenn bisher mehr von der allgemeinen Ausstrahlung der mit Seelenbewegungen verbundenen Erregung auf die Centra der Muskelthätigkeit, der Athmung, der Circulation die Rede war, so tritt nun andrerseits solche centrifugal sich fortpflanzende Erregung vielfach in beschränkter Weise bei den Ausdrucksbewegungen entgegen. Grade dem Umstand, daß schon der leichtere Grad des Affectes, daß selbst die vom Willen erfolgreich eingeschränkte Innervationsänderung doch gewisse Gesichtsmuskeln erregt, verdanken die letzteren ihre mimische Bedeutung. Es handelt sich hierbei aber keineswegs allein um diese Muskeln, sondern auch noch um andere unter dem Einfluß der Nerven stehende Apparate. So ist es ja bekannt, wie oft ein Affect vorzugsweise in der Richtung der Thränendrüse wirkt, wie ein anderer die Gesichtsgefäße zu einer plötzlichen Erweiterung bringt. Um diese in einer bestimmten Richtung durch Seelenbewegungen fortgepflanzte Erregung zu verstehen, welche also gleichsam einen spezialisirten Ausdruck des Hauptprinzips der veränderten Innervation durch Seelenbewegung darstellt, muß die innige Verbindung der Thätigkeit der Gesichtsmuskeln mit gewissen Sinnesorganen beachtet werden. Wir kennen auch an diesen Muskeln eine Reihe von Bewegungen, die wir einfach als reflectorische bezeichnen müssen, und die auch bereits bei dem neugebornen Menschen in der vollkommensten Weise in Thätigkeit treten. Eine sehr complicirte Bewegungsform liegt ja z. B. dem Acte des Saugens zu Grunde, für den schon das eben geborne Wesen völlig geschickt ist. Nicht minder ist es anerkannt, daß die Bewegung, welche das Niesen bedingt, reflectorisch durch Reizung der in der Nasenschleimhaut sich ausbreitenden Nerven ausgelöst wird; schon am ersten Tage nach der Geburt kann dieser Reflexmechanismus wirksam sein. Drittens möchte noch auf eine Muskelthätigkeit der das Auge umgebenden Gesichtsmuskeln aufmerksam gemacht werden, die man ebenfalls schon bei neugebornen Kindern sehr deutlich beobachten kann. Setzt man die Augen solcher Kinder einer etwas stärkeren Lichteinwirkung aus, so zieht sich der

Digitized by Google

Schließmuskel und mit ihm der Augenbrauenrunzler zusammen, und es bilden sich jene senkrechten Falten über dem Nasenanfange, die wir so oft im späteren Leben sowol in Folge der gleichen Veranlassung als unter andern Umständen beobachten. Diesen zweifellos angebornen Reflexmechanismen schließen sich noch andere mit bestimmten Zuständen der Sinnesorgane verbundene Bewegungen an, welche, wenn auch nicht sofort nach der Geburt, doch mindestens sehr frühzeitig in Erscheinung treten.

Wir erwähnen in dieser Beziehung die verschiedenen Haltungen des Mundes bei bestimmten Geschmacksempfindungen, so z. B. die Zuspitzung des Mundes, verbunden mit andrückenden, saugenden Bewegungen der Lippen und entsprechenden Zungenbewegungen, bei der Empfindung derjenigen Geschmacksqualität, die wir als *süß* bezeichnen. Diese Muskelthätigkeit läßt sich in der Weise erklären, daß diese Muskeln durch eine Erregung der Geschmacksnerven, die als angenehm empfunden wird, zu einer Thätigkeit angeregt werden, welche den Sinneseindruck erhöht und verlängert; wobei zu berücksichtigen ist, daß nach physiologischen Erfahrungen besonders der vordere Theil der Zunge für die Geschmacksempfindung des Süßen empfindlich ist. Im Gegensatz dazu wird bei der Geschmacksempfindung des *Bittern* der vordere Theil des Mundes unter gleichzeitiger Senkung der Lippenwinkel und Emporziehung der Oberlippe in der Gegend der Nasenwinkel stark nach innen gepreßt und gewöhnlich auch die Zunge mit ihrem vorderen Theil an die Innenfläche der Zähne, respective der Lippen angedrückt, als gelte es, eine Geschmacksempfindung, für welche der hintere Theil der Zunge besonders empfänglich ist, möglichst zu beschränken. Wieder anders ist die Mundhaltung bei der Empfindung, die wir als *sauer* bezeichnen; hier ist der breit gezogene Mund mit etwas gesenkten Winkeln, die gleichzeitig breit nach unten gedrückte Zunge charakteristisch, eine Haltung, bei welcher namentlich auch die durch saure Speisen erregte verstärkte Speichelabsonderung zu berücksichtigen ist, die einerseits diese Verbreiterung der Mundhöhle, schon um ein Ueberlaufen des Speichels zu verhindern, nöthig macht, während sie andrerseits die rasche Auslösung einer Schluckbewegung grade wie die Empfindung des Bittern nach sich zieht. Es ist dabei auch zu beachten, daß die Empfindung des Sauren besonders stark von den seitlichen Theilen der Zunge wahrgenommen wird. Also auch hier sehen wir eine Haltung und Bewegungen, die sich einfach auf die Absicht zurückführen lassen, daß der Geschmackseindruck des Sauren, der bei länger dauernder und intensiver Wirkung von normal beschaffenen Geschmacksorganen unbedingt als unangenehm empfunden wird, in Zeitdauer und Stärke beschränkt werde. Ohne auf die vielfachen Variationen der Geschmacksempfindungen weiter einzugehen, möge hier noch die Reaction erwähnt werden, welche durch Geschmackseindrücke, die mit der Empfindung des *Widerwärtigen* verbunden sind, hervorgerufen werden. Je nach dem Grade jenes Eindrucks werden immer weitere Muskelapparate in Thätigkeit gesetzt, deren Ziel die möglichst schleunige Entfernung der widerwärtigen Substanz ist (Ausspeien, Würgen, Erbrechen); Bewegungen, denen auch hier eine Mundhaltung folgt, welche den zurückbleibenden Geschmack möglichst zu beschränken sucht, während nach angenehmen Geschmackseindrücken der Nachgeschmack durch bestimmte Bewegungen möglichst lange

Digitized by Google

erhalten wird. Die innige Verbindung, die in dieser Richtung zwischen dem Geschmacks- und Geruchssinn besteht, tritt auch darin hervor, daß schon allein sehr widerwärtige Gerüche in den mit dem Geschmackssinn verbundenen Muskelapparaten eine solche repulsive Thätigkeit hervorrufen können.

Die innigste Verknüpfung zwischen Muskelthätigkeit und Sinnesfunction findet sich naturgemäß an dem beweglichsten Sinnesorgan, welches darum in physiognomischer Hinsicht das ausdrucksvollste ist, beim Auge. Es kommen hier vorzugsweise die sechs Muskeln in Betracht, welche den Augapfel selbst bewegen. Daß es die Function dieses Muskelapparates ist, die Stellung der Augenachsen zu bewirken, welche für die deutliche sinnliche Wahrnehmung der äußeren Gegenstände erforderlich ist; daß ferner diese Thätigkeit in der innigsten Beziehung steht zur Accommodation und auch zu dem Zustand der Pupille, darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Daß für die vielbesungene Sprache des Auges in erster Linie die Bewegungen des Augapfels und der das Auge umgebenden Muskeln bedeutungsvoll sind, während die Weite der Pupille, der Glanz der Hornhaut, die Farbe der Iris, die Form der Augenhöhle nur als Hilfsmomente von secundärer Bedeutung wirken, das ist gegenwärtig wissenschaftlich unbedingt anerkannt. Grade für diese Augenbewegungen hat bereits Joh. Müller in seiner classischen, im Jahre 1826 erschienenen Abhandlung zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes des Menschen und der Thiere, jenes für die menschliche Mimik und Physiognomik fruchtbarste Princip dargelegt, auf dessen Erörterung wir hier übergehen. Wir führen in dieser Richtung aus dem Werke des großen Physiologen, dessen Studium auch heute noch Allen, die sich für die wissenschaftliche Seite dieses Gegenstandes interessiren, namentlich aber auch allen Künstlern zu empfehlen ist, nur den folgenden Satz an:

„Es ist bekannt, wie verschieden die Sehweite in den Affecten ist. Die erhebenden Affecte, welche einen freien Spielraum unserer geistigen Thätigkeit mehr und weniger zulassen, die Hoffnung, die Freude, die Sehnsucht, die Bewunderung, das Erstaunen bedingen einen großen fernen Horopter (Gesichtskreis) mit größerer Pupille; aber die deprimirenden Affecte, die unser Selbstgefühl schmälern, sind von einer mehr und minder kurzen Sehweite begleitet, so die Furcht, die Traurigkeit, die Scham, die Ehrfurcht. Alle diese Affectionen mit größerer oder geringerer Sehweite vermeiden das deutliche Sehen, die Fixation; aber der Zorn und der Abscheu sind bei einem kurzen Horopter fixirend. Die plötzlichen deprimirenden Affecte, wie der Schrecken, lähmen momentan das Vermögen der Achsenneigung und haben deshalb einen großen und fernen Horopter, eine weite Pupille wie die gelähmten Augen überhaupt."

In diesen Sätzen, die durch Beispiele belegt sind, ist klar das Gesetz enthalten, daß die inneren Bewegungen des Seelenorgans sich in den gleichen Bewegungsformen des Auges äußern, wie sie bei der sinnlichen Wahrnehmung der Gegenstände im Raume ausgeführt werden. Es ist dasselbe Princip, das Piderit aufstellt, und das er in Bezug auf die übrigen Sinnesorgane noch allgemeiner faßt, indem er sagt: „Die durch Geisteszustände verursachten mimischen Muskelbewegungen beziehen sich also theils auf imaginäre Gegenstände, theils auf imaginäre Sinneseindrücke". Auch Wundt hat in seiner physiologischen Psychologie die Richtigkeit dieses Gesetzes ausdrücklich anerkannt. Es ist auffallend, daß Darwin grade dieses Gesetz nirgends klar zur Darstellung ge-

Digitized by Google

bracht hat, wenn er auch in Kürze einige hierher gehörige Ausdrucksformen erwähnt und sie seinem ersten Princip unterordnet, während doch offenbar zwischen dieser übertragenen Bedeutung der mimischen Bewegung und der gewohnheitsgemäßen Association der Bewegungen mit gewissen Seelenzuständen ein erheblicher Unterschied besteht.

In der Fassung Piderit's scheint der Ausdruck „imaginär" eine mißverständliche Auffassung zuzulassen, da man glauben könnte, bei den Seelenbewegungen, wenn sie die mit den Sinnesorganen verbundenen Muskelapparate erregen, fände eine förmliche Illusion oder Hallucination statt. Zwar glauben wir, daß auch die specifischen Sinnesnerven bei diesen Vorgängen vom Centrum aus erregt werden, doch bringt es entweder die Intensität dieser Erregung oder auch ihre Qualität mit sich, daß sie uns niemals nach Art eines objectiven Sinneseindruckes erscheint. Für die innige Verknüpfung unseres abstracten Denkens mit der Sinnesempfindung ist freilich in diesem Verhältniß ein sehr prägnanter Ausdruck gegeben und es ist nicht zu bezweifeln, daß eine weitere Verfolgung der sich hier ergebenden Gesichtspunkte für die psychologische und wenn man sich so ausdrücken darf, für die psychogenetische Auffassung von größter Bedeutung ist. Wenn man sich eines viel citirten Axioms erinnert, dessen Inhalt in den Worten liegt, „es ist nichts im Geiste, was nicht vorher in den Sinnen war", so läßt sich für das hier in Betracht zu ziehende Verhältniß der Satz aussprechen, „jeder Vorgang im Geiste wirkt erregend auf die Sinne und ihre muskulösen Hilfsapparate, auf jene Bahnen, durch welche der Geist die Mittel des Erkennens, Vorstellens und Denkens empfangen hat." Jeder Beobachter, der ohne Voreingenommenheit prüft, wird zu der Ueberzeugung kommen, daß jener Satz eine richtige Verallgemeinerung der Einzelthatsachen enthält. Hier kann natürlich auf eine specielle Betrachtung der so mannigfaltigen mimischen Ausdrucksformen nicht eingegangen werden; nur in Kürze möge geschildert werden, in welcher Weise es gelingt, eine Art inductiven Beweises für die Richtigkeit des eben erörterten mimischen Princips zu liefern. Mit den einfachen Contourzeichnungen, die in dem Piderit'schen Werke enthalten sind, um die wichtigsten charakteristischen Ausdrucksformen wiederzugeben und mit einer Anzahl von Photographien plastischer Kunstwerke, besonders der antiken Kunst entnommen, wurde vom Verfasser eine Reihe von Versuchen mit Kindern angestellt, die hier nicht ausführlich wiederzugeben sind, über deren Resultate aber unter Herbeiziehung einiger Beispiele das Folgende zu sagen ist. Bei der Vornahme solcher Versuche sind Kinder deshalb am besten zu verwenden, weil sie in unbefangener Weise ihre Eindrücke wiedergeben, während Erwachsene nur zu leicht in einer solchen Befragung eine Prüfung ihres Scharfsinns erkennen und indem sie bestrebt sind, eine recht günstige Meinung über denselben zu erwecken, in der Interpretation nicht ihrem natürlichen Gefühle folgen. Im Allgemeinen sind Erwachsene und ältere Kinder, wenn man ihnen solche Zeichnungen vorlegt, bei weitem geneigter, den mimischen Ausdruck im übertragenen, symbolischen Sinne zu deuten, während kleinere Kinder in denselben Ausdrucksformen direct das Zeichen einer Sinnesempfindung sehen. Daß man, um mit kleinen Kindern brauchbare Resultate zu erhalten, sich an geweckte und von Befangenheit freie Individuen wenden muß, daß man die Frage möglichst einfach stellen muß, z. B. „was sagt der?" und dabei gut

Digitized by Google

thut, jedesmal nur einige wenige Bilder vorzuzeigen, möge hier nur beiläufig bemerkt werden. Hervorhebung verdient die Thatsache, daß selbst kleine Kinder solche einfache Zeichnungen merkwürdig scharf in ihren Eigenthümlichkeiten auffassen und ferner die oft constatirte Erscheinung, daß Kinder, wenn sie sich über die Bedeutung irgend einer Ausdrucksart nicht gleich klar sind, sehr oft erst dieselbe nachahmen, ehe sie antworten; es liegt hierin ein Beweis dafür, daß die Wahrnehmung der Muskelgefühle (der verschiedenen Spannungsgrade in den thätigen Muskeln) sehr wesentlich die Empfindungsqualität beeinflußt, wie denn auch bereits Kant hervorhebt, daß man sich durch willkürliche Annahme einer bestimmten mimischen Haltung in eine entsprechende Stimmung versetzen könne.

Die Tafel 30 des Piderit'schen Werkes, von Erwachsenen als Darstellung mürrischer unzufriedner Stimmung aufgefaßt, die Piderit selbst als den „verbissenen Zug" bezeichnet, gab einem fünfjährigen Mädchen Anlaß zu der Bemerkung: „der sagt, das schmeckt nicht gut," während im Gegentheil die von Piderit als süßer Zug charakterisirte Zeichnung von demselben Kinde mit den Worten „der sagt, das schmeckt gut," bezeichnet wurde. Die Tafel 34, die den Eindruck bitterer, zorniger Stimmung macht, wurde von einem vierjährigen Knaben mit dem Wort begrüßt „der will beißen." Eine andere Abbildung, die nach Piderit den verachtenden Zug mit senkrechten Stirnfalten wiedergibt, wurde von dem erwähnten Mädchen mit den Worten gedeutet „der spricht, das mag ich nicht essen," während dagegen ein achtjähriger Knabe meinte: „der ärgert sich, daß er seine Schularbeiten noch machen muß". In ähnlicher Weise fielen die meisten Angaben der Kinder aus; es wurden die Ausdrücke immer auf solche Dinge bezogen, welche, nach dem Erfahrungskreise des betreffenden Kindes, demselben als die häufigste Quelle von Affecten bekannt waren. Der bekannte Moseskopf des Michel Angelo in einer überlebensgroßen Kreidezeichnung vorgeführt, wurde von jenem kleinen Mädchen, wenn man sie fragte, was der Mann sage, der hier dargestellt sei, mit den Worten erläutert: „der sagt, Ihr seid aber eklich" und gewiß wird jeder Beschauer dieses Kopfes zugeben, daß derselbe nicht allein fast übermenschliche Kraft und Energie ausdrückt, sondern entschieden auch Verachtung, ja einen gewissen Ekel. Man könnte sagen: das ist der Ausdruck, mit dem Moses den Tanz der Juden um das goldene Kalb betrachtet. Die Köpfe des Laokoon und des sterbenden Alexander wurden als Ausdruck des körperlichen Schmerzes gedeutet und zu dem Kopfe des Plato wurde die Bemerkung gemacht „der denkt nach," während ein antiker Bacchuskopf mit dem Ausruf begrüßt wurde, „der träumt," und in der That läßt die Stellung der Augen, die Haltung des Mundes bei letzterem die Annahme einer traumhaften sinnlichen Erregung wol begründet erscheinen.

Daß die mimischen Bewegungen des Mundes und des Auges in erster Linie für den Ausdruck in Betracht kommen, und daß auch sie im übertragenen Sinne die meiste Verwendung finden, ist erklärlich. Erstens sind es ja vorzugsweise diese beiden Sinnesorgane, welche auf die Mitthätigkeit von Muskelapparaten angewiesen sind, zweitens sind aber dieselben von vornherein die Hauptquellen der mit Affecten verbundenen Sinneseindrücke. Es ist von jeher angenommen, daß gerade der Mund am meisten den Ausdruck grober Sinnlichkeit darstellen könne, was mit seiner Bedeutung als Theil des Nahrungsapparates

Digitized by Google

wol übereinstimmt; und in der That zeigt schon die oberflächlichste Beobachtung, daß mit der fortschreitenden Cultur und der wachsenden Empfänglichkeit für feinere Genüsse die Mundmimik gegenüber der Augenmimik mehr in den Hintergrund tritt. Dennoch ist nicht zu bezweifeln, daß sie fortdauernd einen erheblichen Antheil an den charakteristischen Ausdrucksformen hat. So ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Mundhaltung, welche dem Lächeln eigenthümlich ist, aus einer Verbindung des sinnlichen Ausdrucks der süßen oder doch der angenehmen Geschmacksempfindung mit der für das Lachen nothwendigen Oeffnung der Mundspalte besteht. Wer Kinder beobachtet hat, die dem Genuß einer von ihnen hochgeschätzten Speise entgegen sehen, der wird diese Erklärung nicht gewagt finden. Auch scheint das erste Lächeln des Kindes eine directe Beziehung zu der erwarteten Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses zu haben. Jene besondere Art des Lächelns, die man als „Schmunzeln" bezeichnet, trägt diesen Character des imaginären Vor- respective Nachschmeckens sehr deutlich an sich und übrigens hat bereits Henke die Vermuthung ausgesprochen, daß die beim Lachen gewöhnliche Mundhaltung mit dem Trinken oder Schlürfen einer wohlschmeckenden Flüssigkeit verwandt sei. Im Gegentheil ist bei den mit deprimirenden Affecten verbundenen Mundhaltungen die Beziehung zu den bitter und widerwärtig schmeckenden Substanzen sehr deutlich. Daß übrigens gerade die Mundhaltung noch für den Ausdruck anderer Geisteszustände eine besondere Wichtigkeit behält, das geht unter Andern aus der Betrachtung der Abbildung hervor, durch welche Piderit den „prüfenden Zug" (Fig. 25) deutlich macht. Da die Geschmacksempfindung stets durch Gegenstände veranlaßt wird, die bereits in inniger Berührung mit unserm Körper stehen, so muß natürlich das Urtheil des Sinnesorgans über die Qualität derselben unser Interesse sehr in Anspruch nehmen. Die Mundhaltung, welche dem aufmerksamen Schmecken entspricht, wird dann überall dort angewendet, wo wir bestrebt sind, den objectiven Werth eines concreten oder abstracten Gegenstandes zu beurtheilen. So ist die betreffende Haltung des Mundes, die den prüfenden Zug hervorbringt z. B. oft habituell bei Examinatoren, überhaupt bei Personen, die ihrem Urtheil, sei es mit Recht oder Unrecht, besondere Bedeutung beilegen.

Aus den bisherigen Ausführungen geht bereits hervor, daß die mimischen Muskelbewegungen an sehr verschiedenartige Veranlassungen anknüpfen können. Betrachten wir z. B. für sich jene verticalen Falten, welche zwischen den Augen durch die Thätigkeit des Augenbrauenrunzlers hervortreten können, so hat Duchenne denselben als den „Schmerzmuskel" charakterisirt. Diese Bezeichnung deckt aber die mimische Bedeutung dieses Muskels nicht, und wenn wir in einem Antlitz lediglich die bezeichneten Falten sehen, bekommen wir noch keineswegs den Eindruck schmerzlicher Erregung und andererseits kann die letztere auch ohne diese Muskelthätigkeit zum genügenden Ausdruck kommen, namentlich durch die schräge Stellung der Augenbrauen in Folge der Contraction der mittleren Bündel des Stirnmuskels. Gleichzeitig ist oft die Oberlippe in der Nähe des Nasenwinkels emporgehoben, wodurch dem Ausdruck der Charakter des Bitteren beigemischt wird, welchen Zug Darwin, wie oben bemerkt, auf die Entblößung des Eckzahnes bezieht. Ich erinnere in dieser Beziehung an den bekannten Kopf der Niobe, welcher zweifellos, allerdings in der gehaltensten, durch die Gesetze

Digitized by Google

der plastischen Schönheit bedingten Weise, den hoheitsvollen und bitteren Schmerz der Mutter ausdrückt. Ich glaube, selbst wo bei heftigen schmerzlichen Empfindungen diese Verticalfalten sich bilden, drücken sie noch etwas Anderes aus als die Schmerzempfindung. Sie treten besonders bei solchen Affecten auf, welche mit dem Gefühl des Aergers, der activen Reaction, verbunden sind; während dem resignirten Schmerz hauptsächlich die Thätigkeit des Stirnmuskels entspricht; wie auch bei allen Affecten, welche durch ihre Intensität oder durch ihre Plötzlichkeit die Fassung aufheben, vorzugsweise der letztere Muskel agirt. Nicht selten werden gleichzeitig der Augenbrauenrunzler und die mittleren Partien des Stirnrunzlers angespannt, es entstehen dann jene Furchen, deren Form man mit einem nach unten offenem Hufeisen verglichen und die man speciell als Gramfurchen gekennzeichnet hat; wir glauben, daß diese Combination hauptsächlich dem duldenden Schmerz, oder dem Uebergange aus dem Zustande des Widerstandes in den der Resignation entspricht (als Beispiel diene der Kopf des Laokoon, bei dem namentlich auch das tiefe Aufseufzen diesen Moment erkennen läßt).

Der Augenbrauenrunzler tritt also überall dort in Thätigkeit, wo eine geistige Concentration stattfindet, und es ist in dieser Richtung wichtig, daß wir diese Bewegung besonders auch dann auftreten sehen, wenn Jemand einen feinen Gegenstand in der Nähe, also mit convergenten Sehachsen sehr scharf zu fixiren sucht. In der Uebertragung auf das geistige Gebiet wird also diese Bewegung dann ausgeführt, wenn wir eine bestimmte Vorstellung genau zu fixiren, eine Gedankenfolge scharf zu verfolgen suchen. Deshalb, und nicht wie Darwin will, weil das Denken mit Schmerzempfindung verbunden sei, prägt die oft wiederholte Thätigkeit dieses Muskels die verticalen Falten in die Stirn des Denkers. Auch wo der Wille auf ein bestimmtes äußeres Object fest concentrirt wird, tritt diese Bewegung hervor. Daß außerdem der Augenbrauenrunzler mit der Thätigkeit des kreisförmigen Schließmuskels zum Zweck des Schutzes, der Stützung des Auges bei heftigen Respirationsbewegungen thätig ist, daß er dort wirkt, wo das Auge gegen zu starken Lichteindruck von oben her geschützt werden soll, wurde schon erwähnt. Deshalb sehen wir die verticalen Stirnfalten in Folge sehr verschiedener Veranlassungen bleibend ausgeprägt; so bei Individuen, welche durch ihren Beruf genöthigt sind, sehr feine Gegenstände recht genau zu beobachten (Stickerinnen, Kupferstecher u. s. w.), ferner bei Menschen, welche viel gegen den hellen Himmel sehen müssen oder in helles Feuer (Heizer, Jäger), dann auch bei solchen, deren Stimmung vorherrschend eine ärgerliche ist, also namentlich bei Hypochondern, die ihren Körperzustand zum Gegenstand fortgesetzter concentrirter Beobachtung machen. Allen diesen Individuen sind die verticalen Falten mit dem Denker gemeinsam und damit ist ausgesprochen, daß ihr physiognomischer Werth nicht ohne weiteres festzustellen ist.

Ohne auf eine weitere Ausführung von Beispielen für die verschiedene Anwendung der einzelnen Ausdrucksbewegungen einzugehen, möge hier noch auf eine bisher nirgends ausgesprochene Beobachtung hingewiesen sein, welche deshalb von Interesse ist, weil sie beweist, daß eine normaler Weise mit einem Sinnesorgan in ihrer Thätigkeit innig verbundene Muskelgruppe, wenn sie in Folge eines angeborenen sinnlichen

Digitized by Google

Defects diese Beziehung verliert, nicht zum directen Ausdrucksmittel von Seelenbewegung verwendet werden kann.

Die vielfältige und wiederholte Beobachtung von Blinden hat mir gezeigt, daß Individuen, die erst längere Zeit nach der Geburt erblindeten, und ebenso solche, die noch eine wenn auch unvollkommene Sehfunction besitzen, eine mimische Thätigkeit der Stirnmuskeln ähnlich wie Sehende zeigen; daß dagegen bereits kurz nach der Geburt völlig Erblindete weder eine mimische Thätigkeit des Augenschließmuskels, noch des Augenbrauenrunzlers, noch des Stirnmuskels besitzen; hier ist also die Stirngegend im mimischen Sinne völlig starr. Dagegen kommen allen Blinden dieselben mimischen Mundbewegungen wie Sehenden zu, wenn auch weniger fein nüancirt und minder beweglich; ein Umstand, der sich wol leicht erklärt, wenn man erwägt, daß die Nachahmung bei der Ausbildung des Mienenspiels eine erhebliche Bedeutung hat.

Mit Hilfe der bis jetzt dargelegten Grundsätze läßt sich wol der bei weitem größte Theil der mimischen Gesichtsbewegungen erklären, und wenn wir bedenken, daß von der leichten Andeutung der Bewegung bis zu förmlicher Verzerrung alle denkbaren Zwischenstufen vorkommen, daß außerdem die Bewegungen der verschiedenen Muskeln sich verschiedenartig combiniren, daß drittens oft auch der Versuch, eine bestimmte Muskelthätigkeit im Gesicht zu unterdrücken, zum Mittel des Ausdrucks wird, so begreifen wir die Mannigfaltigkeit des Mienenspieles überhaupt und speciell auch die Verschiedenheiten seiner individuellen Anwendung. Es gibt jedoch noch eine Reihe von Ausdrucksbewegungen, die sich von den bisher betrachteten Principien aus nicht ohne weiteres verstehen lassen, deren Erklärung jedoch eine ziemlich einfache ist. Es sind jene Bewegungen, die man am besten mit Wundt als demonstrative bezeichnen kann, die ihrem ganzen Charakter nach nicht als der einfachere Ausdruck des Affectes erscheinen, sondern aus dem Bestreben hervorgehen, Stimmung und Vorstellungen im Verkehr mit andern deutlich zu machen. Wir haben es also hier mit der bewußten Geberdensprache zu thun. Es ist klar, daß die unter dieses Princip fallenden Bewegungen sich einerseits aus den vorigen entwickeln, daß jedoch andererseits grade hier der Einfluß der Willkür eine künstliche Weiterbildung zuläßt. In Betreff der Entwickelung der Geberdensprache aus der unwillkürlichen Beeinflussung der Muskelapparate der Sinnesorgane durch Seelenbewegung ist es ja leicht verständlich, daß eine bestimmte Gesichtsbewegung, die unwillkürlich bestimmte Stimmungen ausdrückt, auch willkürlich zur Demonstration solcher Gemüthslage benutzt wird. Das gilt namentlich von den Bewegungen des Auges, welche vielfach in dieser Weise als Mittel der Geberdensprache benutzt werden; nicht minder finden auch die Mundbewegungen in dieser Art Verwendung.

Zu diesen Ausdrucksbewegungen, bei deren Ausführung die Demonstration Zweck ist, möchten wir z. B. die verschiedenen mimischen Ausdrücke der Verachtung rechnen. So kann man die Verachtung darstellen durch eine blasende Bewegung mit den Lippen, welche andeutet, daß man das betreffende Object für so unbedeutend halte, daß ein leichter Luftzug es wegblasen könne; gleichzeitig wird gewöhnlich der Kopf halb weggewendet, werden die Augenlider so weit geschlossen, daß nur eine schmale Spalte übrig bleibt, als sollte angezeigt werden, daß man den Gegenstand einer näheren Betrachtung nicht für werth halte; da

Digitized by Google

er jedoch trotzdem in der Regel mit dem verstohlenen Blick genau betrachtet wird, so gibt schon diese Beimischung der ganzen Ausdrucksform etwas Gemachtes. Rein in der Art des Blicks (nach Joh. Müller in der Einstellung der Sehaxen auf einen hinter dem Beobachteten gelegenen Punkt) liegt dagegen der Ausdruck der Nichtachtung, das „Hindurchsehen" durch Personen, das von Vornehmen nicht selten geübt wird. Weiter sind hierher zu rechnen gewisse demonstrative Geberden, die häufig als Hilfsmittel zu andern hinzutreten, um dieselben zu verstärken; so die hinweisenden, die abwehrenden Bewegungen der Hände, die von entsprechenden Blickbewegungen begleitet werden. Auch bei diesen demonstrativen Geberden kommt die Einwirkung lebhafter Vorstellungen auf die Muskelapparate in Betracht, nur daß hier die betreffende Erregung mehr das Resultat einer künstlich erzeugten Stimmung ist. So wird auch der gute Schauspieler, der den Affect naturgetreu wiedergibt, nicht durch einzeln eingeübte Bewegungen, die er willkürlich ausführt, seiner Aufgabe genügen; sondern er erzeugt künstlich in sich eine dem Affect verwandte Stimmung, und aus dieser gehen unwillkürlich die entsprechenden Ausdrucksbewegungen hervor.

Können wir nach dieser Auffassung in einem großen Theil der demonstrativen mimischen Bewegungen nur eine besondere, mehr vom Willen controlirte Anwendung des im Vorhergehenden dargestellten Hauptprincips der Mimik sehen, so gilt dasselbe auch von jener Thätigkeit der Muskeln, die am besten als sympathische bezeichnet werden kann. Es handelt sich hier um die bekannte Erscheinung, daß nicht selten bestimmte Actionen durch die gleichzeitige analoge Thätigkeit von Muskelgruppen begleitet werden, die an sich zu der Handlung keine Beziehung haben. So begleiten Kinder, die sich die Kunst des Schreibens zu erwerben suchen, die ungeschickten Bewegungen ihrer Hände mit entsprechenden Zungen- und Mundbewegungen, was sich wol daraus erklärt, daß bei der ungewohnten und mit angestrengter Aufmerksamkeit verbundenen Muskelthätigkeit eine unwillkürliche Mitinnervation (Mitanspannung) anderer mit seinem und geübtem Muskelgefühl begabter Muskeln hinzutritt. Die präcise Localisirung der Innervation auf die wirklich verwendeten Muskelgruppen ist erst das Resultat der Uebung und charakterisirt die Geschicklichkeit.

Auch jene Bewegungen könnte man hier anführen, welche durch die Nachahmung der von Anderen ausgeführten Bewegungen und die Nachempfindung der bei Anderen wahrgenommenen Zustände erfolgen. Wie leicht wir in dieser Weise gewisse Impulse empfangen, dafür ist ein Beispiel die von Darwin angeführte Thatsache, daß die Zuhörer eines heiseren Sängers eine Reizung im Halse spüren, die sie zum Räuspern veranlaßt. Eine ähnliche Erscheinung ist die unwillkürliche Nachahmung des Geberdenspieles eines Erzählenden oder eines darstellenden Künstlers, die man oft im Antlitz der mit voller Hingabe Hörenden beobachten kann. Auch die Ausdrucksformen des Mitleids entstehen in ähnlicher Weise durch das Sehen oder die lebhafte Vorstellung schmerzlicher Empfindung bei anderen Wesen. In allen diesen Fällen wird natürlich, wenn man sich so ausdrücken darf, derselbe Mechanismus benutzt, wie bei den übrigen mimischen Bewegungen, nur wirkt hier nicht der Affect unmittelbar, sondern die lebhafte Vorstellung desselben, hervorgerufen durch den Anblick oder das Hören von fremden Leiden; es handelt sich also lediglich um eine besondere

Digitized by Google

Anwendungsform des für die mimischen Bewegungen überhaupt geltenden Princips.

Diese sympathischen Bewegungen sind werthvoll für die Frage, durch welche Mittel der Künstler, besonders der Schauspieler und Musiker, eine so bedeutende Macht über die Empfindungen seiner Zuhörer gewinnen kann. Wenn eine weitere Verfolgung dieser interessanten psycho-physiologischen Frage von dem hier besprochenen Gegenstande abführen würde, so möge doch hier angedeutet werden, in welcher Weise man sich eine derartige Erweckung von Empfindungen vorstellen kann. Gerade diejenige Wirkung des künstlerischen Vortrags, welche man als die elementare bezeichnet hat, erfolgt offenbar in der Weise, daß direct vom Centrum der sinnlichen Wahrnehmung, und zwar würde es sich hier vorzugsweise um Gehörseindrücke handeln, die Erregung in den Bahnen von Empfindungs- und Bewegungsnerven ausstrahlt und erst von hieraus entsteht durch die von der Peripherie zum Centrum verlaufenden Nervenbahnen in unserem Geiste die Empfindung der Erregung; wir haben es also hier mit demselben Gesetze zu thun, dessen von Spinoza herrührende Formulirung oben angeführt wurde. Auf den hier berührten Gegenstand angewendet, würde diesem Satz etwa folgende Fassung zu geben sein: Der Geist erkennt die durch Wirkung der Kunst hervorgerufenen unmittelbaren (elementaren) Empfindungen nur, insofern er die von den Sinnesorganen direct ausgehende Erregung des Körpers auffaßt. Gehen wir auf weitere Begründung dieses Satzes nicht ein, so möge doch in Bezug auf das hier betrachtete Gebiet hervorgehoben sein, daß die unwillkürliche Erregung der mimischen Muskeln, die durch die Wahrnehmung der Geberden des Schauspielers veranlaßt wird, viel dazu beitragen mag, um in dem Zuschauer eine analoge Empfindung mit der vom Künstler dargestellten zu erzeugen; sehr stark kommt hier allerdings auch der musikalische Eindruck des gesprochenen Wortes in Betracht.

Wenn man das Resultat unserer Untersuchung über die Theorie der mimischen Bewegungen mit den Ergebnissen vergleicht, wie sie von Wundt in dem oben citirten Aufsatze eines früheren Jahrganges der „Rundschau" dargelegt wurden, so ist die Uebereinstimmung in vielen Punkten nicht zu verkennen; eine Thatsache, die um so mehr für die Richtigkeit der hier geltend gemachten Auffassung spricht, da dem Verfasser jene Arbeit Wundt's erst bekannt geworden, nachdem diese Abhandlung in ihren wesentlichen Theilen bereits abgeschlossen war. Andererseits wird dem Leser nicht entgangen sein, daß sich beide Aufsätze in gewissen Beziehungen ergänzen, daß sie in anderen abweichende Auffassungen vertreten. In Betreff des ersten Punktes ist hervorzuheben, daß hier die Darwin'schen Principien für die Erklärung der Ausdrucksbewegung eine eingehendere Berücksichtigung gefunden haben. Mußten wir ebenso wie Wundt die Zulässigkeit der von Darwin aufgestellten Hauptsätze bestreiten, so mag hier doch bemerkt werden, daß damit einem Versuche, die Darwin'sche Entwickelungslehre auch auf die Entstehung der Mimik anzuwenden, die Berechtigung nicht unbedingt abgesprochen ist. Es ist ja unverkennbar, daß grade die hier vertretene genetische Auffassung der mimischen Bewegungen, namentlich in der Art, wie das geistige Leben durch dieselben Bewegungen, die ursprünglich mit der

Digitized by Google

Sinnesempfindung verknüpft sind, symbolisch zum Ausdruck kommt, sich mit der Annahme einer aufsteigenden Entwickelung verträgt, für welche freilich der Nachweis einer Continuität zwischen Thier und Mensch nicht erbracht ist.

Berühren wir schließlich noch eine Frage, die ursprünglich den Ausgangspunkt aller Untersuchungen über die mimischen Bewegungen gegeben, so müssen wir eingestehen, daß es noch immer an Grundlagen für eine zuverlässige Physiognomik fehlt. Sicher ist es, daß der Versuch, den Charakter des Menschen im Antlitz zu errathen, sich nicht an die festen Formen desselben halten darf, daß er vielmehr von den Spuren, welche die häufig wiederholten mimischen Bewegungen hinterlassen, ausgehen muß; ein Weg, den für die Physiognomik des Blicks Johannes Müller, für das ganze Gebiet Piderit beschritten hat. Ob freilich dieser Weg in der bezeichneten Richtung zu praktisch verwerthbaren, sicheren Resultaten führen kann, das möchte wol in Zweifel gezogen werden. Wenn man die Schwierigkeiten erwägt, welche der Beobachtung entgegenstehen, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß die Gewohnheit der Menschen, auf das Anziehende und Abstoßende im physiognomischen Gesammtbilde eines bisher Unbekannten das größte Gewicht zu legen, der Berechtigung noch entbehrt; umsomehr, als in dieser Beziehung in der Regel keine klare Beobachtung, sondern ein mehr instinctiver Eindruck entscheidet, bei dessen Hervorbringung die verschiedensten Factoren betheiligt sind. Sicheren Schlüssen auf diesem Gebiete steht einerseits die bereits mehrfach berührte Mehrdeutigkeit gewisser mimischen Bewegungen entgegen, andererseits die Unsicherheit in der Unterscheidung des Künstlichen vom Natürlichen (die günstigsten Bedingungen bieten Kinder und Frauen); besonders fällt aber in's Gewicht die Schwierigkeit, darüber zuverlässige Kenntniß zu erhalten, ob die Charakterdiagnose, welche auf die Spuren mimischer Bewegung begründet wurde, eine richtige ist. Der Physiognomiker täuscht sich nur zu leicht über die Zuverlässigkeit seiner Urtheile, indem er einem Arzte gleicht, dem es an Gelegenheit fehlt, seine Krankheitsdiagnosen durch Sectionen zu controliren, bei dem sich dann nur zu leicht ein allzu großes Selbstvertrauen in seinen diagnostischen Scharfsinn ausbildet. Zwar wird dem scharfen Beobachter die Aufmerksamkeit auf das Mienenspiel seiner Mitmenschen insofern sich praktisch nützlich erweisen, als die momentane Stimmung und wol auch in den meisten Fällen das Temperament sich aus demselben erkennen lassen; in Bezug auf eine weitergehende Verwerthung physiognomischer Eindrücke mahnen jedoch die berührten Verhältnisse zur Vorsicht. Immer noch gilt der Satz, den in dieser Beziehung bereits Kant ausgesprochen: „Von Keinem aber wird es erlaubt sein, mit dem Schauspieler Quin zu sagen: ‚Wenn dieser Kerl nicht ein Schelm ist, so schreibt der Schöpfer keine leserliche Hand.'" Denn um so gewaltsam abzusprechen, dazu würde gehören, daß man das Spiel, welches die Natur mit den Formen ihrer Bildung treibt, um blos Mannigfaltigkeit der Temperamente hervorzubringen von dem genauer unterscheiden könnte, was sie hierin für die Moral thut oder nicht thut; und ein solches Unterscheidungsvermögen wäre mehr als wol irgend ein Sterblicher zu besitzen sich anmaßen darf.

Digitized by Google

Zur Geschichte des Tafelluxus.

Von

Prof. L. Friedländer.

Bei Allen, die noch immer der Ansicht sind, daß der moderne Luxus gegenüber dem der römischen Kaiserzeit als ärmliches Unvermögen erscheinen müsse, und daß die heutigen Virtuosen der Kunst des Genießens gegen die damaligen nur Kinder seien, gilt es auch als ausgemacht, daß das Raffinement und die Kostbarkeit der Tafelgenüsse in den Tagen des Apicius und Vitellius später nie wieder erreicht, geschweige denn überboten worden ist. Eine nähere Prüfung der Thatsachen, auf welche diese Ansicht sich stützt, ergibt jedoch ihre völlige Unhaltbarkeit, und sie hätte schwerlich so lange bestehen können, wenn nicht auch die Kenner des römischen Alterthums zum Theil dazu geneigt hätten, alle Erscheinungen des damaligen Lebens, im Guten wie im Bösen, im Vergleich zu den entsprechenden der modernen Welt von vornherein als riesenhaft anzusehen. Die Aeußerungen der römischen Schriftsteller, namentlich des Varro, Seneca und Plinius über den Luxus der Tafel, durchweg übertreibend und rhetorisch gefärbt, beruhen vielfach auf überstrengen oder geradezu thörichten Auffassungen, nach welchen z. B. der Gebrauch ausländischer Nahrungsmittel überhaupt als verwerflich, das Kühlen von Getränken mit Schnee als naturwidrig, und die künstliche Spargelzucht als Beweis einer monströsen Schlemmerei erschien. Wenn diese und andere Autoren gegen das „Durchsuchen aller Länder und Meere nach Leckerbissen" eifern, so ist ihre sittliche Entrüstung einerseits durch vereinzelte Extravaganzen, andererseits und hauptsächlich durch nichts Anderes veranlaßt, als daß in Rom, außer den übrigen Producten aller Länder auch deren Nahrungsmittel und Leckerbissen auf den Markt kamen, und einen guten Absatz fanden. Die ungeheueren Summen, die einzelne Gastmähler kosteten, wurden nicht sowol für die Bewirthung, als für die gesammte prachtvolle Ausstattung solcher Feste ausgegeben. Diese Pracht ist in neuern Zeiten oft genug überboten worden, und das Gleiche gilt auch von den im alten Rom für einzelne Leckerbissen gezahlten hohen Preisen. Wenn unter Kaiser Tiberius ein ungewöhnlich großes Exemplar eines feinen Seefisches mit mehr als 1000 Mark nach heutigem Gelde bezahlt wurde (beiläufig gesagt, von einem Manne, der entweder Vicekönig von Aegypten oder der

Digitized by Google

Sohn eines solchen war), so erregte eine solche Extravaganz auch damals das größte Aufsehen. Uebrigens erschien bei den von Potemkin 1791 in Petersburg gegebenen Bällen (deren jeder 14,000 Rubel gekostet haben soll), auf der Tafel stets eine Fischsuppe im Werth von 1000 Rubel in einem 300 Pfund schweren Silbergefäß; und die Kosten einer von der Stadt Genf dem Erzkanzler Cambacérès gesandten Riesenforelle nebst Sauce sollen vom Rechnungshof auf 6000 Francs veranschlagt worden sein. Ueberhaupt ergibt eine Vergleichung des römischen Tafelluxus mit dem späterer Zeiten, daß der erstere auf die für ihn obligat gewordenen Beiwörter „fabelhaft" und„ beispiellos" durchaus keinen Anspruch hat [1]).

Im frühen Mittelalter ist im Reich der Chalifen sowol das Raffinement der Schwelgerei als die Pracht und der Aufwand bei festlichen Bewirthungen sehr groß gewesen. Der Sohn Gabryl's, des Leibarztes des Chalifen Harun Raschyd, speiste im Sommer in einem durch Schnee gekühlten Raume, im Winter in einem Gewächshause, dessen Wärme durch Kohlen von wohlriechendem Holze unterhalten wurde; unter den für ihn aufgetragenen köstlichen Speisen waren gebratene Hühner, die man mit Mandeln und Granatäpfelsaft gefüttert hatte. Bei dem Beschneidungsfeste des Sohnes des Chalifen Motawakkil war der Boden mit Teppichen aus Goldstoff belegt, die mit Edelsteinen gestickt waren; darauf waren Figuren aus einer Paste von Ambra, Aloe und Moschus angeordnet; vor den Gästen wurden Haufen von Gold- und Silberstücken ausgeschüttet, von denen sie nach Belieben ihre Taschen füllen konnten, zum Schluß erhielt jeder ein Ehrenkleid [2]). Auch in dem durch alle Künste des Luxus ausgezeichneten maurischen Spanien scheint das Raffinement der Kochkunst groß gewesen zu sein [3]).

Im christlichen Europa, und so auch in Deutschland [4]), waren überall die Klöster Hauptstätten des Tafelluxus. Auch dort gehörten Fasanen und Pfauen zu den ausgesuchten Speisen großer Tafeln, beide kommen in den Küchenzetteln der Klöster am Bodensee im 11. Jahrhundert vor. Auch dort verwandte man ausländische Nahrungsmittel und Ingredienzien; im Kloster zu Hirschau kannte und brauchte man unter Abt Wilhelm (1069—1091) eine Anzahl von ausländischen Fischen, von fremden Früchten (Citronen, Feigen, Kastanien), von fremden Gewürzen (Pfeffer und Ingwer). Peter von Clugny klagt um 1130, daß manche Mönche sich nicht mit den auserlesenen heimischen Speisen begnügen, sondern ausländische suchen [5]).

In Frankreich war die Kochkunst schon im 14. Jahrhundert verhältnißmäßig entwickelt; noch größere Fortschritte machte sie im fünfzehnten. Die Köche aus der Schule des berühmten Kochs Karl's VII., Taillevent, bestrebten sich durch künstlerische Decoration der Schüsseln einen gefälligen Anblick zu bieten und zugleich die Natur der Speisen durch künstliche Bereitung unkenntlich zu

---

[1]) Das Folgende ist ein Abschnitt aus einer zu Ende dieses Jahres erscheinenden neuen Auflage des dritten Bandes der „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms" des Verfassers.

[2]) Kremer, Culturgesch. d. Orients. II. 180.

[3]) Das. II. 84 f.

[4]) Das. II. 318 ff.

[5]) Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter. S. 321 ff. Volz, Beitr. z. Culturgeschichte. S. 205 ff. 312 ff. 471 ff.

Digitized by Google

machen. Der Hauptgang der Mahlzeit bestand aus süßen Speisen, unter denen ein Pfau, Fasan oder Schwan, in Haut und Federn, mit vergoldetem Schnabel auf einer Erhöhung hervorragte. Die Pfauen, die man unter Trompetenschall und Händeklatschen der Anwesenden auftrug, lieferten die geschätztesten Braten bis in's 16. und 17. Jahrhundert, wo die Truthähne und Fasanen sie allmälig verdrängten [6]). Bei der Hochzeit des Tirolers Adam Geizkofler, Rathes und Anwalts der Fugger, im Jahre 1590, wurden neben sechs Indianen noch sieben Pfauen aufgetragen [7]). Am längsten sind sie in Spanien beliebt geblieben; in Sevilla war in altmodischen Häusern noch 1815 ein mit Nüssen gemästeter Pfau die Hauptschüssel bei großen Mahlzeiten [8]).

In England zeichnete sich bereits die Zeit Richards II. durch eine große Neigung zur Schwelgerei aus; eine gewöhnliche, anständige Mahlzeit eines Mannes von Stande bestand zu Ende des 14. Jahrhunderts aus drei Gängen von je sieben, fünf und sechs Schüsseln; bei größeren Festen wurden elf, neun und zwölf Schüsseln aufgetragen. Auch im 15. Jahrhundert war die Schwelgerei groß. Bei der Ernennung von George Neville zum Erzbischof von York, im Jahre 1466, fand ein ungeheures Banket statt, bei dem außer 4000 kalten Wildpasteten u. s. w. 104 Pfauen und 200 Fasanen verzehrt wurden.[9])

Von dem größten italienischen Fest- und Tafelluxus des 15. Jahrhunderts gibt die Beschreibung des Gastmahls eine Vorstellung, welches der Florentiner Benedetto Salutati, ein Enkel des berühmten Kanzlers, mit seinen Handelsgenossen am 16. Februar 1476 den Söhnen König Ferante's in Neapel gab.[10]) Die Treppe des Hauses war mit gewirkten Teppichen und Taxusgewinden behangen, der große Saal mit figurenreichen Teppichen geschmückt, während von der mit Tuch in den arragonischen Farben überzogenen Decke zwei Wachslichter tragende Kronleuchter von geschnitztem vergoldetem Holz herabhingen. Dem Haupteingang gegenüber stand auf einer mit Teppichen belegten Estrade die Speisetafel, feinste Leinwand war darauf über einer gewirkten Decke ausgebreitet. Eine andere Seite nahm der große Credenztisch ein, gefüllt mit etwa achtzig Schaustücken, meist silbern, einige golden, außer dem silbernen Tischgeräthe (gegen dreihundert Teller verschiedener Art, Näpfe, Becher, Schalen). Unter dem Schall der Trommeln und Pfeifen nahmen die Gäste Platz. Erst kam die Vorkost, für Jeden eine kleine Schüssel mit vergoldetem Kuchen von Pinienkernen und ein kleiner Majolicanapf mit einer Milchspeise. Es folgten acht Silberschüsseln mit Gelatine von Kapaunenbrust, mit Wappen und Devisen verziert, die für den vornehmsten Gast, den Herzog von Calabrien bestimmte Schüssel mit einer Fontäne in der Mitte, welche einen Regen von Orangenblüthenwasser sprühte. Die erste Abtheilung des Mahles bestand aus zwölf Gängen verschiedener Fleischgattungen, Wild und Kalb, Schinken, Fasanen, Rebhühner, Kapaune, Hühner, Blancmanger: am Schlusse wurde vor den Herzog eine große silberne

[6]) Lacroix, Mœurs usages et costumes au moyen âge p. 110—190.
[7]) Adam Wolf, Lucas Geizkofler, eine Selbstbiographie, S. 149.
[8]) Fernan Caballero, Ausgew. Werke (Paderborn, 1865). VII, 68 f. VIII, 67.
[9]) Th. Wright Homes of other days, p. 360 u. 367.
[10]) Reumont, Lorenzo de' Medici. II. 423—426.

Digitized by Google

Schüssel hingestellt, aus welcher bei Aufhebung des Deckels zahlreiche Vögelchen emporflogen. Auf zwei mächtigen Präsentirschüsseln sah man zwei Pfauen, dem Anscheine nach lebend und das Rad schlagend, im Schnabel brennende, duftende Essenzen, auf der Brust an seidenem Bande des Herzogs Wappenschild. Die zweite Abtheilung bestand aus neun Gängen süßer Speisen verschiedener Art, Torten, Marcipane, leichtes zierliches Backwerk mit Hippokras (wie man den mit Zucker, Zimmt und anderen Gewürzen vermischten Wein nannte). Die Weine waren meist einheimische, italienische und sicilische, und zwischen je zwei Gästen lag eine Liste der fünfzehn Gattungen. Am Ende des Mahles wurde Jedem wohlriechendes Wasser zum Händewaschen gereicht, und dann das Tischtuch weggenommen, worauf man eine große Schüssel auf die Tafel stellte, darin ein aus grünen Zweiglein geformter Berg mit kostbaren Essenzen, deren Duft sich durch den Saal verbreitete. Während und nach der Mahlzeit wurden die Gäste durch Musik und eine Mummerei unterhalten. Der nach etwa einer Stunde aufgetragene Nachtisch bestand aus verschiedenem Zuckerwerk in silbernen Schüsseln mit Deckeln aus Wachs und Zucker, auf denen sich Wappen und Devisen befanden. Gegen die fünfte Stunde der Nacht schieden die Gäste, nachdem sie beinahe vier Stunden verweilt hatten.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts bestanden in Rom, nach dem Kochbuch des Bartolomeo Scuppi, Leibkoch Pius' V. (1560—72) [11]), „Festmahle aus vier Gängen, und zwar der erste aus verzuckerten Früchten und Pasteten, welche die Wappen des Papstes darstellten und mit kleinen Vögeln gefüllt waren. Die übrigen waren aus einer Menge von Speisen aller Art gebildet: das Geflügel mit seinen Federn, in Flaschen gekochte Kapaunen, Fisch, Wildpret, Fleisch und süße Speisen wechselten ab in einer, unseren kulinarischen Begriffen widerstrebenden Weise. Es gab Gerichte, welche mit Rosenwasser bereitet wurden, und auf derselben Schüssel fand man die heterogensten Stoffe zu einem Ganzen verarbeitet. Die Vereinbarung der Gegensätze galt für die höchste Leistung der Kochkunst. Vor dem Nachtische ward abgedeckt, man wusch sich die Hände, und die Tafel wurde mit verzuckerten Eiern und Syropen besetzt, welche betäubende Wohlgerüche verbreiteten. Am Ende der Mahlzeit ließ der Hausherr Blumensträuße verabreichen." Welche Rolle wohlriechende Substanzen in der damaligen Küche spielten, ergibt sich namentlich aus ihrer Anwendung bei Fleischspeisen, die Montaigne, ein großer Freund der Wohlgerüche, mit Beifall erwähnt. Bei einem Besuch, den der Dey von Tunis Carl dem Fünften in Neapel abstattete, hatte man die Speisen des Ersteren mit wohlriechenden Specereien von solcher Kostbarkeit gefüllt, daß ein Pfau und zwei Fasanen auf hundert Ducaten zu stehen kamen; und als man sie zerlegte, erfüllten sie nicht nur den Saal, sondern alle Gemächer des Palastes und selbst die Häuser der Nachbarschaft mit einem sehr lieblichen Duft, der sich nicht sobald verlor [12]). — Bei der sehr prachtvollen Hochzeit eines Signor Gottofredo in Rom (1588) kostete das Abendessen 500 Scudi [13]).

[11]) Hübner, Sixtus V. II. 138 ff.
[12]) Montaigne Essais. I. 56.
[13]) Hübner a. a. O. II. 143.

Digitized by Google

Ueberhaupt nahm Italien im 16. Jahrhundert in der Kochkunst ebenso unbestritten die erste Stelle unter den Ländern Europa's ein, wie in allen übrigen Künsten. Montaigne erzählt, daß ihm der Haushofmeister des Cardinals Caraffa ein Italiener, „eine Rede von dieser Wissenschaft des Schlundes hielt, mit einer magisterhaften Haltung, als wenn er von einem großen Problem der Theologie gesprochen hätte. Er enträthselte mir die Verschiedenheit des Appetits, den man vor der Mahlzeit und den man nach dem zweiten und dritten Gange hat; die Mittel ihn ohne Kunst zu befriedigen und ihn zu erregen und zu reizen. Er erörterte die Behandlung seiner Saucen, erstens im Allgemeinen, und dann die Eigenschaften und Wirkungen der Ingredienzien im Besondern; die Verschiedenheit der Salate nach den Jahreszeiten, und welche kalt und welche warm aufgetragen sein wollen, die Art sie zu schmücken und zu verschönern, um sie dem Auge gefällig zu machen. Dann vertiefte er sich in schöne und wichtige Betrachtungen über die Anordnung der Tafel, und alles das in mannigfachen und prächtigen Ausdrücken, auch solchen, die man anwendet, wenn man von der Regierung eines Reiches zu reden hat“[14]).

Erst unter Ludwig XIV. „unterwarf Frankreich ganz Europa den Gesetzen seiner Küche“. Dennoch gilt den Geschichtsschreibern der französischen Kochkunst die damalige Küche (welche im Wesentlichen noch immer die von Taillevent begründete war, aber auch der italienischen des 16. Jahrhunderts viel verdankte), als eine sehr unvollkommene. Von ihrer Reichhaltigkeit gibt das Menu einer Mahlzeit eine Vorstellung, die der Kriegsminister Ludwigs XIV., Louvois, dem Dauphin und mehreren anderen Mitgliedern der königlichen Familie gab: 11 potages différents, 11 entrées, 13 hors-d'œuvre pour le premier service, 24 plats d'entremets, 11 hors-d'œuvre de légumes, d'omelettes, de crêmes, de foie gras et de truffes. (Das Dessert wird nicht erwähnt.)[15]) Welch hohe Bedeutung man der Kochkunst und ihren Adepten bereits einräumte, beweist der Bericht der Frau von Sévigné über den Selbstmord des Kochs Vatel im Jahre 1671. Bei einem Feste, das der große Condé Ludwig XIV. zu Chantilly gab, und das 180,000 Francs kostete (das Feuerwerk allein 16,000), waren schon einige kleinere Unglücksfälle vorgekommen, als auch die Seefische, welche aus allen Häfen verschrieben waren, nicht eintrafen: „der große Vatel, dieser Mann von einer so hervorragenden Begabung, dessen Kopf alle Sorgen einer Staatsverfassung in sich zu fassen hingereicht hätte, konnte die Schmach, die ihm, wie er glaubte, bevorstand, nicht ertragen: er hat sich erstochen“[16]). Mit ihm beginnt die Reihe der großen französischen Köche, deren Namen die Geschichte verzeichnet hat: eine Ehre, die auch in den Zeiten der ausschweifendsten Schwelgerei des kaiserlichen Rom (aus welcher Namen von Gladiatoren und Cirkuskutschern zahlreich überliefert sind) keinem ihresgleichen zu Theil geworden ist.

Unter Ludwig XV. war die Küche bereits ausgezeichnet; Kenner haben sogar behauptet, daß sie zu Ende seiner Regierung ihre höchste Vollendung erreicht habe. Doch sind gewichtige Autoritäten der Ansicht, daß ihre Culmi-

[14]) Montaigne, Essais. I. 51.

[15]) Lacroix, XVIII siècle (Institutions etc.). p. 383 ff.

[16]) Lettres de Mme de Sévigné. Paris, Hachette. 1862. II. 186.

Digitized by Google

nation erst unter Ludwig XVI. erfolgte. Im Jahre 1783 sprach ganz Paris vierzehn Tage lang von einem Abendessen, welches der große Gastronom Grimod de la Reynière (Sohn) für zwei und zwanzig Personen gab. Von den neun Gängen desselben bestand jeder nur aus einer Gattung Fleisch, die aber auf zwei und zwanzig verschiedene Arten zubereitet war.

Jedenfalls war das 18. Jahrhundert die Zeit „der großen Küche und der großen Köche," unter welchen Marin, der Koch des Prinzen Soubise der Verfasser der „Dons de Comus" (mit einer Vorrede des gelehrten Jesuiten Pater Brumoy, Uebersetzer des „théâtre des Grecs" 1748) hervorragt. Unter dem Befehl des chef de cuisine stand in großen Häusern eine ganze Schar von Gehilfen und Unterbeamten. Die Leitung des Dienstes bei der Tafel hatte der maître d'hôtel, der in reicher Kleidung, einen Degen an der Seite, einen Diamantring am Finger, eine Dose mit parfümirtem Tabak in der Hand, erschien; zuweilen hatte er zu constatiren, daß der gnädige Herr im vergangenen Jahre „100,000 écus" aufgegessen habe. Ein einziges Diner, das Soubise dem Könige und dem Hofe gab, kostete mehr als 80,000 Livres. Zahlreiche Recepte trugen die Namen hoher Personen, welche sie angegeben hatten. In der Küche des Prinzen Condé wurden wöchentlich 120 Fasanen gebraucht. Dem Herzog von Penthièvre reisten, als er die Stände von Burgund eröffnen sollte, 152 „hommes de bouche" voraus.

Die Zeit der Regentschaft war vielleicht nicht die Zeit der besten Küche, aber die des größten Tafelluxus: „man dachte an nichts als an Essen," sagt ein Zeitgenosse. In der Mitte der damaligen Tafeln prangten große Fleischmassen und Pyramiden von Wild und Geflügel: ein ganzes junges Wildschwein, ein Kalbsnierenbraten von drei Hühnern und sechs Tauben, eine Rehkeule von allerlei Wildpret, ein großer Stör von Seebarben umgeben.

In der Decoration der Tafel lösten die verschiedensten Moden einander ab. Auf künstlerisch geordnete und ornamentirte Tafelaufsätze folgten Nachahmungen von Blumenbeeten durch Thonlagen, die mit abgeschnittenen Blumen bepflanzt waren; dann Darstellungen von Gebäuden, Statuengruppen und Landschaften. Ein gewisser Carade erfand einen künstlichen Reif, den die Wärme der Mahlzeit zum Schmelzen brachte: „man sah dann den Fluß aufthauen, die Bäume grünen, die Blumen erblühen, kurz den Frühling auf den Winter folgen." Unter Ludwig XVI. führten sogenannte „sableurs" mit gefärbtem Sande, Marmor-, Glas- oder Zuckerstaub unmittelbar vor dem Eintritt der Gäste mit unglaublicher Schnelligkeit persische Teppichmuster und andere Bilder aus, die ein Hauch, ein Wassertropfen zerstörte.

Die Revolution verursachte nur eine sehr vorübergehende Einschränkung des Tafelluxus: schon in der Zeit des Directoriums war die Schwelgerei so groß, wie nur je zuvor. Barras soll seine Pilze mit Extrapost von der Rhonemündung haben kommen lassen (übrigens auch Danton Mahlzeiten zu 400 Francs das Couvert gegeben haben) [17]).

[17]) (G. Freytag?) Die Entwickelung der französ. Kochkunst. Grenzboten 1852. I. S. 141 bis 155.

Digitized by Google

Die höhere Gesellschaft in Deutschland nahm, wie in allen Stücken, so auch in der Einrichtung der Mahlzeiten die französische Sitte zum Vorbild. Lady Montague wurde bei ihrem Aufenthalt in Wien 1716 bei Gastmählern des hohen Adels wiederholt mit mehr als fünfzig in Silber angerichteten Schüsseln und einem entsprechenden Nachtisch auf dem feinsten Porzellan bewirthet; wozu öfter bis achtzehn feine Weinsorten gereicht wurden, von welchen Verzeichnisse neben den Gedecken lagen[18]). Daß aber auch in bürgerlichen Kreisen in jener überaus armen Zeit der Tafelluxus nicht gering war, zeigt die Speiseliste einer bei der Investitur des Superintendenten Oehling zu Leipzig am 13. August 1721 veranstalteten Mahlzeit, in welcher der Einfluß der damaligen französischen Tafelsitte unverkennbar ist[19]). An der ersten Tafel von vierundzwanzig Personen, wo die hohe evangelische Geistlichkeit, der Rath, der Rector magnificus speisten, bestand der erste Gang aus sieben Schüsseln: Wildpretpastete; Potage mit angeschlagenen Rebhühnern; große Forellen gesotten; Pörsche mit Butterbrühe, Birangen, Pistazien, Meerrettig; Hamburger Fleisch und Bohnen; zwei Schöpskeulen mit Satellerbrühe; zwei Krebstorten. Der zweite Gang bestand aus fünf Schüsseln: Schweinsrücken mit sechs Fasanen belegt; ein ganzes gebratenes Reh; Schweinskopf mit Rindszunge belegt; allerlei Salate; zwei Babtißtorten. Die Aufstellung der Speisen und Confitüren erfolgte nach einer vorher angefertigten Zeichnung. An drei Tafeln zu je vierundzwanzig Personen, wo die Geistlichen speisten, wurden nur je sechs Schüsseln aufgetragen. Außerdem erhielt die Frau Superintendentin folgendes „Köstgen für sechs Personen": eine Truthühnerpastete, eine Rehkeule mit zwei gebratenen Rebhühnern, gesottene Forellen, Johannisbeertorte. Die zwölf Musikanten und die zweiunddreißig Aufwärter erhielten je vier Schüsseln. An Confekt wurde verzehrt: dreißig Mandeltorten, dreißig Krafttorten, dreißig Schälchen Confekt (an der ersten), achtzig Krafttorten (an den drei übrigen Tafeln), ein Korb Confekt, eine Mandeltorte, eine Krafttorte und Obst an dem Tisch der Superintendentin. Getrunken wurden drei Eimer und sechs Kannen Rheinwein, ein Eimer alter Rheinwein, zwei Faß Wurzener Bier, drei Achtel Faß Lobgünner Bier. War diese Bewirthung freilich auf Kosten der Stadt veranstaltet, so läßt sie doch immerhin einen Schluß auf den Zuschnitt der Gastmähler in den wohlhabenden Bürgerhäusern des damaligen Leipzig zu.

Ein „ländliches" Abendessen bei einem Hamburger Kaufmann (1778) hat J. H. Voß in einer eigenen Idylle besungen[20]). Die Schilderung des vom „Kanditor" kunstvoll geformten Tafelaufsatzes (eine große äußerst mannigfaltige Landschaft mit zahlreichen Figuren von Menschen und Thieren) geht der Beschreibung der Gerichte voraus, von denen zwölf beim Beginn der Mahlzeit bereits auf der Tafel stehen, „einige kalt nach der Regel und einige brätelnd auf Marmor, Heißem in Silber gefaßten gerundetem". Das Menu ist folgendes: Fasan

[18]) Letters of Lady Montague I. 7.
[19]) Mitgetheilt (aus den Rathsacten der Enge zu Leipzig) von Bitter, J. S. Bach, I. 163 f.
[20]) J. H. Voß, Sämmtliche Gedichte (1825). II. 109—125.

Digitized by Google

mit indischen Vogelnestern und Azia[21]), junge Kalkuten mit Soja; Forellen in Wein gesotten, Kabeljau mit Austernsauce; ein Spanferkel in Gallert; eine getrüffelte Rebhühnerpastete aus Bordeaux; verschiedene Gemüse mit frischen Heringen, Hummer, Elblachs, Paderborner Schinken und Göttinger Mettwurst; Ragout von Hahnenkämmen, Lämmerzungen u. s. w. mit Pinienkernen und Capern; der Rücken eines Rehbocks aus dem Harz, ein Häschen, ein Birkhahn aus dem Erzgebirge, Ortolane; ein überaus reiches Dessert (wobei Aprikosen und Pfirsiche aus Potsdam). Die Zahl der Weinsorten ist verhältnißmäßig sehr klein: sechziger Rheinwein, Pontak und Burgunder; Silleri, Tokayer und Kapwein.

Beispiele des sarmatischen Tafelluxus mit seinem rohen Ueberfluß, seiner massiven, aber geschmacklosen Pracht und seiner grenzenlosen Verschwendung bieten im 18. Jahrhundert vor Allem die schwelgerischen Feste des polnischen Adels unter Stanislaw August in Warschau. Eines der prachtvollsten gab 1789 Fürst Karl Radziwill. Viertausend Einladungen waren dazu ergangen. In dem Saal, wo der König speiste, war alles Geschirr von Gold; in den drei zu einem Ganzen verbundenen Nebensälen auf einer endlosen Tafel das herrlichste Silbergeräth von Augsburger Filigranarbeit gehäuft, die ebenso langen Credenztische an den Wänden ebenfalls mit Silber überfüllt, die Tapeten, der Schmuck der Dienerschaft entsprechend prachtvoll. Die Bewirthung war die reichste. Der Imbiß begann mit Austern, die auf eigenen Wagen von Hamburg gebracht waren; einige Hundert Schüsseln wurden davon geleert. Man schätzte die Kosten des Festes auf eine Million Mark[22]).

Die Feste Potemkin's, von denen oben beiläufig bereits die Rede gewesen ist, übertrafen vielleicht an Pracht alles schon Dagewesene. Mit der ausschweifendsten Verschwendung in der Bewirthung verband sich ein Luxus der Ausstattung, der die Schilderungen der Feenmärchen zur Wirklichkeit zu machen schien. Bei einem Feste, das Potemkin der Kaiserin Katharina am 1. April 1791 in Petersburg gab, lieferte das Hofcomtoir 16,000 Pfund Wachs für die Illumination, und man erzählte, daß außerdem noch für 70,000 Rubel Wachs aus Moskau gekommen sei. Der Wintergarten (sechs Mal so groß als der im kaiserlichen Palais) hatte künstlichen Rasen, mit Kies bestreute Wege, zahllose Fruchtbäume, zum Theil allerdings mit gläsernen Früchten behangen, Jasminsträucher, Grotten mit Spiegeln, einen Springbrunnen mit eau de lavande, einen mit Krystallen und Edelsteinen geschmückten Obelisken; im Rasen sah man Nester mit Singvögelchen und große Glaskugeln mit Goldfischen, ferner Laternen in Form von Melonen und Ananas, endlich einen Tempel, dessen von sechs Säulen getragene Decke das Bild der Kaiserin überwölbte. Gegen dreitausend Gäste waren eingeladen. An das Volk wurden für mehrere Tausend Rubel Geschenke vertheilt; die Balletmeister La Pica und Canziani erhielten je fünftausend und sechstausend Rubel. Die Gesammtkosten des Festes schätzte man auf 200,000 Rubel, gewiß viel zu niedrig[23]).

[21]) Indische eingemachte Kräuter und Wurzeln, besonders junge Wurzelschößlinge des Bambusrohrs in Kokos- und Palmessig. J. H. Voß.

[22]) E. v. d. Brüggen, Polens Auflösung. S. 303.

[23]) A. Brückner, Potemkin's Glück und Ende. Baltische Monatsschr. N. F. I. 518—522.

Digitized by Google

Die bewährten Traditionen der Koch- und Eßkunst des achtzehnten Jahrhunderts wurden im neunzehnten vor Allem von den großen Gastronomen Frankreichs festgehalten und fortgepflanzt. Im Jahre 1803 erschien der von Grimod de la Reynière herausgegebene „Almanac des Gourmands", der einen ungeheueren Absatz fand und mehrere Auflagen erlebte, nach dem Zeugniß des Herzogs von York „das angenehmste Buch, das je die Presse verlassen hat"[24]). Das Haus Talleyrand's war auf dem Gebiete der Gastronomie das erste (la première maison dinante) in Frankreich, und die Diners im Hôtel des auswärtigen Ministeriums in der Rue de Varennes hatten nicht ihres Gleichen, am Wenigsten konnten die des (nach dem Urtheil Carême's) als Eßkünstler unendlich überschätzten Erzkanzlers Cambacérès mit ihnen rivalisiren[25]). Auch die Köche dieser Zeit waren würdige Nachfolger ihrer großen Vorgänger, sie wurden nicht minder hochgeschätzt, und waren von der Bedeutung ihrer Kunst für die menschliche Gesellschaft nicht minder durchdrungen als jene. Der Marquis de Cussy, ein Hof- und Küchenbeamter Napoleon's, rühmte sich, ein Huhn auf 365 Arten zubereiten zu können[26]). Anton Carême, der bei Lord Stewart, Talleyrand, Kaiser Alexander und Baron Rothschild (in Paris) angestellt war, wies die Stelle eines Chef de cuisine bei Georg IV. von England zurück, obwol ihm ein Jahrgehalt von 500 £ nebst ganz freier Verfügung über die für die Küche erforderlichen Summen, fünfzehn Ruhetage in jedem Monat, und eine lebenslängliche Pension angeboten wurde. Er hat sein Werk „über die französische Kochkunst im 19. Jahrhundert" der Lady Morgan gewidmet (welche in ihrem Buch über Frankreich ein von der Baronin Rothschild am 6. Juli 1829 unter seiner Leitung gegebenes Diner verherrlicht und u. A. gesagt hatte, daß es weniger Genie bedurft habe, um manche epische Gedichte, als um ein solches Diner zu schaffen)[27]). In dieser Widmung erklärt er, daß ihn ein höheres Streben als das nach Reichthum beseele. Zu allen Zeiten habe es uneigennützige Charaktere gegeben, die Alles für die Entwickelung und den Fortschritt der Künste und Gewerbe geopfert hätten. Er werde sich glücklich schätzen, durch sein großes Werk das Loos Derjenigen verbessert zu haben, die sich dem schwierigen und mühevollen Gewerbe des Kochs widmen.

Auch der Aufwand für Gastmähler war bereits in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts schwerlich geringer, als in irgend einer früheren Zeit. Macaulay, der im Jahre 1833 das jährliche Mittagsessen der Londoner Fischhändler zwar sehr gut, aber nicht so überaus glänzend fand, als er erwartet hatte, bemerkt, daß bei demselben das Gedeck in früherer Zeit auf zehn Guineen zu stehen gekommen sei[28]).

Die Bedeutung, welche der Gastronomie schon in der Zeit unserer Väter zugestanden wurde, reflectirt sich in einer umfangreichen Literatur, die ihre

[24]) Almanac des Gourmands ou Calendrier nutritif — par un vieux amateur. Paris, An XI—1803. 18°. (2. und 3. Ausg. 1803 u. 1804, die sieben folgenden Jahrgänge bis 1812.)

[25]) A. Carême, l'Art de la cuisine française au 19 siècle (1833), XII. fl.

[26]) Grenzboten a. a. O.

[27]) Lady Morgan, La France en 1829 et 1830. Trad. p. Sobry. Stuttgart 1830. II. 268.

[28]) Trevelyan, The Life and letters of Lord Macaulay. II. 105. (Tauchn. ed.)

Digitized by Google

classischen Autoren wie Rumohr und Brillat-Savarin hat, und für die es zwar manche Analogien im griechischen, aber nicht die geringsten im römischen Alterthum gibt. Selbst ein Byron hat nicht verschmäht, ein großes Diner in einer Reihe von Stanzen zu beschreiben.

Wenn nun der Tafelluxus schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hinter dem des vorigen nicht zurückstand, so hat er seitdem in Folge der gewaltigen Steigerung des Weltverkehrs, die ihm in so hohem Grade Vorschub geleistet hat und noch leistet, erheblich zugenommen. Bei einem am 5. Februar 1877 in Berlin, bei Gelegenheit der ersten Berliner Kochkunstausstellung veranstalteten Festessen, gehörten zu den aufgetragenen Gerichten u. a.: Perigordtrüffeln, Austern vom Rocher de Cancale, Caviar von der Wolga, Forellen aus dem Gardasee, Sterlets aus dem Schwarzen Meere, Elenziemer aus dem Bialowiczer Forst, indische Vogelnester aus Bombay, Langusten aus Ostende, Schnepfen aus den Pyrenäen, schottische Rebhühner, Wachteln aus Florenz, italienische Birnen, tiroler Aepfel, spanische Weintrauben[29]). Wie viel mehr Grund hätten heutzutage Declamationen über das Durchsuchen aller Länder und Meere nach Leckerbissen, als in den Tagen des Varro und Sallust, des Plinius und Seneca, und wie klein würde Apicius sich erschienen sein, wenn er dem Diner des Herrn Huster in Berlin hätte beiwohnen können!

[29]) Nationalzeitung v. 7. Februar 1877.

Digitized by Google

Autobiographische Blätter aus dem Leben eines preußischen Generals.

IV. Eintritt in die preußische Armee.

Die Entscheidung, bei welchem Regimente die weiteren Schritte zu thun wären, wurde dadurch erleichtert, daß in unserer nächsten Nachbarschaft, in Magdeburg, der Oberst Wilhelm v. Scharnhorst, als Commandeur der Artilleriebrigade garnisonirte. Er hatte, von seinem berühmten Vater im Jahre 1810 nach England gesandt, in der deutschen Legion und speciell unter meines Vaters Befehlen in Spanien gedient. Die alten Beziehungen waren auf den Sohn übertragen worden, beide Männer bewahrten sich eine lebhafte Zuneigung. Scharnhorst's Rath verwies auf das 10. Husarenregiment und seinen ausgezeichneten Commandeur, den Obersten Roth von Schreckenstein. Auch hier erfolgte rasch die Annahme. Ende April sollte ich mich in Magdeburg, dem Stabsquartier der 7. Division, zur Ablegung der Eintrittsprüfung einfinden, um dann, wenn ich sie bestand, am 1. Mai in's Regiment eingestellt zu werden.

In meinen hannover'schen Verhältnissen machte dies zunächst keine Aenderung. Ich besuchte die Ecole bis zum Abschluß des Cursus und wurde dann zum Officier examinirt. Es gereichte mir, und noch mehr meinem Vater zu größter Genugthuung, daß man mir ein besonders gutes Zeugniß bewilligte. Nun wurden die „dimissoriales" aus dem hannover'schen Unterthanenverbande und die Entlassung vom Dragonerregimente beantragt und bewilligt. Dann brachte mich mein Vater zum Herzog von Cambridge. Ich hatte zu jener Zeit mit einer ganz außerordentlich großen Blödigkeit zu kämpfen; erst in späteren Jahren ist es mir gelungen, dieselbe zu überwinden. Jetzt klopfte mir das Herz ganz gewaltig. Der Herzog war sehr freundlich und sprach meinem Vater sein Bedauern aus, daß die Verhältnisse ihn dazu bestimmt hätten, seinen Sohn einem Dienste zu entziehen, in welchem sein Name einen so guten Klang habe; er gab mir die Hand; meinte, ich würde wol der Heimath nicht vergessen, weil ich ein so gutes hannover'sches Kind sei, und wünschte mir Glück auf den Weg. Wenige Tage darauf fuhr mein Vater mit mir von dannen.

Wir reisten über Hildesheim und Braunschweig nach Helmstedt, wo wir nächtigten. Bis dahin hatten wir auch Chaussee. Als wir andern Tags durch

Digitized by Google

die reiche Magdeburger Ebene fuhren, empfanden wir es unangenehm nur auf Landwege angewiesen zu sein; auch hörten die freundlichen, niedersächsischen Dörfer auf, an ihre Stelle traten große massiv zusammengebaute Ortschaften ohne Gärten. Die baumlose Ebene mit ihren Steinbauten erinnerte meinen Vater an die Hochebene Castiliens.

Man hatte zu jener Zeit im Hannover'schen ganz außerordentlich wenig Beziehungen mit den östlichen Provinzen Preußens; wen nicht Geschäfte oder Studien nach Berlin riefen, reiste nicht hin. Mein Vater hatte nie den Fuß über die Elbe, soweit sie preußisch war, gesetzt. Er war gespannt darauf, Magdeburg kennen zu lernen.

Mich interessirte bei der Einfahrt zunächst die Festung mit ihren mehrfach hinter einander geschobenen Umwallungen; dann am Thor ein Gebälk, das wie ein Galgen aussah, an dem eine Anzahl von gemalten Bildnissen von Männerköpfen hingen, Porträts konnte man's wol kaum nennen. Mein Vater wußte mir keine Auskunft über ihre Bedeutung zu geben. Wir fragten am Thor und erfuhren, daß in ihnen desertirte Officiere dargestellt sein sollten, die laut kriegsrechtlichen Spruchs in effigie gehängt wären. Der Zufall wollte, daß wir, nachdem wir uns am Thore legitimirt hatten und glücklich eingefahren waren, einer Abtheilung „Baugefangener" begegneten, schweren militärischen Verbrechern, halb grau und halb gelb gekleidet, schwer und verschieden gefesselt und von starker Eskorte begleitet. Es waren keine freundlichen Bilder, die uns entgegen traten.

Der Eindruck verlor sich indessen bald, als wir im Hause des Obersten von Scharnhorst auf's Herzlichste empfangen wurden. Alles war unseren Wünschen zuvorkommend eingeleitet. Meinem Vater wurden die größten Aufmerksamkeiten Seitens des Generalstabs und der Garnison zu Theil. Man schien es sich recht geflissentlich angelegen sein zu lassen, den hannover'schen General in jedmöglicher Weise zu ehren. Zu einem Diner, das der commandirende General des vierten Armee-Corps, General von Jagow gab, ward ich ausdrücklich mit befohlen, ein Act auszeichnender Güte für meinen Vater, der ganz unerhört erschien und der mir sehr viel mehr Plage als Freude machte.

Je mehr Berücksichtigung nun der Anwesenheit meines Vaters in Magdeburg zu Theil wurde, als desto wünschenswerther mußte es sich herausstellen, daß ich ein Examen bestand. Ganz seinem Charakter gemäß, ignorirte mein Vater vollständig, daß ich in Hannover bereits der Officierprüfung genügt hatte. Er verlangte von mir, daß ich, abgesehen von allem Andern, den von Neuem an mich gestellten Ansprüchen gerecht würde. Er war dann aber auch sehr zufrieden, als ihm mitgetheilt wurde, daß dies in allen Beziehungen erreicht wäre. Meinem Vater wurden viele Artigkeiten gesagt, und mein Lebensschiff schien mit vollen Segeln seine Fahrt antreten zu sollen. Mit Zuversicht konnten wir nach Aschersleben, der Stabsgarnison des Regiments, weiter reisen. Auch hier empfing uns die freundlichste Begrüßung; der Oberst brachte meinem Vater das Officiercorps; es fehlte nicht an Morgenmusik, an Diners und Soupers. Mit dem Eindrucke, mich dem warmen, persönlichen Interesse meiner neuen Vorgesetzten und durchaus günstigen Aussichten zugeführt zu haben, überließ mich mein Vater

Digitized by Google

der beschrittenen Laufbahn. Als er mir Lebewohl gesagt hatte, kam es mir vor, als wenn ich plötzlich von einem Rausche ernüchtert erwachte. Die Mannigfaltigkeit der Eindrücke, die ich empfangen, die auszeichnenden Aufmerksamkeiten, die meinem Vater zu Theil geworden, hatten mich zu einem Besinnen nicht kommen lassen. Plötzlich blickte mich Alles vollständig fremd an. Ich erinnere mich, daß ich, ganz überwältigt, nichts Besseres zu thun wußte, als, obgleich es noch früh am Tage war, mich in's Bett zu werfen und bis zum andern Morgen auszuschlafen.

Meine Einkleidung und Vereidigung erfolgten sofort; ich wurde möglichst rasch einigermaßen instruirt, und dann, da ich zu Pferde ganz in meinem Elemente war, zum Exerciren in der Escadron und demnächst im Regiment mit herangezogen. Bei der Besichtigung des letzteren durch den General von Jagow schon in Reih' und Glied zu reiten, war mir eine große Freude. Ich beging aber den Verstoß, als mich derselbe vorrufen ließ und mich nach meinem Ergehen fragte, ihm mit einem „Herr General" statt mit einer „Excellenz" zu antworten. Die entschiedensten Vorwürfe, die mein Selbstgefühl gründlich niederbeugten, wurden mir zu Theil. Ueberhaupt fühlte ich manche Enttäuschung. Zuvörderst war die Uniform, die ich angelegt hatte, und mit der sich doch ein jugendliches Gemüth so gern beschäftigt, in ihrer Farbenzusammenstellung eine überaus geschmacklose. Als ich meiner Eitelkeit vordem damit geschmeichelt hatte, daß ich demnächst als Husar einher stolziren würde, hatte ich an die sehr reich und sehr geschmackvoll bekleideten alten hannover'schen Husaren gedacht. Jetzt trug ich einen grünen Dolman mit gelben Schnüren, hellblauen Kragen und Aufschlägen von gleicher Farbe, dazu graue Beinkleider und einen hellblauen Tschako. Es war kaum möglich, weniger glücklich hellblau und grün einander nahe zu bringen. Am schrecklichsten war der hellblaue Tschako, der außerdem nie recht passend war, vermittelst der messingenen Schuppenketten dem Kopfe aufgeschnallt wurde und mit seinen scharfen Kanten entsetzlich drückte. Der gute Geschmack hatte durchaus dem Schematismus weichen müssen. Sämmtliche Husaren, deren Regimentsnummer eine ungerade Zahl war, trugen schwarze Tschakos, die mit gerader Nummerzahl dagegen hellblaue. So zierte eines der schwarzen Husarenregimenter, welches, wie auch das erste, den alten, historischen Todtenkopf führte, ein hellblauer Tschako; mit blauen Augen blickte der Todtenkopf auf den Feind. Beim zehnten Husarenregiment kam aber zu der unglücklichen Farbenzusammenstellung der Umstand, daß das Grün des Tuches, welches die Mannschaft trug, außerordentlich rasch verschoß, sowol in der Sonne, wie vom Regen. Ein alter getragener Dolman wies die mannigfachsten Farbenspiele auf. Auch die Dolmans und Pelze der Officiere entbehrten mit ihrem Schnürenbesatz von Kameelgarn des Schmuckes, den sie später, 1837, erhielten, als man ihnen Metallschnüre gab.

Wie der Rock, den ich trug, mir nicht gefiel, so noch viel weniger die Garnison. Als ich zuerst von Aschersleben hörte, schlug ich im Lehrbuche der Geographie von Kannabich nach, und fand dort die Stadt mit einer Einwohnerzahl von 10,000 Seelen verzeichnet. Dem entsprechend hatte ich mir von meinem demnächstigen Wohnorte die Vorstellung gebildet, daß es etwa Hildesheim oder

Digitized by Google

Lüneburg an die Seite zu setzen sei. Aber was fand ich! Eine Ackerbaustadt, in der auch einige zurückgekommene Tuchmacher wohnten, im Innern durchweg schlecht gebaut und rings umgeben mit weiten Vorstädten, die geradezu ärmliche Wohnstätten aufwiesen; keine alten Baudenkmale, kein Verkehr; nirgends sah man einigermaßen gepflegte Gärten; kein Holz in der Nähe; keine Promenaden, nur kahle Anhöhen, die weiter nichts Anziehendes darboten, als die Aussicht auf den Harz. Jedes landschaftlichen Reizes entbehrend, in seinem Innern den ausgeprägtesten Typus philisterhaften Verkommens tragend, dabei nur vermittelst einer einzigen Chaussee, der von Magdeburg nach Erfurt, mit der übrigen Welt verbunden, keine Möglichkeit gebend häufiger als zwei Mal in der Woche Nachrichten von den Meinigen zu erhalten, so gehörte wirklich einiges Entsagen dazu, sich hier heimisch zu fühlen.

Auch mit meinem Umgange wollte es nicht recht glücken. Den Officieren gegenüber, an deren Tisch im Gasthause ich Theil nahm, fühlte ich mich befangen, obgleich sie sich mir andauernd freundlich bezeigten. Bei Gelegenheit eines geselligen Vergnügens hatten mich beim Tanze alle meine erlernten Künste in Stich gelassen, ich war recht herzlich ausgelacht, bei einer anderen Veranlassung war mir stark zugetrunken worden; ich hatte, vom Wein erregt, thörichte Reden vorgebracht; mein Rittmeister machte mir die ernsthaftesten Vorhaltungen. Die Fähnriche waren noch zur Divisionsschule abcommandirt; ein Avantageur des Regiments hatte mich bei seiner Mutter eingeführt, die in der Nachbarschaft auf einem hoch und herrlich gelegenen Schlosse am Fuße des Harzes wohnte. Das war allerdings sehr anziehend, aber die Mutter war eine mehr als originelle alte Dame, die ihrem Sohne gegenüber die wunderlichsten Erziehungsprincipien befolgt hatte. Indessen, vornehmer Familie entsprossen, hielt sie den Schein des alten Hauses aufrecht, das Schloß war aber vollständig in Verfall; so war sie Feindin aller Sauberkeit, und untergeordnete Persönlichkeiten führten die Herrschaft. Der älteste Sohn hatte sich in demagogische Umtriebe eingelassen, lebte auf der Insel Helgoland und hatte dort die schöne Tochter eines Lootsen geheirathet. Der zweite Sohn, mein Kamerad, war ziemlich ungezügelt groß gewachsen, die Mutter hatte ihm eingeprägt, er müsse sich an viel Weintrinken gewöhnen, damit er im Kreise der Officiere viel vertragen könne. Er hatte sich das nur zu sehr zur Lebensregel genommen, und erlag später den Folgen seiner unglücklichen Gewöhnung. Einen zusagenden Umgang fand ich auch bei ihm nicht. Der Sommer 1834 war ganz außerordentlich heiß; die ungewohnten körperlichen Anstrengungen ermüdeten mich um so mehr, als ich überhaupt nicht kräftig war. So fühlte ich denn den Gegensatz von Wirklichkeit und hochgespannten Hoffnungen recht empfindlich.

Eine um so erwünschtere Freude brachte mir die Nachricht, daß, als Nachklang meines guten Eintrittsexamens, die Anordnung getroffen sei, ich solle nicht erst zum regelmäßigen Termin im October, sondern zu einem eigens für mich angesetzten, Anfangs August, mein Fähnrichsexamen ablegen. Zu dem Ende mußte ich mich der Direction der Schule bei der achten Division in Erfurt vorstellen. Eigenthümlicher Weise tauschten nämlich zum Zwecke dieser Prüfungen die beiden Divisionen jedes Armeecorps ihre Avantageure mit einander aus.

Digitized by Google

Es scheint, daß dies der Rest einer früheren Einrichtung war, die auch junge Leute auf den Divisionsschulen zum Fähnrichsexamen ausbildete, und daß man es so vermeiden wollte, sie von ihren Lehrern geprüft zu sehen. Nachdem nur noch Fähnriche die Divisionsschulen besuchten, hatte die Einrichtung keinen Sinn mehr.

Reise und Prüfung gingen, was den Hauptzweck anbetraf, gut von Statten; weniger glücklich war es, daß ich auf der Hinreise in Eisleben zwei jungen Leuten in die Hände fiel, die, wie es sich später herausstellte, Halle wegen Schulden eiligst hatten verlassen müssen, und die meine Unerfahrenheit und Gutmüthigkeit so ausbeuteten, daß ich, obgleich meine Casse sehr wohl bestellt gewesen war, mit nur wenigen Groschen die Rückreise antrat. Für die Post hatte ich nun freilich einen Freipaß, aber ich mußte, weil kein Postanschluß bestand, in Eisleben Nachtquartier nehmen und so, um dies bestreiten zu können, Uhr und Petschaft als Pfand zurücklassen.

Mittlerweile war der Befehl eingegangen, das Regiment solle am Herbstmanöver des Gardecorps bei Berlin Theil nehmen. Alle Thätigkeit wurde darauf verwendet, die Truppe zu befähigen, mit der Garde in die Schranken treten zu können. Jeder Einzelne fühlte sich angeregt. Mich aber beglückte es, daß man mir ein auffallend schönes Pferd überwies und mich Unterofficierdienste thun ließ. Nach recht fatiguanten Märschen erreichten wir Charlottenburg. Der König Friedrich Wilhelm III. nahm die Parade des Regiments ab und dann rückten wir, ohnweit des Städtchens, beim sogenannten Knie, mit sehr kunstvollen und lange vorher eingeübten Evolutionen im Galopp unter Trompetenschall in ein für uns abgestecktes Lager. Neben uns war das 7. Cürassierregiment und eine reitende Batterie eingetroffen. Die Officiere und Mannschaften lagen unter Zelten. Es hatte mich ganz außerordentlich interessirt, den König in seiner ernst gemessenen Haltung in großer Nähe zu sehen; die allgemeine Freude am Eintreffen bei Berlin wurde jedoch dadurch gestört, daß der hohe Herr sehr ungnädig gewesen war. Der Oberst hatte die Schnüre auf den Dolmans der Unterofficiere neu aufsärben lassen; es war nicht geglückt die Farbe der Mannschafts-Dolmans genau zu treffen, und so war das an vollständigste Gleichmäßigkeit innerhalb der Truppe gewöhnte Auge unangenehm berührt worden.

Die Fatigue, welche das Manöver an sich schon mit sich brachte, wurde dadurch noch gesteigert, daß uns gegen die Sonnenstrahlen, die unverwandt in jenem Jahre, so berühmt durch seinen unvergleichlichen Wein, auch noch im September auf den märkischen Sand brannten, nirgend Schutz und Schirm geboten war. Unter den Zelten war es zum Ersticken heiß; selbst in der Nacht trat keine Abkühlung ein; plötzlich schlug dann das Wetter um und am Morgen des letzten Bivouaks, mit dem das Feldmanöver schloß, hatte ein weißer Reif die gesammte, lagernde Truppe überzogen. Ich hatte indessen Alles gut ausgehalten und war überaus belebt von all' dem Neuen, was mir das militärische Leben auf den Märschen und in den Quartieren, im Lager und beim Manövriren entgegengebracht hatte. Auch nach Berlin hinein hatte ich einen Blick gethan; hatte Fanny Elsler tanzen sehen und hatte, vom Wein erhitzt, im Uebermuthe mit Officieren und Kameraden einen nächtlichen Ritt an der Freitreppe des

Digitized by Google

Schauspielhauses versucht, von dem die wachsamen Nachtwächter uns noch rechtzeitig vertrieben. So läßt der Genius der Jugend ihr Leben auf- und abschwanken. Noch eben tief verstimmt, schien mir jetzt Nichts köstlicher als das Soldatenleben.

Anfangs October ging's zur Divisionsschule nach Magdeburg. Die Kavallerie-Brigade schickte zehn Fähnriche, von denen sieben in eine besondere Abtheilung eintraten, die schon im Januar ihr Officier-Examen ablegen sollte, während wir Andern den vollen Cursus von neun Monaten durchzumachen hatten. Unter jenen waren einzelne Kürassiere, die schon fünf bis sechs Jahre dienten, ehe sie sich dazu hatten aufschwingen können, die Barriere des Examens hinter sich zu legen. Gestalten von imposanter Figur und dabei entsetzlich rohe Gesellen, waren sie in Magdeburg viel gekannt und nichts weniger als wohlgelitten. Es war ein entschiedener Vortheil für die Schule und für uns jüngern Leute, daß sie bald von dannen gingen. Uebrigens gehörten solche veraltete Fähnriche damals nicht zu den Seltenheiten in der Armee; ich erinnere mich eines Officiers in dem, damals auch beim 4. Armeecorps eingetheilten 8. Kürassier-Regimente, der die sogenannte „Schnalle" trug, das heißt, das Abzeichen, welches nach neunjähriger Dienstzeit als Gemeiner resp. als Unterofficier bewilligt wird. Er war von Adel und von vornherein als „Avantageur" eingetreten. Unser Oberst war seit längerer Zeit solchen Verschleppungen auf das Entschiedenste entgegen getreten. Er schrieb sehr charakteristisch darüber an den Oberst Scharnhorst: „Leider ist es häufig der Fall, daß die jungen Leute auf der Schule nur sehr langsamen Schrittes der Reife zum Officier entgegen schlendern, und ich bilde mir ein, daß das üble Beispiel dort wie das ansteckende Fieber wirkt; daher ich mich immer sehr freue, wenn ein Jüngerer im Sturmschritt das Ziel erreicht. — Ich bilde mir zwar nicht ein, daß ein Husaren-Officier mit dem, was er auf der Schule lernt, absonderlich viel ausrichten werde; allein ich bin der Meinung, daß nur junge Leute, die von der Natur oder von ihren Eltern vernachlässigt sind, lange Zeit brauchen können, um das zu erlernen, was gefordert wird, und daß den Uebrigen das eigentliche Zeug zum Officier der leichten Cavallerie, eine gewisse Lebhaftigkeit des Geistes, Entschluß und kräftiger Wille, richtige Ambition ꝛc. abgeht, sobald sie lange auf der Schule zubringen. In den sogenannten Exceßmachern möchte allenfalls noch ein Seidlitz, Murat oder ein Blücher verborgen liegen. Diejenigen dagegen, die sich nebenher noch ziemlich gut aufführen, taugen für unser Handwerk sicher Nichts und werden im glücklichsten Falle, wenn sich die Cavallerie im Parademarsch auszeichnet und ihre Richtung erprobt wird, nachträglich als sehr brauchbare Cavallerie-Officiere von Vorgesetzten ähnlichen Schlages gerühmt werden."

Der Director unsrer Divisionsschule war ein Oberst von Uechtritz, den man im Jahre 1814 mit einem Theile der sächsischen Truppen in preußischen Dienst übernommen hatte. Er war ein sehr gebildeter und wohlwollender Officier, aber überaus ungeduldig, heftig und auffahrend. Er konnte vor Unwillen, wenn er bei uns erschien, mit dem Fuße gegen die Wand treten und uns die stärksten Sachen sagen, um sehr bald darauf wieder den heitersten Himmel einer guten Laune zu zeigen. Er führte ein sehr strenges Regiment, hielt auf ehrenwerthe

Digitized by Google

Gesinnung und wohlanständigen Ton. Auch unsre Lehrer waren im Allgemeinen tüchtige Leute, namentlich zwei, deren Namen später viel genannt wurden, ein Lieutenant von Bennigsen-Forder, der früh wegen Kränklichkeit den Abschied nahm, dann aber als Geograph und Geologe in Bezug auf die niederdeutsche Tiefebene sehr ausgezeichnete, wissenschaftliche Arbeiten lieferte, und ein Lieutenant Koehlau, ein vorzüglicher Mathematiker, der zuletzt im Kriegsministerium verwendet, als General-Lieutenant aus der Armee schied. Er hatte ein sehr großes Lehrtalent, dabei den köstlichsten Humor und war viele Jahre lang am Berliner Cadettenhause der wohlwollendste und gütigste Berather der jungen Leute, deren Erziehung ihm anvertraut war. Wir sind uns sehr oft im Leben wieder begegnet und stets bewährte er sich auch mir als der unwandelbar treue und liebenswürdige Freund.

Die Divisionsschule brachte mit uns ein ganz vorzügliches Resultat zu Wege. Sie schickte beim Abschluß des Cursus im Juli 1835 elf Fähnriche zur Ober-Militär-Examinations-Commission nach Berlin und sämmtliche Elf bestanden unbedingt. Ein solches Ergebniß war fast nie zuvor erreicht. Sonst pflegte wenigstens die Hälfte der zur Prüfung Zugelassenen entweder überhaupt nicht zu bestehen, oder doch nur mit Probearbeiten, die, je nachdem, nach Verlauf von drei oder von sechs Monaten erledigt werden mußten, durch's Examen zu schlüpfen. In weitern Kreisen wurde der Erfolg der Schule besprochen und anerkannt.

Ich hatte nun auch Zeit gehabt, mich in der militärischen Welt Magdeburgs, mit der unser Regiment in nächsten Beziehungen stand, umzusehen und zu orientiren. Unser Armeecorps, das vierte, commandirte, wie erwähnt, der General der Infanterie von Jagow. Ihn umgab der Nimbus eines großen militärischen Rufs von den Freiheitskriegen her. Er hatte nicht immer Glück gehabt, aber in den schwierigsten Lagen, zuletzt 1815 als Chef der 3. Brigade, ein Zieten'sches Armeecorps mit Auszeichnung commandirt. Von Mittelstatur und fein geschnittenen Gesichtszügen erschien er unnahbar durch seinen Ernst und seine Strenge. Er war unverheirathet, aber sein Hausstand untadelhaft. Jeden Morgen erhielten die Herren seines Stabes eine formelle Einladung zum Diner. Er sah überhaupt viel Gesellschaft bei sich, konnte dabei aber so einsilbig und stumm sein und damit auch seine Gäste derartig zum Schweigen bestimmen, daß bei einem seiner Diners, bei welchem er die Geladenen nur mit einer Handbewegung empfangen, überhaupt kein Wort gehört wurde, bis eine ähnliche Handbewegung die Gesellschaft wieder entließ. Im Winter auf seinen Bällen mußten auch wir Fähnriche erscheinen, aber im sogenannten Commis-Anzuge mit Lederbesatz auf den Beinkleidern, so daß wir recht eigentlich nur die Statisten bei den sonst glänzenden Festen abgaben. Gegen das Kriegsministerium, ja selbst dem Könige gegenüber, wahrte er sich eine außerordentliche Selbständigkeit. Man erzählte von einem schwarzen Sopha, in dessen Falten die Verfügungen und Cabinetsordres verschwunden wären, die ihm nicht gefielen. Die Truppe blickte auf ihn mit großem Vertrauen, aber mehr mit Achtung als vorherrschend mit Zuneigung. Im Jahre 1835 bat er den König um den Consens zu seiner Verheirathung mit einer Verwandten desselben Namens, zugleich aber

Digitized by Google

um seine Verabschiedung. Beides wurde, die letztere mit einigem Sträuben, gewährt.

Zunächst neben ihm war ein General-Lieutenant Graf H. erster Commandant von Magdeburg. Er war früher Brigade- und später auch Divisions-Commandeur meines Regiments gewesen, hatte bei bedeutender Größe einen erstaunlichen Schmerbauch zu tragen und verdankte es wol nur seinem Namen und dem Umstande, daß seine Gemahlin Hofdame bei der Königin Louise gewesen war, wenn er noch dem Dienste erhalten wurde. Im Jahre 1813 hatte er als Commandeur das Regiment Garde du Corps geführt und war in der Großgörschener Schlacht bei der Abendattaque der preußischen Reserve-Cavallerie in dem bekannten Hohlwege zu Sturz und unter sein Pferd zu liegen gekommen. Man erzählte, sein gewaltiges Rufen: „Garde du Corps, rette deinen Führer!" habe das wilde Gewühl der hin- und wiederjagenden Reiter übertönt. Er war der von Fritz Reuter in seiner „Festungstid" erwähnte Commandant; von Standesvorurtheilen beherrscht, mochte ihm ein rebellischer Student als eine seiner Beachtung vollständig unwürdige Creatur erscheinen; aber im Grunde war er wohlwollend; dabei leidenschaftlich musikalisch; bei den Concerten, die die Freimaurer-Loge gab, konnte man den starken Mann im höchsten Eifer und im Schweiße des Angesichts sein Violoncelle streichen sehen. Uns Fähnrichen drohte er mit allen Strafen militärischer Disciplin, weil sich einige von uns, die Hunde besaßen, mit diesen gegen alles Verbot, auf den Festungswällen hatten antreffen lassen. Die von ihm gern frequentirte Festungsjagd erschien gefährdet. Der Graf starb noch als Commandant im Jahre 1837.

Eine bedeutende, innerlich gereifte und militärisch sehr unterrichtete Persönlichkeit war der Divisions-Commandeur, General-Lieutenant von Thile. Er hatte seine Carriere durch den Generalstab gemacht, besaß eine besonders reiche Kriegserfahrung aus den Feldzügen 1812 bis 1815 und theilte gern davon mit; auch wußte er Kenntnisse und Bildung bei Andern zu schätzen und zu fördern. Er hing mit ritterlichster Liebe am Königshause und an der Armee. Er war eine sehr stattliche Erscheinung, damals in voller Manneskraft. Sein Haus war eins der wenigen in Magdeburg, in dem eine positivere Auffassung christlichen Glaubens lebendig war, und unbekümmert um die zu jener Zeit außerordentlich gleichgültige und einer entschiedenen religiösen Färbung abholde Menge, zu Tage trat. Der General wurde später commandirender General, erst des 3., dann des 8. Armeecorps, und nahm im Jahre 1848, tief bekümmert über die politische Wendung unsrer vaterländischen Angelegenheiten, den Abschied.

Unser Brigade-Commandeur, General-Major von Z., war ein sehr schöner Mann, weiter aber auch sehr wenig. Seine Toilette war das Muster der damaligen militärischen Sitte, im Anzuge geschnürt und ohne Fältchen, in Bart und Haar gesteift und gedreht, wie es eine Puppe nur zugelassen hätte. Er nahm später als Gouverneur von Breslau den Abschied.

Auch des Obersten von Scharnhorst will ich hier nochmals erwähnen. Mit weitem Gesichtskreis, lebendigen, über das Militärische hinausgehendem Interesse, entschieden geistreich angelegt und sehr reich an Wissen, hatte eine große Neigung zum Wohlleben seiner Arbeitskraft und Arbeitslust Abbruch gethan. Er erzählte

Digitized by Google

höchst unterhaltend und hatte einen Schatz von Erfahrungen und Erlebnissen, die immer reichen Stoff zu Mittheilungen lieferten. Seine englisch-spanische Zeit, das Verhältniß zu seinem Vater, die Freiheitskriege, zuletzt noch seine Sendung im Sommer 1831 in's Hauptquartier des Prinzen von Oranien, bei Gelegenheit des kurzen Feldzugs Hollands gegen Belgien, boten nie versiegende Fundgruben. Er besaß eine sehr ausgedehnte und merkwürdige Kartensammlung, die aber — charakteristisch für den Eigenthümer — ohne Katalog und ohne rechte Anordnung blieb. Im Jahre 1834 war er schon Wittwer. Seine verstorbene Gattin war eine Tochter Gneisenau's und die Verbindung von Scharnhorst's Sohn mit Gneisenau's Tochter hatte zur Zeit die größte Theilnahme gefunden. Er verließ den Dienst als General-Lieutenant und Artillerie-Inspecteur in Coblenz.

Außer diesen Persönlichkeiten, welche die Verhältnisse speciell zu meinem Augenmerk machen mußten, interessirten mich andere, die, absonderlich genug, einen militärisch-preußischen Typus vertraten, wie er jetzt vollständig verschwunden ist. Vielfach noch Reste der Elemente, welche die Kriege über den gewöhnlichen Ersatz hinaus in die Officierscorps gebracht hatten, waren sie vornehmlich die Träger jenes hohlen, gespreizten Wesens manierirter Unnatur, das eine durchaus fehlende Originalität ersetzen und eine entsetzliche sittliche und intellectuelle Leere verdecken mußte. Das waren die Leute, die jenen jetzt verklungenen militärisch-preußischen Jargon führten, die den Accusativ mit dem Dativ verwechselten, das Hilfszeitwort „sein" stets in „sind" umwandelten, mit dem „auf meiner Ehre" ununterbrochen Versicherungen gleichgültigsten Inhalts bekräftigten, Fremdwörter mit falschem Accent, unter Verkennung ihrer Bedeutung und entstellt im Munde führten und mit der Cultur von Bart und Haar den größten Theil ihres Tages ausfüllten. Kriechend gegen Oben, brutal gegen Unten, waren sie der Spielball der Scherze und Witze der jüngeren Officiere und fühlten sich in diesem Verhältniß glücklich. Das Unglaublichste und Ungeheuerlichste erschien ihnen glaubhaft, und sie hatten kein Arg daraus, daß man sie lächerlich machte. Es waren aber auch einzelne wirkliche Originale vorhanden, denen denn auch das Vorrecht derselben zur Seite stand, überall Duldung zu finden, wenn dieselbe sonst versagt gewesen wäre. So war der Vater eines meiner Kameraden, ein Obristlieutenant v. H. Er war im Füsilier-Bataillon des 15. Infanterie-Regiments, nach der Schlacht bei Belle-Alliance, an der Erbeutung des kaiserlichen Wagens in Gemappes betheiligt gewesen, war mit diesem in Gemeinschaft einzelner seiner Kameraden nach London gegangen und hatte sich vom englischen Publicum für das Hindurchsteigen durch den Wagen à Person einen Schilling bezahlen lassen; er war somit sehr schnell in den Besitz ganz überraschend großer Mittel gelangt, hatte sie aber ebenso rasch in schrankenlosester Weise wieder verthan. Jetzt lebte er in bedrängten Verhältnissen, sprudelte aber von Witz und Humor.

Auch als wir in Berlin unser Officiers-Examen ablegten, lernten wir ebenfalls ein solches Original kennen, das als Directions-Officier bei der Ober-Militär-Examinations-Commission dem gesammten Nachwuchs der Officierscorps der Armee nahe trat, und deshalb sehr bekannt war, einen Major Hannemann. Von geringer Körpergröße, in Folge einer schweren Verwundung im Rückgrat

Digitized by Google

verkrüppelt, stellte er sich innerhalb des Locals, in dem die Fähnriche während ihrer Anwesenheit in Berlin kasernirt waren, als der rücksichtsloseste, bösartigste und peinlichste Tyrann dar, war aber in Wirklichkeit ein durchaus wohlwollender Ehrenmann. In seinen Anweisungen, die er sämmtlich in jenem bereits erwähnten preußischen Armeejargon vorbrachte, mißhandelte er unsre liebe deutsche Sprache auf's Unbarmherzigste. Wie ein Kobold saß er auf hohem Katheder, wenn wir arbeiteten, und spähete nun, ob nicht Einer abschriebe oder verbotene Hilfsmittel benutzte. Gleich einem Habicht stieß er nieder, wenn er glaubte, einen Schuldigen ertappt zu haben: „Was haben Sie mich da? Was machen Sie mich da?" ꝛc. Wehe dem Unglückseligen, der eine eigne Halsbinde statt einer „Commissbinde" umgelegt hatte! Rücksichtslos entfernte er eigenhändig das corpus delicti. „Machen Sie mich nachher Parade, große Parade." Wenn man dann kam, im vollsten Ordonnanz-Anzuge, war der Zorn vergessen und man fand den freundlichsten Mann. Als mein sogenanntes „National" nochmals mit mir durchgegangen wurde, fragte er mich nach meiner „Religion". Ich antwortete, als guter Hannoveraner: „lutherisch". „Ach was!" herrschte er mich an, „Sie sind evangelisch und damit Punktum." Dabei gelang es der peinlichen Strenge des Mannes doch nicht, da, wo er nicht persönlich sah, Mißbrauch und Ausschreitung zu hemmen; im Gegentheil, das Verbotene hatte hier wie überall den größern Reiz, da es nur mit List und Verschlagenheit zu erreichen war. —

V. Garnisonleben.

Kaum vom Examen zurückgekehrt, marschirte ich mit dem Regimente zu den Herbstübungen; wir beneideten das mit uns derselben Brigade angehörige 7. Kürassier-Regiment, weil es zwei combinirte Escadrons zu dem großen, bei Kalisch in Polen etablirten, russisch-preußischen Heerlager detachirt hatte. Der Chef des Regiments war der russische Großfürst Michael, Bruder des Kaisers, und so war ihm dies in unsern Augen außerordentliche Glück zu Theil geworden. Die seltsamsten Erzählungen, reichlich ausgeschmückt, drangen von jenem wunderbaren, militärischen Verbrüderungsfeste zu uns; der Austrag an Sympathie für russische Truppen und russische Einrichtungen schien unendlich gering zu sein.

Im October 1835 wurde ich dann Officier; das große, sehnlich erstrebte Ziel war erreicht; mit mir zusammen wurde ein Lieutenant Heinichen zu dieser Charge ernannt. Geborener Hannoveraner wie ich, waren wir von vornherein ganz besonders auf einander angewiesen; er war hervorragend geistig befähigt und voller Talente, aber leichter Sinn der Jugend und ein seinen Jahren angemessenes fröhliches Temperament waren ihm nicht gegeben. In sich abgeschlossen verfolgte er Ideale, die sich nicht verwirklichten. Wir blieben uns befreundet, obwol unsre Wege sich nach wenigen Jahren trennten. Später noch vertiefte er sich mit ganzer Energie in das Studium der englischen Sprache und übersetzte unter der Leitung von Professor Delius in Bonn eine Reihe Shakespeare'scher Dramen, die auch in größeren Kreisen günstig beurtheilt wurden. Er starb den Reitertod als Commandeur des 2. Dragoner-Regiments in der Königgrätzer Schlacht bei einer Attacke gegen österreichische Infanterie.

Digitized by Google

Befreundeter noch war mir ein Lieutenant von Uslar, auch ein Hannoveraner, etwas älter als ich; liebenswürdig, leichtlebig und ritterlich wie er sich gab, war ich ihm mit jugendlicher Innigkeit zugethan. Er starb früh, nachdem er bei einem Sturz mit dem Pferde schwer geschädigt worden war und an den Folgen des doppelten Beinbruchs Jahre lang gelitten hatte.

Wir waren fünf junge Leute, die im Verlauf eines Jahres beim Regiment zu Officieren befördert waren. Vier davon sind in den besten Lebensjahren verstorben! —

Die inneren Zustände eines Cavallerieregiments zu jener Zeit unterschieden sich wesentlich von denen, wie sie jetzt zu Tage treten. Die neue Ordnung, welche das Jahr 1833 für den Ersatz der Armee gebracht hatte, und welche darauf hinaus ging, die Truppen zu nöthigen, alle Jahre eine bestimmt abgemessene Zahl Recruten einzustellen, um demnächst zahlreichere Altersclassen im Bestand der Reserve und Landwehr zu bringen, war noch nicht durchgreifend geworden. Die Regimenter hatten eine sehr große Anzahl von Capitulanten, wodurch sich die Zahl der eingestellten Recruten in den ersten Jahren meiner Dienstzeit auf 18 bis 25 pro Escadron beschränkte. Niemand wurde zum Unterofficier befördert, der nicht wenigstens sechs bis sieben Dienstjahre zurückgelegt hatte. Viele Capitulanten dienten als Gefreite, ohne jemals Unterofficiere zu werden. Die allgemeinen socialen Zustände, denen gegenüber die Arbeitskraft des Einzelnen einen viel geringeren, das Geld einen viel höheren Werth als jetzt hatte, ließen die Betreffenden in den gewohntem Verhältnisse alt werden, ohne daß in ihnen der Wunsch rege geworden wäre, bessere Lebensbedingungen zu suchen. Die sämmtlichen Wachtmeister, welche das Regiment damals besaß, hatten schon während der Feldzüge, die doch nun zwanzig Jahre hinter ihnen lagen, gedient. Es waren Männer, denen eine ganz außerordentliche Autorität beiwohnte; man ließ sie auch außer Dienst den Officier-Interimsrock tragen, natürlich ohne Officier-Abzeichen; ihnen zur Seite standen sehr alte Unterofficiere, denen die junge Mannschaft den Gehorsam als selbstverständlich nie versagte. Es waren unter denselben manche rohe und unlautere Elemente, und namentlich waren die alten, nicht zu Unterofficieren beförderten Capitulanten fast sämmtlich dem Trunke ergeben; aber die, auch dem Subalternen-Personal der Vorgesetzten, unweigerlich zugebilligte Unterordnung und die strenge, althergebrachte Gewöhnung, deren Träger die alten Soldaten waren, verbürgten für den Haushalt der Truppe Regelmäßigkeit und Ordnung ohne viel Eingreifen und Controle. Alles war viel stereotyper, entbehrte damit aber auch des geistigen Impulses und jener Spannkraft, die nach dem Bessern strebt. Dem sittlichen und intellectuellen Fortschritt waren jene lange Zeit dienenden, in der Gewohnheit stumpf werdenden Elemente nichts weniger wie förderlich. Die Berechtigung zur Civilversorgung durch den Dienst zu erwerben, war nicht das ausschließliche Streben der Mannschaften, die sich zum Capituliren entschlossen. Wurden sie nicht Unterofficiere, gelang es den Unterofficieren nicht, das Examen zum Gensd'armen oder Steueraufseher zu bestehen, was häufig vorkam, oder als Bote beim Gericht, oder dergleichen versorgt zu werden und der Betreffende war dienstunfähig geworden, so wurde er zu einer Garnison-Compagnie versetzt. Diese, in die Festungen bis-

Digitized by Google

locirten, Garnison-Compagnien waren nun allerdings die denkbar übelsten Institute. Der Bestand an alten, mit der Zeit jeden sittlichen Halts verlustig gewordenen Soldaten aller Waffen, der sich in ihnen vorfand, repräsentirte eine militärische Verkommenheit traurigster Art. Die Garnison-Compagnien verschwanden später; an ihre Stelle traten die combinirten Reserve-Bataillone, die eine viel gesundere Formation aufwiesen, aber auch noch Manches zu wünschen übrig ließen; jener Typus alter halbinvalider Gefreiten ꝛc. findet sich aber überhaupt nicht mehr vor.

Die Mannschaft war in Aschersleben bei den Bürgern einquartirt. Da die Stadt seit einem Jahrhundert andauernd Cavallerie-Garnison gewesen war, so hatte das Verhältniß gewissermaßen eine historische Begründung gewonnen. Es war ein ganz bestimmt gefaßtes Princip, welches Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. verfolgt hatten, wenn sie ihre zahlreichen Cavallerie-Regimenter nach den kleinen Landstädten mehr in Quartierstand als in Garnison verlegten. Die Truppe fand dort personell wie materiell am besten ihre Rechnung, ihr Ersatz aus entsprechenden Elementen war erleichtert und dem gemäß war das Wohlergehen der Mannschaft gesichert; andrerseits aber kamen zugleich der in erster Linie Ackerbau treibenden Stadt die verschiedensten Verhältnisse, namentlich auch die Arbeitskräfte der Mannschaft zu Gute. Die Wirkung dieses Princips war in den Jahren, von denen ich rede, noch vollständig erkennbar und ist in manchen altpreußischen Garnisonen noch, wenn auch abgeschwächt, wahrzunehmen. Die Mannschaft erhielt von ihren Quartiergebern, durchgängig ohne Entschädigung, drei Mal in der Woche warme Kost. Es war dies Herkommen, aber durchaus nicht Berechtigung, verschwand demnach auch, als ein häufigerer Wechsel des Hausbesitzes eintrat. Als Gegenleistung half der Einquartirte, wo er im Hausstande behilflich sein konnte, bildete auch ein Mitglied dieses Hausstandes und genoß die Vortheile desselben im geheizten Zimmer, während seine „Kammer" unheizbar war. Die Verheiratheten und diejenigen, die „Naturalquartier" aufgebend, sich selbst einmietheten, erhielten von der Stadt einen Zuschuß zu dem Servis, den der Staat zahlte. Die Unterofficiere waren angesehene Leute in der Bürgerschaft und fanden in derselben ihren geselligen Verkehr. Dem Commandeur war ein der Stadt gehöriges Haus überwiesen, das stetig eigens für ihn in Stand gehalten wurde. Wir hatten den Exercierplatz im „Brachfelde", also, der damals noch festgehaltenen Dreifelder-Wirthschaft entsprechend, jedes Jahr an anderer Stelle. Vergütigungen dafür wurden erst seit wenigen Jahren gezahlt. Bei dem Wechsel, den man während der letzten Decennien in den Garnisonen hat eintreten lassen, hat man oft vergessen, wenn man der einen Stadt die Garnison nahm, sie nach einer anderen verlegte, daß man geschichtlich gewordene Verhältnisse aufgab, ohne das Entsprechende immer wieder zu finden. In Aschersleben lag das 10. Husarenregiment mit dem Stabe und drei Escadrons seit seiner Rückkehr aus dem Felde. Als das 4. Armeecorps und mit ihm das Regiment, im Jahre 1831 nach der Rheinprovinz abrückte, war ein Truppentheil des 3. Armeecorps an seine Stelle getreten, ohne daß damit in den gegenseitigen Verhältnissen der Stadt zum Regiment eine dauernde Aenderung eingetreten wäre. Mit der Rückkehr des Armeecorps nach der Provinz, Ende 1832, hatte

Digitized by Google

auch das Regiment seine alte Garnison wieder eingenommen. Die Truppe an sich befand sich in dieser traditionell festgehaltenen Verbindung sehr wohl; für das Officier-Corps blieb freilich Manches zu wünschen übrig.

Den erwähnten innern Verhältnissen der Truppe gegenüber gestaltete sich auch der Dienstbetrieb abweichend von dem was jetzt unerläßlich geworden. Mein Rittmeister sah seine Escadron eigentlich nur auf dem Exercierplatze; der Wachtmeister rangirte sie, ein Officier holte sie vom Sammelplatze ab und führte sie dem Rittmeister zu. Dieser exercirte sie und übergab sie wieder dem Officier, der sie ihm gebracht hatte. In den gemeinsamen Stallungen der Escadron oder beim Appell erschien der Rittmeister sehr selten; wenn er kam, dann wetterte er nach allen Seiten, schalt und bestrafte und glaubte damit das Seinige für längere Zeit gethan zu haben. Die Remonten dressirte der älteste Officier der Escadron ganz selbständig; bei der größeren Zahl altgedienter Reiter war dies sehr erleichtert. An Seconde-Lieutenants hatten die Regimenter immer mehr, wie der Etat Stellen auswarf. Ich wurde bei einem Etat von dreizehn Seconde-Lieutenants-Stellen der neunzehnte. Allerdings waren stets eine Anzahl Officiere, sei es als Escadronsführer in die Stabsquartiere der Landwehr-Bataillons, sei es als Adjutanten zu den hohen Stäben, abcommandirt, und dafür jüngere über den Etat einrangirt. Bei dem stockenden Avancement konnte man aber dennoch jahrelang dienen, bevor man in eine etatsmäßige Stelle rückte. Man bezog dann statt des Gehalts eines Lieutenants nur das des Fähnrichs; erhielt auch kein Chargenpferd. Da aber auf diese Weise immer eine Ueberzahl von Officieren vorhanden war, so traf auf den Einzelnen nur wenig Dienst. Urlaub wurde gern gewährt.

Seine Remonten bezog das Regiment seit vielen Jahren aus Litthauen; es waren nur noch einzelne moldauer und ukrainische Pferde übrig geblieben. Aber in der Tradition lebten jene noch, ebenso wie die Schwierigkeit ihrer Dressur. Einer der Officiere des Regiments war im Jahre 1815 von Frankreich aus nach der Moldau zum Remonte-Ankauf und Empfang entsendet gewesen. Der Transport der Pferde wurde in Heerden, die getrieben wurden, bewirkt. Man brachte sie nach Schlesien in Depots, von denen aus die Vertheilung an die Regimenter erfolgte.

Als Waffen führten die Husaren kleine, sehr schwere Säbel ohne Handkorb, eine Pistole und einen Carabiner, beide mit Steinschloß. Wir hatten noch viele englische Säbel, die im Jahre 1813 bei den Rüstungen und Neuformationen von der englischen Regierung geliefert worden waren. Man zog sie den andern vor. Die Pistolen waren entsetzlich; nicht allein, daß man stets mit Versagen zu kämpfen hatte, an Treffen eines einigermaßen beschränkten Ziels war kaum zu denken. Mit den Carabinern wurde auf 80 und 120 Schritt nach der Scheibe geschossen, ohne nennenswerthe Resultate. In der Zahl der Carabiner hatte jede Escadron sechzehn gezogene Büchsen; aber auch mit diesen war bei dem unglücklichen Schloß wenig zu effectuiren. Die Ausbildung des Mannes im Schießen wurde vollständig über's Knie gebrochen.

Das Reglement, welches in seinen Anordungen für die Truppe wesentlich unverändert geblieben ist, unterschied sich dagegen in allen Bestimmungen, welche

Digitized by Google

ihre Bewegung regelten, von dem jetzt gültigen auf das Bestimmteste. Einerseits fehlten principielle Entscheidungen wie für das Verhältniß zwischen Gangart und der mit ihr in dem einheitlichen Zeitmomente zurückzulegenden Raumabmessung, andrerseits hatte man sich noch nicht losmachen können von einer Menge sehr künstlicher Evolutionen, wie Achsschwenkungen und Frontveränderungen, deren Einübung viel Mühe und Zeit kostete. Es waren dieselben namentlich berechnet auf die Manöver-Tableaux, die mit gemischten Waffen auf Exercierplätzen ausgeführt, vom Terrain absehen, dagegen sehr raffinirt mit verschiedenen Treffen und nach verschiedenen Fronten, wie auf dem Schachbrett die einzelnen Figuren nach einander in Thätigkeit brachten. Da spielte dann das Platzmachen für die Artillerie eine hervorragende Rolle, namentlich aber das Durchziehen der Treffen durch einander. Letztere zuzulassen oder zu bewirken, war für die Cavallerie eine Formation erfunden worden, die von einigen Taktikern für das non plus ultra glücklicher Conception erachtet wurde, die aber in Wirklichkeit die verwickeltsten Verhältnisse zu Wege brachte. Die „Divisions-Colonne" eines Regiments bestand aus zwei Colonnen, in die je zwei Escadrons nach der Mitte abmarschirt waren. Jede der beiden Colonnen stand unter einheitlichem Befehl; sie unter steter Festhaltung der entsprechenden Intervallen zu dirigiren, war Sache des Regiments-Commandeurs. Dadurch daß man hierbei den Grundgedanken des Reglements, welcher die Escadron zur taktischen Einheit der Cavallerie machte, verließ und zu einer analogen Formation überging, wie sie die Infanterie für ihre taktische Einheit, für das Bataillon als zweckmäßig erkannt hatte, hemmte man die freie Verfügung über diejenigen Elemente, die im Regiments-Verbande als selbständig gedacht, für dessen Verwendbarkeit die organischen Glieder abgeben sollten; man band zugleich die einzelnen Escadrons in Bezug auf Abmarsch und Front an ein Verhältniß, dem für das Gefecht der Cavallerie gar kein besonderer Werth innewohnte. Dabei aber forderte die stete Aufrechthaltung der richtigen Intervalle zwischen den beiden Colonnen eine so große Aufmerksamkeit und Peinlichkeit, daß sie eigentlich nie gelang. Es war eine, der Beweglichkeit und Manövrirfähigkeit des in vier Escadrons zerfallenden Regiments in keiner Weise entsprechende Formation. Dennoch fiel sie erst im Jahre 1843 dem glücklichen Einflusse des Generals von Wrangel zum Opfer, nachdem ein langer Federkrieg in Bezug auf das Für und Wider geführt worden war. Ihr Hauptvertheidiger war der spätere Feldmarschall Graf zu Dohna.

Das 10. Husarenregiment genoß zu jener Zeit in der ganzen Armee eines ganz besonders guten Rufs, namentlich auch in Bezug auf die in ihm gepflegte Reiterei. Es verdankte dies vornehmlich seinem früheren Commandeur, dem Obersten von Ledebur, der bald nach der Errichtung des Regiments, Ende 1813, an seine Spitze gestellt worden war, es 1814 bei der Belagerung von Magdeburg, 1815 während der Campagne in den Niederlanden und Frankreich mit Auszeichnung geführt hatte, und sich dann während einer langen Friedenszeit bis zum Jahre 1830 mit leidenschaftlicher Hingebung den Interessen seiner Truppe gewidmet hatte. Sein Nachfolger war nicht die hervortretende Reiternatur, wie Ledebur, hatte es aber vortrefflich verstanden, das Vorgefundene zu erhalten, zu beleben und den ritterlichen Geist im Officier-Corps zu fördern. Das Regiment

Digitized by Google

besaß eine Anzahl sehr tüchtiger und ausgebildeter Reiter, die zu dressiren verstanden, niemals vor der Ueberwindung eines Terrainhindernisses zurückschreckten, und als vortreffliche Lehrer einen großen Einfluß auf Kameraden und Untergebene ausübten. Dabei war aber die Tendenz der Reiterei eine wesentlich andere, als die jetzt verfolgte. Eine sehr scharfe Zäumung, vorzugsweise Beanspruchung der Hinterhand, möglichst starke Versammlung und hohe Aufrichtung des Pferdes führten zu kurzen Tempi in den Gangarten. Man legte alles Gewicht auf eine mehr oder weniger gewaltsame Dressur des Pferdes und vernachlässigte eine schonendere und namentlich in rohen Händen, weniger gefährliche Gewöhnung desselben. Einzelne übertrieben diese Gewaltsamkeit bis zur Carricatur. Der Reiterei entsprechend erstrebte man in der Truppe Präcision im Evolutioniren, Richtung und Gleichmäßigkeit bei den Bewegungen, dagegen wurde schnelles Zurücklegen großer Entfernungen gänzlich vernachlässigt; man war dazu auch nicht im Stande.

Unser Officier-Corps bestand zu jener Zeit in den Chargen bis zu den Premier-Lieutenants, die noch sämmtlich die Campagne mitgemacht hatten, aus den verschiedensten Elementen. Der Commandeur, Oberst Roth von Schreckenstein, war aus sächsischem Dienst übernommen. Er gehörte einem oberdeutschen Rittergeschlechte an, war katholisch und hatte, zum Geistlichen bestimmt, eine dem entsprechende Erziehung genossen. Dann in der sächsischen Cavallerie, war er dem bekannten General von Thielmann sehr nahe getreten, hatte als dessen Adjutant die berühmte Attacke auf die russischen Schanzen bei Borodino mitgeritten und war vom Kaiser Napoleon nach der Einnahme von Moskau, mit der Nachricht von diesem Ereignisse, an den König von Sachsen entsandt worden. Auch in unserm Dienste mehrfach als Adjutant verwendet, commandirte er das Regiment seit 1830. Er war ein außerordentlich schöner Mann; der General von Thile nannte ihn bei einer besonderen Veranlassung den Repräsentanten aller Ritterlichkeit; und so war er auch eine durchaus adlige Natur, in bester Bedeutung des Worts; dabei unterrichtet und selbständig denkend. Schon sein Auftreten an sich übte einen günstigen Einfluß auf seine Umgebung, dabei machte er es sich zur Aufgabe, geistig anzuregen, einzelnen roheren Elementen, die im Officier-Corps waren, den Einfluß zu verschließen und Gesittung, guten Ton und kameradschaftlichen Sinn aller Seits zu fördern. Er wurde 1838 zum Commandeur der Cavallerie-Brigade in Münster ernannt. Er ging nicht gern dahin. Seine in Aschersleben verstorbene Gattin war eine Gräfin Hatzfeld, und er dadurch mit mehreren der katholischen Adelsgeschlechter in Westphalen in nahe Beziehungen gebracht. Jene Kreise waren aber, wie auch jetzt wieder, durch den Conflict mit der Kirche und speciell mit dem Erzbischof von Cöln, in erregtester Stimmung gegen Preußen. Auch Schreckenstein billigte die Art des Vorgehens unserer Regierung gegen den Erzbischof Droste von Vischering nicht vollständig und wünschte sich der Berührung mit den streitenden Gegensätzen entzogen. Indessen folgte er der ihm gewordenen Bestimmung, wurde später Divisions-Commandeur in Trier, war 1848 eine Zeitlang Kriegsminister, commandirte dann 1850 das im Großherzogthum Baden zurückgelassene Besatzungscorps und starb hochverehrt als commandirender General des 7. Armeecorps.

Digitized by Google

Ein Mann vollständig andern Schlages war der etatsmäßige Stabsofficier, ein Major K. Er hatte in der Armee des Königs Jérome von Westphalen gedient und war mit seinem Regimente mehrere Jahre in Spanien verwendet worden. Seine Hünengestalt nahm sich in der knappen Husarenuniform ziemlich wunderbar aus. Seine Stimme entsprach an Gewalt und Tiefe seinem Aeußern. Massiv in seinem Auftreten war er ein guter Soldat, ohne an Bildung und Gesichtskreis die Mittelmäßigkeit zu überragen. Interessant machte ihn der Roman seiner ehelichen Verbindung. In einem spanischen Cantonnement hatte ihn des Wirthes Tochter lieb gewonnen; sie hatte ihm den Anschlag von Vater und Bruder, ihn und sein Detachement mit Hilfe einer spanischen Guerrillabande aufzuheben verrathen, ihm Freiheit und Leben gerettet, war dann aber selbst heimathlos geworden und ihm auf allen Kreuz- und Querzügen gefolgt, von einem Maulthier getragen, erst nur allein, dann mit einem schönen Knaben im Arm, die treue Gefährtin ihres dankbaren Helden. So war sie auch nach Deutschland gekommen, wo die priesterliche Hand ihren Bund gesegnet hatte. Der schöne spanische Knabe war beim Baden in der Elbe ertrunken, zwei andere, deutsche Kinder waren ihr wieder gegeben. Sie war früh verblüht, wie die meisten Töchter des Südens, hatte sich aber noch die ganze Gluth der Eifersucht bewahrt und erzählte selbst, daß sie einst ihrem Gatten bei seiner Heimkehr zwei Pistolen dargereicht habe, die eine für ihn, die andere für sich selbst.

Noch drei andere unserer Officiere hatten in westphälischen Diensten gestanden; der eine von ihnen hatte mit K. den letzten Feldzügen in Spanien beigewohnt, der andere aber den Zug nach Rußland 1812 und den Uebergang über die Beresina als einer der wenigen seines Regiments überdauert. Der dritte hatte nur kurze Zeit gedient, als die westphälische Herrlichkeit zusammenbrach. Ein anderer war Eleve der westphälischen Militärschule in Braunschweig als, im September 1813, der preußische Major von der Marwitz mit seinem Detachement vor der Stadt erschien. Noch nicht sechzehnjährig, war er mit zwei Kameraden entwichen und hatte sich Marwitz gestellt. Von diesem freundlich aufgenommen, war er dem 3. Churmärkischen Landwehr-Cavallerieregimente überwiesen worden, von dem er später als Officier zu einem andern Landwehr-Cavallerieregimente versetzt wurde; in diesem machte er die Campagne 1815 mit.

Noch ein zweiter der ältern Officiere war nach dem Frieden aus der Landwehr zur Linie übergetreten. Zwei hatten in der russisch-deutschen Legion gedient, und nur drei waren seit Beginn ihrer militärischen Laufbahn preußische Linien-Officiere gewesen.

Die Erwähnung dieses Verhältnisses mag darauf hinweisen, wie sehr man einem Irrthum anheimfällt, wenn man die alten preußischen Officier-Corps von einem so einheitlichen Geiste getragen nimmt, wie sie es fünfundzwanzig Jahre später waren. Im Gegentheil bargen sie manche Gegensätze, wie ja unter jenen ältern Elementen viele bürgerliche Officiere waren, während unter dem Nachwuchs, den die Friedensjahre gebracht hatten, die adligen Namen bei Weitem die Mehrzahl bildeten. Zudem fand man damals viele ältere Officiere, die Freimaurer waren, und dadurch namentlich in den kleineren Garnisonen Gesellschaftskreisen zugeführt wurden, die denen, aus welchen die jüngern Officiere hervor-

Digitized by Google

gegangen, sehr fern standen. Wenn man nun zugleich erwägt, daß der Unterschied des Lebensalters zwischen den ältern und jüngern Officieren ein außerordentlich viel größerer war, als jetzt; daß das langsame Avancement die Einzelnen vier, fünf und mehr Jahre auf derselben Stelle im Etat festhielt; daß es keine Seltenheit war, Seconde-Lieutenants mit zwanzig Dienstjahren zu finden und daneben andere, deren Lebensjahre jene Zahl nicht erreichten, so wird es verständlich, daß Lebensanschauungen und Lebensrichtungen der Einzelnen weit auseinander gingen. Allerdings war damals, wo der Wechsel überaus selten, Alles mehr mit einander eingelebt als jetzt, fühlte sich mehr an einander gebunden, sah im Regiment mehr die Heimath und hing an ihm mit mehr Vorliebe und Pietät. Auch hatten die älteren Officiere eine viel bedeutendere Autorität den jüngern gegenüber.

Als ich eintrat, war der älteste Seconde-Lieutenant Officier seit dem Jahre 1817; ihm folgten drei andere mit einem Patent vom Jahre 1819. Alle vier hatten schon seit zwei Jahren die nämliche Stelle im Etat inne und verblieben auf derselben bis zum Jahre 1836, um dann einen Schritt vorwärts zu thun. Man erzählte von einem Premier-Lieutenant im 12. Husarenregimente, einem Herrn von Poncet, daß er siebenzehn Jahre lang ältester Premier-Lieutenant in seinem Officier-Corps gewesen sei. Die jüngere Generation hat von diesen Zuständen der Avancements-Stockung gar keine Anschauung. Alles gerieth in Aufregung, wenn sich der 31. März, der Jahrestag des Einzuges der Verbündeten in Paris, nahete, als der Tag, an dem der König das große Armee-Avancement vollzog. Die Besetzung der größeren Zahl freigewordener Stellen wurde bis auf diesen Tag verschoben, einzelne Verabschiedungen vermehrten die Vacanzen. Mit der größesten Ungeduld wurde dem Eingange der betreffenden Listen entgegengesehen, ob vielleicht das Regiment berücksichtigt wäre. Wenn dies erfolgte, war große Freude; wenn nicht, eine Zeitlang Verstimmung, bis dann bald die Stille der Gewohnheit wieder Platz griff. Das Fieber der Avancements-Sucht wie es jetzt epidemisch geworden, gehörte nicht zu den Krankheiten jener Zeit.

Unsere außerdienstliche Existenz war in der Regel eine sehr einförmige. Der Stadt an sich fehlte geradezu Alles, was Wechsel oder anregendere Unterhaltung hätte bringen können. Unsre Umgangskreise in ihr boten sehr wenig Geselligkeit, und wo sich uns dieselbe aufthat, da wurde der nicht immer mit Geschmack aufgetischte materielle Genuß zur Hauptsache. Wenn dennoch die Jugend dem Leben mit Freunden und Genossen Reiz abgewann und mit unbeirrter Frische sich das tägliche Einerlei poetisch ausgestaltete, so war dies eben das glückliche Vorrecht der Jugend.

Im Sommer wurden von Zeit zu Zeit Ausflüge nach den nahegelegenen schönern Punkten des Harzes gemacht, nach dem Falkenstein und dem Selkethal, nach Alexisbad und nach der Roßtrappe. Dann wurde der Verkehr mit den benachbarten Garnisonen und deren Offizier-Corps, mit den 7. Kürassieren in Halberstadt und Quedlinburg, mit den 12. Husaren in Eisleben aufrecht erhalten. Eine dauerndere Anziehungskraft übte der Umgang in einzelnen adligen Häusern der Nachbarschaft, deren Gastlichkeit sich uns in unübertroffener Liebenswürdig-

Digitized by Google

keit geöffnet hatte. Hier bot sich mehr als nur Zerstreuung, obwol die Jagden und Mondscheinfeste im Winter sehr willkommen waren; in ihnen fanden wir häusliche Kreise, dem das Walten edler Frauen das Gepräge gab.

Bestimmend für unser gesellschaftliches Leben war auch der Umstand, daß Aschersleben in Mitten der beiden Residenzen des Anhalt-Bernburger Hofes, Bernburg und Ballenstedt, gelegen war.

Der Herzog Alexander, der letzte seiner Linie, war 1834 zur Regierung gekommen, und hatte sich kurze Zeit darauf mit einer Holstein-Glücksburg'schen Prinzeß, Schwester des jetzigen Königs von Dänemark, vermählt. Der Herzog, nahezu blödsinnig, dazu stotternd und schielend, war eine sehr unglückliche Persönlichkeit. Sein Vater und Vorgänger hatte seine Unfähigkeit zum Regieren vollständig erkannt und ihm einen Conferenzrath zur Seite gestellt, der aus fünf Mitgliedern, im Volksmunde „die fünf Sinne des Herzogs" genannt, bestand. Es waren gewissenhafte, ernste Männer und das Land befand sich ganz wohl dabei. Alles ersehnte einen Erben, damit der Kleinstaat mit der von ihm gebotenen Begünstigung der engsten Kirchthurm-Interessen erhalten bleiben möchte. Die Wünsche blieben unerfüllt. Die Herzogin war eine vortreffliche Frau und trug ihr Loos, einem so überaus kläglichen Gatten nahe geführt zu sein, mit tactvoller Würde. Am Hofe lebte ihre viel schönere Schwester, die Prinzessin Marie; sie verheirathete sich sehr bald mit einem jener Conferenzräthe, dem militärischen Gouverneur und Adjutanten des Herzogs, einem Obersten von Laßberg. Er war Hannoveraner, hatte in der englisch-deutschen Legion gedient, kannte meine Familie und war mir wohlgewogen. Beide fürstliche Schwestern verschmähten die Freuden der Geselligkeit nicht, und die Husaren-Officiere der benachbarten Garnison waren gern gesehene Tänzer auf den Hofbällen. Wir kamen aber um so lieber, als wir dort jene Familien von der Nachbarschaft fanden, in deren Häusern wir vorzugsweise gern verkehrten. Es war nicht immer leicht, den dienstlichen Ansprüchen die Zeit für die Ausflüge abzugewinnen. Bei Tag und bei Nacht mußte mit den Stunden gegeizt werden. So drangen doch Bewegung und mannigfaches Interesse zu uns, noch dazu nicht ohne romantische Färbung.

Auch Köthen war nicht allzufern. Damals regierte noch der letzte Herzog der Linie Anhalt-Köthen. Er war preußischer General und uns um so mehr freundlich gesinnt. Die Höfe Köthen und Bernburg waren befreundet. Derselbe Landadel hatte sich der einen wie der andern herzoglichen Linie zugewandt. Auch nach dort wurden wir zu Hoffestlichkeiten geladen. Wir legten die weiten Wege eigentlich immer zu Pferde zurück. Sich als Cavallerie-Officiere die Bequemlichkeit eines Wagens zu gestatten, lag nicht im Sinne jener Zeit; auch widersprach dem die Unfahrbarkeit der Wege während des größeren Theils des Winters und noch entschiedener mitredend die Knappheit unsrer Kassen.

Wenn ich nun auch mit großer Vorliebe am Regiment und an dem Leben in ihm hing, so galten mir doch die Wochen, welche ich alljährlich beurlaubt in Hannover zubringen durfte, als Festzeiten. Schon die Reisen hin und zurück waren nie ohne interessante Erlebnisse. Man setzte sich damals nicht schweigend in einen Eisenbahn-Waggon, um nach wenigen Stunden, ohne ein Wort ge-

Digitized by Google

sprochen zu haben, wieder auszusteigen und am Ziele zu sein. Man verließ Aschersleben mit der nur zwei Mal wöchentlich auf unchaussirten Wegen fahrenden Lokalpost und erreichte, zusammen gestoßen und geworfen nach sechs Stunden Halberstadt. Hier hatte man meistens einen halben Tag, oft auch länger zu warten, um mit der täglich fahrenden, großen Berlin-Cölner Eilpost bis Hildesheim befördert zu werden. Dort war unmittelbarer Anschluß, so daß man, von Halberstadt aus, Hannover in etwa 18 Stunden erreichte. Man hatte volle Zeit sich nach allen Seiten hin zu orientiren; die in Wohlstand und Anbau dem Harz anliegende Landschaft mit dem steten Ausblick auf das schön gezeichnete Gebirge kennen zu lernen, ebenso wie die Poststationen, auf denen das gesammte Personal, der Postmeister und die Postmeisterin, der alte Schirrmeister und die wohlbeleibte Mamsell des Hauses mit protegirender Freundlichkeit die Insassen des großen zwölfsitzigen Hauptwagens und seiner oft zahlreichen Beiwagen empfing. Man lernte die Passagierstuben mit ihren alten Kupferstichen liebgewinnen und wußte ganz genau, welches die stereotypen Gerichte waren, die unweigerlich dargereicht wurden. Es verging in ihnen freilich viel Zeit, bevor der stattliche Postillon seine wohlgepflegten Pferde vor den Wagen gelegt und geprüft hatte, ob Geschirr und Gestränge fest und sicher sei, um dann sein heiseres, zuweilen auch verstimmtes Posthorn erschallen zu lassen. Es war oft unnöthige Zögerung, aber man gewann Interesse an dem gutgekleideten, selbstbewußten Manne, dessen zuverlässiger Hand man sich nun anvertraute, und an seinem Viergespann, auf das er mit Wohlgefallen blickte. Dann kam der Conducteur, ein alter Soldat, der herrlich zu erzählen verstand, gerieben und schlau überall seinen derben Scherz zur Hand hatte, auf seiner Tour Jedermann kannte, der ihm begegnete. Und nun die Mitreisenden. Man war viel zu lange mit einander, um sich nicht näher zu treten. Man machte auch gern Bekanntschaft, denn man fand nur zusagende Berührungen; das Reisen war ein Prärogativ der Wohlhabenden und Gebildeten. Reisen konnte, wenn es ihm nicht Geschäft war, nur derjenige, der Zeit und Geld verfügbar machen konnte. Wer aus der Hand in den Mund lebte, wer jede Stunde ausnutzen mußte, um von einem Tage zum andern seine Existenz zu sichern, der durfte nicht daran denken, sich Tage abzumüßigen, um zur Zurücklegung geringfügiger Entfernungen eine werthvolle Zeit zu verwenden. Wem nicht Ueberschüsse über den Bedarf für den täglichen Lebensunterhalt zu Gebote standen, der durfte nicht für Reisen Summen verausgaben, die im Vergleich mit den Kosten des Lebensunterhalts ganz unverhältnißmäßig hoch waren. So reisten denn außer denjenigen Personen, deren Beruf das Reisen mit sich brachte, im Allgemeinen nur Mitglieder der bevorzugten Gesellschaftsclassen. Der König Ernst August von Hannover sagte einst, als man bei ihm die Genehmigung zum Bau der ersten Eisenbahn im Hannover'schen nachsuchte: „Ich will keine Eisenbahnen im Lande; ich will nicht, daß jeder Schuster und Schneider so rasch reisen kann, wie ich." Was der König hier drastisch ausgesprochen, entsprang dem richtigen Vorgefühl, daß nichts die sociale Welt so umgestalten würde, als die Beseitigung jenes Prärogativs des Reisens. Für die Vertheidigung anderer Prärogative sind Stände und Regierungen mit Hartnäckigkeit und Leidenschaft eingetreten; jenes hinwegzuschaffen,

Digitized by Google

sind Alle gleich beflissen gewesen und haben nicht gedacht, daß sie zugleich Freizügigkeit und Gewerbefreiheit und überhaupt die allgemeine Nivellirung aller Standes- und Berufsunterschiede wirksamer dadurch förderten als durch irgend eine andere Maßnahme. Die Eisenbahnen haben die Demokratisirung der Staaten mehr gefördert als alle Revolutionen der Neuzeit. —

Gewiß liegt es mir fern, die Berechtigung jener Entwickelung anzuzweifeln; sie war nothwendig und heilsam; sie ist auch längst noch nicht abgeschlossen; aber den Reiz des Reisens hat sie nicht erhöht. Das Reisen ist im Allgemeinen zu einem gänzlich farblosen, möglichst raschen Transport von einem Ruhepunkte zum andern geworden; das Charakteristische des „Unterwegs" ist verschwunden.

Auch die Eigenthümlichkeit jener Berufsclassen, die auf das Reisen angewiesen waren, ist nicht mehr wieder zu erkennen. Der reisende Handwerksbursche hatte seine bestimmte Tracht und seine durch das Herkommen ihm gewährte Berechtigung. Er wanderte nicht, um Arbeit zu suchen, sondern um nach vollendeter Lehrzeit, nachdem er freigesprochen, sich im Reiche umzusehen, andere Weisen und andere Handgriffe kennen zu lernen, bevor er sich seßhaft machte. Er fand in jeder Stadt seine Herberge, in der er heimisch war, wo er seinen Spruch sagte, und Unterstützung erhielt, wenn er deren bedurfte.

Der Kärrner (Fuhrmann) trug im ganzen deutschen Lande die blaue Blouse, sein Gespann und sein Gefährt hatten überall denselben charakteristischen Typus, ganz bestimmte Gasthäuser gaben ihm Nachtquartier. Er fuhr nicht etwa stets dieselbe Strecke hin und zurück. Wenn das Frühjahr kam, verließ er seinen Wohnort, zog in's Reich und nahm nun Fracht, wo sie sich ihm bot, um wenn er sie abgeliefert hatte, andere Fracht nach einem dritten und vierten Ort überzuführen. Zu Weihnachten war er, wenn's möglich war, wieder zu Haus.

Der Handlungsreisende fuhr mit eignen Pferden und in eignem Wagen oder ritt. Er wurde willkommen geheißen, wenn er anlangte; er brachte Neuigkeiten mit und tausend Anekdoten. Er war stets guter Laune. Wer in jener Zeit in kleinen Landstädten seinen Wohnort hatte, der wußte es zu würdigen, wenn durch die Berührung mit weitern Kreisen, Leben aus denselben, sei es auch in humoristischem Kleide, zugetragen wurde. Nach Aschersleben kam regelmäßig alljährig zwei Mal ein Reisender, der seit vierzig Jahren zu Pferde sein Geschäft versah. Er wurde nun taub und stumpf und konnte sich doch nicht entschließen, sich zum Wagen zu bequemen.

Der Geschäftsreisende war selten auf der Eilpost. Die Begegnungen, die man hier zu erwarten hatte, blieben innerhalb der Gesellschaftskreise, denen man selbst angehörte. Jeder trug das Seinige dazu bei die lange Zeit zu verkürzen, den kleinen oder großen Begebnissen die möglichste beste und heiterste Seite abzugewinnen. Das Reisen wurde zum Vergnügen und hörte auf eine Strapaze zu sein. Die angenehmsten Erinnerungen blieben zurück.

Digitized by Google

Beiträge zur Geschichte des letzten polnischen Aufstandes.

Von * * *

III.[1]

Am 25. Juni 1863 (a. St.) wurde der Civil-Oberverwalter des Königreichs Polen, Graf Alexander Wielopolski, Marquis Gonzaga-Myszkowski der Stellung enthoben, die er in der Hoffnung, sein unglückliches Vaterland retten zu können, zwölf Monate zuvor übernommen hatte. Gebrochenen Herzens verließ der einstmalige Gesandte des revolutionären Polens am Hofe Wilhelm's IV. am 4. Juli die unselige Stadt, welche die Hauptschuld an dem Scheitern seines patriotischen Unternehmens getragen hatte und die er nicht mehr wiedersehen sollte. Erst sechzig Jahre alt, zog der früh zum Greise gewordene Mann sich nach Dresden zurück, wo er in vollständiger Abgeschiedenheit lebte (nicht einmal der nach einer Versöhnung dringend verlangende Führer der Weißen, Graf Andreas Zamoyski, wurde vorgelassen) und am 29. December 1877 verstarb[2]). Einige Wochen später als der Marquis, legte dessen ältester Sohn, der Graf Sigismund Wielopolski, das Amt des Stadtpräsidenten von Warschau in die Hände seines Nachfolgers, des Generalmajors Witkowski, nieder, — am 27. August verließ der kurz zuvor von einer Reise nach Zarskoje-Selo zurückgekehrte Statthalter Großfürst Constantin das Land, über welchem er vierzehn Monate lang gewaltet hatte. An die Stelle des bisherigen Statthalters (der der Form nach erst am 19./31. October d. J. seiner Stellung enthoben wurde) trat der Adlatus desselben, der 73jährige General der Infanterie (spätere Feldmarschall) Graf Berg, mit dessen Eintritt in die Geschäfte ein vollständig neuer Abschnitt in der Geschichte des polnischen Aufstandes begann.

---

[1]) Vergl. „Deutsche Rundschau", 1879, Octoberheft. (Bd. XXI, S. 89 ff.)

[2]) Der einzige Fremde, dem Wielopolski während seines Dresdener Aufenthalts Zutritt gewährte, war sein publicistischer Vertheidiger, der als Verfasser des Buches „Polska i Rossya" (Rußland und Polen) bekannt gewordene Schriftsteller Krzywicki.

Digitized by Google

Friedrich Rembert von Berg [1]) (russisch Feodor Feodorowitsch), der im Jahre 1790 geborene Sohn eines livländischen Gutsbesitzers, hatte im Jahre 1812 aus Haß gegen Napoleon Kriegsdienste genommen, nach Dämpfung des polnischen Aufstandes von 1831 zwölf Jahre lang als General-Quartiermeister der im Königreich stationirten Armee zu Warschau gelebt und als russischer Bevollmächtigter im österreichischen Hauptquartier (1849) sowie als General-Gouverneur von Finnland ein hervorragendes diplomatisches Geschick bewiesen. Als Conservativer und Militär alten Schlages Feind aller revolutionären und liberalen Ideen, zugleich als Deutscher und Protestant russischen und polnischen National-Velleitäten entschieden abgeneigt, verband Berg mit unermüdlicher, wahrhaft jugendlicher Arbeitskraft eine außergewöhnliche Schärfe des Urtheils, unbestechliche Nüchternheit der Beobachtung und eiserne Energie des Willens. Von der vermittelnden Politik Wielopolski's wollte er ebenso wenig wissen, wie von den ausschweifenden Russificirungs- und Demokratisirungsplänen des Fürsten Tscherkasski und der übrigen Anhänger des einflußreichen Staats-Secretärs Miljutin. Gegen alle Personen „slawischen Ursprungs" von unüberwindlichem, nie ruhendem Mißtrauen erfüllt (wörtlich so drückt sich einer seiner russischen Biographen aus) verfolgte der unter den Auspicien des Kaisers Nicolaus emporgekommene alte General nur ein einziges Ziel: die Wiederherstellung der Ordnung und des Gehorsams, dem er während der folgenden elf Jahre seines Lebens unentwegt und unbeugsam nachging.

Gleich die ersten Regierungshandlungen des neuen Statthalters bewiesen, daß derselbe seine Aufgabe anders und besser verstanden habe, als irgend einer seiner Vorgänger. Von der Ueberzeugung ausgehend, daß es vor Allem darauf ankomme, die Macht der Nationalregierung „über Warschau" zu brechen und die kaiserliche Autorität in dieser Stadt wieder herzustellen, begann Berg damit, die Warschauer Polizei an Haupt und Gliedern umzugestalten. An die Stelle der vierhundert meist polnischen Beamten, welche den Sicherheitsdienst bisher versehen hatten, ließ er tausend (in der Folge dreitausend) Soldaten und sechzig Officiere treten, die den im Königreich Polen garnisonirenden Garde- und Grenadierregimentern angehörten, ihre Uniformen und Militärchargen behielten und die er aus den sich freiwillig zu dem beschwerlichen Warschauer Polizeidienst darbietenden Mannschaften selbst auswählte. Den um ihn versammelten Officieren hielt der Statthalter sodann eine Anrede, in welcher es u. A. wie folgt hieß:

„Zu Ihrem Muthe, Ihrer Opferfreudigkeit und Ihrem Ehrgefühl nimmt die höchste Gewalt des aufständischen Landes ihre Zuflucht. Die Stadt wird in eine Anzahl kleiner, höchstens acht bis zehn Häuser umfassender Bezirke eingetheilt, und jeder dieser Bezirke einem Officier unterstellt werden, der in Erfahrung zu bringen hat, was in jedem Hause passirt, wer in dasselbe eintritt oder dasselbe verläßt. Sein Recht, diese Häuser in allen ihren Theilen zu jeder Tages- und Nachtzeit zu revidiren, ist unbeschränkt, — bei dem geringsten Versuch einer Widersetzlichkeit hat er ohne Weiteres militärische Gewalt anzuwenden."

Der Einsetzung dieser neuen Polizeiverwaltung folgte eine gleich energische militärische Maßregel auf dem Fuß. Allnächtlich von 6 Uhr Abends bis 6 Uhr

[1]) Eine ausführliche Biographie dieses merkwürdigen Mannes enthält das Buch „Neue Bilder aus der Petersburger Gesellschaft, 2. Aufl., Leipzig 1874" (p. 216 ff.).

Digitized by Google

Morgens hatten mit scharf geladenen Gewehren versehene militärische Patrouillen, in der Gesammtstärke von 30,000 Mann, alle Straßen, Plätze und Gäßchen Warschau's zu durchziehen, alle irgend verdächtigen Personen aufzugreifen und die friedlichen Bürger, insbesondere aber die russischen Beamten zu beschützen. Sodann wurden alle Durchgänge, Hinterthüren und scheinbar unnützen oder schwer controlirbaren Treppen und Ausgänge sämmtlicher Häuser gesperrt oder vermauert, jede Passage durch dieselben bei Strafe verboten, den Hausknechten und Portiers aber bei schwerer Strafe zur Pflicht gemacht, Tag und Nacht auf dem Posten zu sein und über jeden irgend verdächtigen Vorgang sofort zu berichten. — Für die pünktliche Ausführung dieser Befehle wußte der Statthalter dadurch zu sorgen, daß er von früh bis spät selbst auf den Beinen war, Alles in Person controlirte und durch plötzliche und unvermuthete Revisionen seine Untergebenen beständig in Athem hielt. Seine Strenge war ebenso gefürchtet, wie seine Unermüdlichkeit; die Beamten behaupteten, daß der alte Herr am Genauesten aufpasse und überhaupt am gefährlichsten sei, wenn er (der sich kaum 4—5 Stunden Nachtruhe gönnte) von Müdigkeit übermannt, einzunicken und an den Sitzungen, denen er präsidirte, keinen Antheil zu nehmen schien — er vermöge auch im Schlaf zu sehen und zu hören. Allen Zweigen der Verwaltung wandte Berg die gleiche Aufmerksamkeit zu, von der Ausführung jedes Auftrages, den er ertheilt hatte, suchte er sich, soweit möglich, in Person zu überzeugen, bei Allem schien er mit ganzer Seele zu sein. Am Schreibtisch wie auf dem Roß, im Staatsrath wie in der Berathung mit den militärischen Befehlshabern bewies er eine Frische und Rüstigkeit, die das Erstaunen seiner Umgebung bildete; er selbst pflegte zu sagen, daß er sich die Kraft seines Körpers durch strenge Enthaltsamkeit in der Jugend und durch Gleichgültigkeit gegen kleinere Beschwerden zu erhalten gewußt habe. Die Richtigkeit von Friedrich's des Großen Ausspruch „il faut traiter son corps en chien" bewährte sich bei dem Sohn des livländischen Landjunkers und Dorpater Ex-Studenten ebenso vollständig, wie bei den vielen andern Deutschen, die diesem Grundsatz gefolgt sind: daß er sich als „Deutscher" fühle, gab der russische Statthalter von Polen seiner Umgebung aber bei jeder Gelegenheit und auch dann zu verstehen, wenn er, der eifrige Protestant, als Vertreter des Kaisers Sonntags an der Spitze seiner Suite in die griechisch-orthodoxe Kirche zog, um „an dem Gottesdienste des herrschenden Religionsbekenntnisses" Theil zu nehmen. Dagegen ließ er sich nicht nehmen, Genossen seines Landes und seiner Kirche zu seinen vertrautesten Adjutanten zu machen.

Daß in die Verwaltung der Statthalterschaft seit dem Amtsantritt des Grafen Berg ein neuer Geist gefahren sei, wurde den Organen der geheimen aufständischen Regierung schon nach wenigen Wochen fühlbar. Aber noch bevor dieselben die Zeit gehabt hatten, sich auf die veränderten Verhältnisse einzurichten, trat in der Zusammensetzung des rząd ein abermaliger Wechsel ein. Nach der Logik der Wortführer des Warschauer Radicalismus gab es für die ungünstige Wendung, welche sich in den Geschicken des Aufstandes zu vollziehen drohte, nur eine Erklärung: die kurz vor dem Rücktritt Wielopolski's an's Ruder gelangte vierte Revolutionsregierung sollte durch Mangel an Entschlossen-

Digitized by Google

heit und revolutionärer Kühnheit verschuldet haben, daß die Dinge nicht mehr nach Wunsch gingen. An der Spitze einer kleinen Anzahl von Gesinnungsgenossen suchte der „Mazzini" der polnischen Rothen, Ignaz Chmelinski, eine förmliche Verschwörung gegen die zeitweiligen Machthaber zu organisiren und einen abermaligen „Staatsstreich" in Scene zu setzen. Noch bevor derselbe in Ausführung gebracht worden war, bekam der rzad von der Sache Wind; trotz der Strenge der officiellen Polizei gelang es der „revolutionären Obrigkeit", die Verschwörer zu arretiren und bei nächtlicher Weile in ein zu ihrer Aufnahme bestimmtes Gefängniß, das in der Bernhardiner Gasse befindliche Hôtel de Bavière, abführen zu lassen. Die mit der Ausführung dieser Gefangennehmung betrauten Revolutionsbeamten, insbesondere die Gehilfen des „Stadthauptmanns" Lempke und Petrowski, machten aber mit den „Gefangenen" gemeinsame Sache, der rzad wurde überfallen, abgesetzt und am 5.(17.) September durch eine neue (die fünfte) Nationalregierung ersetzt, welche aus dem genannten Chmelinski und dessen Freunden Frankowski, Kokossinski, Narshinski, Petrowski und Kaczkowski, lauter enragirten Rothen und Männern des Terrorismus, bestand. Das Revolutionstribunal wurde erneuert, der Plan gefaßt, Berg und die übrigen hochstehenden russischen Beamten meuchlings ermorden zu lassen und eine Schreckensherrschaft zu etabliren, welche den wankend gewordenen Gehorsam des Landes und seiner Hauptstadt erzwingen sollte. Anfertigung massenhaften falschen Papiergeldes, Anschaffung von Granaten, Giftvorräthen und Höllenmaschinen, Vermehrung und erhöhte Thätigkeit der Dolch- und Hängegensd'armen — lauter Dinge, gegen welche das Ehrgefühl und der politische Verstand der früheren Gewalthaber sich gesträubt hatten, wurden jetzt mit Eifer betrieben, ja sogar Vorbereitungen getroffen, um Pulvertonnen in das Stadttheater schaffen und gelegentlich das (wie wir wissen ausschließlich russische) Theaterpublicum in die Luft sprengen zu lassen. Der Hauptschlag sollte gegen den Statthalter geführt werden: am 7.(19.) September wurden acht verzweifelte, den untersten Schichten des Warschauer Handwerkerstandes angehörige Gesellen im vierten Stocke des weitläufigen, von den Verwaltern des abwesenden Hausherrn nur nachlässig bewachten Zamoyski'schen Palais (in dem Stadttheil „Neue Welt") versteckt, mit Gewehren und Granaten versehen, und angewiesen, den Statthalter, dessen Vorüberfahrt angesagt war, umzubringen. Am Nachmittage des genannten Tages zwischen drei und vier Uhr erschien Berg's von sechs Kosaken umgebener Wagen in der genannten Vorstadt; der Statthalter saß mit seinem Adjutanten, dem Rittmeister von Wahl, in ruhiger Unterhaltung da, als aus dem Zamoyski'schen Hause ein Schuß fiel und gleichzeitig drei Granaten und zwei Flaschen mit brennbaren Essenzen auf das Gefährte herabgeschleudert wurden. Drei Kosaken, die beiden Wagenpferde und fünf Kosakenrosse wurden erheblich verletzt, der Statthalter und sein Begleiter (die keinen Augenblick die Ruhe verloren, sondern sich von ihren Sitzen erhoben und in die Richtung gespäht hatten, aus welcher der Schuß gefallen war) waren völlig unversehrt geblieben. Berg setzte seinen Weg fort, nachdem Herr von Wahl auf seine Anordnung an der Spitze der Kosaken und eines zufällig vorüber patrouillirenden Häufleins von Infanteristen in das verhängnißvolle Haus gebrochen war,

Digitized by Google

um nach den Mördern zu spähen. Bevor die Verfolger den in den vierten Stock führenden Aufgang fanden, waren die Verschworenen durch eine (unvermauert gebliebene) Hinterthür längst entflohen und unsichtbar geworden. Herbeieilende Truppen durchsuchten das ganze ungeheuere Haus, nahmen sämmtliche Insassen und Angehörige desselben (u. A. auch den Sohn des Eigenthümers, den Grafen Stanislaus Zamoyski und dessen Schwiegervater, den Fürsten Lubomirski) gefangen, stürzten den gesammten Hausrath in vandalischer Wuth aus den Fenstern, um ihn zu einem ungeheueren Scheiterhaufen zu vereinigen und dann auf öffentlicher Straße zu verbrennen[1]) — von den Verschworenen, deren Mitschuldigen und Helfershelfern ließ sich vorläufig auch nicht die leiseste Spur entdecken.

Trotz des Fehlschlagens dieses wichtigsten der von ihm geschmiedeten Pläne beschloß der „rzad der fünften Zusammensetzung" auf dem eingeschlagenen Wege des Terrorismus weiter zu gehen. Die revolutionäre Polizei wurde umgestaltet und verstärkt und angewiesen, mit der Ausführung der ihr übergebenen Todesurtheile fortzufahren (zwischen dem 26. Juli und 2. September waren bereits vierzehn Personen — meist Polen, die man für Verräther hielt[2]), — „hingerichtet" worden) und zunächst den Gehilfen des Chefs der Untersuchungs-Commission, einen Obristen Grischin, bei Seite zu schaffen. Zwei Tage nach dem gegen das Leben Berg's gerichteten Attentate wurde — infolge eines Versehens des mit der Sache betrauten „Gensd'armen" — statt dieses Opfers ein anderer Officier, der Obrist Ljubuschin, um sieben Uhr Morgens auf der Straße angefallen und verwundet, ohne daß man des Mörders habhaft zu werden vermocht hätte. Als Graf Berg den Stadttheil, in welchem dieses Verbrechen sich zugetragen hatte (die Krakauer Vorstadt) mit einer Geldstrafe (einem Zuschlag zu der sog. Rauchfangsteuer) belegen wollte, beschloß der rzad die Ausführung dieser Maßregel durch Vernichtung der betreffenden Steuerregister unmöglich zu machen, und trug man sich mit dem Gedanken, das Rathhaus, in welchem dieselben aufbewahrt wurden, zu verbrennen!

Während dieses ungeheuerliche Project in den der Revolutionsregierung nahestehenden Kreisen berathen wurde, zog sich über dieser selbst eine gefahrdrohende Wolke zusammen: der Statthalter verhandelte mit dem Chef der Warschauer Geheimpolizei, dem Generalmajor Marquis Paulucci, über einen Plan, der auf nichts Geringeres, als die Ausfindigmachung und Aufhebung des Centrums der revolutionären Bewegung, des rzad selbst, abzielte! Ein kecker

[1]) Die von dem Befehlshaber der Warschauer Garnison, General-Adjutanten Baron Korff, getroffene Anordnung, das Zamoyski'sche Haus mit Kanonen zusammenzuschießen, konnte aus naheliegenden Gründen nicht in Ausführung gebracht werden. Sobald Graf Berg von dieser unsinnigen Maßregel Kunde erhalten hatte, ließ er dieselbe zurücknehmen und die bereits aufgepflanzten vier Geschütze wieder abführen.

[2]) Besonderes Aufsehen erregte die am 15.(27.) August erfolgte Ermordung eines gewissen Krajewski. Dieser eifrige polnische Patriot, der acht Jahre lang in den Bergwerken Sibiriens geschmachtet, hatte das Verbrechen begangen, eine Anzahl junger Männer vor der Thorheit des Verschwörer-Handwerks zu warnen, mit welchem nicht der Freiheit, sondern nur dem Despotismus gedient werde!

Digitized by Google

jüdischer Abenteurer, Berthold Hermani aus Sachsen, erbot sich, die erforderlichen Auskünfte aus Krakau zu beschaffen, wo die Anhänger des Aufstandes — im Gefühle ihrer Sicherheit — sehr viel unvorsichtiger und kecker aufzutreten pflegten, als innerhalb des Königreichs, und wo die intimsten polnischen Staatsgeheimnisse nicht selten auf offnem Markte verhandelt wurden. Schon nach wenigen Tagen konnte der schlaue Agent seinem Auftraggeber, dem Marquis Paulucci melden, daß er Verbindungen angeknüpft habe, die einen sicheren Erfolg versprächen und daß es nur noch darauf ankomme, mit der gehörigen Vorsicht zu Werke zu gehen. — Unglücklicherweise fehlte diese Eigenschaft dem Chef der russischen Warschauer Geheimpolizei: des Marquis' eigne Haushälterin stand mit der „revolutionären" Polizei in Verbindung und bot dem Oberhaupte derselben, Jan Karlowicz, periodisch die Gelegenheit, ihres Herren Papiere und Briefschaften zu durchstöbern. Bei einer dieser „Revisionen" fielen die an Paulucci gerichteten Krakauer Berichte Hermani's dem revolutionären Polizeichef in die Hände, der von ihnen Abschrift nahm und dem rzad sofort Bericht erstattete. Wenige Stunden später war bereits ein Brief unterwegs, der den Krakauer revolutionären Behörden den Auftrag ertheilte, gegen den Verräther Matuczewski (unter diesem Namen hielt Hermani sich in der ehemaligen Hauptstadt der königlichen Republik auf) die erforderlichen Maßregeln zu ergreifen. Tags darauf wurde Hermani auf einer der Straßen Krakau's angehalten und verwundet, — es gelang ihm indessen, mit dem Leben davon zu kommen und nach Berlin zu entfliehen. Hier nahm der kecke Glücksritter seinen wahren Namen wieder an, verschaffte sich einen für den „Doctor" Hermani ausgestellten Paß und kehrte — in der Hoffnung die revolutionären Behörden täuschen zu können — nach Warschau zurück. Jan Karlowicz und dessen Gehilfen Masson und Stempkowski ließen sich aber nicht täuschen: sie wußten, daß der am 15. September im Hotel de l'Europe angekommene und in dessen Nr. 42 einquartirte Dr. Hermani mit dem Verräther Matuczewski identisch sei und bald nach seinem Eintreffen erhielt derselbe von dem rzad die Weisung, „Wieder dahin zu reisen, woher er gekommen." Hermani beschloß wirklich abzureisen, aber nicht nach Berlin, sondern nach Wilna, wo er einen Auftrag an den General-Gouverneur Murawjew ausrichten sollte. Jetzt erhielt die revolutionäre Polizei den Auftrag, den unverbesserlichen Waghals ungesäumt abzuthun und just in dem Augenblick, wo Hermani mit gepackten Koffern in seinem, im dritten Stock des Hotels befindlichen Zimmer saß und des Hotelwagens harrte, der ihn auf den Bahnhof bringen sollte, am Morgen des 23. September, drangen zwei Dolch-Gensd'armen, der Tischler Diakewicz und der Barbier Ruzinski bei dem Unglücklichen ein, der von vier Dolchstößen durchbohrt niederstürzte, sich dann aufraffte und hilferufend bis in die erste Etage hinter seinen Mördern herlief, hier aber todt umsank. Die beiden „Gensd'armen" (die nur durch schwere Drohungen zu der halsbrechenden Unthat bestimmt worden waren) entwischten durch den Hof des Gasthofs in die Krakauer Vorstadt, — ein unglücklicher Arbeiter aber, der in der unter dem Hotel befindlichen Conti'schen Conditorei angetroffen worden war, wurde trotz seiner notorischen Unschuld am 28. November als angeblicher Mörder aufgeknüpft. Der auf's Höchste auf-

Digitized by Google

gebrachte Statthalter (auf dessen Ordre einige Tage zuvor fünf Rebellen auf den fünf Hauptplätzen der Stadt erschossen worden waren) hatte befohlen, um jeden Preis einen Schuldigen ausfindig zu machen und gefügige Richter hatten seinem Wunsche entsprochen.

Die durch die Ermordung Hermani's hervorgerufene Aufregung sollte aber noch gesteigert werden: während der beiden ersten October-Wochen wurden vier kaiserliche Polizeibeamte auf der Straße überfallen und verwundet, — ein fünftes, gegen das Leben des ehemaligen Stadtpräsidenten Grafen Sigismund Wielopolski gerichtetes Attentat mißglückte. — Jetzt begann auch in den Kreisen der revolutionär gesinnten Polen der Unwille über das Chmelinski'sche Blutsystem über alle entgegenstehende Erwägungen die Oberhand zu behalten — alle Welt verlangte nach Absetzung des mordlustigen rzad, der die „gute Sache" compromittirt habe und der „General-Bevollmächtigte Polens" für das Ausland, Fürst Wladislaw Czartoriski in Paris, setzte sich mit einem ehemaligen Mitgliede der National-Regierung, Przebilski, in's Vernehmen, um sofortigen Wandel zu schaffen. Man beschloß, den rzad ganz zu beseitigen und an seine Stelle einen Dictator in der Person des Bandenführers Romuald Traugut zu setzen.

IV.

Bevor wir auf die „Dictatur" Romuald Traugut's näher eingehen, wird nothwendig sein, in Kürze der beiden ersten Dictaturexperimente zu gedenken, welche der in diesen Blättern geschilderten Phase des polnischen Aufstandes von 1863 (wir begannen mit dem Mai des genannten Jahres) vorhergegangen waren: mußte es doch als ein Symptom des Rückganges der Bewegung angesehen werden, daß man unter den schwierigen Verhältnissen, die seit dem Rücktritt Wielopolski's eingetreten waren, auf ein Auskunftsmittel zurückgriff, das die leichteren, ihm im Frühjahr des Revolutionsjahres gestellt gewesenen Proben nicht bestanden hatte.

Die Geschichte der ersten der im Jahre 1863 angestellten Dictaturexperimente trägt einen geradezu possenhaften Charakter. Von dem „Warschauer Centralcomité", unter dessen Auspicien der Aufstand seinen Anfang genommen hatte, war im Februar des genannten Jahres der bekannte Ludwig Mirosławski zum Dictator ernannt worden und am 17. in „Function" getreten: an der Grenze des Włozlaw'schen Kreises hatten hundert aus Warschau herbeigeeilte Studenten den gefeierten, von allen urtheilsfähigen Leuten aber schon damals für durchaus unfähig gehaltenen alten Revolutionsmann feierlich begrüßt. Mirosławski, der von seinem Secretär Kurschina und einem Dutzend guter Freunde begleitet war, hatte (da seine Absicht, mit den beiden ihm entgegengesendeten Deputirten des Comité's, Padlewski und Aweide zusammenzutreffen und von diesen in sein neues Amt eingeführt zu werden, infolge eines Mißverständnisses vereitelt worden war) dem nächstbenachbarten Bandenführer Molenzki den Befehl ertheilt, mit seinen fünf Hundert Mann zu ihm zu stoßen, bei diesem aber keinen Gehorsam gefunden. Nach längerem Umherirren war ihm dann endlich geglückt, mit dem Widerspenstigen in der Nähe von Plonza

Digitized by Google

zusammenzutreffen und eine Verständigung zu bewirken; die vereinigte Schar ließ sich in der Umgegend des genannten Fleckens nieder, wurde indessen von einer russischen Truppenabtheilung überfallen und in die Flucht geschlagen. Miroslawski hatte während dieses Gefechtes im Hause seines Schwagers Bessekirski an einem ihm zu Ehren veranstalteten glänzenden Frühstück Theil genommen und die volle Tafel erst verlassen, als es zu spät und die „Bande" bereits in voller Auflösung begriffen war. Infolge dieses Unfalles waren Besinnung und Muth dem „berühmten" Dictator so vollständig abhanden gekommen, daß derselbe so eilig wie immer möglich die kaum beschrittene heimathliche Erde wieder verließ und nach Krakau flüchtete. Das „Comité" ließ dem Flüchtigen in den ersten Märztagen eine Sommation zugehen, in welcher ihm eröffnet wurde, daß er bis zum 8. (20.) März in das Königreich zurückzukehren habe, — andernfalls werde seine Vollmacht für erloschen angesehen werden. Der „Dictator", dem von seinen galizischen Freunden vorgeredet wurde, daß der Schwerpunkt der Bewegung nicht im Königreich, sondern in Galizien liege und daß es vor Allem darauf ankäme, die Comité's von Lemberg und von Krakau zu gewinnen und von dem Einfluß der „Weißen" zu befreien, ließ die ihm aus Warschau zugegangene Ladung vollständig unbeachtet. Im Vertrauen darauf, daß er als allein möglicher Candidat der Rothen, für das dieser Partei zuneigende Warschauer Comité unentbehrlich sei, glaubte Miroslawski mit demselben nach Belieben umspringen zu können; er blieb in Krakau, um auf eigene Hand Politik zu treiben und gegen die „Weißen" zu conspiriren, die ihrerseits seit seiner Entlassung Miene machten, sich dem Warschauer Central-Comité zu nähern und dieses in die Interessen ihrer Partei zu ziehen. Im Großen und Ganzen prävalirte innerhalb Russisch-Polens die demokratische (rothe) Partei, während in Galizien und Preußisch-Polen die von dem Fürsten Adam Sapieha (Lemberg), Chazanowski (Krakau) und dem Grafen Dzialinski (Posen) geführten Aristokraten die Oberhand hatten. Ein Theil dieser letzteren interessirte sich bereits damals für das Project, den Bandenführer Langiewicz zum Dictator zu machen, Andere hielten den an die Spitze einer zahlreichen Bande getretenen „General" Eseransti für den Mann der Situation; alle „Weißen" aber waren in der Meinung einig, daß es darauf ankomme, Miroslawski um jeden Preis von der Regierung auszuschließen und dadurch die „Rothen" lahm zu legen. — Während der Streit der Fractionen auf solche Weise hin- und herwogte, trat ein unerwarteter Zwischenfall ein, der den Dictator darüber belehrte, daß seine Rolle, noch bevor sie begonnen, ausgespielt sei. Mit diesem Zwischenfall aber hatte es die folgende merkwürdige Bewandtniß gehabt.

Bald nach Ausbruch des Aufstandes war ein von seinen Gläubigern verfolgter Gutsbesitzer aus Posen, der königlich preußische Kammerherr Graf Adam Grabowski, ein verwegener und wegen seiner Verschwägerung mit dem Fürsten Lubomirski für vornehm angesehener Glücksritter, nach Warschau gekommen, um innerhalb der neu gebildeten revolutionären Organisation „irgend eine Verwendung" zu finden. Trotz seiner näheren Beziehungen zu Leon Kulikowski, einem der Gehilfen des damaligen revolutionären Stadthauptmanns Bobrowski, war es dem Grafen nicht gelungen, ein höheres Revolutionsamt zu erlangen;

Digitized by Google

er erklärte darum, nach Krakau übersiedeln und in die Langiewicz'sche Bande treten zu wollen. Kulikowski, der diese Gelegenheit benutzen wollte, um eine dem Krakauer Comité bestimmte Geldsumme in bequemer und sicherer Weise zu expediren, gab Grabowski einen Geldbrief und einen „Revolutionspaß" mit, der den Grafen bei den Krakauer Freunden legitimiren sollte. Mit Hilfe dieses Passes wußte Grabowski in die leitenden Kreise der Krakauer Aristokratie Eingang zu finden und diese glauben zu machen, er habe in Warschau eine Rolle gespielt und von dem Central-Comité wichtige Aufträge erhalten. Durch sein anspruchsvolles Auftreten, seine vornehmen Manieren und seinen Eifer für die aristokratische Sache, wußte der kecke Abenteurer seinen neuen Bekannten so gründlich zu imponiren, daß diese sich einreden ließen, er sei als „Regierungs-Commissar" nach Krakau gekommen und beauftragt, im Bunde mit ihnen (den Weißen) für die durch die Absetzung Miroslawski's erledigte Stellung eines Dictators und Oberbefehlshabers Ersatz zu schaffen. Eine auch aus Posen beschickte General-Versammlung der Weißen wurde nach Krakau berufen und in dieser trat der angebliche Bevollmächtigte des Warschauer Central-Comité's mit dem förmlichen Antrage hervor, den Führer der in den Woywodschaften Krakau und Sandomir kämpfenden Banden „General" Marian Langiewicz an Stelle Miroslawski's zum Dictator zu ernennen. So unerwartet und überraschend dieser Vorschlag den Häuptern der Weißen kam, so vollständig entsprach derselbe ihren Wünschen und Neigungen; hatte Langiewicz auch noch keinerlei Probe von außerordentlichen Fähigkeiten gegeben, so wußte man doch, daß er ein Parteigenosse sei und daß seine Ernennung mit der Beseitigung des verhaßten Miroslawski gleichbedeutend sein würde. Den Antragsteller, der Namens des Warschauer Central-Comité's zu reden vorgab, nach seiner Vollmacht zu fragen und diese einer Prüfung zu unterziehen, kam Niemand in den Sinn — einstimmig wurde Grabowski's Vorschlag angenommen und eine aus diesem selbst und zwei angesehenen Männern, Seminski und Kalaczkowski bestehende Deputation abgesendet, die den in der Umgegend des Fleckens Goczza garnisonirenden „General" Namens des Central-Comité's und der vereinigten Comité's von Lemberg, Krakau und Posen von der getroffenen ehrenvollen Wahl in Kenntniß setzen sollte.

Als die „Deputirten" in dem Lager Langiewicz's eintrafen, war eben ein Kriegsrath versammelt, an welchem u. A. die „Generale" Ezeranski, Graf Waligurski (ein schwedischer Obrist a. D.) und Langiewicz's Stabs-Chef Winnicki Theil nahmen. Namens seiner Collegen ergriff Grabowski das Wort, um die erstaunten Kriegsmänner von der wichtigen in Krakau getroffenen Entscheidung zu unterrichten und dem „Dictator" zu seiner neuen Würde Glück zu wünschen. Nachdem man sich von dem ersten Erstaunen erholt hatte, fragte Langiewicz den Grafen, ob er die ihm von dem Warschauer Comité ertheilte Vollmacht bei sich habe. Mit der Frechheit des echt polnischen Junkers vom alten Schlage wies Grabowski seinen „Revolutionspaß" vor und an diesem völlig bedeutungslosen Document ließen der „Dictator" und dessen Freunde sich genügen: Langiewicz nahm das auf ihn gefallene Ehrenamt dankbar an, setzte die 3060 zusammengelaufenen Patrioten, welche seine „Armee" bildeten, von dem

Digitized by Google

Vorgefallenen in Kenntniß, hielt andern Tags einen feierlichen Feldgottesdienst ab und erließ sodann eine an Volk und Heer Polens gerichtete, vom 10. März datirte schwungvolle Proclamation, welche durch die gesammte europäische Presse die Runde machte!

Erst aus dieser Proclamation erfuhr das ahnungslose Warschauer Central-Comité, das den Namen Grabowski's kaum kannte und seit der Entlassung Miroslawski's in der Eigenschaft einer „provisorischen Regierung" die oberste Leitung der Geschäfte wieder an sich genommen hatte, daß es einen in seinem Namen ernannten Dictator von Polen gebe und daß dieser Dictator Marian Langiewicz heiße. Die Kunde von diesem wichtigen Ereigniß eilte wie ein Laufeuer durch die Stadt Warschau, erregte bei den mit dem wahren Sachverhalt völlig unbekannten Massen den lebhaftesten Enthusiasmus und war in alle Winde telegraphirt, bevor das „Central-Comité" auch nur Zeit gehabt hatte, zu der Sache Stellung zu nehmen. Den Gliedern desselben blieb nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen, die vollendete Thatsache nachträglich anzuerkennen und zwei Bevollmächtigte, Hiller und Janowski, an den Dictator abzusenden, um über das Detail der zu errichtenden neuen Organisation zu verhandeln. Erst *nachdem* diese Männer abgereist waren, erfuhr die „provisorische Regierung" aus dem Bericht eines der am 9. März in Gorzza anwesend gewesenen Officiers den wahren Zusammenhang des Vorgefallenen. Der Zorn der Betheiligten kannte keine Grenzen. Der leidenschaftliche „Stadthauptmann" Bobrowski, ein dreiundzwanzigjähriger Warschauer Student, auf dessen Schultern die revolutionäre Regierungsarbeit seit Wochen fast ausschließlich geruht hatte, enthüllte in einem an Langiewicz geschriebenen Briefe die stattgehabte Intrigue und kündigte die Absicht an, nach Krakau zu gehen und den frechen Urheber derselben zur Rechenschaft zu ziehen — ein Unternehmen, das er (beiläufig bemerkt) mit dem Leben bezahlen mußte: da eine „Verständigung" nicht möglich war und da Grabowski die von dem Warschauer Stadthauptmann erhobenen Beschuldigungen nicht auf sich sitzen lassen wollte, kam es zu einem Anfang April in der Umgegend von Breslau ausgefochtenen Duell, in welchem der in „allen ritterlichen Künsten" wohlerfahrene Graf seinen Gegner niederschoß.

Die Dictatur Miroslawski's hatte zwölf Tage gedauert, — der Herrschaft Langiewicz's war eine vierzehntägige Dauer beschieden. Auf die Einzelnheiten der auf diesen Namen getauften Komödie einzugehen, hätte höchstens ein Romaninteresse. Langiewicz, sein Generalstabschef Winnicki und die zum Adjutanten des Dictators erhobene Anna Pußtowoitow[1]) lieferten den Russen ein paar

[1]) Anna Pußtowoitow war die 1838 im Gouvernement Wolhynien geborene Tochter eines (in der Folge zum General beförderten) *russischen* Officiers, der 1831 gegen die aufständischen Polen gefochten und sich sodann mit einer polnischen Dame verheirathet hatte. Anna wurde nach griechisch-orthodoxem Ritus getauft und in Gemäßheit eines im Jahre 1836 erlassenen Gesetzes in dem religiösen Bekenntniß ihres Vaters erzogen. Gleich der Mehrzahl der unter polnischen Einflüssen aufgewachsenen Russinnen damaliger Zeit wurde die wesentlich von ihrer Mutter geleitete Tochter des russischen Generals indessen zur glühenden polnischen Patriotin und als solche zur Theilnehmerin der revolutionären Umtriebe, welche seit dem Anfang der sechziger Jahre in Polen und den ehemals polnischen Ländern Litthauens und Weißrußlands ihr Wesen

Digitized by Google

unbedeutende Gefechte und verbrachten ihre Zeit im Uebrigen damit, Minister und Directoren zu ernennen und schwunghafte Proclamationen zu erlassen. Ein in Polen angesessener russischer Gutsbesitzer Petrow, der von Langiewicz gefangen genommen worden war (nebenbei bemerkt ein nichts weniger als polenfeindlicher Verehrer dieses ritterlichen Abenteurers), hat von diesem Treiben eine Schilderung entworfen, die angehenden Lustspieldichtern zur Benutzung empfohlen werden kann, ein ernsteres Interesse aber nicht verdient. Grade wie sein Vorgänger Mirosławski ließ der zweite polnische Dictator sich von den zu seiner Verfolgung ausgesandten russischen Truppenabtheilungen in der Nähe der österreichischen Grenze überrumpeln und sodann von seinen Gefährten zu einer Flucht nach Galizien bewegen, die einem Verrath an der in sein Geschick verwickelten unglücklichen Bande mindestens ähnlich sah und der Sache des Aufstandes einen militärisch und moralisch gleich schweren Schaden zufügte. Daß Langiewicz an der österreichischen Grenze erkannt, sammt seiner Begleiterin gefangen genommen und in eine österreichische Festung abgeführt wurde, ist zu bekannt, um eingehenderer Erörterung zu bedürfen.

Nach dem Vorstehenden bedarf es keiner Erklärung dafür, daß die Warschauer revolutionären Machthaber von weiteren Dictatur-Experimenten Nichts mehr wissen wollten, und daß sie an der Gefangennahme Langiewicz's bereitwillig Gelegenheit nahmen, das Central-Comité aus einer provisorischen in eine definitive Regierung zu verwandeln. Daß das mit entschiedenem Erfolg geschehen war, wissen die Leser aus den oben mitgetheilten Berichten über die Warschauer Zustände vom Mai bis zum September 1863. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Zu einer wirklich in Betracht kommenden militärischen Bedeutung hatte es keine der in den insurgirenden Landestheilen aufgetauchten zahlreichen Banden gebracht, — der Schwerpunkt der Bewegung hatte immerdar in Warschau gelegen, dessen Geschicke von den Siegen, welche die russischen Truppen über ihre schlecht organisirten Gegner erfochten, völlig unberührt blieben. Auf dem flachen Lande focht man eigentlich nur, um die Russen in Athem zu halten und an der Concentrirung ihrer Kräfte zu hindern und um dem Auslande gegenüber behaupten zu können, daß es sich um einen allgemeinen, über das gesammte russische Polen verbreiteten Aufstand, nicht bloß um eine locale, in den größeren Städten eingenistete Verschwörung handle. In die Dictatur Mirosławski's hatten die Warschauer auf Andringen der „Rothen" und in der Hoffnung gewilligt, dadurch den unaufhörlichen Parteikämpfen ein Ende zu machen, — die Erhebung Langiewicz's war ihnen, wie wir wissen, über den Kopf weggenommen worden. In beiden Fällen hatte sich eclatant gezeigt, daß die Vereinigung aller revolutionären Gewalten in eine Hand unausführbar, ein Widerspruch in sich selbst sei. Als militärisches Oberhaupt mußte der Dictator außerhalb des von Truppen starrenden Warschau seinen Sitz haben und

---

trieben. Wiederholt gefänglich eingezogen und zur Internirung in russische Klöster verurtheilt, wußte das energische, von einflußreichen Verwandten unterstützte Mädchen den Behörden immer wieder zu entwischen und schließlich in die Armee Langiewicz's zu treten, wo sie Männerkleidung trug und als Adjutant fungirte.

Digitized by Google

gegen den Feind zu Felde liegen, — die politische Organisation und Verwaltung blieb dagegen in der Landeshauptstadt und mußte in derselben bleiben, wenn diese sich als Centralstelle behaupten und der Bewegung eine gewisse Einheit erhalten wollte. Da an ein planvolles Zusammenwirken der über das gesammte weite Land versprengten zahlreichen, aber numerisch immer schwachen Banden im Ernste nicht zu denken war, hatte das Vorhandensein eines Oberbefehlshabers überhaupt keinen praktischen Werth — daß man eines bürgerlichen Dictators nicht bedürfe, hatte der bisherige Gang der Ereignisse gezeigt. Trotz des unaufhörlichen Wechsels in der Zusammensetzung des rzad, war dieser im Stande gewesen, die Bewegung am Leben zu erhalten und die Herrschaft der Revolution über die Landeshauptstadt zu einer unbestreitbaren Thatsache zu machen. Eines Weiteren aber bedurfte es nicht!

Daß man nichts desto weniger zu Ende des October den Entschluß faßte, noch einmal zur Ernennung eines Dictators die Zuflucht zu nehmen, erschien darum an und für sich als Symptom einer Abnahme der der Revolution zur Verfügung stehenden Kräfte. Die „Rothen", welche das Heft sechs Monate lang in Händen gehabt hatten, waren infolge der Mordthaten, mit denen sie sich befleckt hatten, discreditirt, — eine von den „Weißen" geleitete Nationalregierung ließ sich nur auf künstlichem Wege herstellen, weil in Warschau die demokratischen und radicalen Elemente vor den aristokratischen entschieden prävalirten. Lediglich weil kein anderes Auskunftsmittel übrig blieb und weil die Pariser Emigranten ihre Hoffnung auf eine Intervention des Auslandes nicht fahren lassen wollten, beschloß man darum, mit Hilfe eines in Warschau residirenden, von den localen Strömungen unabhängigen bürgerlichen Dictators einen aristokratischen rzad einzusetzen. Auch bezüglich der Personenfrage war es so weit gekommen, daß Fürst Czartoriski und dessen Freunde eigentlich keine Wahl mehr hatten. Die Männer, welche Warschau während der Sommer- und Herbstmonate im Gehorsam erhalten hatten, waren sämmtlich „Rothe", Männer von eisernem Muth und wilder rücksichtsloser Entschlossenheit gewesen, denen dafür alles politische Urtheil fehlte. Unter den Bandenführern hatte es eine Anzahl von Anhängern der „weißen Partei" gegeben, keiner derselben aber war zu besonderer, geschweige denn zu allgemein anerkannter Geltung gediehen. Langiewicz und dessen nähere Freunde hatten sich moralisch unmöglich gemacht, Padlewski war durch eigene Unvorsichtigkeit und pfauenhafte Eitelkeit in die Hände der Russen gefallen und standrechtlich erschossen worden; ein Theil der übrigen Führer war im Kampfe gefallen, andere weilten als Flüchtlinge im Auslande — einen jungen Nachwuchs gab es überhaupt nicht. So blieb Nichts übrig, als zu dem einzigen Manne zu greifen, der wenigstens zwei Eigenschaften, diejenigen eines entschiedenen Anhängers der Czartoriski'schen Partei und eines erfahrenen Soldaten von unbestrittener Umsicht und Tapferkeit in sich vereinigte.

Dieser Mann war der genannte, seit dem August in Paris lebende ehemalige Obrist-Lieutenant Traugut.

V.

Die dieser Skizze gesteckten engen Grenzen schließen die Möglichkeit aus, den Eigenthümlichkeiten auch nur der Hauptacteure des polnischen Revolutions-

Digitized by Google

drama's gerecht zu werden. Wenn wir nichts desto weniger auf die Persönlichkeit und das Vorleben Romuald Traugut's ausführlicher eingehen, so geschieht das wesentlich, weil dieser Mann eine charakteristische Figur, ein Typus dessen, was aus dem bestangelegten, sittlich ernstesten polnischen Patrioten wird, wenn die Verhältnisse ihn nöthigen, bei seinem Todfeinde, dem modernen russischen Staate, Dienste zu nehmen: kann doch nicht häufig und nicht nachdrücklich genug daran erinnert werden, daß hinter den allgemeinen Bezeichnungen „russischer Officier" und „Petersburger Beamter" Männer der verschiedensten Art und in sehr zahlreichen Fällen solche stecken, an denen außer ihrem zweifarbigen Rock und ihrer Fertigkeit in der russischen Sprache nicht ein Faden russisch ist. — Als Sohn eines polnischen Edelmanns der Mittelklasse im Jahre 1826 auf litthauischer Erde (im Gouvernement Grodno) geboren und in einem russischen Gymnasium vorgebildet, wurde der für die Militärlaufbahn bestimmte junge Traugut bereits im 18. Lebensjahre nach Petersburg gesendet, um hier den größten Theil seines späteren Lebens zu verbringen. Wie sehr zahlreiche seiner Landsleute mit einem gewissen Talent für die mathematische Wissenschaft begabt, sollte er in die Ingenieurschule der russischen Residenzstadt treten; ein russischer Officier ertheilte ihm und einer Anzahl gleichfalls in seinem Hause einquartierten jungen Russen den nöthigen Vorbereitungsunterricht. — Traugut fand indessen in der Ingenieurschule keinen Platz, sondern trat zu Ende des Jahres 1844 als adliger Unterofficier in ein Sapeur-Bataillon, dem er nach Südrußland folgte. In der Vorbereitungsschule wie in seiner Truppe war Traugut fast ausschließlich von Russen umgeben — russisch war die Sprache, in der er verkehrte, russisch die Sitte, der er sich fügen mußte, russisch der Rock, den er trug: nichts desto weniger hielt der junge Officier sich von allem russischen Verkehr und aller Gewöhnung an die ihm aufgedrängten fremden Lebensformen fern. Pünktlich im Dienst, ging er schweigsam und mit gleichgiltig finsterer, anscheinend allen menschlichen Affecten unzugänglicher Miene seines Weges, — sein gesammtes geistiges Leben schien sich auf eine streng katholische Religiosität zu beschränken. Was seine Kameraden sprachen und trieben, schien ihn nicht im Entferntesten zu berühren — gegen Neckereien und Scherze war er ebenso unzugänglich, wie gegen Lockungen der Geselligkeit und des Vergnügens: die entfernteste auf Herabsetzung der katholischen Kirche oder ihrer Diener hinzielende Anspielung war dagegen ausreichend, den ruhigen, in sich gekehrten jungen Mann in die heftigste Leidenschaft zu versetzen und zu Wuthausbrüchen zu reizen, welche kein Maß und kein Ziel zu kennen schienen. Daß Officiere polnischer Herkunft wesentlich mit ihren Landsleuten verkehren, daß sie ihre Beziehungen zu russischen, deutschen und finnländischen Kameraden auf das Maß des Unvermeidlichen einschränken und einen „statum in statu" bilden, ist eine bekannte, in der russischen Armee für selbstverständlich angesehene Erscheinung: nach Art Traugut's ausschließlich dem Dienst und Religionsübungen zu leben, mit den Landsleuten nur sehr wenig, mit anderen Kameraden gar nicht zu verkehren, war dagegen eine zu seltene Ausnahme, um nicht ein gewisses Aufsehen zu erregen. Dienstlich ließ sich dem verschlossenen, stets gleichgültig dreinschauenden Officier so wenig anhaben, daß seine Vorgesetzten ihn schon im Jahre 1854 zum dejourirenden ältesten Adjutanten der 4. Rentei-

Digitized by Google

abtheilung der Südarmee machten und in dieser Eigenschaft nach Sewastopol versetzten, wo er die Belagerungszeit mitmachte. Wie von Augenzeugen berichtet wird, verließ ihn auch inmitten der Schrecken dieser Belagerung die gewohnte Gleichgültigkeit und Seelenruhe keinen Augenblick; er sah dem feindlichen Bombardement ebenso apathisch zu, wie den Feuersbrünsten, welche die Stadt zerstörten — weder die russischen noch die feindlichen Siege schienen ihm den geringsten Antheil einzuflößen. Während andere polnische Officiere aus ihrer Befriedigung über die von den Verbündeten errungenen Erfolge häufig so wenig Hehl zu machen vermochten, daß man sie „die Thermometer unserer Lage" nannte, — während der Hauptprotector Traugut's, Oberst Antoczewski, bei jeder den russischen Waffen günstigen Wendung in finsteres Brüten verfiel und seine russischen Untergebenen keiner Silbe würdigte, verrieth kein Zucken in Traugut's Gesicht, was in diesem vorging und verrichtete er seine Dienstgeschäfte, wie seine Andachtsübungen stets mit der gleichen Ruhe und Pünktlichkeit. Nicht selten suchte er sich auch in anderen, als den zu seinem Ressort gehörigen Dienstzweigen nützlich zu machen (zumal solchen, die unter der Leitung von Polen standen) und zwar mit so gutem Erfolge, daß er nach Beendigung des Krieges zum Chef der Renteiabtheilung ernannt und dann nach St. Petersburg übergeführt wurde, wo er unter dem General Kaufmann in der s. g. galvanischen Abtheilung des Sappeurcommando's mit vieler Auszeichnung diente und in seinen Freistunden unermüdlich mit wissenschaftlichen Arbeiten und mit dem Besuche naturwissenschaftlicher Vorlesungen bei der Universität beschäftigt war. Im Jahre 1860 zog er sich mit dem Rang eines Obrist-Lieutenants auf ein kleines im Gouvernement Grodno belegenes Familiengut zurück, heirathete daselbst die Tochter eines benachbarten Gutsbesitzers, die sich der Abstammung von Kosziusko rühmte und hielt sich mehrere Jahre lang von allen Beziehungen zu der bereits damals rührigen revolutionären Actionspartei zurück. Den Wirren der Jahre 1861 und 1862 sah er ebenso ruhig und apathisch zu, wie weiland den Kämpfen um Sewastopol: Ende April aber verschwand er plötzlich von seinem Gute, um zum Erstaunen seiner Nachbarn wie seiner ehemaligen Kriegsgefährten als Haupt einer 160 Mann starken Bande wieder aufzutauchen. Bald war Traugut durch die Strenge, mit welcher er seine Untergebenen behandelte (einen widerspenstigen Officier, Kwätkowski, soll er mit eigener Hand erschossen haben), ebenso berühmt, wie durch die Verwegenheit und das Glück seiner militärischen Unternehmungen — eine Bestätigung des polnischen Sprichworts, nach welchem „stille Wasser den anstoßenden Ufern am gefährlichsten sind".

Mit der rücksichtslosen Entschlossenheit des echten Fanatikers nahm dieser merkwürdige Mensch die auf ihn gefallene Wahl zum Oberhaupte der Nationalregierung an. Zur Zeit seiner Ernennung befand Traugut sich in Paris, wohin er sich nach Vernichtung seiner Armee hatte zurückziehen müssen: unmittelbar, nachdem der Ruf des Vaterlandes an ihn ergangen war, verließ er diese Stadt, um sich nach Warschau zu begeben und sein gefährliches Amt anzutreten. Hier hatten sich seit seiner Abwesenheit die Dinge so ungünstig verändert, daß die Glieder der thatsächlich zu einem Werkzeuge des Warschauer Terroristen-Clubs herabgesunkenen, bestehenden Regierung dem neuen, der „weißen"

Digitized by Google

Partei angehörigen Machthaber nicht nur keinen Widerstand leisteten, sondern herzlich zufrieden zu sein schienen, sich mit Anstand in Sicherheit begeben zu können. Traugut miethete in einer abgelegenen Gasse, in der Wohnung einer verlaufenen Schauspielerin, ein paar Zimmer, lud die Würdenträger der revolutionären Organisation zu sich und hielt ihnen an einem der ersten Tage des Octobermonats eine Rede, in welcher er sein Programm entwickelte. Er erkannte die Schwierigkeit der Lage an, erklärte dieselbe indessen für noch nicht hoffnungslos geworden und mahnte zu muthigem Ausharren auf der einmal eingenommenen Position. Es komme vor Allem darauf an, durch eine zugleich energische und maßvolle Haltung der polnischen Sache das Vertrauen der Westmächte zu erhalten und dieselben zu einer Intervention zu vermögen. Im Interesse einer weiteren Fortsetzung des Krieges habe er, Traugut, eine Anzahl auswärtiger Officiere angeworben, mit deren Hilfe er die „Armee" zu reorganisiren und nach den besten europäischen Mustern in Regimenter, Divisionen und Corps einzutheilen gedenke; außerdem sei das Erscheinen einer polnischen Flotte auf dem Schwarzen Meere gesichert und ein erfahrener Seemann für die Leitung derselben gewonnen worden. Für Beschaffung der erforderlichen Geldmittel werde durch die Aufnahme zweier Anleihen (einer inneren und einer auswärtigen) Sorge getragen werden. Nicht minder wichtig werde sein, das Vertrauen der Großmächte des Auslandes zu erwerben; möglich sei das aber nur, wenn man sich einer maßvollen Politik befleißige, zu diesem Behufe der von dem Fürsten Czartorisky repräsentirten Richtung folge und mit den bisher üblich gewesenen terroristischen Ungeheuerlichkeiten breche. Miroslawski habe die polnische Sache compromittirt, — mit ihm müsse jede Gemeinschaft aufgegeben und dafür Sorge getragen werden, daß er die ihm von den Pariser Comités übergebenen Summen wieder auskehre.

Die Zuversicht und Entschiedenheit, mit welcher der neue Oberbefehlshaber auftrat, das Erscheinen einer „Flotte" und die Unterstützung des Auslandes in Aussicht stellte, machten einen gewissen Eindruck auf seine Collegen: standen diese Versprechungen doch in entschiedenem Gegensatz zu dem Schrecken, der seit Bekanntwerden des Hermani'schen Unternehmens auf dem rzad gelastet hatte und zu der Aengstlichkeit, mit welcher mehrere der Zeugen des Traugut'schen Vortrages auf jedes von der Straße her laut werdende Geräusch gehorcht hatten! Von sämmtlichen Anwesenden wagte nur einer, der „Polizei-Hauptmann" Karlowicz, eine von den Anschauungen Traugut's abweichende Meinung zu äußern; er erklärte, daß mit dem System des Terrorismus vorläufig noch nicht gebrochen werden dürfe und daß zunächst einige längst geplante Maßregeln im „früheren Stil" in Ausführung gebracht werden müßten. — Der neue Dictator schien zu wissen, daß den Willkürlichkeiten des revolutionären Polizei-Hauptmanns nur allmälig werde ein Ende gemacht werden können und ließ den Dingen bis auf Weiteres ihren Gang. Vornehmlich mit seiner „diplomatischen Correspondenz" und seinen Organisationsplänen beschäftigt, schien er den „localen Ereignissen" keine besondere Wichtigkeit zuzumessen: Karlowicz aber machte sich das zu Nutze, um die Welt noch ein Mal seine Macht und den ungebrochenen Einfluß der „Rothen" fühlen zu lassen. Da die Regierung mit dem wegen des Attentats

Digitized by Google

auf den Obersten Ljubuschin angedrohten Zuschlag zu der Rauchfangsteuer Ernst zu machen begann, beschloß Karlowicz im Einverständniß mit Stempkowski, auf seinen früheren Plan zurückzugreifen und das Rathhaus, in welchem die Steuerlisten aufbewahrt wurden, in Brand zu stecken. Dieselben verzweifelten Gesellen, welche das Attentat gegen den Grafen Berg in Ausführung gebracht hatten, zeigten sich auch zu diesem Wagestücke bereit. Sie und eine Anzahl Gefährten schlichen sich in der Verkleidung städtischer Polizeidiener am Morgen des 18. October in das Rathhaus, wobei Stempkowski, der Beamter der städtischen Verwaltung war, ihnen Hilfe leistete. Das städtische Archiv und das Polizei-Archiv wurden gleichzeitig in Brand gesteckt und trotz rechtzeitigen Erscheinens des Brand-Commandos vollständig niedergebrannt. Aber auch dieser Erfolg trug die erwarteten Früchte nicht mehr: Graf Berg wußte durchzusetzen, daß die angedrohte Contribution trotz der Vernichtung der Steuerregister erhoben wurde und daß die auf seinen Befehl eingeleitete Untersuchung wegen des Rathhausbrandes eine Richtung nahm, welche den Urhebern dieses Verbrechens so panische Furcht einflößte, daß Herr Karlowicz es für das gerathenste hielt, seinen „Posten" zu verlassen und sich in's Ausland zu begeben. Trotz des großen Eindrucks, den dieser Act der Felonie machte, gelang es „den Rothen", in der Person eines gewissen Adolf Penkowski (eines Mannes, dem im Februar 1861 gelungen war, eine Anzahl von Delegirten der russischen Universitätsjugend für die polnische Sache zu gewinnen) einen Polizeihauptmann zu finden, der seines Vorgängers würdig war.

Um dieselbe Zeit wurde auch die russische Polizei nicht nur der polnischen Hauptstadt, sondern des gesammten Königreichs umgestaltet. Um der repressiven Thätigkeit der Verwaltungsbehörden größere Einheit zu geben, und die beständig wiederkehrenden Eifersüchteleien zwischen Militär- und Civilbehörden aus der Welt zu schaffen, machte der Kriegsminister Miljutin den Vorschlag, einen General-Polizeimeister für das gesammte Königreich zu ernennen und diese Stellung dem früheren Oberpolizeimeister der Stadt, dem (in der Folge vielgenannten) General Trephof zu übertragen. Graf Berg, der mit dem Kriegsminister und dessen Bruder, dem Vater der polnischen Agrar-Organisation und Führer der demokratischen National-Partei, Geheimrath Nicolaus Miljutin, auf gespanntem Fuße stand und eine Beeinträchtigung seiner Machtstellung fürchten mochte, hatte diesem Projecte Anfangs Widerstand geleistet; schließlich war ein Compromiß geschlossen und ausgemacht worden, daß zur Vermeidung etwaiger Collisionen einer von Berg's Adjutanten das Amt eines Gehilfen des General-Polizeimeisters übernehmen sollte. Unmittelbar nach Abschluß der bezüglichen Verhandlungen traf General Trephof in Warschau ein, wo das Erscheinen des von früher her gefürchteten Mannes großen Eindruck machte. An ihm beschloß der neu ernannte revolutionäre Stadthauptmann sein Meisterstück zu machen. Die bloße Kunde davon, daß ein Streich gegen den neuen Chef der öffentlichen Sicherheit geführt werden sollte, war aber hinreichend, die Zahl der sonst stets thatenlustig befundenen Dolch- und Henker-Gensd'armen zu decimiren und es vergingen mehrere Wochen, bevor Herr Penkowski auch nur Vorbereitungen zur Ausführung seines blutigen Planes treffen konnte. Die

Digitized by Google

bei den Attentaten gegen Berg, Sigismund Wielopolski, Hermani u. s. w. erprobten Veteranen der revolutionären Gensd'armerie behaupteten für die Sache des Vaterlandes genug gethan zu haben und verweigerten jede Theilnahme an dem neuen Handstreich. Mit vieler Mühe und nach langem Suchen gelang es dem Viertheils-Commissar Kriwazki, fünf den untersten Klassen angehörige Waghälse zu dem schwierigen Unternehmen willig zu machen. Am Morgen des 2. November überfielen drei mit Beilen und Dolchen bewaffnete „Gensd'armen", Ammer, Kogutowski und Dombrowski, den General, als dieser im Begriff war, durch die Senatsgasse in die Wohnung des Warschauer Ober-Polizeimeisters zu treten; Trephof wurde nur leicht verwundet, — die drei Mordgesellen aber wurden eingefangen und mußten ihr Unternehmen mit dem Leben büßen: Dombrowski und Ammer wurden am 11. November aufgeknüpft, Kogutowski hatte sich im Gefängniß selbst umgebracht.

Jetzt begann das Blatt sich zu wenden: der Bann, der auf dem friedlichen Theil der Bevölkerung gelegen hatte, schien gebrochen zu sein, — das Ansehen des rzad, der die neue thörichte Bluthat nicht zu hindern vermocht hatte, nahm reißend ab, die Widerstandsfähigkeit vieler der ergebensten Anhänger der Nationalsache war gebrochen. „Weiße" und „Rothe" zeigten sich gleich eifrig beflissen, das unsicher gewordene Warschau gegen das Ausland zu vertauschen — fast täglich verschwanden angesehene Patrioten aus der Stadt, die sich bisher als festeste Burg der Revolutionspartei bewährt hatten. Der bekannte Banquier Kronenberg (derselbe, der für 75,000 Rubel National-Obligationen gezeichnet hatte) war bereits unmittelbar nach dem Rücktritt Wielopolski's aus Warschau entwichen, — seinem Beispiel folgten jetzt Xaver Schlenker, die „Terroristen" Frankowski und Chmelinski, der Director des Kriegsdepartements Kazlowski, dessen Secretär Malinowski, der Militäragent Rogalinski, der Chef der sog. Dujour, Gralewski, und Andere mehr. Während es sonst mehr Bewerber, als revolutionäre Würden gegeben hatte, trat jetzt das umgekehrte Verhältniß ein und hielt es außerordentlich schwer, auch nur die wichtigsten Stellungen zu besetzen. Außerdem machte der Anbruch des Winters unbarmherzig sein Recht geltend; in die schneeerfüllten Wälder und Ebenen kriegerische Banden zu entsenden, erwies sich als unmöglich, — außerhalb der größeren Städte war die Revolution so gut wie todt und in diesen Städten fristete sie ihr Leben nur mühsam fort. Litthauen und Weißrußland zählten bereits seit dem Ausgang des Sommers nicht mehr mit und wurden wegen der Strenge des Murawjew'schen Regiments ängstlich gemieden — auch jenseit der Grenze, in Posen und Galizien, ließ der Eifer der guten Freunde allmälig nach. Den ungeheuren Anstrengungen und Aufregungen, unter denen man neun Monate lang gelebt hatte, zeigte die Mehrzahl der Betheiligten sich nicht mehr gewachsen, als der trübe lange Winter hereinbrach und die gehoffte Unterstützung des Auslandes immer noch ausblieb: eine bleierne Müdigkeit breitete sich über die Bevölkerung des unglücklichen Landes aus, das nur noch ein Bedürfniß, das Bedürfniß nach Ruhe, zu empfinden schien. Diesem Bedürfniß vermochte sich schließlich auch die Bevölkerung Warschau's nicht zu entziehen — langsam, aber stetig zog die öffentliche Meinung sich von dem rzad zurück. Höchst bezeichnend war in dieser Beziehung,

Digitized by Google

daß die am 1. November nothwendig gewordene Umquartierung der Expedition und der ziemlich umfangreichen Archive der Nationalregierung sich nur mit äußerster Mühe bewerkstelligen ließ, weil Niemand mehr Neigung verspürte, diese gefährlichen Gäste unter seinem Dache zu beherbergen. Eine Zeit lang wurden die Kisten, in denen die wichtigsten Papiere sich befanden, unter der Tribüne des großen Saales des königl. Senates, dann im Ofen des Vestibüles dieser Behörde versteckt, dann in die Wohnung zweier armer, alter Frauen Bartsch gebracht, auf deren ängstliche Bitte in das nichts weniger als sichere, täglich von Menschen der verschiedensten Gattung besuchte Hotel de Rome umquartiert, und von dort in die ärmliche, schmutzige Wohnung zweier in Praga lebender Schwestern, Gusewski, geschafft, wo sie am 5. December ein Unterkommen fanden.

Von den großen Versprechungen, mit denen Traugut sein Amt angetreten hatte, schien keine in Erfüllung gehen zu sollen. Die fremden Officiere fanden sich ebenso wenig ein, wie die „nach den besten europäischen Mustern organisirten" Regimenter, Divisionen und Corps, — von der inneren Anleihe war eben so wenig zu hören, wie von der auswärtigen — der „General" Miroslawski hatte die Auslieferung der ihm anvertrauten Geldsummen trotzig verweigert. Die Hauptmasse der gesammelten Gelder war für Waffenankäufe verausgabt worden, die meisten dieser Waffen aber niemals an ihr Ziel gelangt. Summen von 300,000 und 500,000 Francs waren an Leute ausgezahlt worden, welche Waffen zu besorgen versprochen hatten und dann Nichts weiter von sich hören ließen. Dabei waren die Einnahmen in fortwährendem Rückgang begriffen. Das „Kriegsdepartement" hatte eingenommen

im August . .	1863 . . .	23,326	Rubel,
„ September .	„ . . .	30,113	„
„ October . .	„ . . .	5032	„
„ November .	„ . . .	6500	„
„ December .	„ . . .	3335	„

Zu Ende des letztgenannten Monats beschränkte sich der Kassenbestand dieses Zweiges der revolutionären Verwaltung auf 24 Rubel 32 Kopeken! — Auch mit der so pomphaft angekündigten polnischen Pontusflotte hatte es ein klägliches Ende genommen. Ein Franzose, Magnan, war gegen das Versprechen, es solle ihm für jedes weggenommene russische Schiff der Betrag von 15,000 bez. 25,000 Francs ausgezahlt und außerdem das polnische Bürgerrecht verliehen werden, — zur Uebernahme des Commandos über das eine Dampfschiff vermocht worden, welches ein früherer russischer Flottenofficier, Graf Sbyshewski, angeschafft hatte. Dieser Dampfer aber war niemals an den Ort seiner Bestimmung gelangt, sondern beim Passiren der Straße von Gibraltar von den spanischen Behörden weggenommen und nach Cadix gebracht worden; die ziemlich umfassenden Vorbereitungen, welche polnischerseits getroffen worden waren, um mit tscherkessischer Beihilfe über Trapezunt Waffen in den Kaukasus zu schmuggeln und einen Aufstand zu erregen, fielen dadurch ebenso in's Wasser, wie die auf die „polnische Flotte" gesetzten Hoffnungen Traugut's. — Der Dictator bewies auch in der schwierigen Lage, in welche er durch das Scheitern dieser Pläne gerathen war, daß er ein Mann von Muth und Entschlossenheit

Digitized by Google

sei: schade nur, daß weder innerhalb noch außerhalb Warschau's von seiner Thätigkeit etwas zu spüren war und daß diese sich mehr und mehr auf eine mit den Pariser Czartoriský's geführte, völlig unfruchtbare diplomatische Correspondenz beschränkte. Während die übrigen Revolutionsbehörden eine bloße Scheinexistenz führten (der Chef der wichtigen Hauptexpedition, Anton Rosmanet, war der Berg'schen Polizei in die Hände gefallen, sein Gehilfe, Roman Frankowski, schwer erkrankt, ein Theil der übrigen Beamten davongelaufen), wurde an der Centralstelle unaufhörlich geschrieben und wieder geschrieben: immer noch klammerte man sich an den Strohhalm einer französischen Intervention. Des Kaisers Napoleon am 5. November gehaltene Rede über die „in Warschau mit Füßen getretenen Verträge" und gelegentliche freundliche Worte, die Herr Drouyn de L'huis dem Fürsten Czartoriski gesagt haben sollte, bildeten das Thema zahlloser, zwischen dem Dictator und dessen Pariser Freunden gewechselten „Depeschen", und all' der Entwürfe und Proclamationen, die Traugut in der Stille seiner Studirstube ausarbeitete. Von früh bis spät war der unermüdliche Mann über seinen Acten zu finden, höchstens daß er am späten Abend den Commissar des Stadtviertels seiner Residenz zu sich lud, um bei einer Parthie Préference und einer bescheidenen Tasse Thee Athem zu schöpfen. — Das eiserne Netz aber, das Graf Berg über die ermüdete Stadt und deren der polnischen Sache treu gebliebene Bewohner gebreitet hatte, zog sich immer enger und immer fester zusammen: während der letzten Wochen des Jahres 1863 war der so großartig organisirte rzad nur noch ein Generalstab ohne Armee.

Digitized by Google

Aus dem norddeutschen Bauernleben.

Von

Friedrich Oetker.

„Junge,“ rief der Vollmeier Söffker seinem Neffen Kristel beim Museſſen zu und begleitete seine Worte mit einer schallenden Ohrfeige, „Junge, eis Einen un eis Neinen, hebbe 'k di segt, un du Düwelsbengel nimst alle Mal twei!“

Es begab sich dies zu einer Zeit, wo noch in jedem rechtschaffenen Bauernhause des Morgens statt des nun üblichen Kaffees Mus gegessen wurde. Das war ein sehr nahrhaftes und wohlschmeckendes Essen, eine Art Mehlsuppe, in welche zur Verbesserung noch kleine Brodstücke geschnitten wurden, die im Niederdeutschen „Plokken“ heißen. Auf solche Plocken bezog sich die strafende Rüge des Vollmeiers; und es muß hinzugefügt werden, daß er dabei die stille Billigung der ganzen Tischgesellschaft fand. Diese bestand außer dem Hausherrn, dem Vollmeier Söffker, aus dem Großknecht Konrad, dem Kleinknecht Karl, der Großmagd Wilhelmine, dem Hausſohne Ferdinand, der Haustochter Elisabeth, welche die Stelle einer Kleinmagd einnahm, und aus den beiden Pferdejungen Kristel und Heinrich.

Kristel war der Sohn eines verstorbenen Halbbruders des Vollmeiers, und glaubte daher zuweilen sich etwas mehr herausnehmen zu dürfen, als sonst einem Pferdejungen gestattet ist. Allein der Oheim hielt streng auf Ordnung und Gerechtigkeit und ließ dem Neffen, der übrigens ein gutmüthiger und aufgeweckter Junge war, nicht leicht Etwas hingehen, selbst wenn sich's nur um geringfügige Dinge handelte. Darum wurde auch jetzt das Verhalten des Kleinen so scharf geahndet, obwol nur ein paar Brodstückchen in Betracht kamen.

Beim Museſſen stand die große dampfende Schüssel mitten auf dem Tische. Teller gab es nicht. Jeder langte mit Löffel und langem Arm in die Schüssel. Dabei galt es aber als gute Lebensart, einander nicht durch einen schnelleren Löffelgang oder durch unbescheidenes Plockennehmen zu übervortheilen. Es mußte gewissermaßen „Schlag gehalten“ werden, gerade wie beim Dröschen, und da es ungefähr so eingerichtet war, daß es doppelt so viele Löffel Suppe gab als Plocken, so hatte das Gebot: „eis Einen un eis Neinen!“ stets den allgemeinen

Digitized by Google

Anklang gefunden, und die Strafe der Uebertretung fand eben so allgemeine Billigung.

Allein Niemand wagte eine Aeußerung. Kristel rieb sich mit der Linken den rothen Backen, während die Rechte unausgesetzt bestrebt war, mit den Uebrigen „Schlag zu halten“, und diese hielten aus Scheu vor dem Herrn ihr Lachen und ihre Bemerkungen zurück, obwol dies den meisten schwer genug wurde.

Ueberhaupt ward Söffker von den Seinen eben so sehr gefürchtet als geliebt oder wenigstens geachtet. Er war streng bis zum Aeußersten; jede Nachlässigkeit, jede Unordnung wurde scharf gerügt; von früh bis spät mußte Jeder in Thätigkeit sein; aber er schonte auch sich selbst und die eigenen Kinder nicht. In Fleiß und Ordnungsliebe that er es Allen zuvor; wurde ihm Etwas nicht recht gemacht, so nahm er wol dem Knecht die Axt oder die Sense, oder der Magd die Kartoffelhacke aus der Hand und zeigte langsam und augenfällig, wie es besser zu machen sei. Hing eine Harke an der verkehrten Stelle oder war eine Schaufel nicht blank geputzt, so entging der Schuldige dem Strafgericht nicht. Suchen war ein Verbrechen; Alles mußte sofort zur Hand sein. Als ein neuer Pferdejunge das Geräth des Tages nicht gehörig gereinigt hatte, wies Söffker ihn sanft darauf hin und sagte: „Hinnerk, wi mötet in der ganzen Gegend dat blankste Geschirr hebben! meinst du dat nig ok?“ Beim zweiten Male nahm er den Sünder beim Ohr und fragte, ihn schüttelnd: „Hinnerk, wer mot dat blankste Geschirr hebben?“ Was beim dritten Male geschah, braucht nicht erst gesagt zu werden; aber ein solcher Fall kam nicht leicht vor, ein vierter niemals.

Auf der anderen Seite war Söffker seinen Leuten ein gerechter Herr, und ging ihnen mit Rath und That zur Hand, wo er nur konnte. Er bezahlte sie auch gut, und vor allen Dingen sah er auf gutes Essen und Trinken. „Wenn Einer wat daun schall,“ pflegte er zu sagen, „sau mot hei ok wat ünner 'n Harten[1]) hebben! Des Morgens en Kump vull Maus un des Middags Arften[2]) oder Bohnen, dat steit bi'n Ribben!“[3])

Als das Mus verzehrt war, sprach eins der Kinder ein kurzes Gebet, und dann ging's an's Dröschen, wobei Kristel und Lisbethchen das Wenden zu besorgen hatten.

Es war noch vor 6 Uhr Morgens, an einem dunklen, feuchten Novembertage; es mußte daher noch lange beim Laternenschein gearbeitet werden. Nach den ersten Anordnungen sollte das ganze Tagewerk in Dröschen bestehen. Plötzlich aber erging ein anderer Befehl. Das Wetter scheine günstig zu werden, hieß es; Jedes solle sich bereit halten, sofort nach dem Frühstück in den Berg zu gehen, um Streuzeug zu machen.

Söffker war ein so guter Landwirth, daß er auf Düngerbereitung den größesten Werth legte. Seine Mistgruben waren nach dem damaligen Stande

[1]) Unterm Herzen.
[2]) Erbsen.
[3]) Das steht bei den Rippen, das dauert und gibt Kraft.

Digitized by Google

bäuerlicher Ackerwirthschaft wahre Musterstätten. „De Mesfahl," pflegte er zu sagen, „is för den Buern de beste Goldkule".[1]) Er hatte früh, und zwar aus eigenem Antriebe, die Stallfütterung eingeführt, Wiesen verbessert und vermehrt, Entwässerungen und Bewässerungen vorgenommen u. s. w.

So war er denn auch alljährlich bemüht, einige Fuder Streuzeug zu erlangen; doch nahm er sie nicht leicht aus der eigenen kleinen Waldung; „denn mine lütjen Böme," sagte er im Stillen, „mötet ok nog Dünger hebben."

Auch dieses Mal hatte er sich die Erlaubniß verschafft, ein gutes Fuder Streuzeug aus den Staatsforsten zu holen. Da die angewiesene Stelle ziemlich hoch am Berge lag, so hatte die Abfuhr Schwierigkeiten. Söffker dachte also ungefähr so: „Ein gaud Fauer is sau vêl as twei lütje Fäuer; lütje kan 'n awer bêter affäuern[2]); un wenn sau'n lütj Fauer justemente en bêten grot utfallen schölle, na, denn is dat jo ôk nein grot Unglükke!"

Aber es war gerade nicht nöthig, daß der Herr Förster das „merkte"!

Mit dem Herrn Förster stand Söffker auf gutem Fuße, und mit der Frau Försterin auf noch besserem! Er hatte einen trefflichen Hühnerhof und einen wohlbesetzten Bienenstand. Da sich nun die Frau Försterin mitunter theilnehmend erkundigte, ob daheim Alles gut gedeihe, so glaubte Söffker diese Fragen nicht besser beantworten zu können, als wenn er ihr von Zeit zu Zeit ein paar junge Hahnen oder eine junge Gans oder einen Topf mit Honig oder dergleichen zustellte, und er hatte dann jedes Mal die stolze Freude, daß Alles höchlichst gerühmt wurde. Ja, ein Mal kam sogar die Försterin selbst angefahren und versicherte, daß sie ein so schönes Bienenhaus noch niemals gesehen habe, wie das seinige; da sei es freilich kein Wunder, daß der Honig so ausgezeichnet gut schmecke!

Auch der Förster war immer sehr freundlich. Da Söffker in seinen jüngeren Jahren ein großer Jagdfreund gewesen war und auch jetzt noch, wie er sich ausdrückte, zuweilen gern 'mal „hinhielt", so ließ ihn der Förster mitunter zu den größeren oder kleineren Jagden einladen. Und so war er auch jetzt vom Forsthause benachrichtigt worden, daß von zehn Uhr an ein Treibjagen stattfinden solle, wozu Söffker sich einfinden möge. Der Ort lag aber in einem ganz anderen Reviere, als die Stelle, wo das Fuder Streuzeug angewiesen war.

Söffker erkannte sofort die Bedeutsamkeit dieses Umstandes, dankte ablehnend für die Einladung, und änderte auf der Stelle die Tagesordnung; denn, dachte er, wenn drüben gejagt wird, kann man hüben um so „ungestörter" arbeiten.

Die ganze Mus- und Dröschgesellschaft brach also bald nach dem nahen Waldgebirge auf, die Einen mit Rechen zum Laubharken, die Anderen mit Hacken zum Moos- und Haidesammeln, die Uebrigen mit Laken, um Alles an möglichst bequeme Ausladeplätze zu tragen. Söffker traf seine Anordnungen so, daß zwei Hauptladeplätze in ziemlicher Entfernung von einander ausgewählt wurden. Wir werden bald sehen, wie kluggedacht und vorsichtig diese Maßregel sich erwies.

---

[1]) Die Miststätte ist für den Landwirth die beste Goldgrube.

[2]) Ein gutes Fuder ist so viel wie zwei kleine Fuder; kleine kann man aber besser abfahren.

Digitized by Google

Zunächst begann nun eine mehrstündige emsige Thätigkeit, ohne daß dabei mehr Geräusch gemacht werden durfte, als eben unerläßlich war. „Alles tau'r richtigen Tid," pflegte Söffker zu sagen, „arbeien un kören!"[1])

Dann wurde eine Stunde „Schicht gemacht", um das Mittagsmahl zu halten. In einer windstillen Ecke hatte Kristel mit dürrem Fallholz ein Feuer angezündet, um welches die Gesellschaft sich lagerte. Warmes Essen gab es natürlich nicht; aber Brod und Butter und Speck war in reicher Fülle vorhanden und schmeckte nach der Arbeit und Bewegung vortrefflich. Dazu gab's ein gut Glas Kornbranntwein; auch die Mädchen und die Jungen mußten eine Kleinigkeit trinken; denn „in sau'n fuchtig-kölen Harwstwêr"[2]), sagte Söffker, „is en lütjen Schluk nig tau verachten, obschon ek im Ganzen van Branewînsdrinken niks höle!"

Danach erzählte er, wie das in aufgeräumter Stimmung seine Art war, den Leuten eine Geschichte, und zwar dies Mal die Schlacht von Trafalgar. Die beiderseitigen Linienschiffe und Fregatten wußte er genau aufzuzählen, die Stellung der beiden Flotten bezeichnete er mit dem Stiel seiner Hacke im Boden, der Fortgang des Kampfes ward geschildert — da mit einem Male fiel der verhängnißvolle Schuß aus dem Mastkorbe des gegnerischen Schiffes und Nelson sank tödtlich getroffen zusammen.

In diesem Augenblicke fiel, während die Leute athemlos horchten, wirklich ein Schuß, und Söffker warf die Augen erstaunt nach der Richtung des Schalles.

„Wat de Düwel," brummte er, „jaget de Kêrls dog hier?"

Aber nur sekundenlang stand er unthätig. Dann rief er: „rasch, Lüe, an jue Plätze! Du, Kunrad, geist hendal! du, Karel, rechts, wit henut! ek gae höger bet an den Weg. Wahrschinlig kumt de Föster dar vörbi. Schöll hei awer up einen van jök taudrêpen, sau raupe ji sau lud as ji könt: Hêre, hîr is wer! Süs awer Alle stille! nein Wôrd! nein Lûd!"

Lord Nelson konnte am Bord der Victory nicht gemessener commandirt haben. Jeder ging lautlos an seinen Platz und Söffker selbst begab sich in die Nähe des Weges, setzte eine kurze Pfeife in Brand und fing eifrig an zu arbeiten.

Er hatte richtig gerechnet. Nach kurzer Zeit nahten Schritte und der Förster rief freundlich:

„Guten Tag, Herr Söffker! Dacht' ich's doch! immer fleißig! Statt Hasen zu schießen, sammeln Sie Streuzeug. Nun, Sie haben nicht viel versäumt, es war ein „schlechter Tag heute!"

„Jagdglük, Düwelsstrik! Herr Förster! das heißt natürlich nur für einen Bauern! Ein Landmann soll auf seinen Ackerbau sehen und Jagd und dergleichen Anderen überlassen! Mein Vater seliger pflegte zu sagen: „Jagd, Fischfang und Vogelstellen verdirbt manchen jungen Gesellen!"

„Sehr weise, Herr Söffker, sehr weise! Aber ich möchte doch wetten, daß Sie Ihre Flinte da irgendwo hinter'm Busche haben, ha! ha!"

[1]) Alles zur richtigen Zeit, Arbeiten und Plaudern!

[2]) Feuchtkaltem Herbstwetter.

Digitized by Google

„Topp, Herr Förster, es gilt! zwanzig Thaler gegen den besten Nüttehester“ [1]).

„Na, na, Sie Schalk!“ scherzte der Förster und gab dem biedern Jagdverächter lachend die Hand, „wir kennen das!“

„Ich will nicht leugnen, Herr Förster,“ lächelte Söffker, „daß ein Hasenbraten mitunter ein gutes Essen ist; aber ein Gänsebraten thut's auch, und den habe ich bequemer, und die Gänse sind dies Jahr gut gerathen.“

„Ach, da wird sich meine Frau freuen,“ erwiderte der Förster. „Niemand hat solche Gänse, wie der Söffker, pflegt sie zu sagen! Ueberhaupt haben Sie bei der Försterin einen guten Stein im Brett; ich könnte fast eifersüchtig werden!“

Der Vollmeier lachte, als wenn er sagen wollte: „Ja, ja, ek weit al, wat dat te bedüen het!“

„Aber was machen Sie denn da,“ fuhr der Förster fort, „die Haidebüschel sollten Sie doch nicht abhauen, die würden ja künftiges Jahr Ihren Bienen eine gute Ernte geben. Beiläufig: wie waren denn dies Jahr Ihre Stöcke?“

„Nicht zum Besten, Herr Förster! aber es wird doch möglich sein, gute Freunde nicht zu vergessen.“

„Wirklich? Da wird sich meine Frau freuen. Sie sagte noch dieser Tage zu mir: Mann, an dem Söffker haben wir doch einen rechten Freund! . . . Nun, ich denke, Sie haben doch nicht alle Haide weggehauen . . . ich muß doch da unten 'mal nachsehen . . .“

Das lag nun aber keineswegs im Plane Söffker's. Er beeilte sich daher, ablenkend zu erwidern: „Das ist nicht der Mühe werth, Herr Förster! Die besten Stellen habe ich verschont. Es wäre wirklich schade, sagte ich mir! Der Dünger entgeht mir wol; aber Honig ist doch noch besser, und so'n „klein Fuderchen“ bringen wir auch wol ohne die Haide zusammen. — Wenn's Ihnen recht ist, zeige ich Ihnen den Hauptplatz. Ich denke dort nächsten Herbst mit Ihrer Erlaubniß einen besonderen Stand für eine Anzahl Bienenstöcke einzurichten. Jetzt ist der Weg für die armen Thierchen zu weit; an Ort und Stelle aber werden sie das Zehnfache einheimsen können, und das soll uns, denke ich, recht wohl bekommen.

Dabei führte Söffker den Förster nach einer ganz anderen Richtung, als dieser in bedrohlicher Weise angedeutet hatte, zeigte ihm dann die Stelle, die er für den Bienenstand im Auge habe, lenkte hierauf das Gespräch auf einen „Nüttehester“, der noch etwa fünf Minuten weiter entfernt war und den er wol angewiesen haben möchte, und kehrte endlich, nachdem er vom Förster die schönsten Zusicherungen erhalten und diesem die schönsten Grüße an die Frau Försterin aufgetragen hatte, zu seinen Arbeitern zurück.

Diese waren inzwischen nicht müßig gewesen. Bald kamen die Wagen an und es ging an's Aufladen, wobei nun aus dem „kleinen Fuderchen“ zwei starke Fuder wurden. Aber es blieb noch die Sorge um die Heimfahrt.

Solche Bergabfahrten waren bei dem damaligen Zustande der Wege ꝛc. keine

[1]) Nutzholzbuche.

Digitized by Google

geringe Aufgabe. Wer sie zum ersten Male sah, schloß unwillkürlich die Augen; denn es schien, als müsse Alles drunter und drüber gehen. Hemmschuhe und Schrauben hatte man nicht; dagegen wurden die beiden Hinterräder mit schweren Ketten festgebunden. Ferner waren die Deichselpferde mit starken Hintergeschirren zum Aufhalten versehen und eine der Hauptaufmerksamkeiten und zugleich der Hauptgeschicklichkeiten bestand darin, daß der Fuhrmann, während er mit der Linken die Zügel hielt, sich mit dem rechten Arm über die Deichselspitze legte und solchergestalt das Emporrichten der Deichsel hinderte und das Zurückhalten von Seiten der Pferde erleichterte. Natürlich gehörte zu einem solchen Manöver nicht wenig Muth und Geschicklichkeit. Die Bergabfahrt mit voller Ladung galt daher gewissermaßen als eine Art Meisterstück und wer sie richtig vollbrachte, konnte mit Bewußtsein als rechter Fuhrmann und Pferdeknecht auftreten.

Konrad, der den ersten Wagen fuhr, war sicher und geübt; Karl, der zweite Wagenführer, hatte Muth und Gewandtheit, aber noch wenig Erfahrung. Gleichwol würde er seine Aufgabe gut gelöst haben, wenn nicht das rechte Deichselpferd zu Fall gekommen wäre. Durch den plötzlichen Ruck auf die Deichsel verlor er das Gleichgewicht und schwebte nun in höchster Gefahr.

Zum Glück befand sich ein dicker Stein in der Spur des einen Rades. Söffker, der aufmerksam nebenher ging, warf schnell einen zweiten vor das andere Rad, während sein Sohn die Zügel ergriff und das andere Pferd zurückhielt. So gelang es, den Wagen zum Stehen zu bringen und Karl aus dem Wirrwarr hervorzuziehen.

Der Arme war schwer verletzt; entweder hatte er einen Schenkelbruch oder eine gefährliche Verrenkung erlitten; denn er konnte sich nicht vom Fleck bewegen. Dabei waren ihm Arme und Gesicht arg zerschunden und zerquetscht.

Das Alles war um so übler, als schon die Dunkelheit hereinbrach. Aber da half kein Zaudern. Zunächst ward der Wagen durch weitere Hemmsteine völlig sicher gestellt. Dann gebot Söffker, einen Theil der Ladung abzuwerfen und oben einen möglichst bequemen Ruheplatz für Karl herzurichten. Zugleich beorderte er den Pferdejungen Heinrich nach dem Kirchdorfe, wo der nächste Wundarzt wohnte, um diesen nach dem Meierhofe zu bestellen. Dann nahm er selbst die Peitsche in die Hand und fuhr die Ladung mit langsamer Bedächtigkeit an Ort und Stelle, wo Konrad mit der ersten Fuhre längst wohlbehalten angekommen war.

Für den armen Karl war das eine martervolle Fahrt, und die Herabnahme vom Wagen und die Zurechtbettung vermehrte noch seine Schmerzen.

Endlich kam der „Fellschêr", ein kurzes, gelenkes Männlein, das seine Laufbahn mit Barbieren begonnen, als Regimentswundarzt ein paar Feldzüge mitgemacht und schließlich in dem Kirchdorfe einen nicht allzu einträglichen Posten gefunden hatte. Mit strahlendem Gesicht trat er ein, warf den Rock ab und fing an, den stöhnenden Karl nach allen Richtungen hin zu untersuchen.

„Na, Herr Warmke," sagte endlich Söffker, dem Zeit und Weile lang wurde, „wo steit et?"

„Ja, schlecht 'naug, aber ganz göd!" erwiderte Warmke, der ein wunderliches Gemisch von zahlreichen Mundarten zu sprechen pflegte; „de Hüft is ver-

Digitized by Google

renkt, de Knoke ut de Pann . . . awers ganz göd . . . Hätt' ich ein paar orrentliche Gehülfen, da künnt's angan; awersten ik seh mir allein; allene gehen müßte es doch! Allons. Mal dat Bedde abgerückt! Dann einige Handdäuker herbi! Herr Söffker, Konrad, Fernand, Se möten helpen. Alle Annern hinaus! Alles 'naus! Kristel kann Wasser langen!"

Dann wurde Jeder angewiesen, wie und wo er zu halten, zu ziehen, zu drehen hatte, und so sollt's losgehen.

Aber der arme Dulder wurde schon von den bloßen Vorbereitungen dergestalt in Schrecken versetzt, daß er laut aufschrie und ein über das andere Mal rief: „Ek kan't nig hebben, ek kan't nig hebben, ek wil leiwer starwen!"

„Alle loslassen!" rief Warmke und stellte sich aufrecht, die Hände in die Seiten gestemmt.

„Aberſten Kärlchen! was Deufel! kan't nig hebben? Neen, so ist dat nig! Starwen? . . . Ok nig! Zu's Sterben is det nig, aber zu's Hinken! Kiken Se mal, sau!"

Nun machte Warmke den Kranken und den Uebrigen genau vor, wie er künftig gehen oder vielmehr hinken müsse, wenn das Bein nicht zeitig eingerenkt werde. Und das Alles geschah mit solcher Gelenkigkeit und mit so drolligem Eifer, daß selbst der ernste Meier kaum das Lachen verbeißen konnte.

Aber Karl wollte Nichts mit sich machen lassen. Kein Zureden, kein Bitten half! . . .

Endlich schlich Kristel sich unvermerkt zu ihm und flüsterte ihm Etwas in's Ohr. Das schien eine merkwürdige Wirkung auszuüben. Nach einigen Augenblicken, forderte Karl selbst zu einem nochmaligen Versuche auf, biß die Zähne zusammen und gab nun keinen Laut mehr von sich, bis nach längerer Anstrengung der Wirbel laut klappend in die Pfanne schnappte.

„Hurrah," schrie Warmke, „dat war ein Kunststück!" Dabei sprang er jubelnd umher, und ging dann an's Verbinden der Wunden und Quetschungen.

Aber welche Zauberworte mochte der schlaue Kristel dem Leidenden zugeraunt haben? Sie rührten nicht von ihm selber her, obwol er sie nach eigenem Gutdünken zurecht gelegt hatte. Als er vorhin in der Küche gewesen war, um das Wasser zu holen, hatte ihm Elisabeth mit möglichst gleichgültiger Miene gesagt: „Kristel, most dem Kârel ordentlig tausprêken, dat he Alles deit, wat de Warmke hebben wel!"

Kristel hatte das zugesagt; aber die Worte waren dann so zum Vorschein gekommen, als habe sich's um einen ausdrücklichen Wunsch und Auftrag Lisbeths gehandelt. Und einem solchen Wunsche gegenüber würde Karl noch mehr erduldet haben.

Karl war der Sohn eines armen Tagelöhners, der seit langen Jahren auf dem Meierhofe arbeitete und auch für seine Kinder dort früh Beschäftigung und Unterhalt gefunden hatte. Er war etwa sieben oder acht Jahre älter als Lisbeth und hatte das kleine blonde Mädchen, die meist ein rechter Wildfang war, schon früh zu hüten und zu beschirmen gehabt. Lisbeth vergalt das mit dankbarer Freundlichkeit. Auch als sie schon zur Jungfrau herangewachsen und Karl

Digitized by Google

bereits zum Kleinknecht und dann zum Gefreiten emporgestiegen war, dauerte das gute Einvernehmen fort.

Lisbeth war nicht eigentlich schön, aber sie hatte ein gar anmuthiges Wesen, und aus ihren blauen Augen sprach Sanftmuth und schalkhafte Treuherzigkeit. Ihr Wuchs war so zierlich, daß man nicht begriff, wie sie die schweren Arbeiten verrichten konnte, mit welchen der strenge Vater sie nicht verschonte.

Karl, eine kräftige, stattliche Gestalt, schien ihren Bewegungen oft mit Bewunderung, oft auch mit Besorgniß zuzuschauen, und wo es unvermerkt geschehen konnte, kam er ihr sicher mit den eigenen Armen zu Hilfe. Anfangs war ihr das fast ehrenrührig gewesen; dann aber nahm sie solche Aufmerksamkeiten nicht ungern wahr, wenn sie sich auch den Schein gab, als merke sie dieselben nicht; und endlich konnte sie doch nicht unterlassen, dann und wann einen dankbaren Blick auf den bescheidenen Helfer zu werfen.

Niemals aber war unter ihnen von Zuneigung oder gar von „Leifhebben" die Rede gewesen. Karl hätte dergleichen gar nicht gewagt, und Lisbeth dachte nicht daran, daß sie über dergleichen reden könne. Erst heute, als Karl so bitterlich vom Wagen herabächzete und dann unter den Händen des Wundarztes so aufschrie, erst da war es ihr warm und weh um's Herz geworden, so weh, als hätte sie die Schmerzen selbst zu erdulden gehabt. Und Karl empfand unter aller Pein ein glückliches Behagen, als er den Wunsch des freundlichen Mädchens erfuhr.

Die völlige Genesung Karl's dauerte ziemlich lange und Warmke empfahl die größeste Vorsicht. Söffker entbehrte den fleißigen, gewandten Arbeiter nicht wenig. Niemand machte ihm Alles so zu Dank, wie Karl; selbst der eigene Sohn nicht. Von Kindheit auf hatte sich der willige und begabte Knabe so ganz in seine Anschauungen und Eigenheiten hineingelebt, daß Alles, was Karl that, sich gerade so ausnahm, als hätte Söffker es selber vollbracht. Wenn Jener eine Hecke band, einen Korb ausbesserte, den Roggen „schockte" oder das Heu „hockte", so wußte der Meier meistens mit dem besten Willen keinen Fehler zu entdecken, während er bei Anderen, selbst bei dem tüchtigen Großknecht Konrad, nicht selten selbst „nachhelfen" mußte.

Söffker war nicht bloß ein tüchtiger, denkender Landwirth, er hatte auch sonst gar vielfache Kenntnisse und Fertigkeiten. „En echte Büer," pflegte er zu sagen, „mot van Allem Insicht hebben, wat tau'n richtigen Hus- un Hofwesen hört!" Er hatte deshalb eine sehr reichhaltige Werkstätte, konnte schreinern, zimmern, böttchern, drechseln, Besen binden, Körbe flechten u. s. w.

Und Karl war ihm dabei stets zur Hand gewesen, hatte sich überall anstellig und lernbegierig erwiesen. Ganze Sonntagnachmittage brachte er in der Werkstätte zu und „klüterte" zu seinem eigenen Vergnügen. Der Herr bemerkte dies nicht nur mit Wohlgefallen, sondern suchte ihm auch durch Anweisung und Beispiel förderlich zu sein. So „iwrig" [1]) und jähzornig Söffker oft sein konnte, so nachsichtig und geduldig war er, wenn er Fleiß und guten Willen sah. „Lät

[1]) Ungeduldig-eifrig.

Digitized by Google

mi eis maken, Kârel," pflegte er wol zu sagen, „süh, dat most du sau angripen!"

Auch Bücher zum Lesen gab er dem Zögling, wie er ihm überhaupt denselben Unterricht zugewandt hatte wie dem eigenen Sohne; aber „Lesebäuker" waren nicht einbegriffen. Er verstand darunter Romane und ähnliche Erzeugnisse, welche ihm der Leihbibliothekar der nächsten Stadt zur Winterszeit oft zusandte. „Dat is niks för junge Lüe!" meinte Söffker; „et sind tau vêl Schelmenstükke darin!"

Kein Wunder also, wenn der Herr das Wirken seines besten Dieners jetzt bald vermißte. „De Kârel fehlt mi an allen Ekken un Kanten," klagte er seiner Frau.

Diese hörte das Lob des jungen Menschen nicht ungern; denn Karl war auch ihr Liebling.

Frau Söffker war eine fromme, fleißige, weichherzige Frau, von der Einsicht und Tüchtigkeit ihres Mannes so felsenfest überzeugt, daß sie diesem gegenüber kaum einen eigenen Willen besaß, obwol sie sonst in Küche und Keller nicht minder entschieden herrschte und auf Ordnung hielt, wie jener in seinem Bereich. „Wat de leiwe Gott ösch schikket, dat möt wi hennehmen," erwiderte sie tröstend und mit gefaltenen Händen, als ihr Mann sein Leidwesen ihr mittheilte.

„Ja, dat is jo wol wahr, Wischen"[1]), brummte der Gatte, „awer verdammt verdreitlig[2]) is't dog!"

Endlich konnte Karl wieder mit zugreifen. Nur beim Heben und Bücken sagte Warmke, müßte er sich noch in Acht nehmen, „daß er sich nicht dreit und umrückt", was er wieder in ergötzlicher Beweglichkeit vormachte. Aber der gewohnte Gang der Dinge trat wieder ein. Doch von langer Dauer war er nicht: der schleswig-holsteinische Krieg brach aus, und Karl ward einberufen.

Lisbeth sagte Nichts; allein dem Mutterauge entging nicht, wie sie erbleichte und sich leise davon schlich.

Welches Mutterherz ahnt nicht die Neigung ihres Kindes? Und welches Mutterherz hätte sich in einem solchen Falle nicht bekümmert in banger Sorge! Was konnte daraus werden? Armes „Betchen!" Armes Kind!

„Am besten wör't, hei keime gar nig wêr!" dachte die besorgte Frau leise für sich hin. Doch gleich darauf strafte sie sich. „Ne, dat is afscheulich! Gott verzeih mi de Sünne!" Damit ging sie an ihren Schrank, zog ihre Sparpfennige hervor, wickelte ein paar blanke Stücke sorgfältig in Papier und steckte sie mit einem neuen Halstuche und einigen andern Kleinigkeiten Karln in die Tasche.

Auch Söffker beschenkte den Scheidenden und rief ihm zu: „Ga met Gott, Kârel! un kum gesund wêr!" Hätte er dieselbe Ahnung gehabt, wie seine Frau, so würde der Abschied wol anders ausgefallen sein; allein dergleichen kam ihm nicht entfernt in den Sinn. Eine Vollmeiers-Tochter und ein Tagelöhner-Sohn — an so Etwas konnte ja gar kein vernünftiger Mensch nur denken!

Und Lisbeth? Sie wollte den Scheidenden gar nicht mehr sehen. Allein

[1]) Luischen. [2]) Verdrießlich.

Digitized by Google

unvermerkt stand sie doch an der Thür, als Karl hinausschritt und reichte ihm die Hand: „Met Gott, Kärel! ek bin di gaud un bliwe 't ok!"

Mehr konnte sie nicht sagen.

Für Karl waren die wenigen Worte ein wahrer Segensgruß auf den Weg. Hundert Mal, tausend Mal wiederholte er sie, und dachte an den leisen Druck der kalten Hand.

Karl war ein braves Herz. Auch als Soldat that er seine Pflicht im vollsten Maße. Als sein Hauptmann dicht neben ihm zusammenfiel, trug er ihn aus dem Gefecht und kehrte muthig in den Kampf zurück.

Aber bald traf auch ihn ein feindliches Geschoß. Der linke Fuß war zerschmettert und mußte abgenommen werden; Karl war nun doch ein Krüppel.

„Ek bin di gaud un bliwe 't ok," wiederholte sich Karl. Aber galt dies Wort auch jetzt noch? Mit wehmüthiger Innigkeit dachte er an das liebliche Mädchen, was sie ihm beim Scheiden zugeflüstert hatte; war sie der Worte gedenk? Er wagte nicht, es zu hoffen. Und sicher wollte er sie nicht daran erinnern.

Die Nachricht von Karl's Unglück kam bald in den Meierhof. Alle bedauerten ihn auf's innigste, und Söffker erklärte, daß er ihn trotz des hölzernen Beines im Dienst behalten werde.

Lisbeth erschrak heftig. Der stattliche Mensch mit einem hölzernen Bein! Das war hart! allein ihre Bedenken dauerten nicht lange; sie gelobte sich im Stillen, daß sie den Unglücklichen nur um so lieber haben wolle.

So kam der Herbst, die Zeit der Nachmahd heran. Lisbeth wurde nach einer entfernten Wiese beordert, um das Grummet zu wenden; gegen Abend sollte noch Jemand nachkommen, um ihr beim Hocken zu helfen. Das Mittagsessen und das Vesperbrod mußte sie mitnehmen. Es bestand in Butterbröden, einigen Aepfeln und einem großen Henkeltopf mit Milch. Wohlgemuth machte sie sich mit einer Forke und einer Harke auf den Weg.

Die Wiese hatte früher zu einer großen Hutegemeinheit gehört. Dann hatten die Berechtigten die ganze Fläche getheilt und einträgliche Wiesen daraus hergestellt. Die einzelnen Theile waren nur durch kleine Weidenbüsche geschieden. Nach Süden hin bildete eine starke Hecke die Grenze. Hier hatte Söffker ein paar Büsche hoch aufschießen lassen, um in den Ruhestunden Schatten zu haben, und Karl hatte daraus im Vorjahre eine förmliche kleine Laube gebildet.

Hierher trug Elisabeth ihr Essen, streute das Heu auseinander und setzte sich dann einige Zeit nieder, sich mit Stricken unterhaltend, worauf dann ein Stück um's andere gewendet wurde.

Es war einer jener heiteren Herbsttage, die mit stiller Innigkeit und unaussprechlichem Frieden auf den Matten ruhen. Die Nachbarwiesen waren bereits abgeerntet und die nackten Herbstzeitlosen sproßten schon empor; ringsum lag das tiefste Schweigen. Nur ein paar Zugvögel zirpten in der Hecke und in der Ferne tönten die Glocken einiger weidenden Kühe.

Lisbeth ließ das Strickzeug in den Schoß sinken und blickte sinnend in die Weite. Wohin ihre Gedanken wanderten, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Digitized by Google

Karl war geheilt und ehrenvoll verabschiedet worden. Mit einem hölzernen Fuße am Bein, mit einem blanken Ehrenzeichen auf der Brust und mit der Anwartschaft auf einen passenden Civildienst in der Tasche, zog er der Heimath zu. Den letzten Theil der Reise machte er zu Fuße. Sein Weg führte etwa eine Viertelstunde weit an der erwähnten Wiese des Meierhofes vorbei.

Obwol ihm das Gehen beschwerlich fiel, konnte er sich's doch nicht versagen, den Umweg dorthin zu machen, und zwar um so mehr, als er bald von einer kleinen Anhöhe aus entdeckte, daß dort noch das Nachheu in der Sonne lag.

Man kann sich die freudige Ueberraschung des jungen Mädchens denken, als plötzlich der Mann, mit dem sich ihre Gedanken noch eben beschäftigt hatten, erröthend vor ihr stand.

„Kârel! Lisbeth!" riefen beide, wie aus einem Munde. Dann standen beide verschämt und sahen sich schweigend an. Aber nur Sekunden lang; Lisbeth konnte nicht anders, sie flog ihm an den Hals und küßte ihn herzhaft auf den Mund zum ersten und vielleicht — zum einzigen Male im Leben. —

Dann holte sie Heu herbei und bereitete ihm einen bequemen Sitz, und vergaß, während er erzählte, fast ganz die Pflicht und die Stunde des Heuwendens — auch wol zum ersten Male im Leben.

Karl wollte helfen, aber das gab sie nicht zu; „ek hebb' ok jo man eine Harke!" rief sie lachend.

„Denn wil ek ünnerdessen na'n Born gan un drinken", erklärte Karl.

„Ja, dat kan di niks helpen," erwiderte sie, „de is utedröget[1]). Awer teuf! ek hebbe nog Melk; wek en Glükke!"

Allein darauf wollte nun Karl nicht eingehen; „ek wêre di dog de Melk nig vör dem Munne wegeten!" rief er.

„Ek woll jo dog nig mêr êten," versicherte sie; aber das konnte und durfte Karl nicht glauben.

Endlich machte Elisabeth den Vorschag, gemeinsam zu essen, d. h. eins um's andere; denn sie hatten ja nur einen Löffel. „Ja," erwiderte Karl, „dat geit, un ek gewe ok wat dartau, dat Brot tau't Inplokken" [2]).

„Richtig, Kârel, gif her! denn geit et asse bi't Mausêten: eis Einen un eis neinen! weist nog?"

Beide lachten von Herzen und dann begann der wechselnde Löffelgang. Erst nahm Lisbeth einen Mund voll, dann Karl, und so reiheum. Gar bald aber ließ sich Karl durch den bittenden Blick Lisbeth's bewegen, allein fort zu essen, und diese schaute glückselig zu, wie der ermüdete Freund sich labte und erquickte.

Da erscholl ein Geräusch in der Hecke. „Vellicht de Vader!" rief Lisbeth schnell gefaßt.

„Ne, ek man!" lachte Kristel; „na, ek bringe ok min Deil, Appel un Zwetschen, nu êtet! Eis Einen un eis neinen!" Dabei schüttete er seine Taschen aus, und fing dann lustig an zu wenden, so, daß die beiden fort plaudern konnten.

Dann wurde gehockt und langsam heimgewandert.

---

[1]) Ausgetrocknet. [2]) Einbrocken.

Digitized by Google

Karl ward von allen Seiten auf's freundlichste begrüßt. Er dachte eigentlich nur einen kurzen Besuch zu machen; aber Söffker erklärte entschieden, daß von Fortgehen nicht die Rede sein könne. „Wi sind froh, dat wi di wêr hebbet," sagte er offen, „un ek vör Allen!"

Karl ließ sich nur zu gern halten und Elisabeth war glücklich.

Allein die Mutter sah bekümmert darein. Wohin konnte das Alles führen? Wenn Söffker den leisesten Verdacht schöpfte, so waren die furchtbarsten Auftritte zu besorgen. Und dann das Herz ihres armen Kindes ....

Nach manchen sorgenvollen Stunden faßte sie den Entschluß, offen mit Karl zu reden, sobald sich eine passende Gelegenheit finde.

Diese kam bald. Karl erhielt von seinem früheren Hauptmanne, der große Stücke auf ihn hielt und sich fortwährend für ihn bemüht hatte, die Nachricht, daß er die Wahl zwischen zwei Stellen habe, zwischen einem Schreiberposten und einer Bahnwärterstelle. Die letzte liege zwar etwas einsam, werde aber sicher Karln am besten zusagen; denn da sei er in freier Gotteswelt und nicht im Dunste der Schreibstube.

Söffker wollte von dergleichen überhaupt Nichts hören. Seine Frau aber erkannte in dem Anerbieten einen Wink des Himmels. Sie nahm Karl unvermerkt bei Seite, zeigte ihm mit thränenden Augen ihr Vertrauen und ihr Wohlwollen, sagte ihm, daß sie längst erkannt habe, wie es in seinem Herzen und im Herzen Elisabeth's stehe, und gab dann zu bedenken, was aus der Sache werden solle; wenn sie selbst sich auch entschließen könne, ihn als Schwiegersohn anzunehmen, ihr Mann werde sich dazu niemals verstehen; sie wage gar nicht einmal, mit ihm darüber zu sprechen, das würde zu dem furchtbarsten Auftritt Anlaß geben.

Karl mußte das einsehen und war tief erschüttert. Er versprach, ganz zu handeln, wie Frau Söffker es für gut finden möge.

So ward verabredet, daß Mann und Tochter Nichts erfahren sollten, und daß Karl sobald als möglich den Bahnwärterposten übernehmen wollte. Sofort wurde das nöthige Schreiben abgesandt, und erst, als Alles feststand, erhielt der Meier Nachricht von Karl's Schritten.

Er war sehr aufgebracht. Indeß mußte er doch zugeben, daß es rathsam sei, die Stelle anzunehmen, da Karl zu den meisten anstrengenden Arbeiten sich außer Stande fühlte.

Karl hielt sein Versprechen und sagte Niemandem Etwas von seiner Unterredung mit Frau Söffker; aber zur Abreise ohne ein Abschiedswort an Elisabeth hielt er sich nicht für verpflichtet.

„Sau lange Athem in miner Bost is, Lisbeth," sagte er ihr leise, „sau lange vergête ek di nig!"

„Ek di ok nig, Kârel!" erwiderte Elisabeth und verbarg sich schluchzend in ihrer Kammer.

Man darf aber nicht glauben, daß nun ein blasses Hinseufzen und Hinschwinden bei ihr gefolgt wäre; dergleichen kommt unter den Landleuten selten oder niemals vor; die stündlichen Mühen und Arbeiten und der tägliche Verkehr in der freien Gotteswelt lassen das nicht zu. Elisabeth blieb gesund und frisch;

Digitized by Google

sie aß und trank und schlief bald wie früher; wenn aber die Freiwerber kamen, Georg Meier, Wolf Lehmann, und wie sie Alle hießen, da hatte sie schnell ein kurzes entschiedenes „Nein“ zur Hand.

Auch Karl gab sich keinem düsteren Hinbrüten hin. Es war ihm nicht unangenehm, daß ihm einsame Tage bevorstanden; aber er trat entschlossen in seine neuen Dienstpflichten ein, und war sofort bestrebt, sich auch in den Zwischenräumen der Dienstleistungen nützlich zu beschäftigen und sich möglichst gut einzurichten.

Sein Wärterposten befand sich vor einem Walde, fast nach allen Richtungen hin eine volle halbe Stunde von Wohnplätzen entfernt. Die Bahnverwaltung war deshalb sofort darauf bedacht gewesen, das Wärterhäuschen zur Wohnung für eine kleine Familie einzurichten. An Raum fehlte es also dem neuen Ankömmling nicht. Anfangs hegte er den Plan, eine unverheirathete Schwester zu sich zu nehmen; allein eine andauernde Kränklichkeit seines alten Vaters machte dies unausführbar. So beschloß er, selbst seinen kleinen Haushalt einzurichten und zu führen. Er machte die nöthigen Einkäufe, schaffte eine Ziege und einige Hühner an, für welche die Raine und Böschungen in der Nähe leicht das nöthige Futter gewährten; dann legte er einen Bienenstand an, bepflanzte sein Häuschen mit Epheu und Weinreben, schuf eine kleine Wüstung zu einem Blumen- und Küchengärtchen um, kurz, fühlte sich bald so befriedigt und behaglich, wie möglich.

Besonderes Vergnügen hatte er an einem kleinen Wärtergehilfen, nämlich an einem Hunde, der eines Tages grausam aus einem Eisenbahnzuge geworfen worden war und sich unendlich dankbar und treu dem neuen Herrn anschloß. Karl hätte sich getrost schlafen legen können, Phylax würde ihn vor jedem ankommenden Zuge zeitig geweckt haben. Auch die Ziege, Fanny genannt, wurde so „berbe“ [1]) und anhänglich wie ein Hund; sie schloß mit Phylax und sogar mit dem Hahne Freundschaft und neckte sich mit beiden in drolligster Weise.

So schuf sich unser Einsiedler in kurzer Zeit ein förmliches kleines Eden, dem Nichts als eine „Gehilfin“ fehlte. Die fehlte aber auch wirklich, und weder Phylax, noch Fanny, noch eine Stieglitz- und Kanarienvogelhecke konnten dafür dauernd Ersatz bieten. Gar oft, wenn Abends oder Nachts ein Zug vorüberbrauste, flogen auch seine Gedanken in die Ferne, weit hinaus, bis sie in dem Meiergehöfte oder in der kühlen Wiesenlaube Rast machten.

Aber auch Söffke dachte gar oft an den tüchtigen Knecht. Karl fehlte ihm tagtäglich und mehr als ein Mal sprach er mit seiner Frau darüber, ob es nicht möglich sei, denselben zurückkommen zu lassen.

Frau Luise fühlte sich daher endlich veranlaßt, den Gatten von der Lage der Dinge zu unterrichten.

Erstaunt und sprachlos hörte ihr dieser zu. Es war ihm eigentlich ein bitteres Gefühl, daß ihm die Frau so still und entschlossen in's Regiment eingegriffen hatte; bei näherer Ueberlegung mußte er aber doch gestehen, daß sein gutes Wischen sehr klug gehandelt hätte; denn wenn „dem unverschämten

[1]) Fromm, zahm, gutmüthig.

Digitized by Google

Bengel" auch eine tüchtige Lehre gebührt hätte, so wäre damit doch Nichts gebessert worden.

„Et is Tid," sagte er endlich, „dat 't Meike [1]) en ordentligen Kérl krigt! Wenn de Wulf Lehmann . . ."

„O jo nig, jo nig!" unterbrach ihn die Frau, „weinigstens nog nig! Betchen friet nu nig; un twingen wil wi 't dog wol nig.

„Twingen just nig . . . awer . . . Na, et het jo ok nog neine Ile!" [2])

Und dann ereigneten sich auch sonstige Dinge, welche den Gedanken des Meiers eine andere Richtung gaben. Frau Luise hatte gar oft Veranlassung, an geduldige Hinnahme der Schickungen Gottes zu erinnern und zu mahnen.

Zunächst machte der Neffe dem alten Herrn zu schaffen. Es waren gerade keine Schlechtigkeiten, welche der aufgeweckte Junge verübte; aber jeden Augenblick kam ein Schabernack, eine Nachlässigkeit, eine Unordnung zum Vorschein, welche den peinlich genauen und pünktlichen Meier zur Verzweiflung brachten. Ein Mal hatte er einem Pferde den halben Schwanz weggeschnitten, um sich aus den Haaren eine Armbrustsehne zu drehen.

„Ja, segg' eis, Kunrad," rief Söffker dem Großknecht zu, als dieser die Verstümmelung anzeigte, „wat fenge wi met dem Bengel an?"

„Here," erwiderte Konrad, „wenn ek recht mine Meinung seggen schal, sau dögt [3]) de Kristel höchstens tau'n Schaulmester oder'n Pestôr; ein regelêr Buër sit er nig inne!" [4])

Und die Ansicht war so dumm nicht; sie ging sogar in Erfüllung.

„Herr Söffker," sagte eines Tages der Pastor Westphal, „den Christian müssen Sie nicht zu eng einschnüren! der muß sich bewegen können! Sehen Sie, so!" Dabei schlug er mit Händen und Füßen in der Luft umher, um sein Wohlbehagen in den eben angezogenen, neuen, sackweiten Hosen und Jacken zu zeigen, weil er fortwährend fürchtete, daß er in engen Kleidungsstücken nicht gedeihen könne.

Söffker lachte und ließ sich bereden. Christian bekam weitern Unterricht und ward schließlich ein tüchtiger Lehrer.

Nun aber bekümmerte der Großknecht selbst den Herrn, und zwar dadurch, daß er seine zwanzig Dienstjahre nicht noch weiter ausdehnen wollte.

Konrad war ein treuer, tüchtiger Knecht; Nichts weiter. Aber Söffker mißte ihn doch höchst ungern, und schalt auf den alten Wulf, der ihm eine „passende Partie" ausgemacht hatte. „Et deit mi lêd, Here," sagte Konrad treuherzig; „awers Se wêrd mi dat nig veröweln! et is för mine ölen Dage dog wol beter, dat ek mi verännere" [5]).

Der härteste Schlag traf den alten Mann in seinem eigenen, einzigen Sohne: Ferdinand bekam plötzlich eine Lungenentzündung und war in wenigen Tagen eine Leiche.

Söffker war wie zerschmettert; der eisenfeste Mann weinte wie ein Kind und war geraume Zeit zu keiner Thätigkeit im Stande. Die weiche Frau Luise

---

[1]) Mädchen.

[2]) Keine Eile. — [3]) Taugt. — [4]) Sitzt nicht drin. — [5]) verändere, d. h. verheirathe.

Digitized by Google

mußte Alles besorgen, und als der Leichenwagen vom Hofe fuhr, hauchte sie mit bebenden Lippen: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!“

Erst nach langer Zeit raffte sich Söffker etwas wieder auf; allein die alte Spannkraft schien gänzlich dahin zu sein; es war, als habe er alle Lust an seinen zahlreichen Schöpfungen verloren. Für wen hatte er nun gearbeitet? so grollte es in ihm. Stunden lang saß er gebückt im Lehnstuhle und starrte schweigend vor sich hin.

Natürlich kamen dabei die Geschäfte in Unordnung. So viele Mühe sich Elisabeth und ihre Mutter auch gaben, Alles im gehörigen Gange zu erhalten, sie konnten das um so weniger erreichen, als die meisten Leute Neulinge waren und des Hauses und Hofes Brauch noch nicht kannten. Wenn Söffker sich wirklich einmal aufraffte und hinaustrat, so begegneten ihm überall Unordentlichkeiten und Verkehrtheiten und grollend und fluchend kehrte er auf seinen Sitz zurück.

Auch Nachts hatte er keine Ruhe. Schlaflos warf er sich von einer Seite auf die andere und die Gattin hörte ihn oftmals laut reden. Gewöhnlich endeten alle seine Verwünschungen und Betrachtungen in dem halblauten Rufe: „Ja, wenn Kârel hîr wöre!“

Aber sollte es denn nicht möglich sein, diesen zur Rückkehr zu bewegen? Freilich, die dummen Gedanken müßte er sich aus dem Kopfe schlagen! . . . So etwa lauteten des Meiers Betrachtungen.

Söffker war so sehr und so lange gewöhnt gewesen, alle seine Leute und fast das ganze Dorf nach seinem alleinigen Willen zu lenken, daß er auch jetzt allmälig sich einredete, es werde gelingen, Karl seinen Wünschen geneigt zu machen. „Ek wil't weinigstens verseuken,“ beschloß er, und der Entschluß gab ihm Ruhe und zum ersten Male seit langen Wochen schlief er fest und sanft bis in den hellen Tag hinein.

Frau Luise war nicht wenig erstaunt, als der Gatte ihr am Morgen den Entschluß ankündigte, sofort zu verreisen. Es handele sich um ein Korngeschäft, sagte er; es könne wol einige Tage dauern; man möge sich deshalb über sein etwaiges Ausbleiben nicht ängstigen.

Karl hatte eben sein Mittagsmahl beendet und saß mit Phylax und Fanny vor der Thür seines Häuschens. Beide bemühten sich, ihm ihre Zuneigung zu erkennen zu geben und auch der Hahn erhob seine Stimme, um sich bemerkbar zu machen.

Da witterte Phylax das Herannahen eines Fremden und schlug an. Karl erhob sich und schaute aus; bald gewahrte er einen herankommenden Landmann, und mit Erstaunen erkannte er aus Haltung und Gang, daß es Niemand anderes sein könne, als sein alter Herr. Er humpelte ihm entgegen, streckte freudig beide Hände aus, während Phylax rechts und Fanny links neben ihm her schritten und rief: „Ji, Here? wilkômen, wilkômen! na dat is recht, dat ji mi eis beseuket.“

„Ja, Kârel, ek mot dog eis seihn, wo 't mit di steit . . . Na, sau vel seih ek al, dat du dine Saken in Stanne hest! Ne, wat dat alle hübsch und akkrat is! Brav, min Junge, brav!“

Digitized by Google

Dabei betrachtete er ein Stück nach dem andern, während ihm Fanny die Nase in die Hand steckte und Phylax jauchzend emporsprang, als wollte er sagen: Nicht wahr, es ist herrlich bei uns!

„Bi ösch süht dat nig sau ut asse wolehr," fuhr Söffker seufzend fort; „Kârel, du most wêr komen, min Junge, süs deit dat nein gaud!"

Karl sah in das Antlitz des alten Mannes und bemerkte nun erst, wie schwer das letzte Schicksal ihn mitgenommen hatte. Er fühlte das tiefste Mitleiden und schickte sich eben an, so mild wie möglich eine ablehnende Antwort zu geben, als Söffker ihm in's Wort fiel.

„Ek weit Alles, Kârel! et was brav un rechtschaffen van di, dat du minen Kinne ut dem Wege güngest. Awer dat is jo nu wol vörbi ... De Dorheiten sind jo nu ûte ... Kum wêr, Kârel, dat Wiere well sek wol finnen."

„Verlöwet[1]), Here," erwiderte Karl, „dat ek mi klar utspreke! dat is wol för ösch alle dat beste. Ek hebbe Lisbeth leif un frie neine annere; un ek löwe, dat et mit Lisbeth eben sau steit. Nu is Lisbeth de rikste Erbin in'n Dörpe un ek bin 'n arm Krüppel; dar wel 't wol am besten sin, dat wi wit van einanner bliwet! Meine ji nig ok, Here?"

Söffker konnte das nicht bestreiten, und wollte doch auch den Versuch noch nicht aufgeben. Aber Karl blieb standhaft und so trennten sie sich endlich, der eine betrübt, der andere unwillig, doch beide nicht unfreundlich.

Auf dem Meierhofe gingen die Dinge nun so fort. Die Unordnungen nahmen zu, die Leute thaten mehr, was sie wollten, als was sie sollten. Söffker saß wieder grollend und grübelnd im Lehnstuhle und war auf Alle und Alles um so ungehaltener, als er von einem heftigen Gichtanfalle gepeinigt wurde und Tag und Nacht keine Ruhe fand. Das durfte nicht so weiter gehen; das ward ihm endlich klar. Aber wie es ändern?

Eines Morgens war Frau Luise in's Dorf gegangen und Lisbeth schaffte in der Küche.

Was wol die Leute sagen würden, meinte Söffker in seinem Sinn, wenn er dem Karl seine Tochter gäbe ... „Awer Donnerwêr, latet se na'n Düwel kören! kan ek nig daun, wat ek wil? ... Un denn, wenn ek 't nig taugêwe, sau friet se sek, wenn ek dode bin ... Da kan 't dog leiwer glik losgan! dar hebbe 'k dog nog en Dank daför ... un wekke Bate[2])!

„Lisbeth! Lisbeth!" rief er auf ein Mal so laut und so hastig, als fürchte er, daß ihm der Gedanke wieder leid werden könne ... „Lisbeth kum eis! Kind, kanst du schwigen?"

„Ja, Vader," erwiderte das herbeieilende Mädchen erstaunt.

„Höre, Lisbeth, wi willt der Mutter en Streich spelen; sei un Kârel hebbet domals en Geheimniss had, nu will wi beiden ok eint hebben. Awer reinen Mund! In veir Weken schal dine Hochtid sin."

„Gerechter God, Vader, wat schal dat bedüen?" rief Elisabeth todtenbleich.

[1]) Erlaubt.
[2]) Hilfe, Nutzen.

Digitized by Google

„Na," lachte der Alte, „si man nig bange, Betchen! De Brögam schal jo Kârel sin un mit dem bist du dog wol taufrêe!"

„O Vader, sîd nig sau grausam!"

„Ne, min Kind, et is min Ernst! Nu flink! Schrîf an Kârel, dat he sek fri maket un herkumt, in veir Wêken schal de Hochtîd sin, un de Mutter schal nig ehr wat erfahren, bet ji upbaen[1]) wêrd."

Lisbeth wußte nicht, was sie sagen sollte.

„Ja, Vader, is 't denn wirklich jue Ernst?"

„Ja, Betchen, ja dog! awer nu flink den Breif!"

Elisabeth flog und sprang und lachte und weinte und fiel ihrem Vater um den Hals und konnte kein Papier finden und warf das Dintenfaß um . . . Aber endlich ward der Brief doch fertig — es war der erste, den sie an Karl schrieb — und Söffker machte dazu den eigenhändigen Nachsatz: „Es is mich Ernst mit die Sake, in acht bis vierzehn Tagen bist Du hier!"

Karl kam pünktlich, das Aufgebot ward bestellt, und nun erst erfuhr Frau Luise die Lage der Dinge. Wie freute sie sich! wie gern verzieh sie „den ihr gespielten Streich!" wie warm war ihr Segen!

Jetzt begann auf dem Meierhofe ein neues Leben, aber ein Leben im alten Sinn. In wenigen Wochen hatte jede Unordnung ein Ende, die Bindfaden, die Nägel, die Werkzeuge, Alles befand sich wieder am gehörigen Platze, die Arbeiten gingen wieder pünktlich von statten, die Ställe waren gereinigt, die Böden gelüftet, die Hecken gebunden, die Bewässerungen geregelt; denn Karl war überall selbst und auch Söffker lebte wieder auf und konnte persönlich ab- und zugehen. Er behielt scheinbar das Regiment; allein Karl war die Seele von Allem und Söffker freute sich des neuen Segens, der überall zu Tage trat.

Und nach Jahresfrist machte ihm Elisabeth eine ganz besondere Freude. Als er eines Morgens zu ihr in die Kammer gehen durfte, hielt sie ihm einen prächtigen Jungen entgegen, der gar bald sein Augapfel wurde.

Wenn er jetzt vom Zipperlein im Lehnstuhl festgehalten wurde, rückte Betchen die Wiege nahe an ihn heran. In der Linken hielt er dann sein „Lesebauk", mit der Rechten wiegte er den Enkel; und am Ende pflegte er regelmäßig zu versichern: „Et sind tau vel Schlechtigkeiten un Schelmenstükke darin, Lischen, et is Niks för junge Lüe!"

---

[1]) Aufgeboten.

Digitized by Google

Edgar Quinet.

Von

Karl Lambert.

Oeuvres complètes de Edgar Quinet. Correspondance. Lettres à sa mère. 2 vols. Paris, Germer-Baillière et Cie. 1877.

Die französische Demokratie, die in dem 1875 verstorbenen Edgar Quinet einen ihrer edelsten und bedeutendsten Vertreter verlor, hat im Jahre 1877 ein Comité gebildet, welches die Publication seiner gesammten Werke in die Hand genommen und die Franzosen zu einer Nationalsubscription auf dieselben eingeladen hat. Diese neue erst theilweise erschienene Ausgabe soll außer den zahlreichen gedruckten Werken auch die hinterlassenen Manuscripte und die Correspondenz umfassen. Von letzterer liegen die beiden ersten Bände vor, welche die vollständigen „Briefe an seine Mutter", sowie mehrere an Vater, Schwester und Braut enthalten. Herausgeberin ist die treue Wittwe, die zweite Frau, welche bereits die Jahre der Verbannung mit dem Gatten getheilt, ihre gemeinsamen Schicksale während derselben in den breit angelegten, zweibändigen „Mémoires d'Exil" erzählt hat und jetzt, ausschließlich der Erinnerung an den Dahingeschiedenen lebend, beschäftigt ist, seine Biographie zu schreiben. Ist dieselbe erst erschienen und auch die Correspondenz noch vervollständigt, so werden wir in das Leben und Wirken dieses so vielseitig thätigen Mannes einen vollständig genauen Einblick gewinnen; schon jetzt aber ist es möglich, insbesondere nach den Briefen an die Mutter und dem Anfang einer Selbstbiographie, welche er unter dem Titel „Histoire de mes Idées" 1858 veröffentlichte, von seiner geistigen Entwickelung, seiner Jugend und seinem früheren Mannesalter ein treues Bild zu entwerfen.

I.

Quinet wurde 1803 zu Bourg in der Landschaft Bresse geboren; sein Vater, damals Kriegscommissär, gab sich später mit Landwirthschaft ab, versuchte mit Ausdauer, doch ohne rechten Erfolg, das fiebererzeugende, seenreiche Pays de Dombes durch Entwässerung anbaufähiger zu machen und arbeitete auch an naturwissenschaftlichen Werken. Für seinen Wissensdrang, den er auf den Sohn vererbte, ist bezeichnend, daß er auf die Frage seiner Frau, worin die ewige

Digitized by Google

Seligkeit der Gerechten nach ihrem Tode bestehe, die Antwort gab: in der Erkenntniß der Geheimnisse des Universums. Ein tüchtiger, unabläßig thätiger Mann von unabhängiger Gesinnung kam er doch in Folge ungünstiger Verhältnisse und seiner geistigen Isolirtheit zu keiner seiner Bedeutung entsprechenden Wirksamkeit, und da er auch nie seine eigene, übermäßig strenge und einschüchternde Erziehung verwinden konnte, flößte er zu seiner Betrübniß seinen Kindern mehr Furcht und Zurückhaltung, als Liebe und Vertrauen ein. Um so herzlicher war Edgar's Verhältniß zu seiner Mutter, einer ausgezeichneten, auch körperlich bevorzugten Frau, für die er einen wahren Cultus bis an's Ende bewahrt hat. Sie war eigentlich Calviniſtin, aber mit den Ideen des achtzehnten Jahrhunderts durchtränkt, jedes Dogma von ihrem Sohne fern haltend, heiter und witzig, voll Enthuſiasmus für alles Große und Schöne. Eine Verehrerin Voltaire's und der Frau v. Staël führte ſie ſelbſt den Knaben früh in die Literatur ein. Dieſer verlebte glückliche Jahre auf dem Lande, viel ſich ſelbſt überlaſſen, mit einer gleichgeſtimmten, von ihm beherrſchten Schweſter, mit den Dorfkindern, den Thieren verkehrend, inmitten einer von ihm nach allen Richtungen durchſchweiften, von jedem Verkehr weit abliegenden wilden Haide- und Moorlandſchaft, die ihm ſelbſt nach vielen Jahren noch oft das tiefſte Heimweh erregte. Dieſe damals menſchenarme, melancholiſche Bruchgegend mit dem weiten Horizonte, wo die Stille nur ab und zu von dem heiſeren Schrei des Moorhuhns unterbrochen wurde, wo auf unzugänglicher Inſel ein verlaſſener, mittelalterlicher Herrenſitz, im hohen Farrnkraut halb verſteckt eine Kirchenruine aufragte, die wald- und wieſenumkränzten, ſo überaus zahlreichen Seen und Teiche, die kein Wind kräuſelt und deren Ruhe ſo trügeriſch iſt; dieſe ganze übermächtige Natur ſeiner Heimath, die damals noch aller Bemühungen des Menſchen, ſie zu zähmen, ſpottete und ihn mit ihren brütenden Nebeln, der ſchweren Sumpfluft verrätheriſch beſchlich, übte einen förmlichen Zauber auf ihn aus. Er, der ſpäter immer den Einfluß der unbelebten Schöpfung auf den Menſchen hoch anſchlug, hatte hier früh ihre Einwirkung ſo recht an ſich ſelbſt erfahren; dieſe Landſchaft weckte ſeinen Naturſinn, ſie gab ihm ein Verſtändniß für die Poeſie des Nordens, für das Originelle, Kräftige, Ungebändigte, und wir haben im „Ahasvérus“ noch ein Echo dieſer Jugendeindrücke. So führte er ſchon als Kind ein reiches, inneres Leben, verarbeitete die Einwirkungen von außen, und als er die Feenmärchen las, bevölkerte er die Haiden mit den Gebilden ſeiner Phantaſie.

Als er neun Jahre alt war, ſiedelten ſeine Eltern nach Charolles über und hier wurde er zuerſt von den Zeitereigniſſen berührt; er ſah und ſprach ein ehemaliges Mitglied des Convents, Soldaten, die in Spanien verwundet waren, Kriegsgefangene ebendaher; ſpäter, 1814, zogen Truppen der Verbündeten ein und unter dem Eindrucke dieſer kriegeriſchen Begebenheiten verwilderte er ſelbſt einigermaßen. Der Unterricht war nur dürftig, das Stadtſchulgebäude diente zeitweilig als Fourragemagazin, ſeine Lehrer waren ein penſionirter Dragonercapitän, der gegen das Latein dieſelbe Abneigung hegte wie ſein Zögling, und ein ehemaliger Prieſter, der ſich verheirathet hatte und deswegen der Maſſe ein gewiſſes Vertrauen einflößte. Obgleich Vater und Mutter im Stillen den Kaiſer

Digitized by Google

haßten, so theilte der Knabe den Glauben an die Napoleonische Legende, und seine Liebe zu Frankreich war begraben und verschleiert unter der abgöttischen Verehrung eines Einzigen. Er hatte später nur nöthig sich zu erinnern, in welchem Grade er selbst vom Bonapartecultus ergriffen gewesen, um zu verstehen, wie sehr es der Menge, die das Ideal zu personificiren liebt, schwer werden muß, sich von dem Joche eines großen glänzenden Namens frei zu machen, der nicht mehr geprüft, an den einfach geglaubt wird.

Nach der Herstellung des Friedens wurde der zwölfjährige Barbar dem Collège von Bourg übergeben und „ein junger Raubvogel, unlängst den Wäldern entrissen und in einem Weidenkäfig zur Stadt getragen, fällt in keine mehr düstere Verzweiflung". Voll von Heimweh hatte er fortwährend die Empfindung eines Gefangenen und blickte traurig in die Richtung seiner geliebten Wälder. An die Stelle des Familienlebens und der liebevollen, ihn geistig wie moralisch hebenden Erziehung der Mutter traten mechanische Studien, nie hörte er ein Wort des Vertrauens, der Intimität, und er fühlte sich vollständig fremd unter viel älteren Mitschülern, die für sein Phantasieleben kein Interesse noch Verständniß hatten. Nie öffnete er in dieser Zeit einen alten Classiker ohne Widerwillen, denn wie bei uns unter dem Einfluß geistverlassener Philologen die Schriftsteller oft nur gelesen werden, um an ihnen Grammatik zu treiben, so dienten sie dort unter der Nachwirkung des Kaiserreichs fast nur rhetorischen Uebungen.

Im Herbst 1817 ging er an das Lyceum zu Lyon über, wo er drei Jahre blieb. Auch für den dortigen Aufenthalt begleiten uns noch die autobiographischen Mittheilungen, zugleich aber beginnt nunmehr die Correspondenz mit der Mutter und dient als Controle, wenn der späteren Erinnerung sich Manches in anderer Färbung zeigte. In diesen manchmal heimlich in den Arbeitsstunden rasch hingeworfenen, oft die Erregung der augenblicklichen Stimmung verrathenden Briefen, die bisher nur das Mutterauge allein gesehen hatte, enthüllt sich uns der harmlose, enthusiastische, expansionsbedürftige Jüngling unverschleiert, da die Mutter seine innigste Vertraute ist, der er von Allem, was ihn bewegt, rückhaltslos und in voller Aufrichtigkeit Kunde gibt. Wie mitunter die Freundschaft von Jünglingen, bevor sie die Liebe kennen lernen, einen fast leidenschaftlichen, romantischen Anstrich hat, so führt hier die Sohnesliebe eine fast schwärmerische Sprache. „Liebe und der Name Ruhm," schreibt er z. B. noch zu Anfang des Jahres 1824, „bewegen uns heute und fliehen morgen. Nur das Andenken an Dich bleibt ewig. Oder vielmehr, wenn Gedanken von Ruhm und Zukunft mein Herz schlagen lassen, so ist es, um sie zu Deinen Füßen niederzulegen und Dir so in einer beredteren Sprache zu sagen, was es heißt zu lieben. Gott segne Dich im Anfange dieses Jahres, meine theure Mama, und erlaube mir, es Dir zu sagen, Freundin meines Herzens, meine schöne und himmlische Freundin. Wie sehr hätte ich nöthig, Deinen schönen Blick auf mir ruhen zu sehen. Dann würde Alles vergessen sein. Wie ist Deine Seele edel und rein. Die meinige kommt von Dir, ich erhalte sie für Dich."

Trotz der finsteren Schulgebäude, der düsteren Gewölbe, der verriegelten Thüren, der feuchten Capelle, der hohen, das Sonnenlicht ausschließenden Mauern befand sich unser Edgar in Lyon wohler; denn er traf bei seinen Lehrern mehr

Digitized by Google

Verständniß und Nachsicht, erhielt das größtmögliche Maß von Freiheit und Muße, sogar ein Zimmerchen für sich, Bücher nach Belieben. Er lernte jetzt erst bei der Selbstthätigkeit seine Kräfte kennen und fühlte sie wachsen, er schrieb massenhaft Verse; das Latein, lange seine Qual, ward ihm zur Lust und er begann ohne Zwang, oft in nächtlichen Stunden, die er zu den schönsten seines Lebens rechnet, die römischen und italienischen Classiker zu lesen, einen nach dem anderen, so daß er selbst der Mutter schreibt: „Ich habe, wie Du, einen sehr lebhaften Geschmack für Bücher, ich verschlinge sie," der Director aber seinem Vater sagte: „Ich weiß in Wahrheit nicht, wohin ihn dieses erstaunliche private Lesen führen kann." Namentlich aus Tacitus machte er sein Brevier, seinen Begleiter, von dem er sich Tag und Nacht nicht trennte. Die großen Begebenheiten und Wechselfälle, deren Zeuge er gewesen, erschlossen ihm eben den Sinn für Geschichte, die Gegenwart gab ihm den Schlüssel für die Vergangenheit, bei dem Zusammenbruch des römischen Reichs dachte er an den Fall Napoleons, bei den Barbaren des Nordens an die kroatischen und russischen Soldaten, die bei ihnen in Garnison gelegen, bei Gregor von Tours an das schlechte Latein, in dem er sich mit den magyarischen Kriegern unterhalten hatte. Ein besseres Verständniß vergangener Perioden, namentlich des Mittelalters, als das achtzehnte Jahrhundert besessen, lag gleichsam in der Luft. Er selbst trug sich früh mit der Idee, ein Werk über die Bergruinen der Bresse zu schreiben; bei den Wanderungen in der Heimath mit der Schwester empfanden beide die Romantik der Schloßtrümmer von Montmart und bevölkerten sie mit Paladinen und Edeldamen, „denn Jedermanns Phantasie flog damals gegen das Mittelalter, die unsere stürzte sich dahin mit derselben Begeisterung". Lange beschäftigte er sich mit Gregor von Tours, bis er nach den ersten Arbeiten von Thierry und Guizot erkannte, daß dieses Gebiet bereits gut bebaut sei. —

Sein Vater hatte ihn für die polytechnische Schule bestimmt; so studirte er denn auch Mathematik; aber obgleich es ihm gelang, sich für sie zu interessiren, ging seine Richtung nicht dahin, seine Phantasie suchte oft das Weite und bei dem besten Willen waren hier seine Leistungen nur mäßig. Da bedarf er denn ganz besonders eines Trostbriefes seiner Mutter, um wieder Muth zu fassen bei dieser Algebra, über der er so traurig seufzt; er hat geglaubt seine Beweise vollkommen inne zu haben, und im Augenblick, wo man ihn fragt, wird ihm schwindelig und er weiß kein Wort mehr. Um nicht abgezogen zu werden, hat er den Musen Valet gesagt, er geht alle Beweise wieder durch, er schließt sich ein mit dem algebraischen und geometrischen Lehrbuch, mit Compaß und Lineal, damit ja keine Stelle bleibt, wo die Phantasie einziehen kann, die ihm die meisten Uebel schafft. Nachdem er schon einmal als zu jung zurückgetreten war, meldet er sich endlich zum Examen und besteht es Herbst 1820, aber doch wol nur in einer Weise, die den Vater erkennen ließ, daß sein Sohn sich nicht für das Polytechnikum eigne; denn dieser stellte sich nicht zu der zweiten, der eigentlichen Zulassungsprüfung.

Gegen den Gedanken, noch einmal in Paris als Interner die Schule zu besuchen, empörte sich sein ganzes Wesen; er schreibt deshalb seiner Mutter mit Thränen im Auge, mit Wuth im Herzen, weil man über ihn verfügen wollte,

Digitized by Google

ohne auf seine Neigung irgend Rücksicht zu nehmen. In einer Art Familienrath ward nun beschlossen, daß er in ein Bankhaus treten, daneben einige juristische Collegien hören solle. So finden wir ihn denn in Paris, wo auch eine Tante wohnte, selbständig installirt, still und glücklich „wie eine von der Welt zurückgezogene Ratte" in seinem Zimmerchen mit dem Porträt seiner Mutter und seinen Büchern; denn „ich zweifle, daß man jemals ein lebhafteres und aufrichtigeres Verlangen zu lernen gehabt hat als das, welches mich verfolgt. Ich verbringe mit meinen Büchern reizende Stunden, sie sind meine Freunde, meine Gefährten." Er, der leicht entzündliche, freut sich auch, daß er von Herzensstürmen freie Tage verbringt und versichert der Mutter, daß er wie Schlangen alle jungen Mädchen fliehe, die im Rufe ständen, Schönheit oder Geist zu besitzen.

Eine Zeit lang arbeitet er wirklich in einem Comptoir, er copirt und excerpirt Briefe und scherzt über den kaufmännischen Jargon; doch scheint ihm die Aussicht, nach Jahren einen Platz als Commis mit 1200 Francs zu erringen, sehr wenig lockend und er beschwört bald die Mutter, daß man ihm erlaube, sich der Jurisprudenz zu widmen. Er entsagte endlich eigenmächtig der kaufmännischen Laufbahn, um sich ganz den geliebten Studien hinzugeben und lebte, da der erzürnte, ihn der Leichtfertigkeit anklagende Vater eine Zeit lang ihm jede Unterstützung versagte, kümmerlich und von Geldmitteln entblößt. Selbst seine Mutter fand, daß er gegen alle Berufsarten, die ihm Lebensunterhalt geben würden, eine Abneigung hege. Auch nachdem sein Vater schließlich nachgegeben, sind die finanziellen Verhältnisse des Sohnes sehr bescheiden; er wandert in den Ferien zu Fuß in die Heimath, während der strengeren Kälte geht er, um Heizung zu sparen, wol in ein Lesecabinet. Er besucht in den nächsten Jahren juristische Collegien, hört die Advocaten plädiren, er hat mit anderen Studenten einen Club, in dem sie fingirte Processe verhandeln, und berichtet mit Stolz, daß seine literarischen Studien ihm über seine Kameraden ein Uebergewicht geben; er besteht auch die erste juristische Prüfung, aber diese „Gedächtnißarbeit, diese Schulzeit" lastet auf ihm; er meint, daß großer Muth dazu gehöre, seinen Verstand Wissenschaften zuzuwenden, welche den Geist nicht zieren noch vervollkommnen, er freut sich darauf, nach dem Examen zu seinen wahren Freundschaften zurückkehren zu können, und er hat bereits der Mutter im Vertrauen den Plan zu einem Buche mitgetheilt, das ein Gemälde der Sitten, Vorurtheile und Kenntnisse der Menschen in verschiedenen Zeiträumen enthalten soll. Nachdem er wiederholt darüber berichtet und schließlich seine Matratze und Stühle verkauft hat, um die Druckkosten auszulegen, kann der kaum zwanzigjährige Jüngling im Februar 1823 der Mutter sein Erstlingswerk, „Tablettes du Juif-Errant", übersenden, das, obgleich nur eine etwas schwache Nachahmung der ironischen Manier Voltaire's, mit Beifall aufgenommen wurde, ihm Anerkennungsschreiben bedeutender Persönlichkeiten und Anerbietungen von Buchhändlern einbrachte. Er fuhr übrigens in dieser Weise nicht fort; neben den Aufklärungsideen des achtzehnten Jahrhunderts, in denen er erzogen war, machten sich die Einflüsse des neunzehnten geltend; auf einer kurzen Schweizerreise bewegte ihm Rousseau's kleines Geburtshaus mehr als Voltaire's Ferney die

Digitized by Google

Seele, und vor Allem pilgerte er zum Park von Coppet; er trug sich mit einer, als Manuscript nachgelassenen Arbeit über das Mittelalter in seinen Beziehungen zu Phantasie und Moral, worin er zeigen wollte, daß diese angeblich barbarischen Jahrhunderte verkannt seien, daß sie ein großes poetisches und philosophisches Leben gehabt haben. Aber das Streben, zu einer besseren Würdigung der Vergangenheit zu gelangen, die Beschäftigung mit alten Chroniken und Rechtsbüchern, führte ihn nicht, wie so manche andere zeitgenössische Historiker, zu einer Vorliebe für mittelalterliche Institutionen; mit Freuden sieht er bei einem kurzen Besuche in England alle Institutionen in Bewegung, die moralische Würde des Menschen überall anerkannt, er athmet dort freier als in Frankreich, dessen Bourbonen er haßt. Ebenso begeistert er sich für die Freiheitsbewegung anderer unterdrückter Völker; als er für seine Herder-Uebersetzung ein 500-Francsbillet erhalten hat, ist sein erster Thaler für die Griechen, „seit lange war es ein Gewicht auf meinem Herzen". — „Die unglücklichen Griechen bringen mich in Verzweiflung. Und mir sagen müssen, daß ich inzwischen hier ruhig leben werde, statt auf den Mauern von Missolunghi eine Kugel in der Brust zu haben." — Die Briefe dieser Jahre sind von außerordentlicher Frische. Der über seine Zukunft besorgten Mutter entgegnet er, daß man mit zweiundzwanzig Jahren, mit Willensstärke und bei einigen günstigen Umständen nicht verzweifeln müsse. „Wenn Deine Briefe mich nicht betrüben, habe ich in mir trotz Allem einen großen Fonds von Glück, das aus dem Studium kommt und aus einer gewissen Vorstellung von moralischer Vervollkommnung. Ich wende diese auf mich selbst mit einer Beständigkeit an, auf die ich innerlich stolz bin. ... Mein Herz ist voll von Freude; ich liebe das Leben, es gibt mehr Glück, als ich glaubte." Bei der Rückkehr aus England bleibt er in Calais am Strande bis Mitternacht, kann sich nicht sättigen am Brausen der Wogen und dem Schrei des Fischadlers. „Ich bin entzückt von meiner Reise. Nichts entgeht mir, weder Ereignisse noch Erinnerungen. Das heißt ein Leben leben, welches niemals Bedauern hinterlassen wird. ... Ich folge meinen Neigungen, ich lebe ein starkes und umfassendes Leben. Jeder Tag bringt mir neue Freuden, eine unbekannte Beziehung, eine vergessene Wahrheit, einen großen Mann, den ich in der Geschichte entdecke, erhabene Gedanken aller Jahrhunderte, mit denen ich sympathisire."

Den Salons, deren „Machiavelismus" er haßte und deren Zwange er abgeneigt war, blieb er ziemlich fern; dagegen schildert er der Mutter voll Enthusiasmus, daß Cousin, der damals schon im Glanz der Berühmtheit strahlte und der auch später noch in einer Zeit, wo seine Eitelkeit und sein berechnender Egoismus mehr an das Licht traten, in der Gesellschaft einen Zauber ausüben konnte, ihn, den jungen Mann, seines Umganges würdige, und da er dessen Freundschaftsbetheuerungen ernst nahm und die Pose des Rhetors noch nicht von der Ueberzeugungstreue des Philosophen zu unterscheiden wußte, so kann er anfangs für ihn, der ihm wie „ein Bruder" ist, nicht genug Worte der Bewunderung finden. Als freilich später der Professor, der ihm einst gesagt hatte: „Möge der Augenblick kommen und Sie werden sehen, wie sehr ich Ihnen attachirt bin", Minister geworden war, und nun, statt seine Dienstbereitschaft

Digitized by Google

zu bewähren, sich vornehm zurückzog und seine früheren liberalen Ansichten mehr und mehr verleugnete, da lernte er die Hohlheit dieser Freundschaft kennen, so daß er in den Briefen ihn als Harlekin, Comödiant, Tartüffe bezeichnet und von Bitterkeit erfüllt wurde gegen die ganze Zunft dieser spiritualistischen Philosophen, denen Nichts platonisch und immateriell genug ist, die aber, auf die Probe gestellt, ihre stoische Geringschätzung irdischer Güter selten bewähren und kleiner wie großer Schwächen voll sind.

Für das Leben dauernd war dagegen die Freundschaft, die er um dieselbe Zeit (1825) mit Michelet knüpfte, mit dem zusammen er später am Collège de France die Jugend für den Kampf gegen den Ultramontanismus entzündete und das Loos der Absetzung theilte. Beide Männer, von einer gewissen Vorliebe für das Mittelalter ausgehend, suchten damals einen philosophischen Führer durch das Labyrinth der Geschichte; Michelet glaubte ihn in Vico gefunden zu haben, wie Quinet in dem jenem geistesverwandten Herder. Bei Beiden begegnen wir einem mit den Jahren zunehmenden Radicalismus der politischen Ansichten und neben sehr ausgesprochenen humanistischen Ueberzeugungen derselben glühenden Liebe für Frankreich, dessen Unglück ihnen fast das Herz brach; Beide suchten nach bitteren Enttäuschungen, welche ihnen die Menschen bereitet, ihren Trost in der Beschäftigung mit der allheilenden Natur, in der zeitweiligen Flucht von der Geschichte zur Naturwissenschaft. Bei Beiden haben wir ein starkes Sichhervordrängen der Phantasie, auch in den wissenschaftlichen Arbeiten, Beide sind hauptsächlich auch durch die Reinheit der Gesinnung, durch die in einem langen, fleckenlosen Leben bewährte Ueberzeugungstreue wirkende Persönlichkeiten; Beide haben noch einmal in vorgerückteren Jahren ihnen an Geist und Herz ebenbürtige, sie beglückende Lebensgefährtinnen gefunden. Wie Mignet und Thiers durch eine von der Jugend bis zum Alter sich gleichbleibende für beide Männer ehrenvolle Freundschaft verbunden waren, so bilden Quinet und Michelet eine Art Zwillingsgestirn, von denen man während ihrer 45jährigen Freundschaft hat sagen können: sie sind eine und dieselbe Person. —

II.

Obgleich der Gedanke an die juristische Laufbahn erst allmälig aufgegeben wurde, so war doch bei Quinet seit 1824 die ausschließlich literarische Beschäftigung in den Vordergrund getreten. Ein in Paris lebender englischer Freund hatte ihm eine Uebersetzung der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" von Herder geliehen, der in Frankreich „etwas weniger bekannt war als Habakuk" und dessen beweglicher, vielseitiger, ahnungsreicher, von den Abstractionen der reinen Metaphysik gern zu dem Realen niedersteigender, den verborgenen Beziehungen zwischen Natur und Menschen nachspürender, den Zusammenhang aller Einzelwissenschaften in kühnen Combinationen suchender Geist, dessen schwunghafte, phantasievolle Bildersprache seinem eigenen Wesen durchaus sympathisch waren und ihm die lebhafteste Bewunderung einflößten. Er übertrug ihn zuerst aus dem Englischen und schrieb eine begeisterte Einleitung dazu, lernte dann für sich Deutsch, um die Uebersetzung nach dem Original durchzusehen, machte in jeder Weise Propaganda und suchte die Geister für ihn zu erwärmen,

Digitized by Google

„wie der Eremit Peter für die Kreuzzüge". Eine Zeit lang lebt er nur von den Briefen seiner Mutter und von Herder, den er „den elegantesten, den verführendsten Schriftsteller" nennt, „der am meisten Coquetterie, am meisten Schmuck jeder Art hat" und „für den er ebenso lebhafte Gefühle der Bewunderung hegt, wie die Lebenden ihm haben einflößen können". „Ich machte meine Uebersetzung, schmolz sie um und machte sie von vorn bis zu drei Malen von der ersten bis zur letzten Linie." Seine Mutter war mit dieser Richtung ihres Sohnes nicht ganz zufrieden; sie fürchtete, daß Cousin und andere Freunde ihn in seiner Vorliebe für die germanischen Nebel bestärken möchten; er empfand ihren Spott, aber betont seinen Gegensatz zu den französischen Aufklärern des achtzehnten Jahrhunderts: „Sie haben mit ihrer Persiflage Alles zerstört und ich bin damit sehr zufrieden, jetzt aber muß man construirend zu Werke gehen, es bedarf der Ueberzeugung und Neigung, der Gefühle von Freiheit und Menschlichkeit."

Bei seinem Naturſinn und der Liebe zu seiner Mutter verbrachte er gern einen Theil des Jahres bei seinen Eltern auf dem Lande, im Spätsommer fing gewöhnlich das Leben in Paris an auf ihm zu lasten bei dem Gedanken an die Weißdornpfade seiner Heimath, an die Luft der Berge. Auch der Zuſtand seiner Finanzen zwang ihn mitunter zu einem längeren Aufenthalte im elterlichen Hause, obgleich die Unſicherheit seiner Zukunft seinem Vater gegenüber auf ihn drückte und man damals in dem engen Kreiſe der Provinz Alles, was ideales Leben des Geiſtes war und aus dem gewöhnlichen Geleiſe herausging, nur mit Geringſchätzung anſah. Im Sommer 1826 muß er, wie wir aus Andeutungen seiner Briefe entnehmen, während eines ſolchen Aufenthaltes in der Provinz von einer heftigen, wenigſtens oberflächlich erwiderten Leidenſchaft erfaßt ſein, wahrſcheinlich für eine verheirathete Frau, und aus Pflichtgefühl ſuchte er blutenden Herzens ſein Heil und ſeine Geneſung in der Entfernung: „Ich weiß," ſchreibt er einige Monate ſpäter, „daß es vorbei iſt für immer, daß keine Zeit zurückbringen wird, was geweſen iſt, daß der Tod zwiſchen ihr und mir iſt, daß wir leben werden, ohne uns wiederzuſehen, und daß, als ich ſie auf jenem Pfade verließ und ihr eine Blume gab, es geſchah, damit Jeder ſeinen Weg ginge bis zum Tode, ohne eine Spur von dem Anderen wiederzufinden."

Er wandte ſich für längere Zeit nach Heidelberg, um die deutſche Wiſſenſchaft an der Quelle ſelbſt zu trinken, ähnlich wie der junge Ampère in ähnlicher Herzensbedrängniß und aus gleichem Streben ſich um dieſelbe Zeit nach Bonn begab. Die Neckarſtadt gefiel ihm ungemein und es vergeht kein Tag, an dem er nicht den Himmel ſegnet, weil er ihn in dieſe Berge geführt hat, wo Alles ihn beruhigt und ihm den Frieden gibt. Die Profeſſoren theilen ihm etwas von ihrer ſanften Heiterkeit mit; er wird immer nur, was auch geſchehen mag, mit Erkenntlichkeit und mit dem Gefühl des Vermiſſens an dieſe Ruinen, dieſen Fluß denken, Alle ſeine Briefe ſind ein Hymnus auf das „ſüße" Heidelberg, wo er ſeiner Wunde geneſ't, wo er das Leben wieder lieb gewinnt. Er durchwandert zu Fuß den Odenwald, er macht einen Ausflug bis Bonn und glaubt nun beſſer die epiſchen Zeiten Deutſchlands zu begreifen, ſeit er den Rhein geſehen hat, in deſſen Blau ſich die ganze Geſchichte der Vergangenheit

Digitized by Google

widerspiegelt. Selbst als er Griechenland durchwandert hat, drängt sich ihm der Rhein in alle seine Erinnerungen und rührt ihn kein Ort tiefer und inniger. Er findet unglaublich, welche Freundschaft man ihm von allen Seiten bezeigt; er zählt Theologen, Historiker, Mediciner, Philologen unter seine Bekannten, aber besonders fühlt er sich im Kreise Kreuzer's wohl. Kaum kann er sich einen besseren Menschen und Genossen vorstellen als ihn, dessen Umgang ihn zu tieferem Studium des Griechischen führt und dessen Einfluß auch noch später in seinen symbolisirenden Gedankendichtungen zu erkennen ist. Er ist fleißig, er möchte recht tief in das geheimnißvolle Land der deutschen Wissenschaft eindringen, er erkennt, daß die nächste Aufgabe Frankreichs darin besteht, sich die fruchtbaren Ideen Deutschlands anzueignen. Er möchte dabei als Vermittler dienen, seinen Landsleuten namentlich die deutsche Philosophie verdolmetschen und ihr klare Formen geben, wozu er sich allerdings wenig eignete, da es ihm selbst an Klarheit fehlte und in seinem Kopfe die verschiedensten Einflüsse gährten. Daneben trägt er sich mit großen literarischen Entwürfen, er will eine Philosophie der Geschichte in ihren Beziehungen zur Natur, zur Moral und Kunst schreiben, zugleich beschäftigt ihn eine Abhandlung über den bürgerlichen Muth. Außerdem ist er durch die Kreuzer'sche Familie mit einem Kreise von Frauen und jungen Mädchen bekannt geworden, mit denen er Musik und Lectüre treibt, und mehrere Male erwähnt er köstliche Ausflüge in eine reizende kleine Stadt der Umgegend. Den Neujahrstag hat er dort in einer vortrefflichen Familie verbracht, die ganz der des Dr. Primrose im „Vicar of Wakefield" gleicht, und endlich, Juli 1828, vertraut er der sehr theuren Mutter ein großes Geheimniß an, daß ihm nämlich zum ersten Male im Leben der Gedanke gekommen sei, sich zu verheirathen, ein Geständniß, das wahrscheinlich, nach dem Tenor der bisherigen Briefe, die Mutter so wenig überrascht hat als uns selbst. Der Vater der Erwählten, die durch ihr Gesicht an Rafael'sche Madonnen erinnerte, lebte, nachdem er früher protestantischer Geistlicher gewesen, als Notar in Grünstadt in der bayerischen Pfalz, war ein Verehrer Frankreichs und mehr mit schönen Töchtern, als mit Glücksgütern gesegnet. Obgleich an eine unmittelbare Verbindung bei Quinet's precärer Lage nicht zu denken war und noch Jahre vor der dauernden Vereinigung der Liebenden verflossen, auch die Eltern Einwürfe erhoben und von der Absicht des Sohnes nicht sehr erbaut gewesen zu sein scheinen, so hat er sich doch in seiner Wahl nicht einen Augenblick unschlüssig machen lassen und seine Briefe an die Verlobte, deren mehrere mitgetheilt werden, athmen volles Vertrauen und Hingebung.

Durch die Bemühungen seiner Freunde in Paris wurde er Mitglied einer nach dem Peloponnes gesandten wissenschaftlichen Commission, hielt sich 1829 einige Monate in Griechenland auf und durchstreifte zu Pferde unter mannigfachen Gefahren und Entbehrungen Morea, das eben unter den Schrecknissen des Krieges furchtbar gelitten hatte und menschenleer geworden war. „Man sieht nur versengte Baumstümpfe, dem Boden gleichgemachte Dörfer, einige Frauen und Kinder, die unter Steinhaufen ein Obdach suchen." Athen findet er gänzlich zerstört, nur einige Palmbäume und die antiken Denkmäler seien übrig. Die Reise, die alle seine Erwartungen überbot, war für seine geistige

Digitized by Google

Entwickelung wichtig, lieferte ihm auch den Anlaß und Stoff zu seinem Buche: „La Grèce moderne et ses Rapports avec l'antiquité", das großentheils aus der Erzählung seiner Erlebnisse besteht; im Uebrigen fehlten ihm für die eigentlich archäologische Ausbeutung des Landes die nöthigen Specialkenntnisse. —

Nach seiner Rückkehr unternahm er nur gelegentlich Ausflüge zu seiner Braut, lebte aber vorherrschend in Paris im regen Verkehr mit literarischen Größen, auch in Cirkeln von Frauen, unter denen ihn aber fast nur Madame Récamier anzog. Seine Aussichten schienen nach der Julirevolution, die er natürlich mit Jubel begrüßt hatte, günstiger; zurückgesetzt unter den Bourbonen, glaubte er jetzt, wo manche seiner Freunde und Bekannten einflußreiche Stellen bekleideten, Anspruch auf Berücksichtigung, auf eine Professur an der Normalschule zu haben, war auch wegen der Nähe Deutschlands nicht abgeneigt, eine Unterpräfectur im Elsaß anzunehmen und so den praktischen Politiker mit dem Schriftsteller zu verbinden. Aber die an das Ruder gekommenen Doctrinärs trugen bald Bedenken, dem über sie hinausgehenden jungen Gelehrten ein Amt zu verschaffen; die zusammengekniffenen Lippen Guizot's zeigten ihm, daß seine Artikel mißfielen. Er muß ja selbst anerkennen, daß er einer anderen Richtung angehört; in seiner Broschüre: „l'Allemagne et la Révolution", mit der er das Gebiet der Politik betrat, warf er den Ministern vor, Polen nicht zu Hilfe gekommen zu sein, und verlangte ein energisches Auftreten der neuen Regierung, eine lebhaftere Propaganda für die liberalen Ideen. Achtung verdient dabei, daß das persönliche Moment, der Gedanke, er compromittire seine Zukunft, er verzögere selbst die Ausführung seines sehnlichsten Herzenswunsches, der Verbindung mit der Braut, ihn nie abhielt, das auszusprechen, was er für Recht hielt, und daß er das individuelle Interesse stets dem allgemeinen, so wie er es verstand, hintenansetzte. In der That, obgleich er ohne Zweifel seiner ganzen geistigen Bedeutung nach gegründete Ansprüche auf eine Professur hatte, auch einzelne rein gelehrte Arbeiten veröffentlichte, wie den Bericht über die französischen Epopöen im zwölften Jahrhundert, von denen er Manuscripte in der königlichen Bibliothek entdeckt hatte, so mußte er doch noch Jahre auf seine Ernennung warten. In der Zwischenzeit veröffentlichte er (1833) seine unpoetische, im Symbolismus steckengebliebene Gedankendichtung „Ahasvérus" und unternahm (1832—33) nach dem Tode seines Vaters eine längere Reise nach Italien, wo er die Offenbarung der Kunst erhielt und sein Auge namentlich den Meisterwerken der Malerei öffnete; aber selbst von dort kommt die Klage über seine Isolirung, über das Leben ohne Familie, das ihm unerträglich wird, und bittet er die Mutter, „wie ein zum Tode Verurtheilter um Gnade fleht", in seine Heirath zu willigen, da nur die Hoffnung auf eine nahe Vereinigung ihm die auch für seine geistige Thätigkeit unerläßliche Ruhe wiedergeben könne. Diese Einwilligung muß wol schließlich erfolgt sein (die Briefe an die Mutter gerade aus den Jahren 1833—34 fehlen), denn im Juni 1834 kann er endlich der Geliebten melden, er hoffe, daß der Sommer nicht hingehen werde, ohne daß sie sich für immer wiedersähen; sie würden allerdings eher arm sein als das Gegentheil, doch scheue er das nicht für sich und habe immer nur für sie die Schwierigkeiten des Lebens gefürchtet. Im December desselben Jahres ward endlich ihr eheliches Glück begründet.

Digitized by Google

Während der ersten Jahre der Ehe lebte das junge Paar theils in Baden-Baden, theils in Heidelberg, wo das Leben damals noch billiger, die Familie seiner Frau in der Nähe war und Quinet mit der deutschen Wissenschaft in unmittelbarer Berührung blieb. Diese Jahre, wo er in völliger Unabhängigkeit sich ausschließlich literarischen Beschäftigungen widmete und den Frieden des eigenen Herdes genoß, gehören zu den schönsten seines Lebens. „Wir bewohnen," schreibt er einige Wochen nach der Hochzeit aus Baden, „ein reizendes Haus, wir haben um uns eins der schönsten Länder der Erde, mein Herz ist friedlich und glücklich, ich arbeite mit Erfolg." Er hat darin etwas Unfranzösisches, daß ihm das Leben in der Gesellschaft durchaus nicht Bedürfniß ist, daß er einen am eigenen Herde im Schoße der Familie verbrachten Abend dem Verkehr in den Pariser Salons vorzieht, daß die Natur ihn die Stadt vergessen läßt. Die Einsamkeit war seiner poetischen Thätigkeit günstig, er schrieb sein Epos „Napoléon" (1835), das nicht mehr durch die knabenhafte Verehrung des Helden, sondern durch die patriotische Idee, die Liebe zu Frankreich inspirirt war, und in dramatischer Form seinen der Mutter gewidmeten „Prométhée" (1838). Namentlich in den letzteren hat er nach eigenem Geständniß viel von den Leiden, Aengsten, Hoffnungen, Chimären des eigenen Lebens hineingelegt. „Ich will, daß es der Kampf sei, den Jeder in sich trägt, denn Jeder hat seinen eigenen Kaukasus." Auch der deutschen Wissenschaft folgte er, wie manche Aufsätze bezeugen, mit Interesse, obgleich sich der erste Enthusiasmus für unsere Literatur und unser Wesen allmälig abkühlte, seit er nicht mehr auf dem Standpunkt des bloßen Schülers blieb und Italien kennen gelernt hatte. Er meint, daß französische Frivolität ohne französische Anmuth eindringe, daß der deutsche Geist gradeswegs zu Metternich führe, und als er in Bologna die österreichischen Soldaten nach Unterdrückung der freiheitlichen Bewegungen auf den Plätzen bivouakiren sieht, fühlt er, „daß er Deutschland haßt für alles Uebel, das es Italien angethan hat". Das persönliche Verhältniß zu den Heidelberger Freunden wurde ebenfalls ein anderes, seit die politischen Interessen mehr in den Vordergrund traten und der deutsche Patriotismus den Annexionsgedanken Quinet's entgegentrat, der schon unter dem ersten Eindruck der Julirevolution unmittelbar nach seiner Rückkehr aus der Pfalz geschrieben hatte: „Man ist vor Freude berauscht und das ganze Volk an den Ufern des Rheins erwartet nur ein Signal, um sich mit Frankreich zu vereinigen." Schon damals hoffte er, „daß wir die Rheingrenze wiedernehmen werden," eine Hoffnung, die durch den Umstand, daß dann auch die Heimath seiner Frau französisch werden würde, noch einen Sporn erhielt. Auch später (1841) sagt er in seinem an Lamartine gerichteten Gedichte: „Le Rhin": „Du Nil de l'Occident nous ne voulons qu'un bord," und in der Vorrede zu seiner Broschüre: „1815 et 1840" scheint er zu glauben, daß, wenn er uns nur ordentlich zuredet, wir ein Einsehen haben und das linke Rheinufer gütlich herausgeben werden. Er will ja unsere Freundschaft, dafür dürfen wir auch nicht veraltetem Hasse gehorchen, müssen vielmehr begreifen, daß es zwischen Saarlouis und Berlin, Landau und München kein Band gibt als das des Zufalls und der Gewalt, daß wir in Landau, Luxemburg, Mainz nicht immer die Schlüssel von Paris besitzen dürfen, daß aber nach

Digitized by Google

Theilung der Ufer beide Völker in schönster Eintracht leben werden. — Wir dürfen allerdings annehmen, daß die Heidelberger Professoren für diese Argumentation nicht das volle Verständniß besaßen, und die veränderte Sprache Quinet's in Betreff Deutschlands, dem er Rancune gegen Frankreich nachsagt, dürfte großentheils auf Rechnung dieser politischen Differenz zu setzen sein.

Ende 1837 kehrte er nach Paris zurück, erneuerte oder knüpfte Bekanntschaft an mit Männern wie Tocqueville, Lamennais, Victor Hugo, Montalembert, Ampère, und wurde endlich zum Professor in Lyon ernannt, wo er seine später unter dem Titel: „Du génie des religions" veröffentlichten Vorlesungen im April 1839 begann. Die Ernennung hatte immer noch Schwierigkeiten gemacht, weil sie namentlich auch dem Könige erst abgerungen werden mußte, der dem Minister Salvandy sagte: „Sie nehmen da eine schöne Wahl vor, Sie haben einen Republikaner ernannt." Ein Mann von der Persönlichkeit und dem Feuer Quinet's übte natürlich auf die studirende Jugend eine hinreißende Wirkung aus; es schien daher wünschenswerth, eine solche Lehrkraft nach Paris zu ziehen, und obgleich er seine Polemik gegen die nach Außen nachgibige Politik des Ministeriums in mehreren, viel Wiederhall findenden Broschüren fortführte, setzte Villemain durch, daß ihm ein neu errichteter Lehrstuhl am Collège de France 1841 übertragen wurde. Als er die Nachricht erhielt, schrieb er hocherfreut der Mutter: „Es ist also wahr, daß nicht Alles Täuschung ist, daß arbeiten, einsam denken in den Augen der Welt zu Etwas führt, daß ein aufrichtiger Geist nicht immer hintergangen wird, daß in den Anordnungen hienieden es noch andere Wege gibt, als die Intrigue. Warum lebt doch mein Vater nicht mehr? Wer hätte über diese Nachricht mehr Freude gehabt, als er?" Es ist bekannt, daß er während der nächsten Jahre in seinen Vorlesungen ein zahlreiches, enthusiastisches Publicum um sich vereinigte; daß Quinet, Michelet, Mickiewicz bis zu ihrer 1846 erfolgten Suspension durch ihre Vorträge damals eine ähnliche politische Bedeutung erlangten, wie zwanzig Jahre früher Guizot, Cousin, Villemain. Nur muß man bei Würdigung derselben von jedem Vergleich mit unseren Universitätsvorlesungen absehen; diesen Männern war es nicht um eine rein wissenschaftliche Thätigkeit zu thun, sie wollten mehr begeistern, als belehren, wollten in den Jahren, wo die von der Regierung begünstigte Intoleranz und der Jesuitismus wieder ihr Haupt erhoben, durch ihre Vorträge vor einer gemischten, aber überaus empfänglichen Zuhörerschaft zum Kampf für religiöse und politische Freiheit anregen. Die Vorlesungen waren so ausgearbeitet, daß sie nachher ohne Weiteres gedruckt werden und dann in Buchform ihre Wirkung fortsetzen konnten, und sie erlebten zum Theil, wie Quinet's „Les Jésuites" und „l'Ultramontanisme" zahlreiche Auflagen. Er hat sich selbst charakterisirt, wenn er schon 1825 schreibt: „Ich fühle, daß, wenn ich Etwas werth sein kann, es durch die Farbe, durch die Frische der Phantasie, durch die Tiefe der Gefühle und eine Art Wärme des Herzens ist. Alles was ich vermag, werde ich thun, um zu bewegen, zu populariſiren, zum Großen zu erheben." Daher ist es ihm nicht blos um Verbreitung von Kenntnissen, um rein theoretische Erforschung des Wahren zu thun, ihm ist Schreiben eine Mission im Dienste des allgemeinen Nutzens, hinter dem Schriftsteller sieht immer der Agitator, hinter dem Katheder-

Digitized by Google

redner der Tribun hervor, und wenn einmal die Zeit der unmittelbaren Action kommt, wie im Februar 1848, verschmäht er nicht, das Gewehr in der Hand, mit den Vorstädtern in die Tuilerien einzudringen.

Mit dem Jahre 1845 brechen die Briefe ab; der liebende Sohn zog damals die alternde Mutter nach Paris, wo sie anderthalb Jahre später starb. Schon in den letzten Jahren sind die Briefe seltener, nur über eine Ende 1843 nach Spanien unternommene Reise berichtet er noch ausführlicher und mit wirklichem Enthusiasmus. Der Ton der Correspondenz aber ist immer der gleiche herzliche, er versichert der Mutter, daß inmitten der Schwierigkeiten des Lebens ihre Billigung seine hauptsächliche Stärke ausmacht, daß er in guten wie schlechten Augenblicken stets an sie gedacht hat, und auch in den an ihrem Sarge gesprochenen Worten bricht durch die rhetorische Umhüllung der tiefe Schmerz durch um die Frau, welche für ihn „ein Herd lebendiger Vernunft und moralischer Gradheit" war.

Wir sind der edlen Frau, die es sich zur Lebensaufgabe machte, dem Manne ihres Herzens als treue Gefährtin helfend und gleichgestimmt zur Seite zu stehen und sein Andenken möglichst rein und vollständig der Nachwelt zu überliefern, für diese Gabe zu warmem Danke verpflichtet. Sie hat Recht, wenn sie die Briefe namentlich auch in den Händen der französischen Jugend zu sehen wünscht. Das jüngere Geschlecht, das, in Frankreich und außerhalb, jetzt so oft an Blasirtheit und vorzeitiger Skepsis leidet, lernt hier einen Mann kennen, der, empfänglich und begeistert, sich naiv gibt, selbst in der Uebertreibung aufrichtig bleibt, der bei einem reinen Leben Nichts zu verschweigen hat, der sich die Jugend und Frische des Herzens, die Hingabe an große Ideen und Principien stets bewahrt. Wir finden namentlich in seinen früheren Werken viel unklare Gährung, eine vage Mischung der verschiedensten Elemente; aber auf den verschiedenen Gebieten der Poesie und Philosophie, der Politik, Geschichte und Naturwissenschaft hat er eben doch eine Menge von Bildungsstoff, von anregenden Ideen in die Circulation hineingeworfen, und er hat dabei oft wirklich divinatorische Blicke. Darum sagt Sainte-Beuve mit Recht von ihm: „Ich nenne ihn den Seher, er hat Schwung und viel Dunkelheiten, aber auch Blitze, welche die Wolken durchdringen wie die Orakel." Maß, Nüchternheit, Präcision suchen wir vergebens, er kann die überströmende Phantasie nicht im Zaume halten, schon der Stil hat etwas Unruhiges, ist oft zu bilderreich und schwülstig; aber die späteren Werke, wie die „Histoire de la Campagne de 1815", worin er einen Theil der Napoleonischen Legende zerstört, „La Révolution", worin er mit Ernst und ohne Beschönigung für die Demokratie den Gründen nachspürt, warum die Revolution gescheitert ist, „La Création", worin er viele Ansichten der neueren Naturforschung vorwegnimmt, zeugen von größerer Reife und haben bleibenderen Werth. Sein schönstes Werk aber ist nicht das, welches er geschrieben hat, sondern dieses edle, im Kampf und Ringen verbrachte Leben, in dem er sich selbst stets treu geblieben ist.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Dr. Gustav Nachtigal's Reisewerk.

Sahârâ und Sudân. Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika. Erster Theil: Tripolis, Fezzân, Tibesti und Bornû. Berlin, 1879. Weidmann'sche Buchhandlung. Wiegandt, Hempel und Parey.

Es sind mehr als zehn Jahre verflossen, seit Gustav Nachtigal seine große Reise durch Nordafrika antrat. Seit 1862 als Arzt in Tunis weilend, brach er den 18. Februar 1869 von Tripolis südlich nach Murzuk auf, am 6. Juni, einen Tag nach Alexandrine Tinne's letztem Weiterziehen, von Murzuk nach Tibesti, von welchem so höchst ungastlichen Lande er am 8. October 1869 kaum noch lebend nach Murzuk zurückkehrte, aber nur, um nach kurzer Rast abermals diese Stadt zu verlassen und nun zu einem noch größeren, noch gefährlicheren Unternehmen. Denn am 18. April 1870 zog er von Neuem nach Süden und zwar zunächst zu seinem eigentlichen Reiseziel hin, nach Kuka, der Residenz des Scheichs Omar, an welchen er Geschenke vom König von Preußen zu bringen übernommen hatte — Geschenke der Anerkennung für die Freundlichkeit, mit welcher die Reisenden Barth, Overweg, Vogel, v. Beurmann und Rohlfs vom Scheich aufgenommen waren. In den folgenden Jahren ging Nachtigal zunächst wieder in die Tubu-Länder und zwar nach dem südlichen Theil derselben, dem noch ganz unerforschten Borku; später durchreiste er die Süd- und Ostländer des Tsadsee, die Reiche Bagirmi und Wadai, um dann durch Darfur über Kartum nach Kairo zurückzukehren, woselbst er Anfang 1874 eintraf. Auch seit seiner Rückkehr also ist lange Zeit, sind fünf volle Jahre verflossen und jetzt erst erscheint der erste Band seines Reiseberichtes. Die Spannung, mit welcher Laien und Gelehrte, Leser und Forscher denselben erwarteten, wurde durch vorläufige Mittheilungen und kleinere Aufsätze des berühmten Reisenden stets vermehrt. Und wie gerechtfertigt war diese Spannung! Nachtigal hatte Länder gesehen, welche bis dahin völlig oder so gut wie völlig unbekannt waren; er hatte zugleich, wie jene Aufsätze bewiesen, sehr eingehende Studien über diese Länder gemacht — an sein abschließendes Werk darf, ja muß man mit den höchsten Erwartungen herantreten.

Durch diese Verzögerung der Herausgabe hat Nachtigal auf manchen Vortheil freilich verzichtet. Zunächst auf jegliche Erregung von Sensation, auf diesen lauten, jubelnden, populären Beifall, wie ihn Rohlfs, Schweinfurth, Stanley und mit vollstem Rechte erlangt haben. Wir sind verwöhnt in unserer raschlebigen Zeit. Wie viel Reisen sind seit 1874 nach Afrika unternommen, wie viel Nachrichten, wichtige und unwichtige, von dorther gehört! Was vor fünf oder nun gar vor zehn Jahren daselbst geschah, wie sehr ist das jetzt schon in den Hintergrund getreten! Auch der Ton der Darstellung mußte ein ganz anderer werden. Wir haben nicht die frische, unmittelbare Wiedergabe der Reise vor uns; es drängen sich nicht Erlebnisse auf Er-

Digitized by Google

lebnisse, Abenteuer auf Abenteuer: der eigentlich spannende (allerdings im hohen Maße spannende) Reisebericht wird unterbrochen durch ernste, streng wissenschaftliche Abhandlungen aus den Gebieten der Topographie, Erdkunde, Ethnologie, Historie, der Medizin, der Statistik. Das Buch will also nicht blos gelesen, es will studirt sein, es unterhält nicht blos, es verlangt ernste Geistesarbeit; denn es strebt durch die ganze Art seiner Abfassung zu jener höchsten Stufe der Reiseliteratur hinan, auf welcher die Namen Förster, Alexander v. Humboldt, Darwin, Barth, v. Richthofen glänzen.

Der bis jetzt vorliegende Theil des Werkes, welches drei Bände umfassen soll, zerfällt selber wiederum in drei Bücher, deren erstes Tripolis und Fezzân, deren zweites Tibesti oder Tu und deren drittes die Reise nach Bornu schildert. Zwei schöne Karten sind dem Werke beigegeben, von denen die eine Fezzân, die andere das Land Tu, Tibesti darstellt. — Schon aus dieser Inhaltsübersicht ergibt sich die Wichtigkeit des Werkes für die Geographie, und zwar zunächst für die *Geographie* im strictesten Sinne des Wortes, für die Topographie. Hier ist eben die Erforschung jenes östlichen Theiles des Wüstencentrums, Tibesti, von hohem und originellem Werth. Mag sein, daß die Lage dieses oder jenes Punktes astronomisch noch genauer bestimmt werden kann, als Nachtigal, der astronomische Ortsbestimmungen nicht gemacht hat, ihn für jetzt bestimmte: Alles aber, was wir von diesem Osten durch thatsächlich sichere Beobachtungen (nicht blos durch Erkundigungen oder Vermuthungen) wissen, das verdanken wir Nachtigal. Seine Entdeckungen sind zwar schon längst, schon lange vor seiner Rückkunft Gemeingut der Wissenschaft geworden: so ausführlich aber wie im vorliegenden Band und auf seinen Karten sind sie noch nirgends dargestellt. Wir haben hier das erste auch in Einzelnheiten verläßliche Bild der plastischen Form des Landes. Allerdings im Maßstab von 1 : 2,000,000, aber dieser Maßstab ist bei Weitem größer als die bisher bei der kartographischen Darstellung Tibestis angewendeten und er ist für eine übersichtliche Veranschaulichung auch der specielleren oroplastischen und hydrographischen Verhältnisse genügend. Auf letztere wendet Nachtigal natürlich eine um so sorgfältigere Aufmerksamkeit, je wichtiger sie für die ganze Gestaltung und Entwickelung des Landes, für seine ganze Stellung im Haushalt der Wüste sind. Auch das topographische Verständniß Fezzâns ist durch unseren Reisenden nicht nur wesentlich gefördert: wir machen namentlich auf die hydrographische Darstellung der Umgegend von Sôqna aufmerksam, ferner auf die Darstellung der schwarzen Berge, welche Rohlfs weiter westlich überschritt und Duveyrier nicht so genau mappirt hat wie Nachtigal; ebenso auf die Umgegend von Murzuk, die Darstellung des Landes Kawar und seiner Umgebung, sowie auf das Tümmogebirge und die ost-westlichen Fortsetzungen desselben.

Nachtigal spricht von seinen Verdiensten um die exacte geographische Forschung mit großer Bescheidenheit. Er weist darauf hin, daß er, der Arzt, sich ganz plötzlich zur Uebernahme jener Mission nach Bornu entschlossen und daher keine Zeit gehabt habe, sich *allseitig* genügend für die Reise vorzubereiten; er weist ferner auf seine große Mittellosigkeit und ihre außerordentlich hemmenden Einflüsse hin; die äußerste Schwierigkeit des Terrains, welche er zu bewältigen hatte, der Wüste mit ihren endlosen Entfernungen, ihrer Hitze, Wasserlosigkeit, Oede und der völligen Unverläßlichkeit ihrer Bewohner bringt er nicht besonders in Anschlag. Um so mehr aber müssen wir das thun, wenn wir die Leistungen des kühnen Reisenden richtig schätzen wollen; wenn wir gerecht sein wollen in der Beurtheilung dessen, was etwa seinem Werke fehlt. Was er geleistet, ist geradezu bewundernswerth; was wir vermissen, ist zum größten Theil nothwendige Folge der Schwierigkeiten, welche er überwinden mußte und überwunden hat. So ist namentlich der Mangel an geologisch genauen Beobachtungen ein sehr fühlbarer, und das um so mehr, je öfter man sich behufs Erklärung der beobachteten geographischen Thatsachen zu geologischen Fragen hingedrängt sieht. Meist ist man auf Vermuthungen angewiesen. Der nördliche Theil des Berglandes vor Tibesti z. B. ist ohne Zweifel vulcanisch, denn Nachtigal kam an großen, höchst merkwürdigen Krateröffnungen, an bedeutenden Basaltmassen vorbei und eine

Digitized by Google

heiße Quelle ist im ganzen Lande berühmt. Zugleich aber zeigten sich auch Granit- und Sandstein-Höhen. Es scheint also, daß das Gebirge der Hauptsache nach aus dem bekannten Wüstensandstein bestehe, welcher zunächst durch Granit gehoben und durchbrochen und dann später durch vulcanische Eruptionen, die (wie so oft) an der schon durch den Granit bewegten Stelle eintraten, weithin mit Lava- und Trümmergesteinen bedeckt ist. Die Masse, welche die Nordwölbung des Gebirges überzieht, sedimentär, porös, von geringem Gewicht, fettig anzufühlen, voller Versteinerungen (namentlich Holz, leider nicht näher von Nachtigal bestimmt) scheint ein vulcanischer Tuff zu sein, der bei seiner Erhärtung jene organischen Stoffe einschloß, jetzt aber wol in Zersetzung begriffen ist. Nachtigal hatte zahlreiche Gesteinproben mitgenommen, mußte sie aber, unter der furchtbaren Noth der Rückreise, in der Wüste zurücklassen. Ueberhaupt war die Erforschung Tibesti's mit Leiden und Schwierigkeiten verknüpft, deren Ueberwindung eine wahrhaft heroische Willenskraft erheischte.

Selbstverständlich gab Nachtigal auch fortwährend auf Fauna und Flora der durchreisten Länder Acht und namentlich für die Flora sind seine Mittheilungen interessant genug; wir aber wollen nur noch kurz auf die weit werthvolleren meteorologischen Beobachtungen hinweisen, welche der Verfasser namentlich zu Murzuk und Tibesti angestellt hat. Es sind meist vier tägliche Thermo- und Barometerablesungen nebst genauen Angaben über Wind, Himmel (Farbe), Bewölkung, Feuchtigkeitsgehalt der Luft u. s. w. — alles dies in Tibesti unter beständiger Lebensgefahr und den größten physischen Qualen aufgezeichnet. Man bedenke, was das heißen will! Ich sehe in diesen Aufzeichnungen eine wahre Heldenthat Nachtigal's. Diese meteorologischen Beobachtungen sind theils in einer Reihe von Tabellen im Anhang enthalten, theils in ausführlicherer Besprechung durch das Buch zerstreut. Sie sind alle von hohem Interesse; namentlich aber resultiren aus den Angaben über Bewölkung, Winde, Feuchtigkeitsgehalt der Luft sehr merkwürdige, fast überraschende Züge des Wüstenklimas.

Aber nicht blos das Land beobachtet und schildert Nachtigal, sondern auch die Leute, und diese vorzugsweise; denn hier, auf ethnologischem Gebiete, fühlte sich der Arzt natürlich viel heimischer, als in der Geographie und den beschreibenden Naturwissenschaften. Da sind es denn zunächst die Nachrichten über die Bevölkerungselemente Fezzäns und ihre Mischungen, welche uns interessiren, über die arabischen Zusätze zu dieser Bevölkerung, sowie über die wichtigen Einflüsse von Bornu her, — letztere schon ganz äußerlich nachweisbar aus einer Menge Ortsnamen, welche der Bornusprache angehören. Und ferner, wie eingehend und trefflich ist die Schilderung des leiblichen Wesens der Fezzäner, ihres Charakters, ihres socialen Lebens, ihrer Religion u. s. w., in welchem allen sie den Tubu und Tuarik fern, dagegen den Arabern sehr nahe stehen. Es folgt dann die ausführliche Besprechung ihrer Krankheiten, ihres Handels und Verkehrs und leider auch des heutigen Verfalls ihres Landes unter der türkischen Herrschaft.

Die ethnologische Schilderung der Bewohner Tibesti's, der Tedä, oder, wie sie bei den Arabern mit einem Bornuworte heißen, der Tubu, hat Nachtigal schon in ziemlicher Ausführlichkeit in einem früheren Aufsatz gegeben, welcher durch den vorliegenden Band keineswegs überflüssig geworden ist. Das große, weit verbreitete Volk der Tedä zerfällt in mehrere Stämme, deren einer die Teda Reschade, die Bewohner Tibesti's sind; nur sie, die selber wieder in verschiedene Zweige zerfallen, werden im vorliegenden Bande geschildert. Ein sehr anschauliches Bild von dem persönlichen Auftreten der Tedä, ihrer grenzenlosen Habgier, ihrer redefertigen Verschlagenheit, ihrer völlig herzlosen Selbstsucht, ihrer Abneigung gegen alles Fremde gibt schon der Reisebericht. Dann folgt, nach eingehender Beschreibung ihrer physischen Eigenart, nach psychologischer Zergliederung ihres Charakters, der bei scharfer Ausbildung des Verstandes gemüthlich außerordentlich wenig entwickelt ist, eine genaue Schilderung ihres socialen Lebens, ihrer Lebensweise, Bewaffnung, Religion, Handels- und Verkehrsverhältnisse u. s. w. Hervorzuheben sind besonders die poli-

Digitized by Google

tischen Einrichtungen ihres Staates, welche ganz auf der Familie beruhen, sowie die Stellung der Weiber, die eine durchaus freie und selbständige ist, womit im Zusammenhang steht, daß man in Tibesti jene so mächtige Entwickelung der Sinnlichkeit, wie sie in angrenzenden Ländern herrscht, durchaus nicht findet. Nachtigal verschiebt es auf die späteren Bände seines Werkes, in welchen er die südlichen Stämme der Tedâ schildern wird, über ihre nationale Verwandtschaft zu handeln. Da sie nun eine höchst merkwürdige vermittelnde Stellung zwischen Berbern und Sudanesen einnehmen, da bisher die Ansichten über ihre Zugehörigkeit vielfach auseinander gingen, so hat man alle Ursache, gerade auf diese Mittheilungen, welche hoffentlich von entscheidender Kraft sein werden, gespannt zu sein. Schon in jenem früheren Aufsatz hat Nachtigal diese Frage behandelt, aber nicht eingehend genug, und daher durchaus nicht erschöpfend. Meiner Ueberzeugung nach kann nur ein sehr genaues Studium der Tedâsprache und ihrer Dialekte — wobei ich gewiß die Wichtigkeit der übrigen ethnologischen Momente, wie Sitte, physische, psychische Eigenschaften u. s. w. nicht verkennen will — die Frage endgültig lösen. Nach Heinr. Barth's Mittheilungen über diese Sprache, den ausführlichsten, welche ich über dieselbe kenne, gehört sie zu den Sudansprachen und zwar nicht blos durch Entlehnung, sondern durch innere Verwandtschaft. Allein die Fragen der centralen und nordafrikanischen Linguistik sind so außerordentlich schwierig und verwickelt, daß trotzdem die Verwandtschaft der Völker, die ganze Lösung des Problems eine andere sein kann.

Höchst anziehend, für den nichtfachmännischen Leser vielleicht noch anziehender als das über die Tubu Gesagte, sind die ethnologisch-statistischen Schilderungen der Bevölkerung Bornu's; wie denn z. B. die Beschreibung der Hauptstadt Kuka, ihrer bunten Bevölkerung und ihres fast noch bunteren Handels und Wandels eines der lebendigsten und besten Bilder der neueren Reiseliteratur ist. Ohne Zweifel haben diese Berichte über den Halbculturstaat, seine Regierung, Verfassung, Kriegsmacht, seine Bedürfnisse und seinen Umsatz auch eine nicht zu unterschätzende historisch-politische Bedeutung. Uebrigens ist mit diesem Lande die Schilderung Bornu's ebensowenig wie die der Tedâ abgeschlossen, da ja — wie der Verfasser selbst in früheren Arbeiten gezeigt hat — die Schilderung des Landes sowol wie seiner Bewohner ohne Herbeiziehung der südlichen und östlichen Nachbarstaaten gar nicht abgeschlossen werden kann.

So drängt dem Leser beim Schluß des Bandes sich ganz besonders lebhaft der Wunsch nach möglichst baldiger Fortsetzung des so lehrreichen und, sprechen wir es aus, des so liebenswürdigen Werkes auf. Liebenswürdig durch die Art der Darstellung, noch mehr aber durch die Persönlichkeit des Verfassers, wie sie sich in dem Buche zeigt. Objectiver, sachlicher kann Niemand schreiben: er selber tritt ganz hinter den Dingen und Zielen, für welche er lebt, zurück; für diese, nicht für seine Erlebnisse und Leiden, die doch oft so qualvoll, so todesdrohend waren, interessirt er sich und uns. Wie tief aber empfindet er, was Alexandrine Tinne erleiden mußte! Die authentischen Nachrichten über ihren Untergang bilden eine höchst ergreifende Episode des Buches, wie sie für die Geschichte der Afrikaforschung von quellenmäßigem Werth sind. Es kann kaum Jemand ärger gepeinigt werden, als Nachtigal von den Tedâ, Fürsten und Volk, gepeinigt ist; und dennoch, mit welcher vollen, ruhigen Gerechtigkeit fällt er über diese Peiniger, gegen die er an Ort und Stelle nur mit höchster Mühe seine so natürlichen Rachegelüste unterdrückte, das wissenschaftliche Urtheil! Diese Objectivität, dieser Opfermuth, diese Willenskraft, diese strenge Selbstbeherrschung und liebevolle Gerechtigkeit geben dem Buch einen Glanz, eine sittliche Weihe, die jeden Leser fesseln muß, auch wenn er sich ihrer vielleicht nicht klar bewußt ist. Es wäre unbescheiden, mehr über diese Seite des Werkes zu sagen; Ungerechtigkeit wäre es, sie zu verschweigen.

Auch der Fachmann hat natürlich den dringenden Wunsch, die von Nachtigal mitgebrachten reichen Schätze möglichst bald veröffentlicht zu sehen. Die geographischen und ethnologischen Mittheilungen werden die folgenden Bände dieses Werkes

Digitized by Google

enthalten. Nachtigal hat aber auch sehr reiches Sprachmaterial mitgebracht, und da ja die höchst verwickelten Völkerverhältnisse Centralafrika's nur beim Lichte streng methodischer linguistischer Forschung entwirrt werden können, so sei schließlich dem hochgeehrten Verfasser der Wunsch auf's Lebhafteste ausgesprochen, daß er zu all seinen übrigen Gaben recht bald seine linguistischen Schätze zum Gemeingut der Afrikaforscher mache. Daß es ihm an Dank nicht fehlen wird, das hat ihm bei seiner Rückkehr ganz Europa bewiesen. Georg Gerland.

Schöne und unschöne Literatur.

Dorfgänge. Gesammelte Bauerngeschichten von L. Anzengruber. 2 Bände. Wien, L. Rosner. 1879.

In den beiden „Plaudereien", welche Anzengruber seinen Dorfgängen vorausschickt, legt der Dichter, wol zum ersten Male, eine Art von theoretischem Glaubensbekenntniß ab. Ganz und voll stellt er sich darin auf den Boden des modernen Realismus; er will uns keinen Schrei wehen Jammers ersparen, will das Elend, das um Mitleid bettelt, und den Trunkenen, der Alle belästigt, nicht von der Straße jagen; Alles, was er für uns thun kann, ist, die unangenehme Begegnung abzukürzen, nachdem wir aber doch den Eindruck einmal forthaben. „Niemals," meint er, „ist auf dem weiten Gebiete der Kunst die Frage darnach gewesen, ob Einer die Welt durch rosenfarbene Gläser oder durch Schneebrillen betrachtet; daß er richtig sieht, war allzeit ethische Bedingung." Ethische, mag sein; aber ästhetische? „Die lachende Lüge," heißt es weiter, „kennt der Realist, aber auch nur diese, denn er betrachtet sich als Priester eines Cultus, der nur Eine Göttin hat, die Wahrheit." Sollte man nicht meinen, daß ein Gelehrter hier redete, ein Naturforscher, oder Philosoph? Kaum glaublich erscheint es, daß ein Dichter so sprechen kann, und noch dazu nicht der Schlechtesten einer. Freilich, der alte, fast trivial gewordene Satz: Wissenschaft will Wahrheit, Kunst aber Schönheit, scheint nicht mehr zu gelten; Kunst erstrebt heute Wahrheit, nicht Schönheit, es fehlte blos noch, um die Verwirrung vollkommen zu machen, daß Wissenschaft nur Schönheit und nicht Wahrheit suchte. Wir aber halten es mit dem goldenen Worte Goethe's: „Schönheit ist eine Geburt von Wahrheit und Unwahrheit; nicht Licht und nicht Nacht, sondern Dämmerung."

Doch nicht umsonst erlegt uns der Autor diese harten Prüfungen auf; nicht einen künstlerischen Genuß will uns seine Dichtung bereiten, sie will die Menschheit bessern und bekehren; nicht um uns zu ermüden, läßt sie uns jede Krümmung, jede Rauhheit des Weges empfinden, sondern um uns die Erkenntniß aufzuzwingen, daß allen Wallern, ob nun mit leichter Mühe oder schwerer Arbeit, der Pfad gangbarer gemacht werden könnte. Solche Motivirung des Häßlichen ist nicht neu; in einem ähnlichen Falle, den Dramatikern des Sturmes und Dranges, Lenz und Wagner, gegenüber, hat einmal treffend Erich Schmidt von „poetischen Pferdekuren" gesprochen.

Sieht man indeß näher zu, so ist es mit Anzengruber's Realismus weder in diesem, noch in andern Werken so bös gemeint, wie es seine theoretischen Erörterungen fürchten lassen; unter seinen Dramen schreitet einzig „Das vierte Gebot" bis hart an die Grenze des, nach unserem Gefühl, Erlaubten vor, und vollends die vorliegenden Erzählungen sind weit davon entfernt, die letzten Consequenzen des Realismus zu ziehen. Eine Rauhheit hier, eine Rohheit dort möchte man getilgt wünschen;

Digitized by Google

aber im Ganzen — wer wird nicht an dieser treuherzigen Einfachheit, dieser Originalität ohne Sucht, der inneren Consequenz und Folgerichtigkeit in allen Figuren, dem warm pulsirenden Leben, der gesunden ungeschminkten Frische seine innige Freude haben?

Diese Darstellungen haben, was leider so vielen andern fehlt: Blut; ganze Menschen treten uns entgegen, darin liegt der wesentliche Unterschied Anzengruber's von den französischen Realisten. Während diese Herren Photographen uns einzelne Züge darbieten, die zuweilen charakteristisch sind, zuweilen aber auch beliebig von der einen Person, an der sie beobachtet werden, auf eine andere übertragen werden könnten, etwa von Mr. Joyeuse auf den Nabab und von diesem auf Fromont junior; während sie symptomatisch schildern und nirgends das Gefühl erwecken, daß sie im Stande wären, auch über andere Charaktereigenschaften, als die, welche sie anführen, Auskunft zu geben, — geht bei Anzengruber trotz der Mannigfaltigkeit der Einzelbeobachtungen die innere Einheit der Charaktere nicht verloren; von ihm glaubt man unbedingt, was Hebbel einmal von sich behauptet hat, daß er nämlich die Lebensgeschichte aller seiner Helden bis in's kleinste Detail hinein kenne, daß er über alle ihre Handlungen, von der Wiege bis zur Bahre, eine bestimmte Vorstellung habe und mit Sicherheit entscheiden könne, ob sie in diesem oder jenem Falle so oder anders würden gehandelt haben.

Die acht Erzählungen, aus denen die „Dorfgänge" sich zusammensetzen, sind in einem Zeitraum von zehn Jahren gedichtet, und zwar „Die Polizze" im Jahre 1868, „Gänseliesel" 1873, „Diebs-Annerl" 1875, die übrigen fünf 1877 und 78. Die vier Geschichten des zweiten Bandes bilden insofern eine Einheit, als ihnen allen das Verhältniß des Volkes zu seinem Gotte zu Grunde liegt; die verschiedene Variirung dieses Themas läßt in dem ungläubigen Huber, dem gottüberlegenen Jakob, der frommen Kathrin' und dem Sündkind Poldel charakteristische Individualitäten des Volkslebens vor uns erstehen.

Der Fortschritt von der ersten Novelle zur zweiten ist ein sehr bedeutender; später hat sich der Dichter nur noch in der Technik vervollkommnet, aber, wie es scheint, keine innere Entwicklung durchgemacht. Die ungesuchte Einfachheit, die diesen Erzählungen ihren großen Reiz verleiht, ist in der ersten Geschichte nur erst im Keime vorhanden; der Autor nennt die Novelle ausdrücklich „eine einfache Dorfgeschichte" und betont auch innerhalb der Dichtung, daß er sie „einfach, wie ihre Helden selbst darüber denken mögen", erzählt habe. Aus dem Ton der volksthümlichen Schlichtheit fällt er mehrmals heraus; Hanns findet, daß die Liebe zum Gelde uns die paar Thränen, die wir um Andere weinen, mit schmutzigen Banknoten-Lappen aus den Augen wische, und Leopold meint: „Diebin und Krüppel! stehlen oder betteln, es ist beinahe Geschmackssache." Gleichfalls nicht zu dem Grundton stimmend sind die Apostrophen an den Leser, die auch nicht mit dem von Anzengruber selbst betonten Princip sich vertragen wollen, nichts in den Stoff hineinzutragen, sondern Alles aus ihm herauszuarbeiten; am Stärksten wird die Stimmung durchbrochen in der „Diebs-Annerl", als der Dichter von Neuem sein Recht, das Recht des Realisten vertheidigt, das Wirkliche zu vertreten gegen das Eingewöhnte — ein Recht, das obendrein hier Niemand ihm streitig machen wird.

Denn gerade diese Erzählung ist in ihren Hauptmomenten von einer grandiosen Einfachheit und Kraft und einer erschütternden Wahrheit.

Wie der ungetreue Liebhaber zu dem verlassenen, unglücklichen Diebs-Annerl zurückkehrt, nun selbst im Elend und der Hilfe bedürftig, der „Vermißte", der von Niemand vermißt wird; wie er zuerst seinen Platz sich ertrotzen will und die erbitterte Leidenschaftlichkeit auf beiden Seiten zu hoffnungsloser Entfremdung zu führen droht; wie aber dann durch die rührende Hilflosigkeit des Kindes der Trotz gebrochen, durch werkthätige Liebe die Feindschaft überwunden wird — das Alles übt eine so packende und unmittelbare Wirkung aus, daß sich ihr Niemand entziehen kann.

Mit dem „Diebs-Annerl" berührt sich eine andere Geschichte, „Gänseliesel" in

Digitized by Google

einigen Motiven, — wie denn auch sonst ein interessantes Wandeln und Wechseln der poetischen Motive in diesen Novellen sich beobachten ließe. Die Erzählung vom Gänseliesel erscheint als die Krone der ganzen Sammlung; die Fähigkeit der liebevollen Versenkung in das Empfinden einer verwahrlosten, verkümmerten Natur, von der sie Zeugniß ablegt, finden wir nur in einem modernen Werke wieder, in Grillparzer's Meisterstück, dem „Spielmann". Die Novelle wirkt dadurch noch stärker als der Spielmann, daß das retardirende Moment, welches dort durch die Einkleidung bedingt war, in ihr fortfällt; nicht nur die Charakteristik im Großen, auch einzelne Züge werden mit einer unvergleichlichen Schlichtheit hingestellt, die in ihrem Reichthum nie die Furcht ärmlicher Poeten zu kennen scheint, daß eine Wendung ihr verloren ginge.

Nur ein Beispiel mag das Gesagte erläutern.

Es ist Abend, der Meßner will das Gebet einläuten; ein paar Buben poltern herein, ihm zu helfen: „Der Alte ließ sie gewähren. Es ist genug, sagte er dann zu den Buben, die an dem Stricke baumelten — noch ein paar Züge mußten sie thun, dann ließen sie es."

Ist es möglich, eine einfache und wahre Beobachtung wahrer und einfacher wiederzugeben?

In seiner treuherzigen Art sagt Anzengruber in der zweiten Plauderei, nachdem er seine Principien auseinander gesetzt hat: „ich denke, Ihr habt keine Ursache, dem Manne gram zu sein. Laßt mir den Realistiker gelten. Laßt mich gelten." Wenn wir auch die Bedenken nicht verschweigen durften, welche die theoretischen Erörterungen des Dichters in uns erweckten, — in praxi sind wir nicht nur mit Freuden bereit, ihn „gelten" zu lassen, wir verehren auch in ihm das urwüchsigste Naturell unter den deutschen Poeten der Gegenwart und nennen ihn mit Stolz den Unsrigen.

Verliebte Wagnerianer. Novelle von D. Spitzer. Wien und Leipzig. Verlag von Julius Klinkhardt. 1880.

Als vor einigen Jahren Herrn Spitzer's erste Novelle, „Das Herrenrecht", erschien, glaubte die „Rundschau" sich Schweigen auferlegen zu sollen. Denn sie hegte vor dem Talent des Verfassers, welches sich auf einem anderen Gebiete bewährt hat, zu viel Achtung, um es auf einem Seitenwege zu begleiten, von dem nichts Rühmliches zu sagen war. Seitdem ist jener ersten eine zweite Novelle gefolgt, so daß wir es offenbar nicht mehr mit einer Caprice, sondern mit einem Systeme zu thun haben; und diesem gegenüber müssen wir Stellung nehmen. Nun ist es freilich nicht unsres Amtes, uns mit jeder ersten besten schriftstellerischen Leistung einzulassen, welche unser Mißfallen erregt. Allein ein Buch, welches den Namen des „Wiener Spaziergängers" der ‚Neuen Freien Presse' auf seinem Titelblatte trägt, hat ein Recht auf Beachtung; und wenn Herr Spitzer mit seinen Novellen Ernst macht, so wird auch diejenige Kritik Ernst machen müssen, welche nicht sowol das einzelne Werk, als die Richtung zu bekämpfen hat.

Die neun Auflagen, welche das „Herrenrecht" in zwei Jahren, und die fünf, welche die „Verliebten Wagnerianer" in zwei Monaten erlebt haben, beweisen, daß Herr Spitzer den Geschmack eines gewissen Theiles des Publicums gut getroffen hat. Aber weiter beweisen sie Nichts; und wenn diese beiden Bändchen in versiegelten Umschlägen oder vor den Fenstern jener Buchhandlungen erschienen wären, deren Specialität nicht mehr innerhalb des Bereiches der Kritik liegt, so hätten wir kein Wort weiter zu sagen. Allein da sie den Anspruch erheben, zur Literatur gerechnet zu werden, so müssen sie sich auch gefallen lassen, daß wir sie nach ihrem literarischen

Digitized by Google

Verdienst behandeln. Verglichen mit dieser zweiten erscheint die erste Novelle nur wie ein schüchterner Versuch, gleichsam ein Fühler, ausgestreckt um zu sehen, wie weit man sich mit einiger Sicherheit wagen dürfe. Man mußte die Tendenz mißbilligen, aber man konnte der Novelle die Vorzüge eines lebhaften Stils und einer gefälligen Munterkeit des Tones nicht absprechen. Der Knoten war leicht, aber mit geschickter Hand geschürzt und die Darstellung ließ mehr ahnen, als sie wirklich zeigte. Von diesen guten Eigenschaften findet sich in der neuen Novelle des Herrn Spitzer keine Spur mehr, wogegen er die bedenklichen bis zum Aeußersten gesteigert hat; seine schriftstellerische Kunst hat ab-, seine Deutlichkeit hat zugenommen, und wenn das „Herrenrecht" eine schlüpfrige Lectüre war, so sind die „Verliebten Wagnerianer" einfach unanständig. Keine Dame kann dieses Buch in die Hand nehmen, ohne das Gefühl der Verletzung davon zu tragen; und wenn Herr Spitzer es für eine der Aufgaben des Schriftstellers hält, nur für lüsterne Männer zu schreiben, so denkt er allerdings von den Aufgaben des Schriftstellers wie von der Würde der Literatur geringer als wir. Nichts kann uns ferner liegen als die Meinung, daß die Literatur auf das Niveau der Mädchenpensionen herabgestimmt werden solle. Doch was in der guten Gesellschaft überhaupt nicht tolerirt wird, das gehört schlechterdings auch nicht in die Literatur. Es müssen erstaunliche Salons sein, in welchen sich Scenen ereignen können, gleich denen, welche Herr Spitzer an einer Stelle seines Buches schildert. An einer anderen Stelle sagt Herr Spitzer: „Man findet in den Salons höchstens elegante, witzige oder sentimentale, aber sehr selten leidenschaftliche Menschen." Das Betragen der Leute, welche Herr Spitzer uns in der genannten Scene vorführt, läßt sich mit keinem dieser Prädicate, sondern allein mit dem der gröbsten Unziemlichkeit bezeichnen. Wir statuiren durchaus den Sinnenrausch als poetisches Motiv, allein der ohnmächtige Kitzel, wenn er uns moralisch anwidert, hat noch viel weniger ein Recht auf ästhetische Geltung. An welche Sorte von Lesern muß Herr Spitzer gedacht haben, wo er die Heimlichkeiten gewisser „intérieurs" ausmalt, welche im Culturzustand ein Mensch vor dem anderen zu verbergen pflegt. Wir gehören wahrlich nicht zu den Anhängern der naturalistischen Schule des Herrn Zola; aber dieser wenigstens spielt niemals mit Dem, was unseren Widerwillen erregt; es ist ihm bitterer Ernst damit; es tritt im Zusammenhange mit einer Art von zwingender Nothwendigkeit auf, es wohnt ihm etwas Dämonisches inne, wie jeder anderen Naturgewalt. Bei Herrn Spitzer ist es eitel Decoration seiner „Salons" — müßiges Beiwerk, welches aber weder „elegant, noch witzig oder sentimental", sondern nicht mehr und nicht weniger als „degoutant" ist. Verschiedene Kritiker haben Herrn Spitzer mit Heine verglichen. Aber Heine war ein Poet und selbst bei seinen stärksten Ungezogenheiten haben ihn die Grazien nicht verlassen. Wenn man Herrn Spitzer's „Verliebten Wagnerianern" die Zweideutigkeit, den Doppelsinn und — um es gerade heraus zu sagen — die Zote nimmt, so bleibt wenig übrig; wenig sogar, um den Appetit Derjenigen zu reizen, welche seinem Buche zu den fünf Auflagen verholfen haben.

Wir nehmen keinen Anstoß an dem erotischen Element in der Literatur, so wenig wie an den Nuditäten in der bildenden Kunst. Hier bestimmt nicht der Gegenstand, sondern die Art seiner Behandlung unser Urtheil. Von welch' unaussprechlicher Lieblichkeit ist Prévost's schöne Sünderin umflossen! Mit welcher Unschuld — um das Wort eines französischen Kritikers zu gebrauchen — begeht sie ihre Insamien! Nicht den unglücklichen Chevalier allein hat sie bezaubert; noch heut übt Manon Lescaut ihre Anziehungskraft auf tausende von gebildeten Lesern aus, welche sie verabscheuen würden, wenn sie keine anderen Reize besäße, als diejenigen, deren die Damen in Herrn Spitzer's Novelle sich rühmen. Sogar das Häßliche kann ein Gegenstand der Kunst sein. Wer vermöchte Hogarth's unsterbliche Bilder anzusehen, ohne hier zu tiefem Erbarmen, dort zu unauslöschlichem Gelächter erregt zu werden? Aber aus der Oede des Herzens und der Negation werden solche Wirkungen nicht geboren. Eine Caricatur läßt sich nicht noch einmal carikiren. Das

Digitized by Google

aber ist der Fehler des Herrn Spitzer gewesen. Seine „Verliebten Wagnerianer" sind die Caricaturen von Caricaturen.

Wenig kann es in unseren Augen diesem Buche zur Entschuldigung oder seinen Ausschreitungen zur Rechtfertigung dienen, daß es sich als Satire gegen die Wagnerianer gibt und allerlei Intimitäten und Uebertreibungen, welche in den Kreisen derselben vorkommen mögen, zu seinem Ausgangspunkte nimmt. Herr Spitzer ist ein ehrlicher, aufrichtiger Gegner Wagner's und in seinen Feuilletons hat er den Meister von Bayreuth von der Seite getroffen, die für jeden Menschen die gefährlichste ist. Aber aus guter Gesinnung und einer Atlashose kann man noch keine Novelle machen. Man kann ein außerordentlicher Feuilletonist und doch nur ein schwacher Novellist sein. Herrn Spitzer gebricht es an jedem plastischen Vermögen, er kann nicht erfinden; und wo die Phantasie ihn im Stiche läßt, greift er zu stimulirenden Mitteln anderer Art, welche die Novelle nicht verbessern und die Satire um ihren Charakter bringen. Denn die Sinnlichkeit überwuchert und verdrängt so sehr jedes andere Motiv, daß die beabsichtigte Wirkung sich in ihr Gegentheil verkehrt und man sich zuletzt wol fragen mag, wer von Beiden schlimmer sei: die „Verliebten Wagnerianer" oder Diejenigen, welche sich an deren hier geschilderten Abenteuern ergötzen?

Nein! — was wir von dem Satiriker vor Allem verlangen, ist Unzweideutigkeit. Er darf uns keinen Augenblick darüber in Zweifel erhalten, was seine wahre Absicht sei. Er darf in uns den Verdacht einer jesuitischen Moral nicht aufkommen lassen. Wenn er Obscönitäten geißeln will, so darf er nicht selber obscön werden; und wenn ihm dieses Malheur passirt, sobald er das Gebiet der Novelle betritt, dann muß er es eben aufgeben, Novellen zu schreiben, und eine gemäßere Form für seine Satire suchen. Denn wo wir es mit einem Kunstwerk zu thun haben, da müssen auch die Gesetze desselben gelten; und es genügt nicht, uns als Surrogat für die mangelnde künstlerische Qualität „das Gemeine nur zu geben und zu geben es gemein".

Aus diesem Grunde, nicht aus sittlicher Entrüstung, protestiren wir gegen die Novelle des Herrn Spitzer. Wir unterschätzen keineswegs sein Talent; aber wir fürchten, daß es ihn verräth, wenn er über dasselbe hinauszugehen versucht. In einem seltenen Grade besitzt er die Gabe der scharfen Beobachtung und die Kunst des scharfen Ausdrucks. Die Mängel und Gebrechen der heutigen Gesellschaft sind ihm wohlbekannt, und mehr als einmal hat er sie mit Erfolg gegeißelt und den Beifall der Besten geerntet. Dieser Beifall wird ihm bei seiner neuesten Production fehlen und es frägt sich, ob derjenige, der ihm geworden, ein Ersatz dafür ist? Wenn Herr Spitzer daran denkt — wie er bei seinem weitreichenden Einflusse daran denken sollte — in einem corrigirenden Sinne auf die Zeit, ihre Thorheiten und Verirrungen einzuwirken: gewiß nicht! Wer unserer Nation in dem gegenwärtigen Augenblick einen Dienst leisten will, der darf nicht für, der muß gegen das blasirte Publicum schreiben.

Der entfesselte Prometheus. Eine Dichtung in fünf Gesängen von Siegfried Lipiner. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1876.

Renatus. Epische Dichtung von Siegfried Lipiner. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1878.

Der verstorbene Bayard Taylor that eines Tages in Berlin den Ausspruch: „Die bedeutendste deutsche Dichtung seit Goethe's Faust ist der entfesselte Prometheus von Siegfried Lipiner." Es war in einer Gesellschaft von Männern, welche mit der deutschen Dichtung ausübend, genießend, beurtheilend in der innigsten Beziehung stehen. Sie sahen sich verwundert an; keiner hatte von dem Buche gehört;

Digitized by Google

keiner hatte es gelesen. Auch der Schreiber dieser Zeilen nicht, der trotz bestem Vorsatz erst jetzt dazu gekommen ist, die durch Bayard Taylor erregte Neugierde zu befriedigen. Er kann nun allenfalls verstehen, wie der Amerikaner, von einer sehr wohlwollenden Stimmung hingerissen, zu seinem Enthusiasmus kam; aber er kann diesen Enthusiasmus nicht theilen. Er verkennt nicht in jener Dichtung ein großes, hochgespanntes Wollen; aber er findet, daß das Vollbringen weit dahinter zurück bleibt. Der Dichter schafft keine Gestalten. Er ist mit den Göttern und mit dem Teufel auf Du und Du; aber die Menschen kommen zu kurz. Er fühlt sich in's Grenzenlose hingezogen und weiß dafür in der Heimath nicht Bescheid. Man hat nirgends festen Boden unter den Füßen. Schwer möchte es sein, den Mythus, wie er ihn gestaltet, auf einen klaren Umriß zu bringen. Prometheus hat, an seinen Felsen geschmiedet, die ganze menschliche Entwickelung bis auf die Neuzeit geträumt. Entfesselt, man erfährt nicht recht wodurch, aber in des Dichters Beisein, betritt er die moderne Erde, etwa wie sich Goethe im „ewigen Juden" Christum wiederkehrend dachte. Der erste, der ihm begegnet, redet die sonderbare Sprache der Fichte'schen Philosophie; ein zweiter gibt sich für die reine Wissenschaft aus. Die Hauptsache aber ist, daß sich eine Staatsumwälzung vorbereitet und ausbricht, der französischen Revolution vergleichbar: ein Volksaufwiegler, der persönlichem Rachedurste fröhnt; ein würdevoll sterbender Geistlicher; ein gequälter, aber furchtlos fester Aristokrat. Pöbelherrschaft, Bacchanal — in diesen Partien erholt man sich, obgleich nur bekannte Apparate spielen. Prometheus sieht. Er hat eine Begegnung mit dem Gekreuzigten, der ihn auffordert, „noch einmal die schwere Urschuld zu vollbringen". Prometheus ist dazu bereit; sie umschlingen sich — Flammen, Sturm, Donner; grenzenloses Weh in des Titanen Brust; emporgeschleudert, fühlt er sich zwischen Himmel und Erde schweben; dann schweigen Sturm und Donner, er fühlt sich abwärts gezogen von unsichtbaren Armen — „und wie von küssenden Lippen fühlt er sein Auge sich gelöst, und, aufgewacht, sah er in's lächelnde Antlitz des Tages." Was eigentlich passirt ist, weiß man nicht. Aber er vernichtet dann das Schicksal, die Parzen singen ihr letztes Lied. „Es ist kein Schicksal mehr, es ist nur Gottheit." Prometheus gibt dem Dichter den Auftrag zu einem „heldengroßen Weltlied" und verschwindet in den Wolken. Der fünfte und letzte Gesang heißt „Erlösung"; worin diese aber eigentlich besteht, ist uns nicht klar geworden. Das Werk schließt mit einem Liede an den Schmerz . . . . . Es sind wol Materialien und Ansätze zu einer sauftartigen Dichtung von Schuld, Buße, Erlösung; aber im künstlerischen Sinne fertig geworden ist diese Divina Commedia nicht. Offenbar hat Bayard Taylor den Willen für's Werk genommen. Doch muß man rühmend anerkennen, daß trotz aller Formlosigkeit der Erfindung nirgends die formlose Rohheit der äußeren Behandlung gefunden wird, welche die traurige Signatur für die Poesie der Gegenwart zu sein scheint. Nirgends merkt man Flickwörter, nirgends mühsames Reimsuchen oder leichtsinniges Ergreifen des Nächstbesten, mag auch Gedanke oder Syntax darüber zu Grunde gehen. Es ist durchweg ein correctes Gedicht. Der Gedankenschatz erhebt sich freilich nicht zu wahrer Originalität; und darum bleibt auch die gangbare Phrase nicht fern. Eine Dichtung, welche sich an so gewaltige Probleme wagt, muß auf dem Grunde eines reichen Lebens ruhen. Der Poet muß Glück und Schmerz des Ringens um die Wahrheit nicht blos geträumt, er muß wirklich gelitten und gerungen haben. Das fühlt man hier nicht.

Eine zweite Dichtung desselben Verfassers nennt sich „episch", ist es aber noch weniger als die erste. Von dem greifbaren Leben sind wir darin noch weiter entfernt, als in der Gesellschaft des Titanen. Mit dem Helden geht übrigens etwas ähnliches vor wie mit Prometheus. Er springt in den Schlund der Hölle und taucht daraus als ein Wiedergeborener auf. Er hat sein früheres Leben vergessen, aber das eigene Schwert des Teufels mitgebracht, womit er diesen tödtet. Wie weit ist dieser Teufel, der immer vom Spaße redet, aber nie einen wirklichen Spaß hervorbringt, wie weit ist er von Mephisto entfernt! Doch müssen wir eine schöngedachte Situation

Digitized by Google

zu Anfang des zweiten Gesanges auszeichnen, die man sich sofort als Bild denken kann. Der Mond steht hoch; es ist Mitternacht. Der Held liegt wie todt, nur ein geringer Abglanz des Lebens auf seinem Gesichte; und ihm zur Seite steht Satan, an die Felsenwand gelehnt, die Arme trotzig verschränkt, den Blick regungslos gesenkt.

Und lässig, wie mit leichtem Sinn
Ein Kind im Walde weilt und singt
Und Blumen sich zum Kranze schlingt:
Sang er die Weise vor sich hin: —

ein beziehungsvolles luftig-volksthümliches Lied. Ob der Vergleich mit einem Kinde glücklich gewählt sei, lassen wir dahingestellt. — Sprache und Vers scheinen uns weniger sorgfältig behandelt als im „Prometheus".

Die Sage von Fridthjofr dem Verwegnen. Aus dem alt-isländischen Urtexte übersetzt von Willibald Leo. Heilbronn, Gebrüder Henninger. 1879.

Die Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge. Aus dem isländischen Urtexte übertragen von Eugen Kölbing. Heilbronn, Gebrüder Henninger. 1878.

Gunnlaug Schlangenzunge. Eine Inselmär von Karl Bleibtreu. Berlin, Leu Schleiermacher. 1879.

Das deutsche Uralterthum erfreut sich unter uns wachsender Gunst, welche sich auch auf das so nahe verwandte skandinavische und isländische Alterthum überträgt und dergestalt unsrem Publikum ein Stoffgebiet wieder nahe bringt, das einst Fouqué als eine glückliche poetische Region erkannte und auszubeuten versuchte. Aber die phantastischen Verballhornungen Fouqué's stellen sich in der Gegenwart nicht wieder ein. Man fühlt, daß die echte unverfälschte Ueberlieferung eine Schönheit besitzt, an welche die willkürlichen Machwerke moderner Erfindung nicht hinanreichen. Uebersetzungen und poetische Bearbeitungen suchen den Geist altgermanischer Poesie nach Kräften treu zu bewahren. Esaias Tegnér's unsterbliches Gedicht hat der Frithjofsage fast einen Weltruhm verschafft; man wird jetzt gerne die schlichte Saga in deutscher Uebertragung lesen, welche ihm den Stoff gewährte. Und eine andere Saga, nicht minder schön und ergreifend, liegt uns gleichfalls in prosaischer Uebersetzung wie in dem Versuch einer deutschen Nachdichtung vor.

Die Uebersetzung rührt von einem Gelehrten her, der sich früh der nordischen Literatur zuwandte und mit löblichem Eifer werthvolle Denkmäler derselben an's Licht zog. Ohne Zweifel ist ihm die altnordische Sprache sehr geläufig. Dennoch finden wir gleich im Anfange der Gunnlaugsaga einen ganz seltsamen Satz. Jofrid war 18 Jahre alt, als Thorstein sie zur Frau nahm; sie war Wittwe und hatte eine Tochter aus erster Ehe Namens Hungerd. „Diese — heißt es in dem vorliegenden Büchelchen — wurde in Borg mit Thorstein zusammen aufgezogen." Borg ist Thorstein's Wohnsitz. Also die Stieftochter soll mit dem Stiefvater zusammen erzogen worden sein? Wie sonderbar! Da werden wir wol das Original aufschlagen müssen. Hierdurch wird freilich Alles klar. Der Uebersetzer hat das altnordische, unserem „mit" entsprechende Wort, einfach durch „mit" übersetzt und durch ein hinzugesetztes „zusammen" verstärkt; es bedeutet aber hier wie oft einfach „bei": jene Hungerd wurde nicht mit, sondern bei ihrem Stiefvater erzogen. Was auch von vornherein viel wahrscheinlicher ist. Dennoch wollen wir in Dr. Kölbing's altnordische Sprachkenntnisse keinen Zweifel setzen; wir bitten ihn nur, künftig etwas weniger flüchtig zu übersetzen, damit das Innere dieser hübschen Saga's auch dem zierlichen Aeußeren entspreche.

Digitized by Google

Die „Inselmär" von Karl Bleibtreu erweckt gemischte Gefühle. Es scheint, daß wir ein junges Talent vor uns haben, welches Aufmunterung verdient; dennoch enthält das Gedicht so viel Verfehltes, daß man ein langes Verzeichniß entwerfen müßte. Der Verfasser hat wol aus dem „Methhorn" nordischer Poesie getrunken; aber vielleicht etwas zu viel. Wie der Rausch manchmal höhere Kräfte zu geben scheint, so will sich hier mannigfaltiges Können erweisen, läßt jedoch überall das strenge Maß und ernste Zucht vermissen. Fast übermüthig werden die verschiedensten Metra wie helfende Geister beschworen, und mit großem Wort- und Reimgeklingel suchen sie Fleisch und Blut zu gewinnen. Aber der Leser ermüdet in dem raschen Wechsel, in den starken Kontrasten des Rhythmus, welche nicht ebensolchen Gegensätzen des Stoffes entsprechen. Eine rege Phantasie setzt der Ueberlieferung manches hinzu, nicht ohne Glück und im Geiste der alten Saga. Aber die Ausführung leidet fast überall an Incorrectheiten. Eine Last nordischer Wörter wird mitgeführt, aber sie treten in seltsamen Formen auf und werden zum Theil gröblich mißverstanden. So ist denn ein Gebilde entstanden, welches keine reine Freude zu gewähren vermag, obgleich sich Spuren dichterischer Begabung durch das ganze Werkchen hin zerstreut finden, und willige Lectüre mindestens gegen den Schluß hin durch einige tiefe Eindrücke belohnt wird. Will der Verfasser, statt verschiedene Stil- und Vortragsarten gleichzeitig zu pflegen, eine derselben sorgfältig durchbilden und sich bis zur Befriedigung strengster Anforderungen eigen machen, so zweifeln wir nicht, daß ihm die deutsche Dichtung noch Erfreuliches zu danken haben könne. Er wird dann nicht blenden und durch aufgeregte Behandlung und scheinbare Formvirtuosität verblüffen, sondern an einem kleineren, leichter zu beherrschenden Stoffe, bei geistiger Vertiefung in näher gelegene, unmittelbarer Beobachtung zugänglichere Gebiete und bei ruhigem, gleichmäßigem Tone des Vortrages reinere Wirkungen hervorbringen.

Aus Goethe's Frühzeit.

Aus Goethe's Frühzeit. Bruchstücke eines Commentares zum Jungen Goethe von Wilhelm Scherer. Mit Beiträgen von Jacob Minor, Max Posner, Erich Schmidt. Straßburg, Karl J. Trübner. 1879.

Den Kern vorliegender Schrift bilden Untersuchungen über den „Faust", zumeist die Entstehungsgeschichte des Dramas betreffend, ein Problem also, das als eines der wichtigsten unserer Literaturgeschichte immer von Neuem den Eifer der Forscher herausfordert, ob es gleich einer völligen und allseitig befriedigenden Lösung sich hartnäckig zu verschließen scheint. Nachdem man sich in letzter Zeit mehr von philosophischer und ästhetischer Seite mit diesen Untersuchungen beschäftigt hatte, tritt nun auch die jüngste unserer Wissenschaften, die neuere deutsche Literaturgeschichte, in der Person eines ihrer bedeutendsten Vertreter an sie heran. Wie viel von den Resultaten Scherer's sicher ist, wie viel hypothetisch bleibt, vermag heute wol noch mit Bestimmtheit Niemand zu sagen; eine bis in's Einzelnste gehende Interpretation des „Faust", zu der Scherer selbst in seinem Berliner Seminar bereits den Anfang gemacht hat, wird vorausgehen, Untersuchungen aller Art, literarhistorische, metrische, sich anschließen müssen, ehe man zu einer Sichtung der Anschauungen wird schreiten können, die der Verfasser uns vorlegt; aber das Verdienst wird ihm unbestritten bleiben, eine ganze Reihe von neuen Gesichtspunkten der Forschung zugeführt, zu einer ganzen Reihe von fruchtbaren Untersuchungen angeregt zu haben; wer in den nächsten Jahrzehnten über den „Faust" schreiben will, wird genöthigt sein, vor Allem mit Scherer sich auseinanderzusetzen.

Digitized by Google

Sechs Phasen des „Faust" unterscheidet der Verfasser: 1) Der prosaische Faust (1772?), 2) Die ältesten gereimten Scenen (1773—1775), 3) In und nach Italien (1788 und 1789), 4) Mit Schiller's Antheil (1797—1801), 5) Abschluß des ersten Theiles (1806), 6) Abschluß des zweiten Theiles (1824—1831). Am meisten überraschen muß die Bezeichnung der ersten Phase; die Annahme, daß der erste, mehr oder minder ausgeführte Entwurf des „Faust" in Prosa gedichtet war, ist etwas ganz Neues, und doch gelingt es Scherer mit so siegreichen Gründen sie zu stützen, daß sie als bewiesen angesehen werden darf. Das größte Stück, das sich aus der Prosa erhalten hat, ist die Scene „Trüber Tag. Feld.", die mit den Worten des Faust beginnt: „Im Elend! Verzweifelnd!"; den Stil des Sturmes und Dranges in ihr zu verkennen, ist nach Scherer's Ausführungen unmöglich, und schon deshalb müßte sie als eine der ältesten des Dramas in Anspruch genommen werden, auch wenn sie nicht durch eine Reihe von Beziehungen, für die uns in der jetzigen Gestalt des „Faust" die Anknüpfungen fehlen, mit Evidenz als ein Bestandtheil des ursprünglichen, später verlassenen Planes erkannt würde; mit Recht nennt der Verfasser die Scene ein unschätzbares Document für die älteste Schicht der Goethe'schen Aufzeichnungen zum „Faust". Scherer weist fernere Bestandtheile der Prosa-Fassung in der Scene des Erdgeistes auf, in der ersten Gartenscene, der Katechisations- und Domscene, und in Fragmenten der Paralipomena und schreitet dann zu einer Reconstruction des ursprünglichen Planes fort. Auf die Erscheinung des Erdgeistes, so vermuthet er, folgte eine Disputationsscene, in welcher Faust, durch Widerstand gereizt, seine Geisterkenntniß enthüllt; als Zauberer mit Todesgefahr bedroht, flieht er in die Wildniß, dort erst tritt Mephisto, der Diener des Erdgeistes, zu ihm. Das Schema der Disputation findet sich, anders gewendet, in den Paralipomena; als eine Hauptstütze seiner Ansicht gelten dem Verfasser die folgenden Verse des Faust:

„Mußt ich sogar vor widerwärt'gen Streichen
Zur Einsamkeit, zur Wilderniß entweichen
Und um nicht ganz versäumt, allein zu leben,
Mich doch zuletzt dem Teufel übergeben." (II. Theil 1. Act.)

Mephisto führt Faust in die Welt zurück, zu Gretchen; ihre Tragödie spielt sich ab, in manchen Einzelheiten von der jetzigen Fassung abweichend. Nach Gretchen's Tode sollte das Drama, wie es scheint, „eine Wendung zur Kritik des öffentlichen Zustandes in Staat und Kirche nehmen", im ersten und vierten Acte unseres zweiten Theiles finden sich die Nachwirkungen dieser Conception, für die schon von Loeper vergleichsweise an die Tafelgespräche am bischöflichen Hofe zu Bamberg (im „Götz") erinnert hat. Ueber den Schluß des ursprünglichen Planes erklärt der Verfasser nichts zu wissen, er hat nur eine Vermuthung, und zwar eine sehr schöne, vorzulegen: „Faust wagt es für die Ueberzeugung, die er Gretchen gegenüber aussprach, für die Ueberzeugung von einem unerforschlichen Allgott zu kämpfen, um kämpfend zu unterliegen, im Unterliegen aber sich einer besseren Zukunft zu getrösten, die er mit heraufführen helfen. Und dieser Kampf ist seine Erlösung."

Aus Scherer's Ausführungen über die weiteren Phasen des „Faust" wäre Manches und Bedeutendes noch hervorzuheben; so der Erklärungsversuch des Gegensatzes zwischen dem Optimismus der vierten und dem Pessimismus der fünften Phase, zwischen der Sehnsucht nach des Lebens Bächen, ach! nach des Lebens Quellen und dem Verlangen nach der Speise, die nicht sättigt, nach der Frucht, die fault, eh' man sie bricht — der Erklärungsversuch dieses Gegensatzes aus der verzweiflungsvollen Stimmung Goethe's in jener Zeit, der Zeit nach Schiller's Tod, der Zeit der Schlacht bei Jena; so die Unterscheidung zweier Scenengruppen innerhalb der Gretchen-Tragödie, einer tragisch-dramatischen und einer eher heiteren, idyllisch-epischen. In der einen wird Faust's Mädchen, bei der Angabe der sprechenden Personen, durchgehends Gretchen genannt, in der anderen Margarethe — im Text selbst heißt sie immer Gretchen —; die Gretchen-Gruppe ist wohl als die ältere anzusehen, da der Dichter Goethe doch

Digitized by Google

zuerst zur Conception der dramatischen Scenen geführt werden mußte, und der Mensch Goethe, durch sein Schuldgefühl Friederiken gegenüber, zur Conception der tragischen.

Höchst bemerkenswerth sind weiterhin die in demselben Heft enthaltenen Aufsätze über das „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" und den „Satyros". Ueber beide Dramen hat vor einiger Zeit W. Wilmanns Untersuchungen angestellt, in welchen er die Modelle Goethe's aufzufinden trachtet; für das „Jahrmarktsfest" hat er einiges Haltbare gewonnen, Scherer stimmt ihm in manchen Punkten bei, ergänzt und berichtigt in anderen seine Vermuthungen und zieht besonders die „Frankfurter Gelehrten-Anzeigen" als neue Quelle hinzu. Für den „Satyros" stellt Scherer eine Deutung auf, die zunächst überall nur Ablehnung hervorrufen wird: das Urbild zum Satyros, meint er, sei Niemand Anderer als Herder. Es ist merkwürdig, daß erst Scherer zu dieser Deutung gelangte, obgleich Düntzer, in seinem Aufsatz über den „Satyros", alle Momente dazu in der Hand hatte. „Mir sind die beiden großen Menschen," bemerkt Scherer, „auch lieber, wenn ich sie einig und sich gegenseitig anerkennend sehe, als in Streit und Entfremdung; aber Gegenargumente, welche blos die Verunglimpfung Herder's als solche abwehren, werden mir natürlich keinen Eindruck machen." Die Freunde Herder's, wie Scherer richtig vorausgesagt hat, sind nicht geneigt, ihm beizustimmen; aber sie sind auch nicht geneigt — und daran thun sie sehr Unrecht — seiner Aufforderung Folge zu geben und ihrerseits eine ebenso durchgeführte Hypothese, wie die seinige aufzustellen. Alle Gründe, die für die letztere sprechen, hat Scherer mit ausgezeichnetem Scharfsinn und der größten Sorgfalt zusammengestellt; zu den wichtigsten gehört, daß die Herzogin Anna Amalia, die durch Merck das Modell zum Satyros kennen konnte, Herder, in einem Brief an Merck, „Satyros" genannt hat, und daß der Name Psyche, den die Geliebte des Satyros trägt, zugleich der Name ist, den im Darmstädter Kreise Caroline Flachsland, Herder's Geliebte, trug; als Psyche hat Goethe selbst sie auch sonst in seine Poesie eingeführt. Scherer's Hypothese darf jedenfalls als die plausibelste bezeichnet werden, die wir bis jetzt über den „Satyros" besitzen, dieses Document, wie Goethe selbst es nennt, der göttlichen Frechheit seiner Jugendjahre; plausibler vor Allem als die Deutung von Wilmanns, der bei den französischen Encyclopädisten die Urbilder für das Gedicht sucht und nachzuweisen bemüht ist, daß bis in die kleinsten Einzelheiten hinein Glieder dieses Kreises vorschwebten; nur wenn es sich um Menschen handelte, die Goethe persönlich nahe standen, konnte er das Interesse haben, auch kleinere, intimere Züge wiederzugeben, aber nicht Leuten gegenüber, die ihm so fremd waren, wie jene Franzosen, wie insbesondere das angebliche Modell zum Satyros, d'Alembert. O. A.

Digitized by Google

μ. **Jahrbuch der königlich preußischen Kunstsammlungen.** Erster Band, 1. Heft. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1879.

Eine neue Kunstzeitschrift in Berlin ist der angemessene und lange vermißte Ausdruck des gehobenen Interesses an Kunst und künstlerischen Dingen, welches die deutsche Hauptstadt und Deutschland überhaupt gegenwärtig auszeichnet. Die Absicht ein Centralorgan zu schaffen, das zunächst die Berliner Kunstgelehrten als Mitarbeiter sammelt und den weiteren Kreis der Gebildeten zur Theilnahme einladet, konnte nicht würdiger erreicht werden, als durch die oben genannte Publikation. Schon das äußere Gewand, worin das vorliegende Heft sich darstellt, ist überaus vornehm und geschmackvoll und glänzt durch die Abwesenheit jedes reclamehaften Scheinglanzes. Format, Papier, Druck, die beigegebenen Holzschnitte und Lichtdrucke genügen den höchsten Anforderungen und bringen jenen Eindruck von Gediegenheit hervor, welchem der Inhalt entspricht. Das Heft zerfällt in zwei Theile. Vorangehen „amtliche Berichte", welche von den neuen Erwerbungen des Museums Rechenschaft ablegen und damit einem wahren Bedürfnisse des Kunstfreundes entgegen kommen. Sie sind äußerst lehrreich und werden nicht verfehlen, zur Schätzung und lebhaftern Benutzung auch der weniger gekannten Abtheilungen der königlichen Museen einzuladen; wir heben ganz besonders die Berichte über das Münzcabinet und das Kupferstichcabinet hervor, die freilich wie alle anderen durch einen „Nachtrag" weit in Schatten gestellt werden, welcher die erste amtliche Kunde von den großartigen pergamenischen Erwerbungen verbreitet. Bedeutungsvoll trifft das Erscheinen der neuen Zeitschrift mit der Ankunft dieser Schätze zusammen, welche das Berliner Museum in Bezug auf antike Originale zu dem zweiten der Welt, dem ersten nach dem Londoner machen. — Auf die „amtlichen Berichte" folgen „Studien und Forschungen", welche von den Herren Bode, Dohme, Herman Grimm, Jordan, Lippmann herausgegeben werden. Fast allen Beiträgen des vorliegenden Heftes ist gemeinsam, daß sie den Ausblick auf ein Ganzes, auf größere kunsthistorische Probleme, auf einen tieferen Hintergrund eröffnen, kurz daß sie nicht in der äußerlichen Einzelforschung stecken bleiben. Friedländer handelt zusammenfassend über die italienischen Schaumünzen des fünfzehnten Jahrhunderts, Lippmann spricht auf Anlaß eines bestimmten von ihm publicirten Blattes über die Anfänge des italienischen Kupferstiches überhaupt, Herman Grimm ermittelt, wie die ursprünglich von Michelangelo beabsichtigten Sarkophage an den Medicäergräbern beschaffen gewesen sein müssen, Dobbert gibt Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Crucifixes und damit zur Kenntniß der Grenze zwischen heiterer antisirender Auffassung des Christenthums und der mittelalterlichen Freude an Marterbildern. Lippmann veröffentlicht außerdem ein merkwürdiges Blatt von Dürer's Hand in genauer Nachbildung. Weiß sich die neue Zeitschrift den Charakter geistreicher Erörterung zu erhalten, die sich über das todte Material erhebt und dadurch ganz von selbst die Ansprüche eines größeren Publicums befriedigt, so zweifeln wir nicht, daß es ihr gelingen wird, die Führung in der deutschen Kunstliteratur zu übernehmen und sich in allen Häusern, die auf Bildung Anspruch machen, dauernd einzubürgern.

σχ. **Ansichten über Aesthetik und Literatur** von Wilhelm von Humboldt. Seine Briefe an Christian Gottfried Körner (1793 bis 1830). Herausgegeben von F. Jonas. Berlin, L. Schleiermacher. 1880.

Dieses Büchlein von 190 Seiten birgt einen reichen Schatz. Die Briefe Wilhelm von Humboldt's, in denen er sich wirklich gibt und, wie hier, einem vertrauten Freunde sein Inneres aufschließt, ihn Antheil nehmen läßt an dem ganzen Umfange seiner geistigen Interessen, haben eine große anregende Kraft. Alle Nachrichten, die sie enthalten, alle Beiträge zur Literaturgeschichte, die daraus zu gewinnen sind, stehen in zweiter Linie: Hauptsache sind die Gedanken, die sie in dem Leser wecken. Humboldt wirkt wie ein Gegenwärtiger, heute Strebender. Denn die Probleme, die ihn vor allen bewegen, sind noch heute wie damals — Probleme. Man sieht auch hier wieder recht deutlich, wie sein höchstes Suchen und Wollen sich um die Aufgabe der Charakteristik dreht; er wünscht in einem Individium, einer Epoche, einem Volke den eigentlich bezeichnenden Zug aufzufinden, der in allen Lebensäußerungen vorhanden wäre und ihnen den besonderen Stempel aufdrückt. Er will 1793 das Ideal der Menschheit erforschen und damit die Menschen in verschiedenen Zeitaltern und Nationen vergleichen (S. 9). Dann 1795 hat er tiefe Worte über das Wesen des Charakters (S. 39, 44). Er denkt eine Charakteristik des griechischen Geistes zu entwerfen (S. 50). Im Jahre 1797 will er die Charakteristik des achtzehnten Jahrhunderts zum Vorwurf seines Nachforschens machen (S. 64). In Paris, Ende 1797, interessiren ihn wie billig am meisten die Franzosen, speciell die Frage, welchen Weg es mit der literarischen Ausbildung dieser Nation nehmen werde; die französische Sprache erscheint ihm als eine überall einengende Kette; für die Cultur einer Nation sei schlechterdings nichts so wichtig, als ihre Sprache (S. 87). Später faßt er eine Aufgabe vergleichender Völkercharakteristik in's Auge (S. 96). Und endlich, 1812, glaubt er allgemeine Grundsätze über die Art auffstellen zu können, wie sich von den Sprachen auf die Nationen, ihre Abstammung und Geschichte, ihren Charakter und ihre Bildung zurückschließen lasse (S. 126). Noch immer stehen wir da vor unbeantworteten Fragen. Es fehlt uns eine feste Methode der Charakteristik; jenen überall gleichen, bezeichnenden Zug anzugeben, haben wir noch immer nicht gelernt; und das Bewußtsein ist nicht sehr lebendig, daß alle Geisteswissenschaft wenig taugt, wenn wir es dahin nicht bringen. Wo wir zu charakterisiren gezwungen sind, da greifen wir unbefangen zu und suchen, so gut es eben gehen will, mehr künstlerisch, nach ungefährem Meinen, als wissenschaftlich und nach sicherem Verfahren, die uns auffallenden Eigenheiten zusammenzustellen. In dieser vorläufigen praktischen Art, Menschen, Städte, Nationen zu schildern, hatte Humboldt eine seltene Virtuosität erworben. Auch die vorliegenden Briefe bezeugen es durch ausgezeichnete Urtheile über Goethe, Schiller, die Brüder Schlegel, Theodor Körner.

Digitized by Google

Stets merkt man, daß Wilhelm Humboldt die Menschen beobachtet, untersucht, classificirt, wie ein Botaniker die Pflanzen. Zu- und Abneigung fehlen nicht, aber sie sind ein Ding für sich und haben auf die Art, wie das Bild entworfen wird, keinen Einfluß. — Ein paar Einzelheiten seien noch mitgetheilt. Die Aufgabe des preußischen Gesandten in Rom bestimmt Wilhelm von Humboldt im Jahre 1802 sehr bündig: er müsse darauf hinarbeiten, das Band zwischen dem Papste und den katholischen Unterthanen des Königs „immer loser zu machen" (S. 110): ein Wort, das noch heute und heute mehr als je Beherzigung verdient. Unsere zweite Mittheilung ist weniger ernst. Kant scheint sich einmal gegen das Biertrinken erklärt und Körner dies erzählt zu haben. „Für die Anekdote über Kant — schreibt Humboldt — bin ich Ihnen wahrhaft verbunden. Die Philosophie ist doch immer erhabener als die Poesie. Denn Schiller und Goethe tranken immer Bier und Goethe thut es noch jetzt ohne alle Scham, wenn auch Leute dabei sind" (S. 150). — Die schlechte Humboldt'sche Handschrift oder vielleicht mangelhafte Correctur wird noch manche Verbesserungen des hier gebotenen Textes nothwendig machen. Z. B. S. 8 „die Feder des abgerissenen Briefes wieder aufzunehmen" — doch wol „die Fäden" oder „den Faden". Die „gewöhnlichen Ballet-vorstellungen" von Seite 67 sind vermuthlich „Balletstellungen". S. 131 „Wenn sie (Friedrich Schlegel und Adam Müller) über Goethe und Schiller sprechen" — vielmehr: „sprachen".

oa. **Aus Italien.** Erinnerungen, Studien und Streifzüge von P. D. Fischer. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann). 1879.

Es erscheinen wenig Bücher in unsern Tagen, die einen so ungetheilt erfreulichen Eindruck hinterlassen, wie das vorliegende. Am gelungensten erscheinen uns die „Erinnerungen". Da ist nichts Aufdringliches, nichts Gemachtes. Eine liebenswürdige, distinguirte Persönlichkeit gibt in ruhiger, einfacher und unverkennbar wahrer Schilderung die Eindrücke einer italienischen Reise wieder, die bereits vor geraumer Zeit, im Anfang der sechziger Jahre, unternommen wurde. Zu dem Vorzüglichsten rechnen wir die Beschreibungen jener Städte, von Syracus, dem wüsten und trümmerhaften, und von Ravenna, dem hellen und behaglichen. In einigen Partien des Buches wird man an die prächtige Sorglosigkeit der Mendelssohn'schen Briefe erinnert; man fühlt das urkräftige Behagen, die frohe Laune, die den Verfasser erfüllt. Die „Studien" geben drei größere Aufsätze, „Rom im Mittelalter", „Ein belletristischer Papst", „Lorenzo de' Medici". Der erste schildert das mittelalterliche Rom bis zum Ende des ersten Jahrtausend; der Eingang stellt gedankenvolle Betrachtungen an über die ewige Stadt, in der Art des Essays, wie ihn in Amerika Emerson, in Deutschland H. Grimm mit unerreichter Meisterschaft pflegt. Das schwere Pathos, das nicht ganz frei von Manierirtheit ist, scheint von der Gattung unzertrennlich. Vortrefflich ist der zweite Aufsatz, der dem Aeneas Sylvius gilt; Fischer charakterisirt ihn treffend als einen der ersten modernen Menschen und Schriftsteller. Das Essay über Lorenzo de'Medici gibt ein Bild des Magnifico in der objectiven Weise der Ranke'schen Schule; wir, die wir durch die kecke Lebendigkeit oder die gewaltig fortreißende Leidenschaftlichkeit jüngerer Historiker — darf man sagen verwöhnt? — sind, möchten solche Darstellungen leicht etwas zu kühl finden. Und dies ist es auch, was die „Streifzüge", kleinere Aufsätze über politische, kirchliche, sociale, financielle und literarische Fragen Italiens, ein wenig veraltet erscheinen läßt, so frisch und launig auch die einen, so flüssig und scharfsinnig auch die andern dieser Aufsätze geschrieben sind. Das Streben des Verfassers, unsere Kenntniß von den italienischen Dingen zu vermehren, ist eben so verdienstlich, wie die verwandten Bemühungen Paul Heyse's oder Karl Hillebrand's; aber es scheint leider, als ob „das Volk der Dichter und der Denker" zur Zeit nicht sehr lernbegierig sei.

ob. **Post und Telegraphie im Weltverkehr.** Eine Skizze von Dr. P. D. Fischer, Geh. Oberpostrath. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann). 1879.

Von der hohen Bildung, mit welcher unser deutsches Postwesen geleitet wird, nicht blos durch den Feldherrn, den Alle kennen und im Munde führen, sondern auch durch seinen Generalstab, legt obige kleine Schrift wieder ein sprechendes Zeugniß ab. Sie schildert in ebenso geschmackvoller wie stoffreicher und meisterhaft zusammengedrängter Weise zuerst die Mittel und Wege sowol des Postverkehrs wie der Telegraphie, dann die Organisation beider Betriebe in dem Weltpostverein und dem Allgemeinen Telegraphenverein, endlich ihre Leistungen. Jene halbe Geringschätzung, mit der man sonst wol auf das Postfach herabsah, als den übrigen Zweigen des öffentlichen Dienstes weder in der Wichtigkeit noch in der Berufstüchtigkeit oder dem Bildungsgrade nach ebenbürtig, hat heute keine Berechtigung mehr, wenn unter einem Stephan Männer wie der Geh. Oberpostrath Fischer an der Spitze stehen und mit unablässigem Bemühen auf eine gleiche Steigerung der Fähigkeit und Arbeit in dem ganzen großen, ihnen anvertrauten Getriebe hinwirken. Der Zufall, der in diesen Besprechungen zwei von einander inhaltlich so sehr verschiedene, jedoch in ihrer Art gleichwerthige Werke desselben Verfassers zusammengestellt hat, wie das „Aus Italien" und das über „Post und Telegraphie im Weltverkehr", spricht mehr, als Worte vermöchten, für den weiten Ideenkreis des Mannes, dem wir sie verdanken.

oλ. **Hervorragende Förderungsstätten des deutschen Handwerks.** Beobachtungen, Erfahrungen und Vorschläge zur Hebung der Erwerbsfähigkeit unseres Handwerkerstandes, infolge einer vom königlich preußischen Handelsministerium unterstützten, im Herbst 1877 ausgeführten Reise bearbeitet und herausgegeben von Carl Schröder, Director der städtischen Gewerbschule zu Siegen. Mit vier Ansichten in Holzschnitt. Dresden, Georg Gilbers Verlagsbuchhandlung für Architectur und Kunstgewerbe.

Der Verfasser schildert zuerst die Allgemeine Gewerbeschule in Hamburg, die namentlich durch

Digitized by Google

ihre Zeichnenlehrmethode berühmt geworden ist, und die dortige Gewerbeschule für Mädchen; geht dann über auf Frankfurt am Main, wo er sich ob der täglich schwachen Entwickelung des Gewerbschulwesens verwundert, und von da nach den vier süddeutschen Staaten, die in dieser Beziehung den Norden weit übertreffen. Insbesondere Württemberg, wo Director von Steinbeis seine unvergleichliche Wirksamkeit entfaltet hat, erfährt hier die schuldige Anerkennung und eine knappe, aber anspreichende Schilderung seiner mannigfaltigen Gewerbe-Beförderungs-Anstalten. Gleich Herrn von Steinbeis ist Director Schrödter für facultative Fachschulen; aber er hätte neben ihnen ganz gern obligatorische allgemeine Fortbildungsschulen, damit der Zwang für Alle die strebsameren und befähigteren jungen Leute jenen zutreibe. Die Meister will er nöthigenfalls, wie in Hamburg und Baden, von Staatswegen gezwungen wissen, ihren Lehrlingen die zum Schulbesuch erforderlichen Abendstunden freizugeben. Er warnt davor, die Volksschullehrer *ohne Weiteres* für befähigt zum Unterricht in gewerblichen Fortbildungsschulen zu halten; nicht minder aber auch Architekten, Ingenieure oder andere Techniker. Für jene schlägt er Lehrer-Curse zum Behuf der entsprechenden speciellen Ausbildung vor. Den Schluß der höchst anregenden und lehrreichen Schrift machen wohlerwogene eigene Vorschläge des Verfassers für die Entwickelung und Hebung des deutsch-preußischen Gewerbeschulwesens.

q. Der altbewährte Verlag von **Otto Spamer** in Leipzig, dessen Erzeugnisse zu den beliebtesten Gaben auf den Festtisch von Jung und Alt seit langem gehören, hat wie alljährlich auch diesmal um die Jahreswende eine reiche Fülle von Jugendschriften, Reisewerken u. s. w. in die Welt geschickt, die durch schmuckes Aeußere und lehrreichen Inhalt überall wo sie eintreffen Freude bereiten werden. Von den bei Spamer erscheinenden Lieferungs- und Sammelwerken enthielt die jüngste Novasendung den ersten Band von Otto von Leixner's, an dieser Stelle schon rühmlichst erwähnter „Illustrirte Literaturgeschichte in volksthümlicher Darstellung für Schule und Haus", ebenso fanden wir die ersten zwei Bände der freisinnigen und volksthümlichen „Illustrirten Weltgeschichte für das Volk", die Otto von Corvin und L. F. Dieffenbach herausgegeben, wie auch den ersten Halbband der schon aus den vorangegangenen zwei Auflagen uns bestens bekannten „Preußens Geschichte in Wort und Bild", die Ferd. Schmidt zum Verfasser und Ludwig Burger zum verständnißvollen Illustrator hat. Die bei der Damenwelt so beliebte Bibliothek der „Illustrirten Breviere", die in eleganterster Ausstattung den Extract des Wissenswürdigsten aus verschiedenen Gebieten der Leserin darbieten, bringt vier neue Bände, nämlich ein „Brevier der Tanzkunst" von A. Czerwinsky, ein „Brevier der Eleganz" von Joh. von Sydow, ein „Brevier der häuslichen Oeconomie" von Emma von Thirnau und ein „Brevier der Landwirthin" von Christiane Steinbrecher. Ein ganz neues Unternehmen des unermüdlichen Verlegers begegnet uns in „Otto Spamer's Neuen Volksbüchern", die in fortlaufender Folge erscheinen und in einzelnen in sich abgeschlossenen, theils illustrirten, theils nicht illustrirten Bänden geistige Veredelung und höhere Bildung verbreiten helfen sollen. Durchaus volksthümlich, wollen sie unterhaltend belehren, nach allen Richtungen hin, auf allen Gebieten. Zahlreiche und namhafte Mitarbeiter, unter ihnen R. v. Gottschall, Roë, Preyer, Roscher u. A., haben ihre Unterstützung zugesagt. Bis jetzt erhielten wir fünfzehn Bände, in denen sich z. B. Biographien berühmter Geographen, A. v. Oberländer, ein Kaiser-Wilhelm-Buch von W. Wägner, eine Charakteristik Hermann's des Cheruskers von J. Cüppers, Lebensbilder aus der Zeit Friedr. Wilhelm I. von Franz Otto, gegen den Aber- und Irrglauben gerichtete Erzählungen von C. Michael und manches Andere finden. Von neuen resp. neu aufgelegten Werken, die Spamer edirte, verdienten volle Anerkennung die instructiven und anziehenden Werke „Hinterindische Länder und Völker" und „Centralasien" von F. von Hellwald, denen sich ein verdienstvolles und lehrreiches Werk von Rich. Oberländer über „Australien" anschließt; wegen der Ausstellung in Sidney heute von besonderem Interesse. Vorzüglich für die reifere Jugend eignen sich die Lebens- und Geschichtsbilder „Auf hohen Thronen", in denen Franz Otto auf dem Hintergrund ihre Zeit, den alten Fritz, Kaiser Josef II. und Napoleon I. vorführt, Biographien, die auch in geschmackvollen Einzelausgaben vorliegen. Die kulturgeschichtliche Erzählung aus dem Beginn der römischen Kaiserzeit „Der Letzte der Hortensier" von Dr. R. Schoener bietet ein lebendiges Bild der geschilderten Zeit nach allen Richtungen hin. Für „kleine Leute" haben Carl und Mehl „Die schönsten Griechischen Sagen aus dem Alterthum" zusammengestellt, während Rich. Glaß der Allgemeinheit der Gebildeten in seinem „Wörterbuch der Mythologie" ein sehr nützliches Nachschlagebuch schuf, das sich gleichmäßig über die Götter- und Heldensagen der orientalischen, der nordisch-germanischen und slavischen Völker, wie der Griechen und Römer erstreckt. Naturwissenschaftliche Kenntnisse in anregender, allgemeinverständlicher Form will Sophie Traut durch ihr Buch „Reisen bei Sonnenschein und Regen" verbreiten helfen; der reiferen weiblichen Jugend endlich gibt C. Michael nach dem Französischen der Fran Bawr eine spannende Erzählung „Robertine". Der Verleger all dieser populären und instructiven Schriften verdient es, daß man ihm Dank und Anerkennung ausspreche, und seiner Thätigkeit, die zielbewußt und seit Jahren schon eine ganz bestimmte, lobenswerthe Richtung verfolgt, den gedeihlichsten Fortgang wünsche.

c. **Frauen-Bibliothek.** Ein Cyclus von Werken über Kunst und Wissenschaft für Frauen und Jungfrauen. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Obwol wir nicht recht einsehen, warum diese Sammlung sich speciell an die Frauen und Mädchen Deutschlands wendet, da jedes gute Buch, welches für einen gebildeten Mann oder Jüngling geschrieben ist, sich auch für eine gebildete Frau oder Jungfrau eignen sollte, und

Digitized by Google

umgekehrt: so wollen wir den hier in vorzüglicher Ausstattung vorliegenden Bänden weder ihr Verdienst noch dem Gedanken, der deutschen Familie eine nach einem bestimmten Plane geleitete Hausbibliothek zu geben, seine Berechtigung absprechen. Als besonders werthvoll von den drei bis jetzt erschienenen Bänden nennen wir „Die deutschen Kaiser“ von K. Th. Heigel. In einer Reihe von Monographien hat der bekannte Münchener Historiker einen Abriß der deutschen Geschichte geliefert, welcher zweckentsprechender nicht gedacht werden könnte. Würdig schließt sich Otto von Leixner's Band über „Die bildenden Künste in ihrer geschichtlichen Entwicklung bis auf die Neuzeit“ an. Höchst übersichtlich hat er das ungeheure Material geordnet und sein Buch, in warmer Sprache geschrieben, ist in der That ein sehr empfehlenswerthes Hülfsmittel beim Studium der Kunst. Was wir in Richard Weitbrecht's „Geschichte der deutschen Dichtung von den Anfängen bis zur Gegenwart“ vermissen, ist die Gleichmäßigkeit in der Vertheilung und Behandlung seines Stoffes. Wir verkennen die Schwierigkeiten auch seiner Aufgabe nicht; aber vielleicht würde er für die Großen etwas mehr Raum gehabt haben, wenn er sich im Lobe der Mittelmäßigen und Kleinen etwas mehr eingeschränkt hätte.

ου. **Golias.** Studentenlieder des Mittelalters. Aus dem Lateinischen von Ludwig Laistner. Stuttgart, W. Spemann. 1879.

Goliarden hießen die vagirenden Studenten des Mittelalters; woher der Name sich schreibt, ist ebenso wenig klar, als wo der Ursprung ihrer Poesie zu suchen ist. Der erste Anstoß scheint in Frankreich erfolgt zu sein, die großen Sammlungen der Goliardenlieder aber sind (nach Scherer's „Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrhundert“) international, Italien, Deutschland, Frankreich, England tragen dazu bei oder nehmen daran Theil. Sehr viel klarer ist jedenfalls, daß diese Vagantenpoesie durch ihre eigenthümliche Mittelstellung zwischen volksthümlicher und Kunstdichtung historisch interessant und durch die Frische und liebenswürdige Keckheit des Tones, die Mannigfaltigkeit und Feinheit der Form dichterisch werthvoll ist, so daß wir Laistner für seine gelungene Uebertragung zu Dank verpflichtet sind. Neben den eigentlichen Zech- und Gesellschaftsliedern sind es besonders die lyrischen Gedichte, die hervortreten; ihr Inhalt ist der aller Lyrik von jeher: Liebe. Die Verkettung von Natur- und Liebesgefühl, die wir bei den höfischen Minnedichtern und, unter den Neueren, bei Goethe beobachten, finden wir auch hier; eines der gelungensten Gedichte ist bezeichnender Weise „Lenz und Liebe“ überschrieben. Die Liebesempfindungen der Goliarden sind, was weiter nicht Wunder nimmt, durchaus sinnlich; wenn die Geliebte geschildert werden soll, werden nur körperliche, nicht geistige Qualitäten aufgezählt, so in dem Gedicht „Liebesschwur“, das mit dem „Frühlinglied“ und dem „letzten Willen“, dem allbekannten „mihi est propositum in taberna mori“, zu den hübschesten zählt, die Laistner übertragen hat. Seine Uebersetzung ist im Ganzen durchaus lobenswerth, frisch und fließend; an einigen Stellen macht sich der Reimzwang etwas zu deutlich geltend, so wenn es heißt: „Vor der linden Thauluft schwinden Hagel, Schnee und all der Wust“ oder gar: „Vornehm Abkunft, Angesicht, Kleidung und Gebende“, und wenn somit ohne Weiteres ein mittelhochdeutsches Wort, dem Reim zuliebe, angewendet wird, das im neuhochdeutschen niemals vorkommt. Beschwerend für diese kleinen Sünden, die leicht hätten unbegangen bleiben können, fällt noch ins Gewicht, daß das Buch dem Meister der Form, Paul Heyse, gewidmet ist. Noblesse oblige.

αλ. **Aus Westafrika.** Erlebnisse und Beobachtungen von Hermann Soyaux, Mitglied der deutschen Kassandsche-Expedition. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1879.

Als zweiundzwanzigjähriger junger Mann hat der Verfasser sich der südlichsten deutschen Afrika-Expedition 1873 angeschlossen und drei Jahre dort zugebracht, meist in der verfallenden portugiesischen Colonie Angola. Von Fach Botaniker, hat er doch auch für die Menschen einen offenen gesunden Blick. Er sieht scharf und erzählt recht lebendig und hübsch. Ueber die Bildsamkeit der Neger urtheilt er ganz wie Livingstone und Stanley, oder wie unser Hamburger Landsmann Hübbe-Schleiden. Sehr ungünstig fällt Soyaux' Urtheil über das portugiesische Colonialsystem aus, unter welchem Missionare und deportirte Sträflinge sich in die Civilisationsarbeit theilen, während die Beamten, Militär- und Civilgewalt in sich vereinigend, den untersten Graden des Staatsdienstes im Mutterland entnommen sind und sich danach machen, d. h. die unglücklichen Eingeborenen auf das Schändlichste ausbeuten. Der europäische Ansiedler hat an ihnen keine Stütze, und könnte doch mit geringer Nachhilfe von Regierungswegen in dem meist gesunden Klima der Berg- und Hochebenen-Region des Inneren massenhaft einwandern, um zu prosperiren. Indessen schrumpft das Gebiet der Colonie zusehends so reißend ein, daß Soyaux die letzte Katastrophe schon nahe glaubt. Ein wichtiger Punkt nach dem anderen wird ausgegeben. Es ist hiernach klar, daß, wenn das Interesse der Culturwelt gewahrt werden soll, die Portugiesen entweder sich ermannen und fortan gründlich verschieden zu Werke gehen müssen, oder aber die Aufgabe anderen thatkräftigeren Nationen abtreten. Was den Reisenden selbst betrifft, so hat er sich neuerdings abermals nach West-Afrika begeben, um im Auftrag des großen Hamburger Hauses Woermann & Comp. am Gabun eine Kaffee-Plantage anzulegen, wo er nun ja Gelegenheit hat, aus seinen Vorstudien für die Behandlung des Negers das praktische civilisatorische Resultat zu ziehen.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. December zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abenteuer auf einer Reise durch die Schweiz. Ein Würfel- und Pfänderspiel. Großes lithographisches Tableau mit 60 Abbildungen. Bern, A. Jenni's Buchhdlg.

Asuyf. — Kiesfut. Trauerspiel in fünf Acten von Adam Asuyf. Uebersetzt von M. v. Reden. Posen, J. Jolowicz. 1880.

Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Afrika's. 3. Heft. Im Reiche des Musta Jamwo. Tagebuch meiner im Auftrage der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrika's in die Lunda-Staaten unternommene Reise. Von Dr. Paul Pogge. Mit 6 Holzschnitten, 6 lithographirten Tafeln und einer Karte von Dr. R. Kiepert. Berlin, Dietrich Reimer. 1880.

Beuthien. — Halbblod. Ein Roman aus Slesvig-Holsteen dun Angelius Beuthien. 2 Bde. Lübeck, Dittmer'sche Buchhdlg. 1880.

Bluntschli. — Gesammelte kleine Schriften von J. C. Bluntschli. 1. Band. Aufsätze über Recht und Staat. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhdlg. 1879.

Bodenstedt. — Gräfin Helene. Novelle von Friedrich Bodenstedt. Stuttgart, Richter & Kappler. 1880.

Brociner. — Aus zwei Zonen. Rumänische Culturbilder und novellistische Skizzen von Marco Brociner. Bremen, J. Kühtmann's Buchhdlg. 1880.

Brückner. — Der Jarewitsch Alexei (1690—1718). Von Professor A. Brückner. Mit einem Porträt Alexei's nach Dinglinger. Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhdlg. 1880.

Burchard. — Handels-Correspondenz. Theoretisch und praktisch dargestellt von Gustav Burchard, Professor an der Wiener Handels-Akademie. 2. Aufl., Lfg. 1. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1880.

Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 1863. 64. A history of our own times by Justin Mc. Carthy. In four volumes. Vol. I. 2. Leipzig, B. Tauchnitz. 1879.

Cornelius. — Zur Theorie der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. Von C. S. Cornelius. Halle a/S., L. Nebert. 1880.

Doré. — Unter griechischen Räubern. Unromantische Erlebnisse auf classischem Boden. Text frei nach Edm. About, Illustrationen von Gustav Doré. Berlin, A. B. Auerbach.

Dowden. — Shakspere, sein Entwicklungsgang in seinen Werken. Von Edward Dowden. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Wilhelm Wagner. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1879.

Ebers. — Aegypten in Bild und Wort. Dargestellt von unseren ersten Künstlern. Beschrieben von Georg Ebers. Lfg. 39—42 (Schluss). Stuttgart, Ed. Hallberger. 1879.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. — Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Rath Prof. Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. von Wittstein, Prof. Dr. von Zech. 1. Abthlg. 7. Lfg. Enthält: Handbuch der Mathematik. 3. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1879.

Erholungsstunden. Neue deutsche Romanzeitung. Heft 3—5. Breslau, S. Schottlaender.

Erismann. — Gesundheitslehre für Gebildete aller Stände. Von Dr. Friedrich Erismann. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgegeben im Auftrag des Verfassers von Dr. Adolph Schuster, k. k. Hofrath und Leibarzt. München, M. Rieger'sche Univ.-Buchhdlg. 1879.

Feddersen. — 1870—1880. Kornblume und Eichenblatt. Ein Kaiser-Gedenkbuch von F. A. Feddersen. Hamburg, J. F. Richter. 1880.

Fern. — Der Letzte der Hellenen. Dramatisches Gedicht in sechs Tableaux von Edgar Fern. Graz, Selbstverlag des Verfassers. 1879.

Fichte. — Die Bestimmung des Menschen. Dargestellt von Johann Gottlieb Fichte. Text der Ausgabe 1800. (A) unter Berücksichtigung der Ausgaben 1801. (B), 1838, (C) und 1845, (S. W.). Herausgegeben von Carl Kehrbach. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Florian. — Christbaum und Pfingstmaie, eine Weihnachtsgabe für Kinder von L. Florian. Berlin, R. Falk.

Frank. — Waldgeheimniß. Ein socialer Märchen. Von U. Frank. Bremen, J. Kühtmann's Buchhdlg. 1880.

Galdós. — Gloria. Zeitroman von B. Perez Galdós. 2 Thle. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Spanischen übersetzt von Dr. Aug. Hartmann. Berlin, L. Schleiermacher. 1880.

Gallwitz. — Dem Tode abgerungen. Roman von Balduin von Gallwitz. 2 Bde. Breslau, Ad. Kiepert, Hofbuchhdlg. 1880.

Gewerbehalle. Redigirt von Adolf Schill in Stuttgart. 17. Jahrg. Lfg. 12. Stuttgart, J. Engelhorn. 1879.

Gregaus. — Shakespeare in Ungarn. Von August Gregaus. Budapest. 1879.

Grisebach. — Kin-tu-li-tuan. Neue und alte Novellen der chinesischen 1001 Nacht. Deutsch von Eduard Grisebach. Stuttgart, Gebrüder Kröner. 1880.

Halleluja. Organ für ernste Hausmusik unter Verantwortlichkeit des Verlegers herausgegeben von G. Postler und Dr. Fr. Zimmer. 1880. Nr. 1. 2. Quedlinburg, Chr. Fr. Vieweg'sche Buchhdlg.

Handler. — Rosen und Dornen. Gedichte von Otto Handler. Kassel, G. Klaunig. 1880.

Hanslick. — Musikalische Stationen. Von Eduard Hanslick. Neue Folge der „Modernen Oper". Berlin, A. Hofmann & Comp. 1880.

Hase. — Rosenvorlesungen kirchengeschichtlichen Inhalts von Geh. Kirchenrath Professor Dr. Karl Hase. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Hassaurek. — The secret of the andes. A Romance by F. Hassaurek. Cincinnati, R. Clarke & Co. 1879.

Hatzkalender, Allgemeiner, des fereins für foreinfachte deutsche rechtschreibung auf das schaltjär 1880. Bremen, J. Kühtmann's buchhdlg.

Hausschatz deutscher Lyrik seit 1849. — Aus den Quellen. Unter Mitwirkung von Alexis Aar, Eduard Alberti, G. Emil Barthel, Paul Benthien, Bernhard Endrulat, Ludwig Foglar, Joh. Jakob Honegger, August Jaeger, Joh. Minor, Albert Möser, Adolf Pichler, Jegor von Sivers, Karl Stelter, Julius Sturm, Jakob Vogel, Karl Zettel, Georg Zimmermann u. A. herausgegeben von Franz Brümmer. 1. Halbband. Eichstätt, Krüll'sche Buchhdlg. 1879.

Henne-Am-Rhyn. — Culturgeschichte des Judenthums von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Dr. Otto Henne-Am-Rhyn. Lfg. 1. 2. Bern, R. Costenoble. 1880.

Hertz. — Hugdietrichs Brautfahrt. Ein episches Gedicht von Wilhelm Hertz. 3. Aufl. Stuttgart, Gebrüder Kröner. 1880.

Holstein. — Franz von Holstein. Seine nachgelassenen Gedichte herausgegeben und mit einer biographischen Einleitung versehen von Heinrich Bulthaupt. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Hugo. — Siebenzehnhundertdreiundneunzig. Von Victor Hugo. Illustr. Ausgabe. Lfg. 1—10. Leipzig, Fr. Thiel. 1880.

Hun. — Nausikaa. Der Tempel von Dodona. Roman aus dem Griechischen von Chr. v. Hufen. Leipzig, Otto Wigand. 1880.

J. — Lebensbilder. Von J. Aus dem Dänischen übertragen von F. v. L. Bremen, J. Kühtmann's Buchhdlg. 1880.

Jäger. — Geschichte der neuesten Zeit vom Wiener Congreß bis zur Gegenwart. Von Dr. Oscar Jäger. 2 Bde. 2. durchgesehene und ergänzte Ausgabe. Berlin, C. Seehagen. 1879.

Kant. — Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Von Immanuel Kant. Text der Ausgabe 1793. (A) mit Beifügung der Abweichungen der Ausgabe 1794. (B). Herausgegeben von Carl Kehrbach. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Kingsley. — Charles Kingsley. Briefe und Gedenkblätter, herausgegeben von seiner Gattin. Autorisirte deutsche Uebersetzung von M. Sell. 1. Band. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1879.

Kniß. — Heitere Momente aus dem Schulleben. Ein ergötzliches Büchlein für alle Leute. Von A. Kniß. Leipzig, J. H. Wedel. 1879.

Kruse. — Der Verbannte. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, G. Hirzel. 1879.

Künstlerlaunen. — 33 Zeichnungen von H. Baisch, W. Diez, F. A. Kaulbach, Hugo Kauffmann, Br. Piglheim, Aud. Seitz, Ernst Zimmermann, H. Hügel u. A. mit allen und neuen Gedichten. München, Fr. Bassermann. 1879.

Lemaitre. — Souvenirs de Frédérick Lemaitre, publiés par son fils. Avec portrait. Paris, P. Ollendorff. 1880.

Liliput. Belletristische Miniatur-Bibliothek. Herausgegeben von Maximilian Bern. II. Münster, E. G. Brunn's Verlag.

Linke. — Jesus Christus. Eine Dichtung von Oscar Linke. Bremen, J. Kühtmann's Buchhdlg. 1880.

Magazine, illustrated, founded by Ferdinand Freiligrath in the year 1875. Conducted by Blanche Willis Howard. 1879. Nr. 24. 25. Stuttgart, Ed. Hallberger.

Makart. — Hans Makart's Festzug der Stadt Wien, 27. April 1879, als Huldigung zur silbernen Hochzeit des Kaiserpaares naturgetreu chromolitogr. dargestellt von C. Stadtler. Lfg. 1. 2. Wien, M. Perles.

Meyer. — Kleinigkeiten von Johann Meyer. 2. Aufl. Hamburg, J. F. Richter. 1879.

Digitized by Google

Milton. — Das verlorene Paradies. Von John Milton. Illustrirt von Gustav Doré. 10. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag. 1879.

Monatshefte, Deutsche, zur Beförderung der Erwerbsthätigkeit unserer Gewerbtreibenden. Unter Mitwirkung bewährter Fachmänner, herausgegeben von Karl Schröder. 1. Band. Heft 2 November 1879. Hof. F. Büching.

Müller. — Geschichte des deutschen Volkes in kurzgefaßter überschichtlicher Darstellung zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung von Prof. Dr. Dora Müller. Achte verbesserte Auflage. Besorgt von Prof. Dr. Friedrich Junge. Berlin, F. Vahlen. 1880.

Musset. — Dichtungen von Alfred de Musset, übersetzt von Otto Baisch. Bremen, J. Kühtmann's Buchdlg. 1880.

Muster-Ornamente aus allen Stilen in historischer Anordnung. Nach Originalaufnahmen von Jos. Durm, Fr. Fischbach, A. Gnauth, E. Herdtle, G. Kachel, A. Ortwein, R. Reinhardt, A. Schill, Vat. Teirich u. A. Lfg. 1. Stuttgart, J. Engelhorn. 1879.

Niggeler. — Gedichte von Rudolf Niggeler. Zweite, veränderte und vermehrte Auflage. Bern, J. Dalp'sche Buchdlg. 1880.

Nordau. — Vom Kreml zur Alhambra. Culturstudien von Max Nordau. 2 Bde. Leipzig, B. Schlicke. 1880.

Olfers. — Kindermusik von Marie v. Olfers. Componirt von M. Riegler München, Fr. Bassermann.

Pilderit. — Drei Bühnendichtungen von Theodor Pilderit. Bremen, J. Kühtmann's Buchdlg. 1880.

Plath. — Eine Reise nach Indien für kleine und große Leute beschrieben von Carl Heinrich Christian Plath. Mit vielen Bildern. Berlin, Buchdlg. der Gossner'schen Mission. 1880.

Prölß. — Geschichte des neueren Drama's. Von Robert Prölß. 1. Band. 1. Hälfte. Rückblick auf die Entwicklung des mittelalterlichen Drama's. Das neuere Drama der Spanier. Leipzig, B. Schlicke. 1880.

Reiß. — Johann Georg Reiß's Lebenserinnerungen. Herausgegeben von G. Poel. 1. Theil. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1880.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. 15. Serie. Heft 332 u. 33. Das Reich der Ironie in culturgeschichtlicher und ästhetischer Beziehung von Dr. Max Schasler. Heft 334. Die Halbedelsteine und ihr. Kleefeld. Berlin, C. Habel. 1879.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgegeben von Paul Graf Waldersee. Nr. 11. Licht- und Wendepunkte in der Entwicklung der Musik von Jul. Allen. — Nr. 12. Chorgesang, Sängerchöre und Chorvereine von H. Kretzschmar. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1879.

Schiller. — Deutsche Unterrichtsbriefe. Populär-wissenschaftlicher Unterricht in der deutschen Sprache in systematischer Stufenfolge vom Ursprunge der Wörter bis zur Anwendung derselben in Schrift und Rede. Von Carl Schiller. Lfg. 1. 2. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Schlosser. — Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturze des französischen Kaiserreich mit besonderer Rücksicht auf die geistige Bildung von F. C. Schlosser. 5. Aufl. (neue Ausgabe). 8 Bände nebst Register-Band. Berlin, O. Seehagen. 1879.

Schneider. — Aus meinem Leben von Louis Schneider. 11. Band. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchdlg. 1879.

Schrader. — Das Verbrecherthum in Hamburg 1872 bis 1878. Eine criminalstatistische Studie von Dr. Th. Schrader, Landrichter. Hamburg, C. Boysen. 1879.

Sievers. — Robert Griepenkerl, der Dichter des „Robespierre". Biographisch-kritische Skizzen von Dr. Otto Sievers. Wolfenbüttel. Jul. Zwißler. 1879.

Stammbuch der National-Galerie. Radirungen von Ernst Forberg, Hans Meyer u. A. Herausgegeben von Dr. M. Jordan. Berlin, Rud. Schuster.

Stern. — Zur Literatur der Gegenwart. Bilder und Studien von Adolf Stern. Leipzig, B. Schlicke. 1880.

Stiebeling. — Socialismus und Darwinismus. Eine kritische Studie von Geo. C. Stiebeling. New-York, L. W. Schmidt. 1879.

Storm. — „Eekenhof". — „Im Brauer-Hause". Zwei Novellen von Theodor Storm. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.

Storm. — Gedichte von Theodor Storm. Sechste vermehrte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.

Storm. — Zur „Wald- und Wasserfreude". Novelle von Theodor Storm. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.

Streckfuß. — 500 Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage von Adolf Streckfuß. 2. Auflage. Lfg. 28—30 (Schluß). Berlin, B. Brigl.

Stugan. — Philosophische Briefe an eine Frau von Carl Stugan. Leipzig, H. Haessel. 1879.

Taylor. — Studies in German Literature by Bayard Taylor. With an introduction by George H. Boker. New-York, G. P. Putnam's Sons. 1879.

Tennyson. — Enoch Arden. Aus dem Englischen von Alfred Tennyson. Uebersetzt von Robert Waldmüller (Eduard Duboc). Autorisirte Ausgabe. 18. Auflage. Hamburg, H. Grüning. 1879.

Tennyson. — Harold. Ein Drama von Alfred Tennyson. Deutsch von Albrecht Graf Wickenburg. Hamburg, H. Grüning. 1880.

Traun. — Goldschmiedkinder. Roman von Julius von der Traun. Wien, L. Rosner. 1880.

Treitschke. — John Jahre Deutscher Kämpfe. Schriften zur Tagespolitik von Heinrich von Treitschke. Zweite Auflage, fortgeführt bis zum Jahre 1879. Berlin, G. Reimer. 1879.

Trewendt's Haus-Kalender auf das Schaltjahr 1880. 35. Jahrg. Mit einem Titelbild und 12 in den Text gedruckten Holzschnitten. Breslau, Ed. Trewendt.

Trewendt's Volks-Kalender auf das Schaltjahr 1880. 36. Jahrg. Mit 6 Vollbildern und zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. Breslau, Ed. Trewendt.

Universal-Bibliothek. 1250. Lebensmärchen. Drei Novellen von Alfred Friedmann. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Uhlagen. — Holthäger Geschichten von C. D. Uhlagen. Bremen, J. Kühtmann's Buchdlg. 1880.

Wagner. — In die Natur! Biographien aus dem Naturleben, für die Jugend und ihre Freunde. Von Hermann Wagner. 2. Sammlung. 4. verb. Aufl. Mit einem Holzschnitt nach Originalzeichnung von G. Süs. Wiesfeld, A. Hetmann.

Weinholz, — Gedichte von Albert Weinholz. 3. vermehrte Auflage. Bremen, J. Kühtmann's Buchdlg. 1880.

Weißenbach. — Sociale Probleme oder die Braut von Zuffelhof. Dramatisches Gedicht in fünf Acten von L. Weißenbach. Zürich, C. Schmidt. 1879.

Whitney. — Catalogue of the Spanish Library and of the Portuguese books bequeathed by George Tickner to the Boston Public Library, together with the collection of spanish and portuguese literature in the general library by James Lyman Whitney. Boston. 1879.

Wundt. — Logik. Eine Untersuchung der Principien der Erkenntniss und der Methoden wissenschaftlicher Forschung von Wilhelm Wundt. 1. Band. Erkenntnisslehre. Stuttgart, Ferd. Enke. 1880.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers'c. herausgegeben von Franz von Holtendorff. Jahrg. VIII. Heft 124. 125. Darwinismus und Sittlichkeit von G. Krause. — Heft 126. Religion und Kirchenpolitik Friedrich's des Großen. Von Friedrich Nippold. Berlin, C. Habel. 1879.

Ziegler. — Gesammelte Reden von Franz Ziegler. Herausgegeben von Franziska von Bequelin, geb. Ziegler. Berlin, E. Staude. 1880.

Zum Feierabend. — Deutscher Müller- und Bäcker-Spiegel. Das ist: Geschichte des Müller- und Bäcker-Handwerks von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Leipzig, H. Hartung & Sohn. 1880.

Zum Feierabend. — Deutscher Schuhmacher-Spiegel. Das ist: Geschichte des Schuhmacher-Handwerks von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Leipzig, H. Hartung & Sohn. 1880.

Zum Feierabend. — Deutscher Schneider-Spiegel. Das ist: Geschichte des Schneider-Handwerks von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Leipzig, H. Hartung & Sohn. 1880.

Zum Feierabend. — Deutscher Kunst- und Handwerks-Spiegel. Das ist: Geschichte der menschlichen Kunst- und Handfertigkeit von der Urzeit bis auf unsere Tage. Leipzig, H. Hartung & Sohn. 1880.

Zum Feierabend. — Deutscher Fleischer-Spiegel. Das ist: Geschichte des Fleischerhandwerks von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Leipzig, H. Hartung & Sohn. 1880.

Zunarates-Schmidt. — Spanische Unterrichts-Briefe für das Selbst-Studium, bearbeitet von Prof. Gil, Zunarates und Dr. phil. Alb. Schmidt. Brief 17—20. 1. Kursus. Leipzig, Verlag des Hausfreundes. 1879.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Ein Annectirter.

Novellistische Studie
von
Ernst Wichert.

„Die See ist heute so glatt und zahm wie ein Teich," sagte der Musikdirector, als ich mich neben ihn in den warmen Sand streckte. „Die Natur ist mitunter doch recht unnatürlich," fuhr er fort. „Das klingt paradox, ist aber — mindestens für uns Menschlein, die wir sie fortwährend aus uns heraus zu reproduciren geneigt sind — eine Wahrheit. Zur See gehört's nun einmal durchaus nach unserer inneren Vorstellung, daß sie eine bewegte, hoch auf- und abwogende Wasserfläche ist; wir wissen uns zu ihr nicht gut zu stellen, wenn sie die Gewohnheiten eines stillen Teiches annimmt. Der wieder verkehrt seine Natur, wenn er einmal Wellen schlägt, die das Schilf am Ufer beugen und mit weißem Schaum überschütten. Der Eindruck auf mich ist in beiden Fällen der einer Wunderlichkeit: die mächtige See, die sich so geduldig glatt ausstrecken muß, möchte mir fast leid thun, und über den Teich, der sich aufregt, zischt, schäumt und poltert, muß ich allemal innerlich lachen. Ist's Ihnen nicht auch so?"

„Und doch steckt's nicht in dem einen und nicht in dem andern, so oder so zu sein," antwortete ich; „es kommt auf die Luft an, die darauf drückt. Wir sehen ab von der Ursache und beachten nur die Wirkungen; nach ihnen nehmen wir das Maß der Erscheinungen."

„Die Luft, die darauf drückt," wiederholte er. „Das ist's freilich. Was da sich bewegt, hat oft nur den Schein selbständigen Lebens; kennt man die Ursachen, so schätzt man's anders. Es ist mit den Menschen ebenso: man muß wissen, unter welchem Luftdruck sie aufgewachsen sind und in jedem Augenblick stehen, wenn man die richtige Fühlung mit ihnen gewinnen will. Wissen Sie, daß ich die See nicht so teichfromm schauen kann, ohne an einen Jugendfreund zu denken — oder vielmehr an einen alten Herrn mit glattrasirtem Gesicht und hoher weißer Halsbinde, der einmal mein Jugendfreund war? Es mag auch daher kommen, weil wir oft zusammen badeten, freilich nicht in der See, sondern in dem Mühlenteich vor dem Thor meiner Vaterstadt, die tief im Lande liegt.

Digitized by Google

Milton. — Das verlorene Paradies. Von John Milton. Illustrirt von Gustav Doré. 10. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag. 1879.

Monatshefte, Deutsche, zur Beförderung der Gewerbsthätigkeit unserer Gewerbtreibenden. Unter Mitwirkung bewährter Fachmänner, herausgegeben von Karl Schröder. 1. Band. Heft 2 November 1879. Hof. F. Büching.

Müller. — Geschichte des deutschen Volkes in kurzgefasster übersichtlicher Darstellung zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung von Prof. Dr. Josef Müller. Achte verbesserte Auflage. Besorgt von Prof. Dr. Friedrich Junge. Berlin, F. Vahlen. 1880.

Musset. — Dichtungen von Alfred de Musset, übersetzt von Otto Baisch. Bremen, J. Kühtmann's Buchdhlg. 1880.

Muster-Ornamente aus allen Stilen in historischer Anordnung. Nach Originalaufnahmen von Jos. Durm, Fr. Fiechbach, A. Gnauth, E. Herdtle, G. Kachel, A. Ortwein, K. Reinhardt, A. Schell, Val. Teirich u. A. Lfg. 1. Stuttgart, J. Engelhorn. 1879.

Niggeler. — Gedichte von Rudolf Niggeler. Zweite, veränderte und vermehrte Auflage. Bern, J. Dalp'sche Buchdlg. 1880.

Nordau. — Vom Kreml zur Alhambra. Culturstudien von Max Nordau. 2 Bde. Leipzig, B. Schlicke. 1880.

Olfers. — Kindermusik von Marie v. Olfers. Componirt von W. Mayer. München, Fr. Bassermann.

Pilderit. — Drei Sühnendichtungen von Theodor Pilderit. Bremen, J. Kühtmann's Buchdhlg. 1880.

Plath. — Eine Reise nach Indien für kleine und große Leute beschrieben von Carl Heinrich Christian Plath. Mit vielen Bildern. Berlin, Buchhdlg. der Gossner'schen Mission. 1880.

Prölß. — Geschichte des neueren Drama's. Von Robert Prölß. 1. Band. 1. Hälfte. Rückblick auf die Entwicklung des mittelalterlichen Drama's. Das neuere Drama der Spanier. Leipzig, B. Schlicke. 1880.

Rist. — Johann Georg Rist's Lebenserinnerungen. Herausgegeben von G. Poel. 1. Theil. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1880.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XIV. Serie. Heft 332 u. 33. Das Reich der Ironie in culturgeschichtlicher und ästhetischer Beziehung von Dr. Max Schasler. Heft 334. Die Halbedelsteine von Dr. Kiesfeld. Berlin, C. Habel. 1879.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgegeben von Paul Graf Waldersee. Nr. 11. Licht- und Wendepunkte in der Entwicklung der Musik von Jul. Rietzleben. — Nr. 12. Chorgesang, Sängerchöre und Chorvereine von H. Kretzschmar. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1879.

Schiller. — Deutsche Unterrichtsbriefe. Populär-wissenschaftlicher Unterricht in der deutschen Sprache in systematischer Stufenfolge vom Ursprunge der Wörter bis zur Anwendung derselben in Schrift und Rede. Von Carl Schiller. Lfg. 1. 2. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Schlosser. — Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturze des französischen Kaiserreichs mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung von F. C. Schlosser. 5. Aufl. (neue Ausgabe). 8 Bände nebst Register-Band. Berlin, O. Seehagen. 1879.

Schneider. — Aus meinem Leben von Louis Schneider. II. Band. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchdlg. 1879.

Schrader. — Das Verbrecherthum in Hamburg 1872 bis 1878. Eine criminalstatistische Studie von Dr. Th. Schrader, Landrichter. Hamburg, C. Boysen. 1879.

Sievers. — Robert Griepenkerl, der Dichter des „Robespierre". Biographisch-kritische Skizzen von Dr. Otto Sievers. Braunschweig, Jul. Zwißler. 1879.

Stammbuch der National-Galerie. Radirungen von Ernst Forberg, Hans Meyer u. A. Herausgegeben von Dr. M. Jordan. Berlin, Rud. Schuster. 1880.

Stern. — Zur Literatur der Gegenwart. Bilder und Studien von Adolf Stern. Leipzig, B. Schlicke. 1880.

Stiebeling. — Socialismus und Darwinismus. Eine kritische Studie von Geo. C. Stiebeling. New-York, C. W. Schmidt. 1879.

Storm. — „Gefenhof". — „Im Brauer-Hause". Zwei Novellen von Theodor Storm. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.

Storm. — Gedichte von Theodor Storm. Sechste vermehrte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.

Storm. — Zur „Wald- und Wasserfreude". Novelle von Theodor Storm. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.

Streckfuß. — 500 Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage von Adolf Streckfuß. 2. Auflage. Lfg. 28—30 (Schluß). Berlin, B. Brigl.

Stugau. — Philosophische Briefe an eine Frau von Carl Stugau. Leipzig, H. Haeffel. 1879.

Taylor. — Studies in German Literature by Bayard Taylor. With an introduction by George H. Boker. New-York, G. P. Putnam's Sons. 1879.

Tennyson. — Enoch Arden. Aus dem Englischen von Alfred Tennyson. Uebersetzt von Robert Waldmüller (Eduard Duboc). Autorisirte Ausgabe. 18. Auflage. Hamburg, H. Grüning. 1879.

Tennyson. — Harold. Ein Drama von Alfred Tennyson. Deutsch von Albrecht Graf Wickenburg. Hamburg, H. Grüning. 1880.

Traun. — Goldschmiedkinder. Roman von Julius von der Traun. Wien, E. Rosner. 1880.

Treitschke. — Zehn Jahre Deutscher Kämpfe. Schriften zur Tagespolitik von Heinrich von Treitschke. Zweite Auflage, fortgeführt bis zum Jahre 1879. Berlin, G. Reimer. 1879.

Trewendt's Haus-Kalender auf das Schaltjahr 1880. 33. Jahrg. Mit einem Titelbild und 23 in den Text gedruckten Holzschnitten. Breslau, Ed. Trewendt.

Trewendt's Volks-Kalender auf das Schaltjahr 1880. 36. Jahrg. Mit 6 Vollbildern und zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. Breslau, Ed. Trewendt.

Universal-Bibliothek. 1230. Lebensmärchen. Drei Novellen von Alfred Friedmann. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Uhagen. — Holthäger Geschichten von C. D. Uhagen. Bremen, J. Kühtmann's Buchdhlg. 1880.

Wagner. — In die Natur! Biographien aus dem Naturleben, für die Jugend und ihre Freunde. Von Hermann Wagner. 2. Sammlung. 4. verb. Aufl. Mit einem Holzschnitt und Originalzeichnung von G. Süs. Bielefeld, A. Helmich.

Weinhold. — Gedichte von Albert Weinhold. 3. vermehrte Auflage. Bremen, J. Kühtmann's Buchdlg. 1880.

Weißenbach. — Social-Probleme von Die Braut von Tüfteldorf. Dramatisches Gedicht in fünf Acten von L. Weißenbach. Zürich, C. Schmidt. 1879.

Whitney. — Catalogue of the Spanish Library and of the Portuguese books bequeathed by George Ticknor to the Boston Public Library, together with the collection of spanish and portuguese literature in the general library by James Lyman Whitney. Boston. 1879.

Wundt. — Logik. Eine Untersuchung der Principien der Erkenntniss und der Methoden wissenschaftlicher Forschung von Wilhelm Wundt. 1. Band. Erkenntnisslehre. Stuttgart, Ferd. Enke. 1880.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Bluchbuch, Redacteur A. Lammers herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. VIII. Heft 124. 125. Darwinismus und Sittlichkeit von Dr. C. Grave. — Heft 126. Religion und Kirchenpolitik Friedrich's des Großen. Von Friedrich Rippold. Berlin, C. Habel. 1879.

Ziegler. — Gesammelte Reden von Franz Ziegler. Herausgegeben von Franziska von Bogeulin, geb. Ziegler. Berlin, C. Staude. 1880.

Zum Feierabend. — Deutscher Schuster- und Bäcker-Spiegel. Das ist: Geschichte des Schuster- und Bäcker-Handwerks von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Leipzig, H. Hartung & Sohn. 1880.

Zum Feierabend. — Deutscher Schutzmacher-Spiegel. Das ist: Geschichte des Schutzmacher-Handwerks von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Leipzig, H. Hartung & Sohn. 1880.

Zum Feierabend. — Deutscher Schneider-Spiegel. Das ist: Geschichte des Schneider-Handwerks von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Leipzig, H. Hartung & Sohn. 1880.

Zum Feierabend. — Deutscher Kunst- und Handwerks-Spiegel. Das ist: Geschichte der menschlichen Kunst- und Handfertigkeit von der Urzeit bis auf unsere Tage. Leipzig, H. Hartung & Sohn. 1880.

Zum Feierabend. — Deutscher Fleischer-Spiegel. Das ist: Geschichte des Fleischerhandwerks von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Leipzig, H. Hartung & Sohn. 1880.

Zunarates-Schmidt. — Spanische Unterrichts-Briefe für das Selbst-Studium, bearbeitet von Prof. Gil. Zunarates und Dr. phil. Alb. Schmidt. Brief 17—20. 1. Kursus. Leipzig, Verlag des Hausfreundes. 1879.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

ähnlich, und ich überlegte, ob ich ihn nicht voran nach der Stadt gehen lassen solle, um in seiner Gesellschaft nicht ausgelacht zu werden. Dieser närrischen Verlegenheit überhob er selbst mich dadurch, daß er erklärte, noch eine Stunde landein in das Wäldchen laufen zu wollen, das sich am Mühlenfluß hinzog. „Ich habe zu Hause keinen Platz," sagte er, „wo ich ganz ungestört mich in ein Buch vertiefen könnte, und ich bin gerade im Besitz eines sehr schönen." Ich sah es in der Seitentasche seines Röckchens stecken.

Seitdem trafen wir uns fast täglich an derselben Stelle und wurden rasch gute Freunde. Ich erfuhr, daß er der älteste Sohn eines sehr armen Schuhmachers war und sich bisher recht kümmerlich durch's Leben geholfen hatte. Sein Vater, der für eine große Familie sorgen mußte, konnte ihm wenig mehr gewähren, als eine Schlafstelle und ein enges Plätzchen am Fenster für seine Bücher und Schreibereien. Er war Primaner des Gymnasiums, und hatte sich so weit nur bringen können durch die werkthätige Hilfe guter Menschen. Vielleicht wäre der Keim eines ungewöhnlich lebhaften Wissensdranges in ihm früh erstickt, wenn nicht irgend ein sehr schweres Unglück seine Familie betroffen und die öffentliche Theilnahme ihr für kurze Zeit energisch zugewendet hätte. Nun war auch dafür gesorgt worden, daß der aufgeweckte Knabe freien Schulunterricht, Bücher und eine kleine Geldunterstützung erhielt, die dann gewohnheitsmäßig fortgezahlt wurde. Besonders hatten einige vornehme Damen, die zu einem wohlthätigen Verein gehörten, sich seiner freundlich angenommen. Sie hatten später auch seinen Vater zu bestimmen gewußt, ihn nicht in die Lehre zu geben, sondern ihn studiren zu lassen, und die nothwendigsten Mittel dazu aufgebracht. Jeder Schritt vorwärts war mühsam den widerstrebenden Umständen abgerungen. Aber das Schwerste schien jetzt überwunden zu sein und ein brennender Ehrgeiz stachelte ihn, im Kampf mit jeder Noth Sieger zu bleiben. Nächste Ostern gedachte er das Examen zu machen, und der Student, meinte er, werde sich dann schon durch eigene Kraft weiter helfen.

Ich hatte ein eigenes Stübchen und darin ein Klavier, auf dem ich fleißig übte. Er besuchte mich auf meine dringende Bitte nun oft, brachte auch seine Bücher zu mir und arbeitete an meinem Tische. Die Musik machte ihm viel Freude. Es zeigte sich, daß er eine wohlklingende Baritonstimme hatte. Allerdings konnte er nach Noten nicht singen, aber mir wurde es leicht, die Begleitung zu seinen Vorträgen zu finden, und das ergötzte ihn sehr. Es kam dann, als wir vertrauter mit einander wurden, auch heraus, daß er heimlich dichtete. Die Ränder seiner alten Schulbücher hatte er mit Versen vollgeschrieben. Es fehlte nicht an Oden in antikem Versmaß, aber sein eigentliches Vorbild war doch Schiller. Er hatte nicht ohne Glück versucht, ihm den großen Ton abzulauschen, der so voll klingt, und an Gedanken hatte er fast eine Ueberfülle, wenn auch nicht gerade an eigenen. Ich prüfte das nicht so genau und ließ mich gern von dem Schwung seiner jugendfrischen Poesie hinreißen.

Er schwärmte wie ein echtes Proletarierkind für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, aber mit jenem idealistischen Enthusiasmus, der sich mit der rauhen Wirklichkeit möglichst wenig zu schaffen macht und dafür um so lieber in die Wolken stürmt. Es war zu Anfang der vierziger Jahre; die künftigen

Digitized by Google

Revolutionshelden wären da noch sehr unpraktisch. Es sollte anders werden! Das Wie kümmerte sie wenig. Verhaßt war jeder Zwang und Druck; das Wort Freiheit hatte einen so schönen Klang, man berauschte sich leidenschaftlich an ihm. Gar nicht groß genug konnten die Worte gefunden werden, die Göttin dieses Namens zu verherrlichen. Natürlich waren alle Fürsten Tyrannen, ihre Minister Tyrannenknechte, die Soldaten feile Söldner, die Diener der Kirche Pfaffen, die Reichen arge Blutsauger, die Polizisten freiheitsmörderische Wichte. Mein junger Freund, der sonst so mild und schüchtern war, machte auf dem Pegasus die tollkühnsten Sprünge, schlug zornig mit dem Schwert um sich und schonte auch Pulver und Blei nicht. Und wenn er dann seine Gedichte vorlas oder auswendig hersagte, und dabei mit den langen Armen wüthend die Luft zerfägte und die feurigen Augen rollte, überkam mich selbst die Begeisterung. Ich sank ihm an die Brust oder ergriff stürmisch seine Hand und gelobte, mit ihm für die Freiheit zu leben und zu sterben.

Wir haben's jetzt leicht, über unsere Jugendthorheiten zu lachen, wir verständigen Leute mit grauem Kopf, die wir eine lange und schwere Schule durchgemacht haben und zu der Erkenntniß gekommen sind, daß wir noch immer auf den untersten Bänken sitzen. Aber das schickte sich damals für uns, und ich scheue mich gar nicht meines schwärmerischen Eifers. Auf anderm Gebiet bin ich noch heute gerade so ein Kindskopf wie damals: in der Kunst geht mir Nichts hoch genug und ich frage da wenig nach den praktischen Möglichkeiten und Zuträglichkeiten — das Genie muß mit dem Kopfe durch die Wand. Schon damals tauchte mir eine dunkle Ahnung von einer großen Revolution in der Musik auf; ich saß oft stundenlang am Klavier und ließ, statt meine vorgeschriebenen Uebungen zu machen, die Noten in ganz neuer Schlachtordnung aufmarschiren, oder griff revolutionäre Akkordfolgen und gewöhnte mein Ohr an ihren Klang. Freiheit war auch da die Parole und ich sah die Herren Musiker der strengen Observanz wie im Bundestag zusammensitzen und Karlsbader Beschlüsse decretiren. Der Befreier bin ich freilich nicht geworden, aber Sie verstehen nun wohl, daß ich ein gutes Recht hatte ihm zuzujubeln, als er erschien.

Doch davon wollte ich nicht sprechen. Ich wollte nur sagen, daß ich mit dem Poeten so warm einverstanden war, wie er sich's irgend von einem Freunde wünschen konnte, daß ich seine Gedichte nicht mit dem Kopf, sondern mit dem Herzen kritisirte, und daß dieses Herz noch immer Etwas von dem sehnsüchtigen Drange nach einem Aufschwung zum Höchsten empfindet, der ihm damals eigen war. Zum Glück verstehe ich meine achtzehn Jahre noch. Es war nur natürlich, daß mich eine wahnwitzige Lust anfaßte, die hochtönenden Verse meines Freundes durch die Musik noch hochtönender klingen zu machen. Eines Abends hatte er mir ein Bündel Papiere auf meine Bitte zurückgelassen. Die ganze Nacht durch componirte ich am Klavier und am andern Morgen war eine Hymne an die Freiheit fertig. Meinem Johannes — sein Vater hatte ihn Johann taufen lassen — stürzten die hellen Thränen aus den Augen, als ich sie spielte. Die halsbrechenden Tonstufen schreckten ihn nicht; seine Stimme fand sich im Eifer leicht darauf zurecht. Und nun sang er das Lied zu meiner Begleitung

Digitized by Google

mit wildem Ausdruck, daß die Wände zitterten — sein und mein Lied! Meine Wirthin, eine etwas nervöse Wittwe, öffnete erschreckt die Thür und fragte hinein, ob wir verstört wären.

Seitdem dichtete er mit noch größerer Bravour, und ich componirte, was sich irgend in Noten umsetzen ließ. Wir machten Zukunftspläne. Ganz in einander versenken wollten wir unsere Poesie und Musik; ein Heft Freiheitsgesänge sollte herausgegeben und dem deutschen Volke gewidmet werden. Schon brütete Johannes über einem Drama: „Andreas Hofer". Es sollte ganz schillerisch geschrieben und dann in Musik gesetzt werden, übrigens gar nicht zur Aufführung auf einem der üblichen Theater, sondern zur Darstellung auf einer neu zu schaffenden Volksbühne bestimmt sein. Ehe noch das Scenarium fertig war, schrieb ich in Gedanken schon die Chöre und sparte Pauken und Trompeten nicht. Das Volk selbst sollte handelnd auftreten und überall dem Freiheitshelden accompagniren.

Der Wille war schon eine That. Wie selige Stunden verbrachten wir bei solchem Planschmieden! Hoch hinaus sollte Alles, und das war mir gerade recht.

Uebrigens kam dann auch ein lange geheim gehaltenes Büchelchen zum Vorschein, das schon fast bis zur Hälfte mit ganz andern Dingen gefüllt war, als die uns bis dahin gemeinsam begeistert hatten. Sehr schüchtern und mit zitternder Stimme las er das erste Gedicht in kurzen Vierzeilen mit den vielsagenden Reimen Herz und Schmerz, Liebe und Triebe. Er hatte dabei meine Hand gefaßt und drückte sie krampfhaft; bis zur Stirn hinaus war er roth. „Sage mir Nichts darüber," fügte er gleich dem Schlusse an; „diese Gedichte sind nicht wie die andern. Es mag närrisch sein, daß ich sie schrieb — ich! eines armen Schuhflickers Sohn. Aber sie waren nur für mich. Und nun, weil Du mein Freund bist ... Ich bitte Dich, höre mir geduldig zu — es erleichtert mich sehr."

Er las mit hastigem Vortrag wol noch fünf oder sechs. Es kümmerte mich wenig, ob sie gut oder schlecht waren; ich meinte aber, es müßte ein Stück eigener Herzensgeschichte darin stecken, und das war mir bedeutsam. Freilich mit Händen zu greifen zeigte sich da Nichts, was wie ein Erlebniß ausgesehen hätte. Es war eine Liebe aus gemessener Ferne, sehr melancholisch und wenig glückverheißend. Sich selbst schilderte der Dichter als den armen Knaben, an dessen Wiege schon die Noth und die Sorge gestanden; von allen Gütern des Lebens sei kein Theil auf ihn gefallen; für fremder Menschen Wohlthaten müsse er dankbar sein, wie der Bettler, dem man eine Gabe zuwerfe. Sein Loos werde sein, in schwerer Arbeit um das Nothdürftige zu ringen, das Recht des Daseins sich von Tag zu Tag zu erkämpfen, nach kümmerlichen Lehrjahren zum Wanderstabe zu greifen, um vielleicht nie eine Heimath zu finden, darin es ihm wohl sein könne. Deshalb sei Schweigen heiligstes Pflichtgebot. Nur sich selbst dürfe er gestehen, wonach sein Herz sehne. Nie dürfe sie wissen, daß sie geliebt sei, die ungenannte, die namenlose Geliebte. Etwas nebelhaft erschien ihr Bild: sie stand so hoch über ihm, daß er kaum zu ihr aufzuschauen wagte; er sprach zu ihr mit bebenden Lippen; antwortete sie gütig, so durchschauerten ihn himmlische Wonnen. Stets erschien sie ihm „hoch und hehr", ganz „lichter Glanz" — nach ihrer körperlichen Schönheit zu fragen, welche Vermessenheit! Er nannte

Digitized by Google

sie gelegentlich eine Königin, eine Göttin — aber auch die „hohe Dame", und das war vielleicht nicht poetische Uebertreibung.

Ich wagte nicht zu forschen, was hierbei Dichtung, was Wahrheit sei. Völlig erfunden war das Verhältniß — wenn von einem solchen die Rede sein konnte — sicher nicht. Johannes hatte in verschiedenen Familien Freitische; wahrscheinlich hatte ihm's irgendwo die Tochter vom Hause angethan, hoffentlich nicht die Frau vom Hause, obgleich auch das ja nicht undenkbar war. Jedenfalls hatte seine Schwärmerei nicht die mindeste Gefahr für die Angebetete selbst; bei seiner Schüchternheit und Bescheidenheit stand nicht zu befürchten, daß er den Herrn Papa oder Gemahl auch nur durch einen zu dreisten Blick beunruhigen werde.

Das war ja auch völlig Nebensache, wer sie war, wie sie hieß, wo sie wohnte. Mein Freund liebte und erschien mir von dem Augenblick dieser großen Entdeckung an noch einmal so ehrwürdig und genial. Ich selbst hatte mir bereits wiederholt die größte Mühe gegeben, mich recht aus dem Grunde zu verlieben, aber es war mir immer nicht gelungen, mich ernstlich zu überreden, daß mein Herz krank sei. Nun hatte ich einen Freund, der wahr und wahrhaftig liebte und offenbar alle die Schmerzen litt, die nach meiner Schätzung untrüglich einen solchen Zustand kennzeichneten. Ich war stolz darauf. Sein Vertrauen dankte ich ihm mit einer stummen Umarmung.

Es ist möglich, daß mir auch etwas Nasses in's Auge kam. Jedenfalls besang er in einem Gedicht, das die Frucht einer halb schlaflosen Nacht war, die Thräne, die der Freund seinem selig unseligen Geschicke geweint, und ich glaubte daran. „Gib mir den letzten Beweis Deiner großmüthigen Freundschaft," rief ich, „und gestatte, daß ich auch diese Liebeslieder componire. Ich will mich ganz in Deine Gefühle versenken und hoffe, daß ich sie nicht entheilige."

Das war's, was er erwartete. Bald hatte ich alle Moll-Tonarten erschöpft, der melancholischen Stimmung seiner Gedichte gerecht zu werden. Nun wurden sie ihm erst recht lieb, da er in Tönen seine Liebe klagen konnte.

Ich mußte ihm Abschriften meiner Compositionen geben; er wolle sie in ein Heft zusammenbinden, sagte er und sich zum Andenken bewahren. Nach einiger Zeit überraschte er mich durch die Frage, ob ich wol auch einzelne von den Liedern zweistimmig setzen könne, für eine Frauen- und eine Männerstimme etwa. Was nützt es Dir, antwortete ich, da Du sie ja doch nicht zweistimmig singen hören kannst? Oder ist's kein Geheimniß mehr? Er wurde sehr verlegen und entgegnete, es sei ihm so der Gedanke gekommen; wenn sich im Liebesliede eine allgemeine Empfindung ausspräche, so müsse es erst recht zur Geltung kommen, wenn gleichsam beide Theile, die es angehe, darin zu einer harmonischen Vereinigung gelangten. Die beiden Theile, deren Stimmen so in einanderflössen, dürften ja nicht gerade diejenigen beiden Theile sein, an die zunächst von dem Dichter oder Componisten gedacht sei. Wie er das sagte, klang es ein wenig mystisch, als ob er den Gegenstand, mit dem sich seine Phantasie beschäftigte, verschleiern wollte. Ich war genug Freund, ihn nicht zu bedrängen, übrigens auch von der gestellten Aufgabe rasch so erfüllt, daß ich mich ihr mit aller Lebhaftigkeit hingab. Schon nach einigen Tagen konnte ich ihm mehrere sauber

Digitized by Google

geschriebene Blätter mit Duetten überreichen. Ich that ihm sogar die Liebe, die Oberstimme mit der Fistel zu singen, bis ich gänzlich heiser geworden war. Er war sehr glücklich.

Das geschah kurz vor Weihnachten. Den Festabend verlebte er, wie er mir, sein Ausbleiben entschuldigend, mittheilte, in einer „sehr vornehmen" Familie, die ihm auch regelmäßig einen Freitisch gewährt hatte. Am ersten Feiertage erschien er bei mir in einem neuen Anzug von schwarzem Tuch, den er zum Geschenk erhalten. Er war schon getragen gewesen, aber noch ganz brauchbar, theilweise neu gefüttert und mit neuen Knöpfen versehen. Offenbar gefiel er sich selbst darin sehr, und er sah wirklich gut aus. Nun erst präsentirte sich seine stattliche Figur recht vortheilhaft, und auch seine Bewegungen erschienen weniger linkisch, da er auf sich achtete. „Es ist doch wahr," sagte er, „daß Kleider Leute machen. Aller Idealismus kommt dagegen nicht auf. Man fühlt sich ein ganz anderer Mensch in einem passenden Kleide. Diesen Rock hat vor mir ein geheimer Rath getragen. Findest Du nicht, daß schon Etwas von seiner Würde in mir steckt?" Er lachte dazu sehr vergnügt, und es war mir bedeutsam, daß er dazu lachte. Es imponirte mir sogar ein wenig.

Ich mußte ihn zu einem Spaziergang begleiten. Er könne sich nun mit mir auf der Straße wohl sehen lassen, meinte er. So war er denn auch trotz der Kälte nicht zu bewegen, seinen alten Mantel über der Brust zu schließen. Das kam mir damals durchaus nicht so komisch vor, als jetzt.

Unterwegs wurde er sehr bald still und in sich gekehrt. Es war, als beschwerte ihn Etwas, das sich vergebens Luft zu machen suchte. Er drückte widerholt meinen Arm und endlich sagte er: „Lieber, Du mußt mir einen Gefallen thun, wenn's Dir auch unbequem sein sollte. Die Frau Baronin möchte Dich kennen lernen ... ich habe so viel von Dir gesprochen — verzeih! ..."

„Welche Baronin?" fragte ich überrascht.

Er nannte einen Namen, der einem der ältesten Geschlechter angehörte und in der Landesgeschichte vielfach bei den wichtigsten Ereignissen vertreten war. — „Wie kommst Du zu dieser Bekanntschaft?"

„Ach — die Damen sind so sehr gütig," stotterte er, „—so herablassend, so mildthätig ... An jedem Donnerstag esse ich da zu Mittag ... schon seit langer Zeit. Sie haben sich meiner angenommen, daß ich studiren könnte, und bei ihren Bekannten für mich gebeten ... ich danke ihnen auch die anderen Freitische und die Unterstützung. Und gestern — dieser schöne Anzug ist auch von ihnen. Die Baroneß Valerie beschenkt jede Weihnachten arme Kinder mit Kleidern, die ihre vornehmen Freunde auf ihre Bitte für sie zurücklegen. Sie geht selbst in die Häuser herum und trägt sie zusammen — und dann bessert sie daran mit eigener Hand und wäscht die Flecken aus. Diesmal hatte sie auch Etwas für mich, den ausgewachsenen Jungen; der Geheimrath war großmüthig gewesen. Er ist aber etwas corpulent, und so kostete es ihr viel Mühe, den Rock für mich passend umzugestalten. Dabei konnte sie sich nur auf ihr Augenmaß verlassen, da sie mich überraschen wollte. O, sie besitzt große Geschicklichkeit in der Hand — ein Schneider könnte es gar nicht besser gemacht haben."

Digitized by Google

Ich lächelte wahrscheinlich über dieses sonderbare Lob, denn er fuhr mit einiger Heftigkeit fort: „Ich dachte gleich, daß Du dafür schwer ein Verständniß finden würdest. Wenn ein Reicher von seinem Reichthum gibt — was ist das? Aber wenn eine vornehme Dame für die Armuth bittet und bis in die Nächte hinein thätig ist, und mit barmherziger Liebe —"

Es gelang mir, ihn zu beruhigen. „Du hast keine Vorstellung, wie gut sie sind," sagte er in milderem Ton. „Es ist rührend, wie sie nur immer an Andere denken und sich darüber vergessen. Die Baroneß Ulrike hätte eine Königin werden müssen, um ganz nach Wunsch dem Zuge ihres Herzens folgen zu können. Sie hat einen Ring verkauft, der ihr ein theures Andenken an eine verstorbene Jugendfreundin war, und mit dem Erlös ein Paar Stiefel bezahlt, die sie bei meinem Vater heimlich für mich bestellen ließ — die Baroneß Julie hat mir's heimlich verrathen."

Er erröthete sichtlich, als er diesen Namen aussprach. Ich zwang mich diesmal, ganz ernst zu bleiben. „Sind das die Töchter der Baronin?" erkundigte ich mich.

Er bestätigte es. „Die alte Frau Baronin hat drei Töchter, zwei schon in vorgeschrittenen Jahren — aber die dritte ist noch sehr jung."

„Julie?"

„Ja, Baroneß Julie. Es sind dazwischen mehrere Kinder gestorben, und sie ist erst nach dem Tode ihres Vaters geboren, der Officier war. Sie sieht einem Bilde von ihm sehr ähnlich, nur daß die Züge nicht so strenge sind. Die Baronin stammt aus einem gräflichen Geschlecht, das seinen alten Besitz verloren hat, und war Hofdame. Der Baron selbst hatte, wie sie sagen, Nichts als seinen Degen und heirathete aus Liebe. Leider starb er kurze Zeit nach seiner Ernennung zum Oberst und ließ Frau und Kinder in ungünstigen Verhältnissen zurück. Das heißt, was vornehme Leute so nennen. Ich spreche nur der Frau Baronin nach. Desto löblicher ist's, daß sie sich so wohlthätig beweisen. Baroneß Valerie ist auch Vorsteherin einer Spielschule für Arbeiterkinder und unterrichtet da selbst — natürlich unentgeldlich. Baroneß Ulrike entwickelt in Krankenpflegevereinen die segensreichste Thätigkeit; oft thut sie die Dienste einer barmherzigen Schwester und ist unermüdlich, wenn es gilt, die Mittel für eine nothleidende Familie zusammenzubringen."

Es fiel mir ein, daß Johannes gerade an den Donnerstagen gewöhnlich Abends, wenn er mich besuchte, sehr hungrig war. Meinen Fragen, wo er an diesem Tage seinen Freitisch habe, war er immer ausgewichen. Ich reimte mir's nun leicht zusammen, hütete mich aber, darüber eine Bemerkung zu machen.

„Baroneß Julie," plauderte er weiter, „malt allerliebst in Wasserfarben, singt auch herrlich."

Das interessirte mich. „Sie singt — ah!"

„Ihre Mutter begleitet sie am Klavier; sie selbst spielt nur wenig. Leider kann sie diese schönen Künste nicht so viel üben, als sie möchte. Sie arbeitet die feinsten Stickereien in Seide —"

„Für den Laden?" platzte ich unvorsichtig heraus.

Er sah mich ganz erstaunt an. „Wie kannst Du das denken? Sie macht

Digitized by Google

damit den Prinzessinnen zu ihren Geburtstagen Geschenke, oder läßt die Arbeiten zu guten Zwecken verloosen. Diese Arbeiten haben Kunstwerth."

Ich versicherte, daß ich nichts Beleidigendes habe sagen wollen. Auch die Kunst gehe ja nach Brod. „Aber bei so vornehmen Leuten —!" rief er augenscheinlich verstimmt. Ich lenkte zurück: „Und die Baronin, sagst Du ...?"

„Die Frau Baronin hat den Wunsch ausgesprochen, Dich kennen zu lernen. Ich habe den Muth gehabt, den Damen, die mich wiederholt sehr gütig zum Thee einluden, einige meiner Gedichte vorzulesen. Ich habe ihnen dann auch erzählt, daß mein Freund sie componirt habe — und dann machte es sich so, daß ich sie mitbrachte und sang ..."

„Auch die Liebeslieder?"

„Einige davon. Baroneß Julie hat sie zurückbehalten und singt sie zum Entzücken."

Das schmeichelte mir. „Die Sachen haben also Gnade gefunden?"

„Aber wie sie das auch singt!" rief er und preßte wieder meinen Arm. „Du würdest Deine eigenen Noten nicht wiedererkennen. Daß ich Dir's nur gestehe — sie hat auch die Anregung zu den Duetten gegeben; ich wäre auf so etwas nicht gekommen. Und wir haben sie schon zusammen zu singen versucht — sie klingen wunderschön. Nimm die Einladung zu heute Abend an, und Du sollst sie hören."

Einer solchen Lockung konnte ich natürlich nicht widerstehen. Abends sechs Uhr — man ging damals noch nicht zu nachtschlafender Zeit in Gesellschaft — machten wir uns auf den Weg. Johannes führte mich vor ein großes, alterthümlich aussehendes Haus in einer engen Straße der alten Stadt. Ueber der Thür zeigte sich ein mächtiges Wappen, darunter eine Tafel mit der Aufschrift „Familienstift". Wir stiegen drei Treppen hinauf und mußten uns nun in der Mansarde befinden. An einer der vier Thüren schellte er. Ueber dem Glockenzuge war ein Porzellanschild mit dem Namen der Baronin und zwei buntfarbigen Wappen befestigt.

Ein alter Mann mit spärlichem schneeweißem Haar und gebeugtem Rücken öffnete. Er trug Schuhe und Strümpfe, eine lange Weste von geblumtem Zeuge, aus deren Tasche eine dicke Metallkette mit einer rothen Kugel und zwei Petschaften am Ende heraushing, und einen Rock von verschossenem blaßlila Sammet mit Borten, die vom Alter geschwärzt waren. Ich glaube nicht, daß er ursprünglich den Zweck gehabt hatte, als Livree zu dienen. Eher mochte er in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einem Kavalier angepaßt, dann lange als ein Erbstück aufbewahrt und endlich degradirt sein; ich glaubte mit meinen scharfen Augen auf der linken Brustseite die Stelle zu erkennen, wo einmal der Stern gesessen hatte. Eine Binde von blendender Weiße mit etwas defectem Spitzenbesatz vollendete den Anzug, wenn noch weiße Handschuhe von Baumwolle angemerkt werden. Der Alte grüßte schweigend und nahm uns mit feierlichem Ernst die Mäntel ab. Dann ging er in's Zimmer, uns zu melden.

Wir traten in eine geräumige Mansardenstube mit zwei Fenstern, die durch Vorhänge geschlossen waren. Um einen runden Tisch gegenüber dem Eingange saßen die Damen bei einer Oellampe, deren Licht nach der hinteren Seite hin

Digitized by Google

von einem grünseidenen Schirm abgehalten wurde. Von einem niedrigen Sopha mit dünnen weißlakirten, in den Kehlleisten vergoldeten Füßen und eben solchen Medaillons an der Rückwand erhob sich eine alte Frau, deren altmodische Spitzenhaube sofort in die Augen fallen mußte. Die eine von den drei Töchtern hatte eben vorgelesen und legte nun die Brille auf das Buch. Die zweite zupfte Charpie und ließ sich darin nicht weiter stören, als daß sie uns einen Moment das lange, hagere Gesicht zukehrte und den Kopf ein wenig beugte. Die dritte saß uns abgekehrt auf einem Stuhl mit hoher Lehne, der offenbar zu dem Sopha gehörte, und hatte sich über eine Stickerei gebeugt. Sie allein trug ein helles Kleid; lange dunkle Locken scheitelten sich im Nacken und legten sich in zwei starken Bündeln auf die Schultern. Sie wendete rasch den Kopf zurück, fixirte mich scharf und nickte lächelnd meinem Begleiter zu, der in großer Verlegenheit zu sein schien, was er nun eigentlich mit mir anfangen sollte.

„Wollen Sie uns Ihren Freund vorstellen, lieber Johannes," begann die alte Dame, indem sie mit der Hand näher winkte, die zur Hälfte mit einem Handschuh von schwarzem Seidenfilet bekleidet war.

Der arme Mensch entledigte sich dieser gesellschaftlichen Pflicht recht ungeschickt. „Mein Freund — mein Freund Ludwig —" stotterte er. „Die gnädige Frau Baronin haben gütigst erlaubt . . ."

„Ja, ja," bestätigte sie. „Treten Sie doch näher, junger Herr, und nehmen Sie Platz — ohne Umstände, bitte ich. Meine Töchter —: Valerie, Ulrike, Julie . . . rücke ein wenig zur Seite, liebes Kind — so! Wir werden am Tisch Raum finden. Dort unter dem Feldmarschall steht Ihr Stuhl, lieber Johannes."

Sie meinte ein Bild in schwarzem Rahmen, das einen Militär in ganzer Figur darstellte, von dem jedoch, da es stark nachgedunkelt hatte, nur die hellen Fleischpartieen des Gesichts und der Hände und die rothen Aufschläge kenntlich waren. Es hingen da an den Wänden über der grünen Tapete noch mehr Bilder von derselben Größe und Schwärze, die dem Ahnensaal eines Schlosses entnommen sein konnten, dazwischen auch kleinere Stücke in Goldleistenfassung mit Porträts von gepuderten Herren und Damen; eine von den Schönen, dem altmodischen Ofen zunächst und halb hinter denselben geschoben, zeigte sehr üppige Formen. Auch an Pastellbildnissen fehlte es nicht, und auch die eingerahmten Silhouetten, hochtoupirte Frauen und bezopfte Männer waren vertreten. Der Stuhl, auf den die Baronin wies, schien der einzige von robuster Gestalt zu sein, vielleicht besonders für meinen kräftigen Freund angeschafft. Ich sah mich wenigstens vergeblich nach einem zweiten von gleich Vertrauen erweckender Haltbarkeit um. Zu beiden Seiten einer geschnörkelten Kommode mit vielfach gekitteten Porzellanfigürchen auf der Platte standen zwei Stühle mit schwächlichen weißlakirten Beinen und verschossenem Damastbezuge. Ich faßte muthig die Lehne des einen, vernahm aber sofort ein so verfängliches Knacken, daß ich gleich wieder abließ. Auf dem andern schnurrte eine weiße Katze, die ich nicht zu verjagen wagte. Aber dort vor dem viereckigen Kasten auf vier dünnen Beinen zeigte sich zum Glück noch ein runder Polsterschemel, rundum mit blanken Knöpfen beschlagen. Ich trat hinzu und bemerkte nun erst die kurze Klaviatur eines Spinets, auf dem neben anderen Noten auch meine Blätter lagen. Der Schemel verlor, als ich ihn

Digitized by Google

aufhob, einen seiner drei Füße; er war aber leicht wieder unterzustellen, und ich setzte mich nun mit aller Vorsicht, um nicht Unheil anzurichten.

Das Gespräch bewegte sich anfangs in streng gemessenen Formen; wir antworteten eigentlich nur, wenn wir gefragt wurden, und Johannes ließ mir gern das Wort. Nur Fräulein Julie warf mitunter, von der Stickerei aufsehend, eine lebhaftere Bemerkung hinein. Dabei blickte sie, auch wenn sie zu mir sprach, doch regelmäßig auf Johannes, dessen Wangen wie Feuer glühten. Ich hatte, indem ich mich bald zur einen, bald zur anderen wendete, vollauf Gelegenheit, die Damen genauer zu betrachten. Valerie war sicher der Vierzig nahe, Ulrike weit über die Dreißig hinaus; jene hatte ein gutmüthiges rundes, die andere ein langes und scharfmarkirtes Gesicht. Beide trugen, wie die Baronin, Kleider von schwarzem Taffet nach recht altmodischem Schnitt. Valerie hatte mit einer Agraffe von Haargeflecht eine farbige Schleife vorgesteckt. Ulrike ein orangefarbenes Band um den Hals gelegt, an dem ein emaillirtes Kreuz mit einem Namenszuge, wahrscheinlich eine Ordensauszeichnung, hing. Gegen die beiden Schwestern erschien Fräulein Julie wirklich auffallend jung und hübsch. Klang es schon etwas sonderbar, wenn die Baronin sie nicht nur mit Vorliebe „Kind" anredete, sondern auch von ihr als von dem Kinde sprach, so war doch der Unterschied der Jahre groß genug, um diese Angewöhnung zu erklären. Ich schätzte sie in den ersten Zwanzigern, nicht viel älter als Johannes. Doch konnte die jugendliche Lockenfrisur und die frische Gesichtsfarbe täuschen. Die vollen Lippen schlossen nicht recht über den gutconservirten Zähnen, die Augen hatten einen schalkhaften Zug, konnten aber recht träumerisch aufblicken. Von Zeit zu Zeit seufzte sie leise ohne besondere Veranlassung, oder strich mit den schmalen Fingern der wohlgepflegten Hand langsam über die Stirn hin, das lose Haar nach der Schläfe schiebend. Ich glaube, sie zeigte die Hand gern; es sah auch sehr zierlich aus, wenn sie die kleine Stickschere faßte und mit der Spitze dicht unter der Lampe ein Fädchen abschnitt, oder wenn sie die Nadel einfädelte. Johannes ließ kein Auge davon.

Natürlich wurde viel von Musik gesprochen. Die Baronin suchte in ihrer Verwandtschaft bis in alte Zeit zurück nach musikalischen Talenten und ermittelte einen Großvater ihres Namens, der in Hofconcerten die Flöte geblasen hatte, einen Vetter ihrer Mutter, der das Violinspiel aufgeben mußte, weil ihm im Kriege die linke Hand verstümmelt wurde, in der er eine Standarte trug, und eine Urgroßtante, die bei irgend einem berühmten Maestro Unterricht im Klavierspiel gehabt, auch sogar selbst Noten geschrieben hatte. Eine Menuet bewahre sie noch zum Andenken auf. Dabei nahm sie Anlaß, aus dem Leben dieser Personen Mittheilungen ganz familiärer Art zu machen, von ihren Brüdern und Schwestern zu sprechen und hin und her auch auf eins von den Bildern an der Wand zu weisen, oder die Beziehungen zu einem alten Möbel, einer gekitteten Figur oder defecten Tasse klar zu legen. Jeder Gegenstand in der Stube schien eine historische Bedeutung zu haben, die seinen Werth unschätzbar machte.

Unter allen diesen Grafen und Freiherrn, Comtessen und Baroneſſen fühlte ich mich etwas bedrückt. Johannes hörte aber mit staunender Bewunderung und augenscheinlich lebhaftem Interesse zu, obwol ihm die Dinge kaum neu

Digitized by Google

waren. Endlich wandte Fräulein Julie sich an mich mit der Frage, ob ich nicht etwas vorspielen wolle, wo möglich etwas Eigenes. Nicht ohne Zagen trug ich meinen Schemel an das alte Klavier und ließ ich die Hand prüfend über die klappernden Tasten gleiten. Es entstand ein „Geräusch", das etwa wie das Zwitschern einer Spatzengesellschaft klang; mein Ohr hatte Mühe sich daran zu gewöhnen. Ein modernes Bravourstück mißlang völlig; als ich aber auf den glücklichen Gedanken kam, aus der Zeit zu wählen, in der dieser Klimperkasten gebaut sein mochte, erntete ich viel Beifall. Nun erging auch an Johannes die Aufforderung etwas zu singen, und wir gaben willig unser Bestes. Er trug eine Ode, die den Grundgedanken variirte, daß die Menschen alle Brüder seien, mit so viel Feuer vor, daß die Baronin an die Rücksicht erinnern mußte, die man den Nachbarn schuldig sei. „Man sollte nicht glauben," setzte sie lächelnd hinzu, „was unser Johannes für ein Schwärmer ist. Ginge es nach seinen Reimen, so müßte eine große gesellschaftliche Revolution alles umkehren und durcheinander werfen." — „Aber das ist Poesie, Mama", warf Baroneß Julie ein, und mein Freund nickte ihr dankbar zu. „Ja, es ist Poesie", bestätigte die Baronin mit einer Betonung, aus der sich deutlich genug ergab, was ihr dieses Wort bedeutete.

„Wir wollen Ihnen nun auch eins Ihrer Duette vorsingen", sagte die junge Dame, indem sie die Stickerei auf den Tisch legte und aufstand. „Begleiten Sie uns. Den Dichter möchte ich aber bitten, seine Leidenschaft zu zügeln und möglichst discret zu accompagniren, damit meine schwache Stimme zur Geltung kommt." — „O, Ihre schwache Stimme . . . !" stotterte er; „wie können Sie nur diese schöne Stimme . . . Man hört ja doch nur Sie, wenn wir beide singen. Aber ich will mich schon zurückhalten, um nicht zu stören."

Die Stimme war wirklich schwach, aber von angenehmem, recht weichem Klang. Die Mahnung hatte guten Grund, denn Johannes, so schüchtern er auch einsetzte, ließ sich bald von seiner Empfindung hinreißen und gab der Sprache des Herzens einen heldenhaften Ausdruck, der manchmal mit dem melancholischen Pathos der Verse fast komisch contrastirte. Ich trat ihm von Zeit zu Zeit auf den Fuß, um ihn an sein Versprechen zu erinnern.

Uebrigens klatschten die Damen Beifall. „Was das Kind hübsch singt!" rief die Baronin. „Erfährt man davon bei Hofe, so wirst Du Dich in den Soiréen der Prinzessin Theophile hören lassen müssen." — „Reizend", bestätigte Valerie. — „Die hohe Aristokratie veranstaltet nächstens ein Concert für die Mission unter den Hottentotten", bemerkte Ulrike; „man würde unsern Namen gewiß gern auf dem Programm sehen."

Bei dem einen Duett blieb's nicht; wir probten alle meine Compositionen durch, und Fräulein Julie war so liebenswürdig, mir ein freundliches Wort über mein „unzweifelhaftes Talent" zu sagen Endlich vernahm ich auch hinter mir das Klappern von Tellern und Messern, woraus auf die Vorbereitung zu einem Mahl zu schließen war, nach dem mein Magen bereits ein recht sehnliches Verlangen trug. Der alte Diener in seinem blaßlila Galarock ging auf den Zehenspitzen hin und her, die Baronin gab im Flüsterton Anweisungen. Es

Digitized by Google

dauerte ziemlich lange, bis wir zu Tisch gerufen wurden, sodaß meine Erwartungen sich nicht wenig spannten.

Was dann zum Vorschein kam, entsprach ihnen freilich nicht sonderlich. Der runde Tisch war mit allerhand Geschirr von alterthümlicher Form und Zeichnung bestellt, aber was von Speisen darauf lag, schien mir so winzig, daß mein Appetit allein bequem damit fertig geworden wäre. Wie sollten wir alle davon satt werden? Auf einem silbernen Teller mit getriebenem Rande zeigten sich einige dünne Scheibchen Brod, zierlich im Kreise herumgelegt; auf einem andern mehrere kleine Plättchen von gelber Farbe, jedes mit einem Wappen bedrückt — die dazu gehörige Butter. Auf einer länglichen Schüssel von altem Porzellan präsentirten gemalte Amoretten ein wenig Aufschnitt von Fleischwurst; unter einer hochgewölbten Glasglocke, in die der ganze Marktusplatz von Venedig kunstvoll eingeschliffen war, versteckte sich ein kleiner Würfel von Käse; ein großes Messer, dessen Griff einen gerüsteten Ritter darstellte, lag daneben. Auf dem Grunde eines weitbauchigen Napfes mit gekitteten Henkeln in der Form von Delphinen ließen sich einige Stückchen Zucker bemerken; eine silberne Zuckerzange mit dem Familienwappen fehlte nicht. Ein chinesisches Theebrett trug die dazu gehörige Theekanne mit eingehängtem Sieb, ein Sahnetöpfchen mit abgebrochener Pfeife und einem Drahtring um den Hals, dazu zwei sehr stattliche Flaschen von geschliffenem Glase mit etwas rother und gelblicher Flüssigkeit bis zur Höhe eines halben Zolles über dem Boden. Jeder von uns hatte zwei Teller an seinem Platz stehen, nebenbei Messer und Gabel, dahinter noch ein kleineres Messer liegen. Keins von diesen Stücken glich völlig dem andern, keins war ganz unverletzt geblieben, aber jedes hatte sicher einmal einem sehr vornehmen Haushalt angehört und — gehörte noch zu einem solchen.

Die Baronin sprach ein Tischgebet; wir standen dabei mit gesenkten Köpfen und gefalteten Händen hinter unsern Stühlen. Dann reichte der Diener ihr kleine chinesische Täßchen zu, die wie Spielzeug aussahen, und sie füllte jedes aus der Theekanne knapp bis zur Hälfte. Es dauerte eine geraume Weile, bis wir sämmtlich einzeln bedient waren. Johannes konnte mit der Zuckerzange nicht zurecht kommen, Julie lachte ihn aus und half ihm. Die Schwestern selbst verdarben sich mit der Süßigkeit nicht die Zähne. Auf die Ermuthigung der Baronin tröpfelte ich etwas Rum in meinen Thee aus der zweiten großen Flasche; die andere blieb unberührt. Dann wurde kalte Speise, ein Brei von Milchreis mit fünf oder sechs aufgesteckten Mandeln, gleich umständlich herumgereicht und mit sehr zerbrechlichen Theelöffeln gegessen. Auf dem meinigen stand die Jahreszahl 1732. „Die Herren Poeten und Künstler," meinte die alte Dame, „leben zwar mit Vorliebe in höheren Regionen, können aber doch leibliche Speise wie wir gewöhnliche Menschenkinder nicht entbehren. Lassen Sie sich nicht nöthigen. Johannes ist allzu bescheiden; er trägt aber selbst die Schuld, wenn er nicht satt von Tisch aufsteht. Das Kind" — sie blickte auf Julie — „braucht, glaube ich, mehr. Sie lassen wirklich die kalte Speise vorbeigehen? Aber vielleicht etwas Brod und Butter zum Nachtisch. Lieber Baumann ..." Sie winkte dem Diener, der die Aufwartung fortsetzte. Das Butterbrod ver-

Digitized by Google

speisten die Damen mit Hilfe von Messer und Gabel, was mir sehr wunderlich vorkam.

Nachdem wir so eine Stunde getafelt hatten — wobei ich lebhaft an die Speisung der Viertausend erinnert wurde — entließ uns die Baronin mit der freundlichen Aufforderung, recht fleißig auch ferner zu dichten und zu componiren. Sie würde uns nach einiger Zeit wieder zu einem musikalischen Thee einladen. Der Verkehr mit Damen sei für junge Leute sehr bildend, und sie wolle gern uns förderlich sein. Johannes benahm sich beim Handkuß etwas ungeschickt und erhielt eine scherzhafte Lection auf den Weg.

Als wir auf die Straße hinauskamen, ergriff er meinen Arm und zischelte mir in's Ohr: „Nun —? was sagst Du? So vornehm geht's da immer her. Und Baroneß Julie . . ." Er stockte. „Eine liebliche Stimme, nicht wahr? Und wie sie unsere Lieder vorträgt! Zum Entzücken! Wie die Muse des Gesanges selbst steht sie da am Klavier . . . Diese Locken — diese himmlischen Augen . . . ! Ich kann jetzt nicht nach Hause in meine armselige Kammer — der Abstand ist gar zu groß. Wie das im Zimmer duftet! Der Geruch von Leder und Pechdraht macht mir hinterher allemal Kopfschmerzen. Nein, jetzt nicht nach Hause! Komm, wir gehen auf den Stadtwall spazieren, der Schnee liegt nicht allzutief und der Vollmond —."

Aber bist Du nicht hungrig? unterbrach ich ihn recht unzart.

„Hungrig —?" Er sah mich mit großen Augen an. „Wie kann Dir nur so etwas einfallen? Wir haben doch . . ." Er besann sich. „Allerdings, nach unsern sonstigen Ansprüchen . . . Aber das ist nun so bei vornehmen Herrschaften. Es hat doch einen ganz eigenen Reiz, sich von einem Diener in Handschuhen aufwarten zu lassen. Ach! wie ungleich sind die Güter dieser Erde unter die Sterblichen vertheilt! Aber ich gönne es ihnen — ihnen gönne ich's von Herzen. Sie sind so gütig, so herablassend, und Julie . . ."

Ich schob ihn in die offene Thüre eines kleinen Restaurants, das uns am Wege lag. Später mehr davon, sagte ich, der Mond geht nicht so bald unter. Er widersetzte sich nur schwach, ließ sich auch eine Portion Braten und ein Glas Bier gut schmecken. Sein Vorwurf, daß ich ein arger Materialist sei, beschwerte mich wenig. Ich bin nur nicht verliebt, meinte ich. Darauf würdigte er mich keiner Antwort.

Als wir dann Arm in Arm durch die schon stillen Straßen dem Thor zu gingen, wartete er offenbar auf eine Expectoration meinerseits. Ich wußte nur nicht recht, wie ich beginnen sollte. Endlich entfuhr mir's: Das also ist sie! Er verstand mich sofort. „Das ist sie," rief er, „die hohe, angebetete — die hoffnungslos geliebte!" Er erschrak über dieses kühne Wort und zitterte merklich. „O, was sage ich? Nur im Liede darf ich sie so nennen. Dieses furchtbare Bekenntniß! Nur in der Dichtung ist Wahrheit — das Leben ist eine grausame Lüge, und Du wirst's sehen . . . ich sterbe an ihr."

Das sagte er offenbar tief überzeugt. Ich vermochte aber in diesen Ton nicht einzustimmen; die Dinge standen mir gar zu wirklich vor Augen. Sie ist älter als Du, antwortete ich; ich weiß nicht, warum mir gerade das zunächst einfiel.

Johannes hielt mich zurück und blieb stehen. „Aelter —?" sagte er und

Digitized by Google

sah mich dabei wie abwesend an. „Was heißt das? Sie ist jung und schön. Ich weiß nicht, ob sie in den Jahren, die ich neben ihr verlebte, älter geworden ist; aber das weiß ich, daß sie mir an jedem neuen Tage schöner erscheint. Wie sie in meinen Gedichten steht, so ist sie: das Göttliche hat kein Maß in der Zeit."

Ich setzte ihn langsam wieder in Bewegung. Du siehst freilich mit den Augen des Dichters, meinte ich; da muß sie Dir wol so fern stehen.

„Da steht sie mir so nah," verbesserte er. „Dem Dichter steht sie nah, denn er kann sich zu ihrer Höhe aufschwingen, er erträgt den Blick ihres Auges, er ergreift die gütige Hand, um sie zu küssen, er sinkt vor ihr nieder, umfaßt ihre Kniee und gesteht ihr seine selig unselige Leidenschaft. Sie hört ihn auch, und darf nicht erröthen, darf ihn nicht zornig fortstoßen. Aber der Dichter darf nicht Mensch sein wollen. Da wird er erbärmlich klein, da stößt er gegen alle Schranken der Wirklichkeit; und wollte er sie niederwerfen, er müßte kläglich daran zu Grunde gehen."

Ich faßte seinen Arm fester. Das redest Du Dir nun so ein, Lieber, sagte ich. Bin ich schon jünger wie Du, so habe ich doch mehr Welterfahrung und lasse mich durch den Schein nicht so leicht täuschen. Du hast so viel in den Himmel geguckt, daß Dir darüber die Schätzung der irdischen Dinge verloren gegangen ist, und für gewisse hast Du wahrscheinlich überhaupt kein Verständniß von Hause mitgebracht. Dir imponirt allzusehr der Name, der Stand, der ganze Firlefanz einer solchen aristokratischen Existenz — ich glaube, selbst der alte Baumann in seinem lila Staatsrock und seinen baumwollenen Handschuhen imponirt Dir. Aber bei Licht besehen —

„Sprich so nicht weiter," unterbrach er mit Heftigkeit. „Du wirst in meinen Augen das Ehrwürdige nicht herabsetzen."

Das sei mir fern, versicherte ich. Aber die Form, in der es hier erscheint, mindert doch ein wenig sein Gewicht. Es ist da eine Differenz zwischen Wollen und Können, die mir ein stilles Lächeln abnöthigt. Deine Baronin ist arm wie eine Kirchenmaus.

Johannes lachte auf. „Arm? Bei so reichem Besitz!"

Was sie besitzt, sind die Raritäten, die aus einer Reihe von Erbschaften übrig geblieben sind: Familienbilder, Möbel, Porzellan, Silber. Jedes Stück hat eine sehr vornehme Geschichte und wird dadurch der Baronin von unschätzbarem Werth. Aber jedem andern ist's Trödel. Ich bin überzeugt, die alte Dame muß sich sehr einschränken, um sich mit ihren drei Töchtern, wie sie's nennen: standesgemäß, durchzubringen. Freilich würde sie gewiß lieber hungern, als den alten Baumann entlassen. Eine Baronin, die eine geborene Gräfin ist, kann den Diener in Livree nicht entbehren, der ihre Gäste anmeldet und bei Tisch aufwartet, mag auch das Empfangzimmer eine Mansarde und Schmalhans Küchenmeister sein.

„Was willst Du damit sagen?" fragte er beinahe zornig.

Daß der Abstand zwischen Dir und jenen — in gewisser Hinsicht wenigstens — gar nicht so groß ist, als er Deiner Befangenheit erscheint. Du bist arm ... Julie ist wahrscheinlich noch ärmer.

Digitized by Google

Er gab meiner Schulter einen Stoß, der gewiß nicht beabsichtigt war. „Baroneß Julie ärmer als ich armer Teufel —? Unsinn!"

Liebster Freund, wir leben zum Glück in einer Zeit, in der Jeder seines Glückes Schmied werden kann. Dem Sohn des Schusters steht die ganze Welt offen. Hat er den Kopf auf der rechten Stelle und spielt ihm das Herz keinen dummen Streich, so mag er dreist seine Hand ausstrecken nach irgend einem lockenden Ziel. Dich hindert Nichts zu arbeiten, zu erwerben; nach so und so viel Jahren kannst Du ein wohlsituirter Mann sein. Ein armes, hochadeliges Fräulein aber ... ich habe meine Mutter oft sagen hören, daß es nichts Beklagenswertheres geben könne. Wer kann also wissen —

Ich wagte doch nicht den Satz zu Ende zu bringen, um nicht Hoffnungen rege zu machen, die mir selbst gar nicht sympathisch waren. Die Stimmung des guten Jungen war auch plötzlich umgeschlagen. Mit gesenktem Kopf ging er nachdenklich neben mir her. Nach einer Weile sagte er in seiner schüchternen Weise: „der Gedanke ist mir ganz neu. Sie — ich ... Sollte wirklich die Armuth ...? dann wäre sie ja ein Segen, gar nicht auszumessen! Aber ich fühle in mir die Kraft, mich über mein Geschick zu erheben. Ich will nicht nur der Sänger der Freiheit sein, auch ihr Kämpfer — man soll meinen Namen unter den besten Namen nennen — ich werde die Mittel gewinnen, Wohlthaten zu vergelten. Und dann — dann ..."

Er nahm die Mütze vom Kopf und strich mit der Hand durch das lange Haar. Ich mußte ihn erinnern, daß man sich baarhaupt im Winter bei aller inneren Hitze leicht einen Schnupfen hole. Nimm's nicht so ernst, Bester, bat ich ihn. Wär's denn wirklich ein Glück für Dich, wenn sich das erfüllte? Wer vorwärts will und ganz auf die eigene Kraft angewiesen ist, muß sich nicht früh mit einer Last behängen, die ihn an kühnem Ausschreiten hindert. Du bist ein Mann aus dem Volke — als solcher fühle Dich. Die Muse sei Deine Liebe, die Wissenschaft Dein Leuchtstern. Was soll Dir das adelige Fräulein, das älter ist, als Du — ich muß es noch einmal sagen. Nach wenigen Jahren schon —

Er riß sich plötzlich von mir los und rannte fort. „Gute Nacht!" rief er mir zu und verschwand in einem engen Gäßchen. Ich kehrte um und ging nach Hause, etwas verstimmt über diesen hastigen Abschied.

Mancherlei Verbindungen erlaubten mir über die Baronin und ihre Töchter Erkundigungen einzuziehen. Man nannte sie überall sehr ehrenwerthe Damen, wußte aber auch von mancherlei Wunderlichkeiten zu erzählen. In der Hauptsache traf meine Vermuthung zu: die Baronin war ganz arm, lebte von einer kleinen Pension und von den Unterstützungen der Aristokratie, die sie ihres ausgezeichneten Namens wegen nicht der öffentlichen Armenpflege überlassen wollte. Das wäre ihr selbst eine Schande geworden. Ulrike hatte eine Stiftsstelle: Mutter und Schwestern wohnten eigentlich bei ihr. Julie erhielt für die Stickereien, die sie zum Geschenk machte, so reichliche Geschenke zurück, daß über die Absicht hier und dort kein Zweifel sein konnte. Valerie, obgleich selbst auf's Aeußerste bedürftig, hatte die vornehme Passion wohlzuthun. Wirklich ganz ohne Ostentation! Man war einig in ihrem Lobe. Sie darbte sich's vom Munde ab, was sie armen Kindern und alten kranken Weibern gab; sie bettelte

Digitized by Google

die Kleidungsstücke zusammen, die sie dann ausbesserte, ihren Schützlingen passend umformte und vertheilte; sie sammelte mit rastlosem Eifer milde Gaben für bedürftige Schüler, schaffte Bücher an, besorgte armen Dienstboten, die gute Zeugnisse aufweisen konnten, einträgliche Stellen in vornehmen Häusern. Für sich selbst forderte sie nichts. Johannes hatte ihr viel zu danken und sollte ihr noch mehr zu danken haben.

Mit mir war er unzufrieden. Zum ersten Mal zeigte sich in unserer Freundschaft eine Dissonanz, die sich nicht auflösen lassen wollte. Er besuchte mich zwar nach wie vor und war immer freundlich; aber das alte hingebende Vertrauen fehlte doch. Er las mir nicht mehr Gedichte vor, er sang selten an meinem Klavier und griff dann zu den Noten, die ich nicht gesetzt hatte. Von der Baronin und ihren Töchtern sprach er gar nicht; kam ich darauf, so wußte er das Gespräch abzuleiten. Es fiel mir auf, daß die Einladung zu dem musikalischen Thee sich nicht wiederholte; wahrscheinlich war er selbst das Hinderniß.

Indessen arbeitete er mit dem peinlichsten Fleiß. Ostern bestand er sein Abiturientenexamen mit Auszeichnung. Ich setzte ihm die rothe Mütze auf den Kopf, und er declamirte, meine Hände schüttelnd, Verse aus einem seiner wildesten Gedichte, in denen sie als das Symbol der Freiheit besungen war. „Jetzt bin ich des Schulzwanges ledig," rief er, „jetzt geht's in's Leben!" Aber schon nach einer kurzen Woche legte er sie wieder ab. Zu der Studentenspielerei werde er keine Zeit haben, äußerte er sich. Uebrigens trug er am nächsten Sonntag ein seidenes Tuch mit zierlich ausgestickten Ecken — ein Geschenk von Julie, und eine Uhr mit doppeltem Gehäuse, die ihm die Baronin aus ihren Raritäten verehrt hatte.

Es war das Geringste, was die guten Damen für ihn thaten. Valerie entwickelte eine selbst bei ihrer bekannten Rührigkeit erstaunliche Bethätigung für den armen Studenten, dem es galt einige sorgenfreie Jahre im Dienst der Musen vorzubereiten. Am Orte gab's keine Universität, mit Freitischen war ihm daher nicht mehr gedient; Valerie ging bei der vornehmen Vetterschaft, bei allen namhaften Geldleuten Haus bei Haus und wandte ihre ganze Beredtsamkeit auf, für die „Stiftung eines Stipendiums aus freiwilligen Gaben" zu interessiren, das einem „gänzlich unbemittelten, aus dem Handwerkerstande hervorgegangenen, äußerst befähigten Studenten" auf drei Jahre verliehen werden sollte. Sie brachte wirklich ein ganz ansehnliches Sümmchen zusammen, und Julie vermehrte es noch durch die Zuwendungen zweier Prinzessinnen, bei denen sie sich unter Ueberreichung zierlich gestickter Taschentücher zu einer Fürbitte entschloß. Sie hatte einige von unsern rührendsten Liedern gesungen und dadurch das Herz der hohen Damen bewegt. Es fehlte nicht viel, daß der merkwürdige Schustersohn bei Hof vorgestellt wäre.

Johannes fühlte sich ein Krösus bei der Zusicherung eines Wechsels, der ihm in Leipzig zu studiren erlaubte. „Glaubst Du nun an diese herrlichen Menschen?" rief er mir in's Gewissen. „Sind sie nicht reich, da sie so geben können? Erkennst Du an, daß dem alten Adel die noble Gesinnung angeboren ist? Ich will aber meinen hohen Gönnerinnen Ehre machen — wahrhaftig! Das will ich. Ueberheben sie mich der Sorge um mein tägliches Brod, so will ich auch

Digitized by Google

an kein elendes Brodstudium denken. Literatur und Geschichte werde ich studiren — mein Ehrgeiz ist eine Professur der freiesten aller Wissenschaften, mag dieses Ziel auch noch so fern sein. Ich freute mich so herzlich seines Glückes, daß ich mit dem Lobe der gütigen Damen nicht kargte und dadurch ein gut Theil seines Vertrauens wieder zurückgewann.

In den nächsten Wochen war er täglich im Hause der alten Baronin, oft nicht nur in den Abendstunden. Sprach er bei mir an, so fand ich ihn immer in gehobenster Stimmung. Er war heiter und gesprächig. Es schien ihn nicht einmal zu beschweren, daß ihm, wie er mir gestand, jetzt kein Gedicht gelingen wollte, so begeistert er sich auch fühlte. Nur in den letzten Tagen vor seiner Abreise wurde er wieder melancholisch. „Du glaubst nicht," sagte er, „wie schwer es mir fällt, an die Trennung von den lieben Damen zu denken. Ich beneide den alten Baumann, der ihnen seine treuen Dienste widmen kann."

In der Nacht sollte er abfahren. Wir hatten verabredet, daß er nach dem Abschied in seinem elterlichen Hause die letzten Stunden bei mir zubringen sollte. Er kam später, als ich erwartet hatte, und befand sich in sonderbarer Aufgeregtheit. Daß er mich, als er bei mir eintrat, stürmisch umarmte und küßte, als müßte er schon in der nächsten Minute in die Thurn- und Taxis'sche Postkutsche steigen, war noch das Wenigste. Daß er dann aber in dem kleinen Zimmer auf- und ablief, sich mit allen zehn Fingern in die langen Haare fuhr, oder sich in die Ecke des Sophas warf und den Kopf über die Lehne hängen ließ, dann plötzlich wieder aufsprang, sich den Schweiß von der Stirne wischte und den Rock vom Leibe riß, bald ein Glas von dem heißen Punsch herunterstürzte, den ich zu seinen Ehren gebraut hatte, bald wieder mit gleichem Eifer meiner Wasserkaraffe zusprach, mußte mir doch auffällig scheinen. Was ist Dir denn geschehen? fragte ich wiederholt vergebens. Er schüttelte den Kopf, preßte meine Hand, seufzte, lachte. Endlich rief er: „Glaube mir, ich bin ein überglücklicher Mensch, — und es drückt mir das Herz ab, daß ich's nicht in alle Winde hinausschreien kann." Ich zog ihn zu mir auf's Sopha und sagte: sitze einmal zehn Minuten still, es wird Dir gut thun. Der Abschied von den Deinigen kann Dich unmöglich so angegriffen haben, daß Du ganz aus Rand und Band gekommen bist.

„Das war rasch gethan," antwortete er.

Und vorher warst Du natürlich bei der Baronin.

„Und was ich da erlebt habe —!" rief er und brach wieder ab. „Ich bitte Dich, spiele etwas. Musik — Musik!"

Ich setzte mich an den Flügel und griff Accorde; es klang etwa wie das Präludium zu einem Kirchenliede. Die sanften und feierlichen Töne beruhigten ihn. Er stand auf, trat hinter meinen Stuhl, legte den Arm um meine Schulter und sagte: „Warum soll ich's vor Dir verheimlichen — Du bist mein Freund. Ja — Du sollst Alles wissen . . . Aber spiele nur weiter, es stört mich nicht. — Ich war bei der Baronin, schon von Nachmittag an. Baroneß Valerie hatte Kopfweh und zog sich schon vor dem Abendessen in das Schlafzimmer zurück; Baroneß Ulrike mußte zu einer Kranken zur Nachtwache. Ich blieb mit der Baronin und Julie allein. Als es neun Uhr schlug, wollte ich ihnen Lebewohl sagen; aber Julie bat mich noch zu bleiben. Wer weiß, wann wir wieder einen

Digitized by Google

Abend zuſammen verleben, bemerkte ſie, und nickte mir dabei recht traurig zu. Wie ſchön ſie war mit dieſem traurigen Blick! Das Kind hat ſich ſo an Ihre Geſellſchaft gewöhnt, ſagte die Baronin . . . und wir Alle werden Sie vermiſſen. Ich ſtotterte einige Worte des Dankes. In Leipzig wird für Sie ein luſtiges Leben beginnen, äußerte Julie halb abgewendet, da werden Sie uns bald vergeſſen haben. — Nie, nie! rief ich und legte die Hand auf's Herz. Die Baronin lächelte. Julie aber — ich ſah es wol — wiſchte eine Thräne von der Backe fort. — Muſiciren wir noch ein wenig, ſchlug die Baronin vor, das hilft uns am beſten über die Abſchiedsſtunde hinweg. Sie öffnete auch gleich das Klavier, ließ ſich auf dem runden Schemel nieder und ſchlug das Buch mit Deinen Duetten auf. Wir beide traten hinter ſie und ſangen — meine Stimme klang anfangs zitternd, und die hohen Töne verſagten ihr, aber beim zweiten und dritten Liede fühlten wir uns ſchon ganz ſicher; und als die Worte kamen, für die Du eine ſo ſchöne Melodie gefunden haſt:

Mein Herz iſt längſt vergeben,
Mein Herz iſt nicht mehr mein,
Es lebt in deinem Leben,
Will ſelbſt vergeſſen ſein —

da . . . ich weiß nicht, wie es geſchehen war — da hielt ich ihre weiche Hand gefaßt, und wir ſtanden ſo bis zum Schluß des Liedes und ſangen es noch einmal. Dann ſagte die Frau Baronin, ſie müſſe nachſehen, ob Valerie nicht etwas brauche, ſtand auf und ging in das andere Zimmer, zwiſchen uns hindurch, denn wir waren raſch ein wenig zur Seite getreten. Ich fühlte, daß mir das Geſicht glühte und wagte gar nicht aufzublicken oder ein Wort zu ſprechen. Als ſich aber die Thür ſchloß, erſchrak ich — ich war zum erſten Mal mit Julie ganz allein. Sie blieb ſtehen, wo ſie ſtand, und auch ich rührte mich nicht von der Stelle . . . ein Schwindel ergriff mich, daß ich fürchtete zu Boden zu fallen, wenn ich nur den Fuß bewegte. Was mir im Kopf herumging, es iſt nicht zu ſagen — und dazu ſchlug mir wild das Herz. Das iſt die Minute, die über dein Leben entſcheidet, rief's in mir, und ich hatte doch nicht den Muth, ſie zu nützen. Eine ſchreckliche Angſt überkam mich, daß die Baronin zurückkehren könnte, und alles auf ewig verloren wäre — da rauſchte ihr Kleid, ſie breitete die Arme aus, ſank an meine Bruſt. Du liebſt mich, ſagte ſie leiſe und innig — ich weiß es, du liebſt mich! — Ich fiel vor ihr nieder, küßte ihre Hände, ſtammelte Worte ohne Sinn. Sie hob mich auf. Die Mutter darf uns nicht überraſchen, ſagte ſie, indem ſie meine Stirn küßte — es bleibt für jetzt noch unſer Geheimniß. Aber wenn du treu biſt . . . Treu bis in den Tod! rief ich. Sie legte mir die Hand auf den Mund —: ſtill, ſtill! — Ich ſchloß ſie ſchweigend an mein Herz, drückte meine Lippen in ihr Lockenhaar. Und nun lebe wohl, ſagte ſie, lebe wohl. Ich kann nicht fremden Abſchied von dir nehmen, und das müßte geſchehen in der Mutter Gegenwart. Sie iſt gut, ſie wird künftig verzeihen — ſei guten Muthes. — Dann ein letzter Kuß, und ſie ging. Bald darauf kam die Baronin zurück — ich konnte in der Verwirrung kaum ſprechen. Sie gab mir ihren Segen mit auf den Weg und ich ſtürmte fort zu Dir. Da weißt Du nun alles. O! ich bin der glückſeligſte der Menſchen, ihrer Liebe gewiß."

Digitized by Google

Ich hatte, während er sprach, von Zeit zu Zeit einen leisen Accord gegriffen; nun ließ ich die Saiten wie zu einer Siegesfanfare rauschen. Im Augenblick vergaß ich alle meine Bedenken und war nur froh in des Freundes Freude. Er selbst, als er ruhiger wurde, quälte sich mit allerhand Einwürfen, die darauf hinauskamen, daß doch die gesellschaftliche Kluft zwischen ihnen unübersteiglich wäre, die Baronin nie einwilligen würde. Aber zerbrich Dir doch darüber nicht den Kopf, mahnte ich. Julie wußte sicher, was sie that. Die Baronin hat drei unversorgte Töchter, und die jüngste ist bereits . . . Ich hütete mich wohl, den Satz zu Ende zu bringen; er sah mich schon so eigen herausfordernd an.

Der Punsch wurde bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken; es gab auf so vielerlei anzustoßen. Dann brachte ich ihn nach dem Posthause, vor dem schon die Kutsche stand. Der Postillon blies. Ade — ade! —

Das ist die Geschichte unserer Freundschaft, der die Zeit so kurz bemessen war und die so volltönig begann. Was dann noch folgt, ist eigentlich nur das Ausklingen einer Dissonanz, die sich mehr und mehr verstimmt, da die Töne, die jeder der ursprünglichen Harmonie zusetzt, ganz verschiedene Verbindungen eingehen und zuletzt kaum noch die alte Zusammengehörigkeit begreiflich erscheinen lassen.

Etwa zwei Jahre nach jenem Abschied traf auch ich in Leipzig ein, um im königlichen Conservatorium der Musik meine Studien fortzusetzen. Natürlich suchte ich sofort Johannes auf, mit dem ich in der Zwischenzeit einige Briefe gewechselt hatte, die allenfalls auch ungeschrieben hätten bleiben können. Ich fand einen Menschen, der mit pedantischer Gewissenhaftigkeit täglich, ich weiß nicht wie viele, Collegien hörte, Stöße von Büchern ab- und zutrug, auf der Bibliothek und im Archiv nach verborgenen Schätzen wühlte und bis in die tiefe Nacht hinein bei der Lampe excerpirte und compilirte. Die Spuren dieses angestrengten Fleißes machten sich auch in seiner äußeren Erscheinung deutlich genug kennbar: in seiner Hagerkeit kam er mir wie gewachsen vor; die Backen waren hohl, die Augen geröthet, statt der frischen Farben zeigte das Gesicht ein fahles Gelb. Ich machte ihm Vorwürfe, daß er sich zu wenig um seine Gesundheit kümmere. Das hole sich leicht ein, antwortete er; jetzt komme alles darauf an, Zeit zu gewinnen, ohne wissenschaftlichen Stoff zu verlieren.

Nur mit Mühe konnte ich ihn hin und her zu einem kurzen Spaziergang durch das schöne Rosenthal vermögen. Bei solcher Gelegenheit erkundigte ich mich denn auch, ob die heimliche Liebesflamme noch brenne. „Sie brennt mit immer gleicher Helligkeit," erwiderte er, „aber ganz heimlich brennt sie nicht mehr, Julie hat sich bald nach unserer Erklärung ihrer Mutter entdeckt. Die Baronin schrieb mir darauf einen Brief voll hochherzigster Aufrichtigkeit. Natürlich könne sie eine so ungleiche Verbindung nicht anders als mit innerem Widerstreben gut heißen. Sie dürfe aber nicht vergessen, daß sie ganz arm sei, daß mit ihrem Tode auch die Pension fortfalle und Julie keine Hoffnung habe, bei ihrer gänzlichen Mittellosigkeit eine standesgemäße Partie zu machen. Deshalb halte sie sich nicht für berechtigt, Einspruch zu erheben und ihrem geliebten Kinde in dem entgegen zu sein, was es für sein Lebensglück halte. Sie be-

Digitized by Google

rührte — so vorsorglich, als nur immer Deine Freundschaft hatte sein können — auch den Unterschied der Jahre und forderte mich auf, sehr ernstlich mein Herz zu prüfen. Noch sei nichts geschehen, was nicht ohne äußere Spur ausgelöscht werden könne; auch wenn ich eine jugendliche Uebereilung einräumen müßte, werde man dort nicht aufhören für mein besseres Fortkommen nach Kräften zu sorgen. Sie schloß mit der Bitte, mich ihr mit aller Offenheit anzuvertrauen. Du kannst denken, daß ich dies that und in welchem Sinne ich es that. Julie und ich sind seitdem Verlobte. Wir schreiben einander regelmäßig. Ihre Briefe bereiten mir stets eine Festfreude."

Und wie steht's um die Poesie? fragte ich.

Er lächelte ganz eigen und ich glaubte zu bemerken, daß die Achseln sich ein wenig aufzogen. „Lieber Freund," sagte er sehr ruhig, „man dichtet nicht mehr, wenn gewissermaßen das Leben selbst ein Gedicht geworden ist, das sich nicht überbieten läßt. Alle echte Poesie ist Sehnsucht nach einem Höchsten, der Phantasie Vorstellbaren, aber in der Wirklichkeit Unerreichlichen. Diese Sehnsucht hat auch mich der Muse zugeführt, und die Verse, die sie mir eingab, mögen so gut und so schlecht gewesen sein, als viele andere Verse, die unter ähnlichen Bedingungen entstanden sind. Vielleicht hätte ein großer Schmerz mich zum Dichter ausgereift; aber ein freundlicheres Geschick war mir bestimmt: früh erfüllte sich mir das sehnlichste Verlangen meines Herzens; was mir in nebelgrauer Ferne unerfaßbar erschien, wurde mir plötzlich ein errungenes Glück. Es ist, ich genieße es; mir fehlt der Trieb, es zu besingen. Ist es nicht das wunderſamſte Stück Poesie, daß der Sohn eines Schusters, der arme Student die Liebe einer Baronin gewinnt und ihre Hand zugesagt erhält? Damit ist würdig das Buch der Lieder geschlossen."

Das Buch der Lieder! Aber das Fräulein war doch nicht der einzige Gegenstand Deiner dichterischen Neigung. Deine feurigen Gesänge an die Freiheit!

„Sprich mir nicht davon," unterbrach er. „Ich kann nicht ohne inneres Unbehagen an jenes Kinderlallen zurückdenken, das ich für die Offenbarung eines höheren Geistes hielt. Die Wissenschaft zerstört grausam solche Illusionen. Ich habe aus der Geschichte gelernt, daß die Völker ewig nach der Freiheit streben, nur um aus einer Knechtschaft in die andere zu verfallen. Der Name wechselt, nicht die Sache; andere Personen treten in den Vordergrund der Bildfläche, aber wenn sie errungen haben, wonach sie strebten, brauchen sie wieder eine unfreie Masse, die ihre Prätensionen erträgt. Herrschen und Dienen sind Gegensätze, die an sich in der Menschheit unwandelbar bleiben; es fragt sich nur immer: wer herrscht und wer dient? Jede Herrschaft ist auch gleich absolut. Ein absoluter Monarch, oder eine absolute Partei — es ist kein Unterschied. Der Kampf um bewußte Ziele bewegt sich allemal nur unter Wenigen; sie singen stets dasselbe Lied und finden stets Ohren, denen es neu klingt. Der Einzelne wird immer hinausstreben, mehr sein, mehr haben, mehr bedeuten wollen als seine Umgebung; was er erreicht, erreicht er für sich. Das ist seine Freiheit, den thierischen Zustand der Gleichheit überwinden zu können im Guten und im Schlechten. Sie ist nur etwas werth als ein moralisches Postulat. Es läßt sich trefflich darüber philosophiren; wer sich aber dafür begeistert, verdient das kalte Sturzbad, das

Digitized by Google

ihn ernüchtert. Ich bin zu gewissenhaft, andere mit schönen Worten zu berauschen."

Mir wurde sehr beklommen zu Muth; ich setzte das Gespräch nicht fort, das mir einen so ganz fremden Menschen offenbarte. Wir sahen uns seitdem noch seltener, und jedesmal erschreckte mich sein hochmüthiges Absprechen, wenn es ideale Werthe zu schätzen galt. Sein ganzes Streben schien darauf gerichtet zu sein, sich ein möglichst umfangreiches Wissen anzueignen, das ihm einmal eine glänzende Stellung in der gelehrten Gesellschaft verschaffen sollte. Die Rücksicht auf Baroneß Julie wirkte dabei sehr lebhaft mit.

Da fügte es der Zufall, daß er auf diesem Wege etwas finden sollte, das ihn weit seitab trieb, freilich dem erwünschten nächsten Ziel entgegen. Er entdeckte bei seinen Forschungen im Archiv in einem vielleicht seit hundert Jahren nicht geöffneten Sammelbande ganz zufällig eine Urkunde, die dahinein gar nicht gehörte, aber unzweifelhaft die Berechtigung der Ansprüche unseres Fürstenhauses an einer sehr reichen Begüterung erwies, um die lange Jahre vergeblich processirt war und die man endlich schon verloren gegeben hatte.

Natürlich erfuhr Julie davon. Die Baronin begriff sofort, daß es sich da um die Entdeckung eines Schatzes handelte, an dem ein reichlicher Finderlohn zu verdienen wäre. Es entzückte sie, daß Johannes durch dieses ganz unerwartet glückliche Ereigniß mit einem Schlage gleichsam vor die Stufen des Thrones gestellt war oder doch — gestellt werden konnte. Nichts konnte ihm in ihren Augen nützlicher sein, als der persönliche Dienst, den er seinem Fürsten erwies. Es kam nun darauf an, ihn in das rechte Licht zu stellen und dafür zu sorgen, daß nicht eine der unzähligen Mittelspersonen ihn für sich ausbeute, den armen schüchternen Studenten zur Seite schiebend. Um nichts zu versäumen, reiste sie selbst mit Julie nach Leipzig, bei dem Erbprinzen, der damals dort studirte, und seiner vornehmen Umgebung für Johannes zu wirken. Ihre Bemühungen waren nicht umsonst; zu ihrer Freude wurde der Student zu einer Audienz bei dem hohen Commilitonen befohlen, in der er eine correcte Abschrift der Urkunde überreichte, zur Tafel gezogen, dann dauernd in die Nähe des Prinzen gebracht, da die Zeugnisse über seine Solidität und wissenschaftliche Tüchtigkeit günstig lauteten. Die Aussichten für die Zukunft besserten sich plötzlich so sehr, daß er mit leichter Mühe die Mittel vorgeschossen erhielt, sich auf's Feinste zu kleiden und den sonstigen Anforderungen dieser neuen Situation zu genügen. Er fand sich auch sonst in dieselbe mit besserem Geschick, als ich's ihm noch vor Kurzem zugetraut hätte.

In der Residenz war die Baronin fortgesetzt thätig und ihre drei Töchter unterstützten sie trefflich. Sie brachten es zu Wege, daß in der vornehmen Gesellschaft eine Weile von nichts Anderem gesprochen wurde, als von der aufgefundenen Urkunde und dem Leipziger Studenten. Welcher Gewinn, daß man seinen Namen bei Hofe kannte und nannte! Dort wußte man den Zuwachs an Gütern, der in Aussicht stand, wohl zu schätzen, aber größer noch war die Freude, ein vielbestrittenes historisches Recht nun beweisen zu können. Der Fürst gewährte sofort dazu ein namhaftes Stipendium und versprach dem hoffnungs-

Digitized by Google

vollen jungen Mann in seinen persönlichen Dienst zu nehmen, sobald er sich darum bewerben werde.

Ein so glücklicher Wurf gelang vielleicht nie wieder! Johannes konnte rasch eine äußerlich ansehnliche Stellung erlangen, Julie heimführen. Die Baronin kannte den Lauf der Welt: viele mühselige Jahre mußten vergehen, bis der junge Gelehrte sich in der wissenschaftlichen Welt einen Namen machte, auf einen Lehrstuhl berufen wurde, einen Hausstand gründen konnte, der zugleich die Bedürfnisse des Familienanhanges befriedigte. Sie hatte vor der Wissenschaft nie einen großen Respect gehabt, begriff in ihrer Befangenheit nicht einmal, daß Johannes etwas einbüßte, wenn er seinen ganzen Lebensplan änderte. Und vielleicht beurtheilte sie ihn auch richtiger, als ich. Sicher ist's, daß sie ihn bestürmte, sich die Gunst des gütigen Fürsten nicht entgehen zu lassen, zu bedenken, was er seiner Braut schuldig sei, die ihrer Liebe ganz andere Opfer gebracht.

Ich überzeugte mich zu meiner aufrichtigen Betrübniß bald, daß diese Saat auf fruchtbaren Boden fiel und rasch in's Kraut schoß. Wie wäre ich je sein Freund gewesen, wenn ich nicht jetzt versucht hätte, seine Gedanken von dem lockenden Spiegelbilde abzuziehen, das seiner Eitelkeit schmeichelte! Da zeigte sich's nun, daß es gerade für den Sohn des armen Flickschusters einen ganz besonderen Reiz hatte, sich in die Regionen hinaufheben zu lassen, in denen es sonst nur reservirte Plätze für Leute von Geburt oder aus der alten Beamtenaristokratie gab. Ich beschwor ihn, seinen besseren Ehrgeiz zu bedenken, nicht auch der Wissenschaft abtrünnig zu werden, wie er der Muse abtrünnig geworden war, sich nicht durch die Gunst in die Höhe zu bringen, die er einem zufälligen Funde und dem wenig bedenklichen Werben einer vornehmen Schwägerschaft — die er schließlich *seiner Frau* verdankte. Geh' Deine eigne Bahn, rief ich ihm zu, und Du wirst bei Deinem Fleiß und Deinen Fähigkeiten zu einem Ziel gelangen, das Dich befriedigen darf — Dein Herz wird dabei nicht zu kurz kommen! Sei stolz auf Deine bürgerliche Ehre, wirf Dich nicht fort, laß Dich nicht ketten, zwinge sie Dich zu achten, indem Du Dich stark auf Dich selbst stellst! Alles vergebens. Ich mußte den Vorwurf hören, daß ich ihm nie aus vollem Freundesherzen das Glück gegönnt habe, Julien's Liebe gewürdigt zu sein. Wir erzürnten uns so ernstlich, daß ich den Muth verlor, ihm meinen Rath aufzudringen, und mich gänzlich zurückzog.

Kaum hatte Johannes sich den Doctorhut auf die Stirn setzen lassen, als die Baronin eiligst seine Verlobung mit ihrer jüngsten Tochter proclamirte und dadurch die Vetterschaft nöthigte, „ihren künftigen Schwiegersohn" zu fördern. In einer Audienz beim Fürsten empfahl sie denselben von Neuem seiner Huld. Wenige Tage später war Johannes zum „Hofrath" und Vorstand einer fürstlichen Canzleiabtheilung ernannt.

Wenige Monate darauf wurde die Hochzeit gefeiert. Ich erhielt dazu eine gedruckte Einladung, die mir in einem höflichen Schreiben an die Baronin abzulehnen nicht schwer wurde. —

Zwanzig Jahre gingen vorüber, ohne daß unser Weg sich nochmals kreuzte. Ich machte nach vollendeten Studien weite Reisen, hielt mich mit Vorliebe in großen Städten auf, concertirte, redigirte musikalische Zeitschriften, dirigirte

Digitized by Google

verschiedene Theaterorchester, schrieb Lieder, die viel gesungen und Opern, die nicht aufgeführt wurden. Da traf sich's — es war im Jahr 1864 — daß ich auch einmal meine Vaterstadt heimsuchte und einige Tage dort verweilte.

Ich hatte mich erst unabsichtlich, dann absichtlich von ihr fern gehalten. Es herrschte dort, besonders seit Achtundvierzig und nachdem der schon von Natur nicht sonderlich begabte, durch die Erziehung in einen beschränkten Kreis von Vorstellungen gebannte Erbprinz zur Regierung gekommen, ein Geist, der mir unheimlich war. Von dem, was dort vorging, erfuhr ich durch Briefe meiner sehr unzufriedenen Verwandten und durch Zeitungen mehr, als mir lieb sein konnte. Dem Lande war eine Verfassung gegeben worden, aber die Hofpartei bemühte sich mit bestem Erfolg, sie wirkungslos zu machen. Die eigensüchtigen Schmeichler wurden nicht müde, das Gottesgnadenthum des Fürsten scharf zu betonen und den hohen Herrn gegen jede, auch die zahmste Opposition in eine gereizte Stimmung zu versetzen. Man erfüllte ihn mit ungemessenem Stolz über seine Abstammung von einem der ältesten deutschen Dynastengeschlechter, dessen Stammbaum seine Wurzeln in die Sage hinein trieb. Darüber verlor er gänzlich das Gefühl seines politischen Gewichts und fiel Rathgebern in die Hände, die so blind waren, wie er selbst. Das Unkraut der Revolution sollte mit Gewalt ausgerottet werden; die Rückkehr zu mittelalterlichen Beschränkungen der bürgerlichen Freiheit schien höchste Weisheit der Reaction. Endlose Streitigkeiten gab's deshalb mit den Städten, mit den verfassungsmäßigen Körperschaften, mit der Presse, selbst mit dem freisinnigeren Beamtenthum, das sich nicht zu einer stets willfährigen Hofdienerschaft herabdrücken lassen wollte. Aber der Weizen des Adels und einer bigotten Geistlichkeit blühte. Dem Kleinfürstenthum seine Souveränität unangetastet zu bewahren schien mehr und mehr Grundprincip alles politischen Handelns zu werden. Deshalb die mit oft komischem Eifer zur Schau gestellte Abneigung gegen den mächtigen norddeutschen Nachbarstaat, der kurzsichtige Anschluß an Oesterreich. Das ganze Gebahren war höchst unerquicklich und widerwärtig. Leider wurde hin und wieder auch der Name meines alten Freundes zu diesen traurigen Bestrebungen in mir sehr unerwünschte Beziehung gebracht.

Ich schwankte, ob ich meinerseits irgend etwas dazu thun solle, die Jugendbekanntschaft aufzufrischen. Ich konnte mir davon nichts Erfreuliches versprechen und belästigte wahrscheinlich nur. Als ich aber mein altes Musikantenstübchen aufsuchte und es noch fast unverändert fand, wurden doch die Erinnerungen aus der Jugendzeit so lebendig, daß ich dem Anreiz nicht widerstehen konnte, meinem frühesten Librettisten eine Visite zu machen. Er wurde besonders mächtig, als ich in den Spiegel blickte, der so oft das Bild des grünen Jungen aufgefangen hatte, und hier zum ersten Mal zu dem kuriosen Bewußtsein kam, daß ich alt geworden sei. Am Ende bist du auch innerlich ein ganz anderer Kerl geworden, sagte ich mir, gerade wie dein Freund, und verstehst ihn nur nicht, weil du dich selbst nicht verstehst. Warum ihm geflissentlich aus dem Wege gehen? Du willst ja nichts von ihm.

Ich zog die nothwendigsten Erkundigungen ein. Johannes war Geheimer Hofrath geworden, erster Vorstand der fürstlichen Hauscanzlei, Präsident der

Digitized by Google

Kammerverwaltung — er war schon seit vielen Jahren geadelt. Das „Von" stand seinem sehr bürgerlichen Namen so gut wie dem irgend eines Müller oder Schulze. Es hieß, daß er die rechte Hand des Fürsten in allen Obliegenheiten des subalternen Dienstes sei. Täglich zu bestimmter Stunde hatte er ihm seine Aufwartung zu machen. Sein Einfluß ging weit über seine amtliche Stellung hinaus. Weil er das Ohr des gnädigsten Herrn hatte, drängte sich Alles an ihn heran, ein gütiges Fürwort zu erbitten, und er schenkte seine Gunst nur denen, die sich politisch und kirchlich vertrauenswürdig zeigten. Man behauptete, daß er auch einem Preßbureau vorstehe, in dem heimlich Censur geübt würde. Das mag dahin gestellt bleiben.

Er wohnte im Schlosse. Der Diener, der mich empfing, war freilich nicht mehr der alte Baumann, aber wie jener trug er Strümpfe und Schnallenschuhe und einen lila Rock mit Tressen. Ich glaube, die Uhr mit der langen Hängekette und der rothen Kugel war ein Erbstück. Im Vorzimmer traf ich auch sonst alte Bekannte: Bilder und Möbel, die ich mich erinnerte im Entrée der Baronin gesehen zu haben. Neu war ein großer sehr in die Augen fallender Christuskopf und eine Reihe von Kupferstichen mit Gegenständen der biblischen Geschichte.

Ich hatte Zeit, sie zu betrachten, da der Diener, der meine Karte hineingetragen hatte, recht lange ausblieb. Endlich kam er zurück mit der Meldung: „der Herr Geheime Rath lassen bitten; die Zeit ist ihm aber sehr kurz bemessen, da er die Kammersitzung nicht versäumen darf."

Und die gnädige Frau —?

„Der Herr Geheime Rath hat sich das Weitere vorbehalten. Ich weiß nicht, ob die Frau Baronin —"

Sie verstehen mich doch: Ich meine die Frau Geheime Räthin.

„Ganz recht, mein Herr, die Frau Baronin."

Er öffnete die Flügelthüren, einmal und noch einmal. „Ich bitte hier zu warten."

Ich befand mich in einem Gemach, das hohe Gestelle umgaben, in denen Acten steckten oder Folianten standen. Auf einem Tisch in der Mitte lagen Bücher aufgeschlagen und Scripturen daneben. Ueber einem Sopha mit schwarzem Pferdehaarbezug in der Nähe des Fensters hingen die Bilder des Fürsten und seiner Gemahlin in köstlichen Goldrahmen als einziger Zimmerschmuck. Ein Lehnstuhl daneben war mit der Lehne gegen das Fenster gekehrt.

War der lange, steife Herr, der nach einigen Minuten aus dem Nebenzimmer eintrat, wirklich mein Johannes? Der Zweifel konnte berechtigt erscheinen. Daß ich ein Maler wäre, die Gestalt zu zeichnen! Ein langer schwarzer Rock von geistlichem Schnitt, über der Brust zugeknöpft und mit allerhand Bändchen verschiedenster Farbe besteckt, reichte bis über die Kniee hinab. Der Hals barg sich in einer weißen Binde mit kurzgeknüpfter Schleife. Darin versteckte sich das glattrasirte Kinn; die schon dünnen Haare waren genau über der Nase gescheitelt und zu beiden Seiten hinter die Ohren zurückgelegt. Die Augenlider unter der Brille mit Goldeinfassung schienen sich nur zu halber Höhe öffnen zu können, und um den Mund saß ein süßliches Lächeln fest. Die rechte Hand

Digitized by Google

steckte mit zwei Fingern zwischen den Rockknöpfen dicht unter dem Aufschlage.

Er zog sie auch nicht hervor, als er mich mit einer kurzen Verbeugung begrüßte. „Ah! Sie sind es, lieber Herr . . . Musikdirector, nicht wahr?“ begann er sofort. „Oder Professor?“

Also das alte vertrauliche „Du“ sollte vergessen sein. Es war mir lieb, daß die Weisung dazu von seiner Seite kam; so war ich jeder Verlegenheit überhoben. — Meine Karte sagt vollständig, was über mich zu sagen ist, antwortete ich. Ihr verdanke ich's ja auch wol, daß Sie mich noch wiedererkennen, Herr Geheimer Rath.

Er zog die zwei Finger aus dem Rock, legte sie über den Mund und hüstelte ein wenig. Dann gebrauchte er sie als Wegweiser nach dem Sopha. „In der That — in der That,“ sagte er, „es ist lange her, daß ich nicht das Vergnügen hatte . . . Wenn ich Ihnen zufällig begegnet wäre, ich würde kaum . . . Aber bitte, setzen Sie sich doch. Was steht zu Ihren Diensten?“

Er wartete, bis ich mich auf's Sopha gesetzt hatte und ließ sich dann selbst in den Lehnstuhl nieder, den er gegen die Fenstervorhänge schob. Eine Situation wie geschaffen für den Verkehr mit allerhand Leuten, denen er das volle Licht gönnte, um selbst nicht beobachtet werden zu können. Ueber dieser Bemerkung zögerte ich so lange mit einer Antwort, daß er die Frage wiederholte.

Ich versicherte, daß ich nicht das mindeste zu erbitten hätte. Ein Verwandter sei gestorben, und ich wäre hier, um die Erbschaft zu reguliren, an der ich einen Hauptheil hätte. Es war wirklich so. Ich wollte nicht abreisen, schloß ich, ohne die Menschen aufgesucht zu haben, die mir einmal nahe gestanden hatten.

„Und da erinnern Sie sich auch meiner. Sehr freundlich — sehr freundlich.“ Er sagte das mit aller Höflichkeit, aber ohne eine Spur herzlicher Betheiligung, und räusperte sich dann wieder hinter seinen Fingern. „Ihr Talent war vielversprechend. Sie haben gewiß eine Reihe trefflicher Musikwerke . . . auch Opern, nicht war? Schade, daß unser Theater sich gegen Novitäten etwas spröde . . . hm hm!“

Ich hoffe noch immer auf den vollständigen Text zu einem Andreas Hofer, konnte ich mich nicht enthalten leicht hinzuwerfen.

Er stutzte doch. „Andreas Hofer — ah! Sie meinen . . .? Ja wol, ich entsinne mich. Ein höchst anziehender Charakter — das Prototyp der Loyalität — ich begreife sehr wohl, wie ich mich einmal lebhaft für ihn erwärmen konnte.“ Er lächelte. „Jugendliche Allotria! Das Leben stellt uns ernstere Aufgaben.“

Sie könnten, wie es scheint, mit Ihren Erfolgen zufrieden sein, meinte ich.

Er schlug die Augen zur Zimmerdecke auf und warf dann einen Blick auf die Bilder über mir. „Der gütige Gott hat wunderbar seine Hand über mir gehalten,“ sagte er, „und Alles zum Besten geleitet. Ich habe mich allezeit des gnädigsten Wohlwollens der hohen Herrschaften zu erfreuen gehabt, denen ich nach innerstem Bedürfniß meine geringen Dienste zu widmen gewürdigt bin.“

Der Diener trat ein und meldete, daß die „Frau Baronin“ mich zu sprechen wünsche. Der Geheime Rath stand sogleich auf. „Ah, wirklich? Das ist sehr

Digitized by Google

gütig," murmelte er, anscheinend selbst überrascht. „Wollen Sie mir folgen, lieber Herr Musikdirector." Die letzten Worte hatten jetzt wirklich einen Ton von Zutraulichkeit.

Julie war recht alt geworden. Das schon damals wenig regelmäßige Gesicht zeigte sich nun in auffallender Eckigkeit. Noch immer trug sie Locken, aber nur vorn zu beiden Seiten der Stirn und kurz aufgenommen; das dunkle Haar hatte einen sehr merklichen Stich in's Graue. Uebrigens kam sie mir mit großer Freundlichkeit entgegen und reichte mir die Hand wie einem alten guten Bekannten. „Das ist hübsch," sagte sie, „daß Sie uns nicht vorbeigehen. Valerie glaubte Sie schon auf der Straße gesehen zu haben. Setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie mir, wie es Ihnen auf Ihrer Wanderschaft ergangen ist. In Journalen habe ich öfters Ihren Namen angetroffen. Lieber Johannes, man wird Dich in der Kammer erwarten — die Pflicht geht vor. Ueberlasse mir den Herrn Musikdirector noch ein Weilchen, ich will ihn bestens zu unterhalten suchen. Morgen zu Mittag sind Sie doch unser Gast? Ah! geben Sie uns keinen Korb. Johannes kann Sie dann in aller Ruhe genießen."

Der Geheime Rath küßte ihre Stirn und Hand. „Das ist sehr liebenswürdig," bemerkte er; „ja, Sie müssen morgen mit uns . . . Um zwei Uhr, nicht wahr, liebes Herz? Ich freue mich schon sehr darauf — in der That." Das klang wieder nicht ganz unaufrichtig. Zum Abschied reichte er mir auch die beiden Finger, die sich nun von der Rockklappe lösten.

Die Frau gefiel mir viel besser als der Mann. Natürlich! Sie war von Hause aus die vornehme Dame und vergab sich nicht das mindeste, wenn sie ihr Benehmen gegen mich unverändert ließ. Sie gefiel sich scheinbar auch ein wenig in dem Gegensatz zu seiner angewöhnten Steifheit, die imponiren sollte. Sie plauderte ganz angenehm aus dem hundertsten in's tausendste, wie irgend eine Frau von Welt. Als fleißige Theater- und Concertbesucherin wußte sie über die neueren musikalischen Erscheinungen nicht übel Bescheid, und es schadete nichts, daß sie Namen und Titel häufig verwechselte. „Johannes macht keine Verse mehr," sagte sie. „Der arme Mann ist so beladen mit Geschäften! Die allerhöchsten Herrschaften setzen nun einmal — ich darf stolz hinzufügen: mit Recht — so großes Vertrauen in ihn, daß sie überall seine persönliche Betheiligung wünschen. — Es wird Ihnen sonderbar erschienen sein — fuhr sie nach kurzer Pause lächelnd fort, „daß er sich den Adel erbeten hat. Wie Sie ihn früher kannten . . . Aber der Verkehr bei Hofe und in Hofkreisen war zu unbequem für den Bürgerlichen . . . und er wollte doch auch mit seiner Frau bei Festlichkeiten erscheinen. Man muß die Welt nehmen, wie sie ist." Wieder eine Pause. „Glauben Sie, daß ein großer Dichter aus ihm geworden wäre, wenn er . . ." sie sah mich scharf an — „wenn er mich nicht geheirathet hätte?"

Offenbar bemühte sie sich, meine Gedanken zu lesen. Ich hatte sie für so klug nicht gehalten. — Ich zweifle, antwortete ich, ganz überzeugt. Hätte er's ohne Sie werden können, gnädige Frau, so wäre er's trotz dem und dem und alledem auch mit Ihnen geworden.

„Trotz dem und dem und alledem. Das heißt . . ." Sie lächelte. „Oh,

Digitized by Google

ich verstehe Sie. Aber nehmen Sie die Versicherung, Johannes fühlt sich sehr befriedigt. Ich habe mich einmal mit großen Besorgnissen dieserhalb gequält. Wenn ich's zu verantworten gehabt hätte, daß er . . . Aber glauben Sie mir: er ist ganz, was er scheint: der treue Diener seines Herrn. Unser Glück wäre voll, wenn uns der liebe Gott . . ." Sie wischte eine Thräne aus dem Auge, stand auf und führte mich zu einem Glaskasten, unter dem in Gips geformt ein schlafendes Kind lag. „Das gehörte uns vor sechzehn Jahren," fuhr sie fort, „unser Einziges — Gott hat es zu sich genommen."

Sie ließ mir nicht länger Zeit zur Betrachtung, als mir's, dem entfremdeten Freunde, selbst Bedürfniß sein mochte. „Und noch etwas Anderes will ich Ihnen zeigen," sagte sie, mich sanft fortziehend. Sie öffnete eine Tapetenthür und ließ mich in ein halbdunkles Kabinet blicken. „Erkennen Sie das wieder?" Es standen dort die alten Möbel ihrer Mutter, die alten Familienbilder hingen an den Wänden, auch das alte Klavier fehlte nicht. Sie klappte den Deckel auf und ließ die Saiten schwirren. Ich erkannte das Vorspiel eines unserer Duette. Den Kopf zurückwendend, sprach sie leise: „Das hat uns zusammengeführt — ich bin Ihnen dankbarer, als Sie glauben."

Das rührte mich. Ich fragte nach der Baronin, deren wohlgetroffenes Bild ich nun über dem Sopha hängen sah. Sie war schon vor zehn Jahren gestorben — bald nach dem alten Baumann. — Im Salon ließen sich Stimmen vernehmen; wir kehrten dorthin zurück. Die Schwestern waren von einer Ausfahrt nach Hause gekommen — ein paar recht alte Jungfern, sonst wenig verändert. — Baroneß Valerie erzählte glückstrahlend, daß sie für den armen Peter Holz, der nächsten Monat eingesegnet werden sollte, einen prächtigen Leibrock aufgetrieben habe, an dem nur neue Knöpfe fehlten, und Baroneß Ulrike, die Kreuzträgerin, kam aus einer Versammlung des Damenvereins, in der beschlossen war, irgendwo unter den Heiden eine neue Kirche, wie sie sich ausdrückte: „im protestantischen Stil" zu bauen und dazu eine Collecte zu veranstalten. „Johannes muß den Aufruf schreiben," schloß sie.

Ich hatte mir im Stillen fest vorgenommen, die Einladung zum andern Mittag abzulehnen. Die Damen ließen aber meine Entschuldigungen nicht gelten und baten so liebenswürdig, daß ich nicht unartig erscheinen durfte. Ich fand mich also am nächsten Tage zur gesetzten Stunde ein und hatte es nicht zu bereuen. Der Geheime Rath war wundersam aufgeknöpft und hielt, so weit das seiner Würde möglich wurde, den Ton fest, den seine Frau angeschlagen hatte. Er versprach sich sogar ein paar Mal und duzte mich. Freilich um sich sofort zu verbessern. Nach Tisch bot er mir an, in seinem Zimmer eine Cigarre zu rauchen. Dazu wechselte er im Vorraum den Rock. Seine Frau habe sehr empfindliche Nerven, äußerte er.

Wir sprachen über mancherlei, auch über Politik. Er kam bald in Eifer. „Alles, womit der deutsche Liberalismus uns beglückt," rief er, „ist vom Auslande importirt, von England, von Frankreich, von Belgien, von Amerika, und was dort wenigstens ganz ist, ist bei uns halb, viertel, tausendstel. Ich finde keinen einzigen originellen Gedanken, dafür aber das kopfloseste Nachplappern. Die Corporation ist deutsch, das Ständewesen ist deutsch, die Vielgestaltigkeit

Digitized by Google

ist deutsch. Man schlägt uns nicht mit dem Vorwurf, daß wir zum Mittelalter zurückstreben. Will man einen Faden weiter spinnen, so muß man ihn da anknüpfen, wo er abgerissen ist. Der deutsche Constitutionalismus ist eine Lüge; das wissen die am besten, die den Leuten politischen Sand in die Augen streuen — die oben, die den Kindern gern ihr Spielzeug lassen, und die unten, denen es auf die Leiter zum Aufsteigen ankommt. Durch dieses Spiel mit ernsteren Dingen werden die Deutschen aber entsittlicht, und es gibt für sie keine verderblichere Krankheit als die Frivolität. Geben Sie Acht, wir werden noch das absolute Regiment zurücksehnen."

Ich konnte ihm nicht in Allem Unrecht geben. Er schien's wenigstens ganz ehrlich zu meinen. Aber woran liegt's, fragte ich, daß in diese Formen kein Inhalt kommt? Weil Deutschland aus lauter politischen Bruchstücken besteht. Lassen Sie es ein Reich werden, und die constitutionellen Gewalten werden eine Wahrheit sein müssen.

Er lachte auf. „Da höre ich den unverbesserlichen Rationalisten! Wissen Sie denn, was Sie herbeiwünschen? Können Sie je ein Reich herstellen aus gleichberechtigten Theilstaaten? Der große verschlingt die kleinen, das ist's! Und wenn er sie nicht verschlingt, sondern leben läßt, ist's wieder eitel Spiegelfechterei. Die Völker aber, was gewinnen die? Daß die Pickelhaube doppelt so groß wird und sich über ganz Deutschland stülpt. Wie schafft man das Bestehende fort, das sein gutes historisches Recht hat? Mit Rechtsverletzung muß eure neue Ordnung der Dinge anfangen und mit Despotismus aufhören. Selbst die gerühmte Freiheit der Wissenschaft wird dabei nicht bestehen können, und ob der große Einheitsstaat zulassen darf, daß jeder nach seinem Bekenntnisse Gott anbete, steht noch dahin. Nein! Lassen Sie mich einen ehrlichen Reactionär und einen ehrlichen Separatisten bleiben. Ich liebe mein Vaterland, ich liebe meinen Fürsten. Lassen wir Recht Recht bleiben und die Liebe nicht ausgehen. Amen!"

Er hatte die Hände gefaltet und die Augen aufwärts gerichtet, aber es war nichts Theatralisches darin. Sicher wollte er mir keine Komödie spielen: er war von dem überzeugt, was er sagte. Das söhnte mich mit ihm aus. Aber die Discussion über dieses Thema fortzusetzen, hielt ich nicht für gerathen. Glücklicherweise wurden wir zum Kaffee befohlen. Ich musicirte dann noch ein wenig — nicht auf dem alten Klimperkasten — und empfahl mich. —

Zwei Jahre darauf brach der verhängnißvolle Krieg zwischen Preußen und Oesterreich los. Sie wissen, welche Folgen er für einige Mittel- und Kleinstaaten hatte, die, innerhalb der preußischen Machtsphäre gelegen, ihren Stützpunkt bei der südlichen Großmacht suchten. Auch unser Fürst verlor Land und Leute an den mächtigen Nachbar und ging, da er sich auch im Unglücke nicht beugte, freiwillig in die Verbannung.

Sein Geheimer Rath wollte keinem andern Herrn dienen und nahm seinen Abschied, so lockende Anerbietungen auch die neue Regierung ihm stellte. Voll Erbitterung über das vermeintliche Unrecht, das geschehen war, und in der zuversichtlichen Hoffnung, daß sich das Blatt bald wieder wenden müsse, folgte er seinem Fürsten. Dort mußte er aber erfahren, daß man zwar seine Treue be-

Digitized by Google

lobte, aber sein Bleiben nicht wünschte. Vielleicht war er der aufrichtigste und brauchbarste von allen Denen, die dem depossedirten Herrn ihre Dienste anboten, aber ihre Zahl war so groß, daß in dem eingeschränkten Haushalt nur wenige Verwendung finden konnten, und es gab Leute mit alten Adelsnamen, denen er respectvoll überall den Vortritt lassen mußte. Es wurde bald die Parole ausgegeben, daß man seinem angestammten Fürsten am Besten nütze, wenn man seine Mittel möglichst wenig in Anspruch nehme, dafür aber im Lande selbst unablässig zu seinen Gunsten agitire, um bald einen Umschwung der Verhältnisse zu bewirken, der ihn wieder zur früheren Herrlichkeit hinaufbrächte. Dann würde der Lohn für bewiesene Treue nicht ausbleiben.

Der Geheime Hofrath mußte einsehen, daß dieser Avis auch ihm galt. Er küßte die Hand seines gnädigen Herrn und ging. Von Glück konnte er noch sagen, daß ihm eine kleine Pension gewährt wurde, die freilich kaum ausreichte, ihn und die Seinen vor Hunger zu schützen. Seine schöne Wohnung im Schloß mußte er verlassen und ein sehr dürftiges Quartier beziehen. Baroneß Ulrike siedelte wieder in's Stift über und nahm ihre Schwester Valerie zu sich. Mit ihnen wanderten die alten Möbel, Bilder und Geräthe in das Mansardenstübchen zurück. Der Geheime Rath sah sich genöthigt, den größten Theil seiner fahrenden Habe zu veräußern.

Er rechnete auf Hilfe von Frankreich. Der Erbfeind, dem er in seinen Jugendgedichten einen Fluch zugerufen hatte, sollte nun der Retter in der Noth werden. Diesen lange mit zäher Erbitterung festgehaltenen Selbsttäuschungen machte die Schlacht bei Sedan und die Eroberung von Paris ein Ende mit Schrecken. Das neue deutsche Reich, an das er nicht hatte glauben wollen, erstand wirklich. Nun wäre es noch Zeit gewesen, von dem sinkenden Schiff abzuspringen und sich auf's feste Land zu retten. Aber seine Ehrenhaftigkeit schloß solchen Abfall aus; er konnte und wollte seine Gesinnung nicht verleugnen, seinen alten Herrn nicht aufgeben. Seine Frau bestärkte ihn in dieser eigensinnigen Beharrlichkeit, die ihnen doch nur Leiden eintrug.

Das jugendliche Oppositionsgelüst erwachte wieder. Freilich nahm es nun eine andere Richtung. Er griff zur Feder, tauchte sie in Gift und Galle und schrieb pietistisch angehauchte Schmähartikel gegen Kaiser und Reich, gegen Preußen und alle die großen Männer, denen Deutschland seine Herstellung und Machtvergrößerung zu danken hatte. Auch die Saiten seiner Leier rührte er wieder, bald um in den Parteiblättchen die Geburtstage der Entthronten zu feiern, bald um zum Kampf gegen den Teufel in allerlei Gestalt anzuspornen, oder den Widerstand zu kräftigen. Er agitirte unter dem unzufriedenen Adel, unter den pensionirten Officieren, unter den zurückgesetzten Beamten; man sprach von einer geheimen Verschwörung, deren Seele er sei.

Endlich wurde ihm der Proceß gemacht; seine Vertheidigungsrede erschwerte es den Richtern, Milde zu üben. Er hatte eine mehrmonatliche Freiheitsstrafe zu erleiden. Krank und elend verließ er das Gefängniß, aber er verließ es zugleich mit dem Bewußtsein, ein Märtyrer der guten Sache zu heißen. Es fehlte ihm auch nicht an der Anerkennung der Gesinnungsgenossen, aber die erwartete materielle Unterstützung blieb aus. Jetzt war es gefährlich, sich in

Digitized by Google

seiner Nähe blicken zu lassen. Er mußte Unterricht ertheilen, um sich nothdürftig durchzubringen.

Vor einigen Jahren erhielt ich sehr unerwartet von ihm einen Brief. Er klagte mir sein trauriges Schicksal. Man beobachte ihn auf Schritt und Tritt, feinde ihn unaufhörlich an, verstopfe ihm jede Erwerbsquelle. Und doch wehre er sich noch mit letzter Kraft, ein Bettler zu werden. Er fragte bei mir an, ob ich mir nicht einigen Erfolg — von der Herausgabe unserer „dichterischen und musikalischen Jugendsünden" versprechen könne. Er nannte mich wieder seinen Freund und Bruder, versprach mir sogar den Text zum Andreas Hofer, den er beendigen wolle, für ein Billiges zu überlassen. Er sei gerade in der rechten Stimmung, diesem Helden flammende Worte in den Mund zu legen, die in den Herzen aller rechtschaffenen Vaterlandsfreunde zünden müßten. Er schloß: „meine Frau trägt ihr schweres Loos mit bewundernswürdiger Ergebung. Wenn sie mich nicht liebte!"

Ich schäme mich nicht zu bekennen, daß ich ihn hinterging. Ich schrieb ihm, daß ein Verleger für die Lieder und Duette gefunden sei und zahlte ihm ein Honorar nach meinen Kräften. Ich ermunterte ihn auch den Operntext fertig zu schreiben und schickte ihm von Zeit zu Zeit darauf Vorschüsse. Was ich an Manuscript dafür zurückerhielt, war ganz unbrauchbar. Aber ich bestärkte ihn eine Weile in dem Glauben, daß ich bei der Composition sei, die freilich bei meiner knapp bemessenen Zeit nur sehr langsam fortschreiten könne. Endlich mochte er doch wol gemerkt haben, daß er Wohlthaten empfing, und verstummte wieder.

Vor einigen Monaten las ich in den Zeitungen, daß unser depossedirter Landesherr sich genöthigt gesehen habe, seinen frühern Dienern die ihnen bis dahin gewährten Pensionen zu entziehen.

Nicht lange darauf erhielt ich jenen schwarzgerandeten Brief, dessen ich unten am Strande erwähnte. Der Tod eines Großwürdenträgers des Reiches konnte nicht feierlicher angezeigt werden. Darunter aber hatte die Wittwe in fast unleserlicher Schrift die Worte zugefügt: „Er ist am gebrochenen Herzen gestorben."

Armer Freund! —

Digitized by Google

Ueber individuelle Freiheit.

Von

F. Max Müller[1]).

Nicht mehr als zwanzig Jahre sind verflossen, seit John Stuart Mill seine Schutz- und Trutzschrift für die Freiheit in die Welt schickte[2]).

Wenn es unter den Fürsten des Gedankens in England Einen gibt, der durch Hoheit des Charakters und ruhige Klarheit des Geistes den so oft mißbrauchten Titel von Altesse Sérénissime verdiente, so war es, meine ich, John Stuart Mill.

Aber in seinem Essay „On Liberty“ kann selbst Mill einen Ausbruch des inneren Grimms nicht ganz unterdrücken. Indem er seine ‚Bill of Rights‘ einbringt, indem er hervortritt als der Kämpe für individuelle Freiheit, scheint ein neuer Geist über ihn zu kommen. Er redet wie ein Märtyrer, oder wie der Vertheidiger von Märtyrern. Die menschliche Seele mit ihren unergründlichen Gaben, mit ihrer Fähigkeit zu Höhen emporzuwachsen, von denen sich keine Philosophie noch träumen ließ, wird in seinen Augen ein Heiligthum, und jeder Versuch, ihr weltweites Gebiet zu beschränken, wird als ein Sacrilegium gebrandmarkt. Die Gesellschaft, der Erzfeind der Rechte des Individuums, wird wie ein böser Riese dargestellt, dessen energische Bekämpfung Pflicht jedes wahren Mannes ist, und dessen Ansprüche, da man sie nicht ganz abweisen kann, jedenfalls auf das geringste Maß beschränkt werden müssen.

Ich zweifele, ob irgend eines der Principien, für welche Mill in seinem Essay „On Liberty“ mit so viel Wärme und Eifer einstand, heute auch von dem illiberalsten Philosophen oder dem conservativsten Politiker würde beanstandet oder angefochten werden. Mill's Forderungen klingen für unsere Ohren sehr bescheiden. Ihr Gesammtinhalt beschränkt sich darauf, „daß das Individuum der Gesellschaft nicht verantwortlich ist für seine Handlungen, sofern diese keine anderen Interessen berühren als seine eigenen, daß es daher von gesellschaftlichen und gesetzlichen Strafen nur für solche Handlungen betroffen werden kann, die fremde Interessen schädigen.“

Ist Jemand, der an der Gerechtigkeit dieses Princips zweifelte, oder der die Freiheit des Individuums auf ein geringeres Maß beschränkt wissen möchte? Was immer für eine sociale Tyrannei vor zwanzig Jahren geherrscht haben

Digitized by Google

mag, da sie jenen feurigen Protest den Lippen John Stuart Mill's entrang, können wir uns heute eine Form der Gesellschaft, die nicht völlig utopisch ist, denken, in welcher der einzelne Mensch sich weniger bei socialen Fesseln zu schämen hätte, in welcher er alle seine ehrlichen Ueberzeugungen freier äußern, alle seine Theorien kühner vortragen und deren baldige Verwirklichung furchtloser verlangen könnte, in welcher in der That jeder Mensch so ganz er selbst sein kann, als das englische Gemeinwesen, so wie es jetzt ist, eine Frucht mühevoller, saurer Arbeit so des Denkens wie des Thuns zahlreicher Generationen, und das köstlichste Vermächtniß, das sie Kindern und Kindeskindern hinterlassen haben?

Blicken Sie durch die ganze Weltgeschichte, auch die glänzendsten Tage republicanischer Freiheit in Rom und Athen nicht ausgenommen, ich bin überzeugt, Sie werden keine einzige Periode finden, wo das dem Individuum zukommende Maß von Freiheit größer war, als es jetzt ist, wenigstens in England. Und wenn Sie die vollen Segnungen der gegenwärtigen Zeit recht würdigen wollen, so vergleichen Sie doch einmal Mill's Schutzschrift für die Freiheit mit einer anderen, die nicht mehr als zwei Jahrhunderte früher verfaßt wurde und zwar von einem Denker, der an Kraft und Kühnheit keineswegs hinter Mill zurückstand. Nach Hobbes ist die einzige Freiheit, die das Individuum in seinem idealen Staate zu beanspruchen hat, „Gedankenfreiheit", wie er es nennt; diese aber besteht in dem Rechte zu denken, was wir mögen — vorausgesetzt, daß wir es bei uns behalten. Wahrlich, solche Gedankenfreiheit existirte auch in den Tagen der Inquisition. Wir aber können niemals den Gedanken frei nennen, so lange er zu schweigender Einzelhaft verurtheilt ist. Unter Freiheit des Gedankens verstehen wir Freiheit der Rede, Freiheit der Presse, Freiheit des Handelns, sowol des individuellen, wie des vereinten, und von dieser Freiheit genießt die gegenwärtige Generation, im Vergleich mit allen früheren und die englische Nation, verglichen mit allen anderen Nationen, ein vollgedrückt, gerüttelt, ja manchmal überflüssig Maß.

Es mag entgegnet werden, daß noch manche Dogmen in der Politik, der Religion, der Moral vorhanden sind; aber die, welche sie vertheidigen, beanspruchen keine Unfehlbarkeit mehr, und die, welche sie angreifen, so klein auch ihre Minorität sein mag, brauchen keine Vergewaltigung mehr zu fürchten; vielmehr dürfen sie auf unparteiische und sympathische Hörer rechnen, sobald in ihren Reden der echte Brustton ehrlicher Ueberzeugung und die Wärme selbstloser Hingabe an die Wahrheit sich ausspricht.

Manchen Lesern Mill's, insbesondere auf dem Continent, erschien es deshalb seltsam, daß jener Ruf nach Freiheit, jenes Verlangen nach unbeeinträchtigter Selbständigkeit des Individuums, nach ungehemmter Entwickelung all seiner Anlagen gerade von dem Lande ausging, das als das freieste aller Länder bekannt ist, von England. Ein solcher Nothruf wäre uns wol verständlich, wenn er von Rußland zu uns gedrungen; aber warum sollten englische Philosophen vor allen anderen Ursache haben, über Tyrannei der Gesellschaft zu klagen? Wahr ist es trotz alledem, daß in despotisch regierten Staaten das Individuum, sofern es nicht der Regierung unbequem ist, weit größere Freiheit oder viel-

Digitized by Google

mehr Ungebundenheit genießt, als in einem Lande, das wie England sich selbst regiert. Die russische Gesellschaft z. B. ist äußerst nachsichtig. Sie erträgt von ihren Regenten und Staatsmännern hochfahrende Verachtung der einfachsten Gebote gesellschaftlicher Schicklichkeit. Sie wird nicht angewidert oder erbittert, nein, sie findet eine Art von Ergötzen an den Schwärmereien, dem Wahnsinn, den Tollheiten derer, die in glänzenden Salons oder in Hörsälen die Lehren des sogenannten Nihilismus oder Individualismus[3]) predigen: — „daß die Gesellschaft durch einen Kampf um's Dasein, ein Ueberleben des Stärksten regenerirt werden müsse, Processe, welche die Natur selbst sanctionirt habe und die an wilden Thieren sich als nützlich und erfolgreich erprobt hätten." Ist Gefahr in diesen Lehren, so erwartet man von der Regierung Vorkehrungen und Abhilfe. Sie mag Wächter vor jede Hausthüre, an jede Straßenecke aufpflanzen, aber sie darf nicht darauf zählen, daß die besseren Classen sich ihr freiwillig als Constabler anbieten; sie darf nicht auf die Mitwirkung der öffentlichen Meinung rechnen, welche in England diese Art von Nihilismus mit einem Blicke des Unwillens und des Mitleids vernichten würde.

In einem selbstregierten Lande wie England ist der Widerstand, den die Gesellschaft, wenn sie will, zur Erhaltung ihrer Rechte dem Individuum entgegenstellen kann, weit compacter und kraftvoller, als in Rußland oder selbst in Deutschland. Auch wo sie nicht den Arm des Gesetzes bewaffnet, weiß die Gesellschaft jenen zwar sanfteren, aber um so gewaltigeren Druck auszuüben, und jenen ruhigen aber gorgonenhaften Blick, den nur die tapfersten und stärksten Herzen auszuhalten vermögen, auf den Feind zu richten.

Gegen diese indirecte Repression, welche eine wohlorganisirte Gesellschaft jederzeit ausübt, sowol durch ihre männlichen als weiblichen Vertreter, scheint Mill's Ruf nach Freiheit hauptsächlich gerichtet. Nicht für schrankenlose Ungebundenheit tritt er ein; im Gegentheil, er wäre selbst der eifrigste Vertheidiger jener richtigen Abwägung und Vertheilung der Macht zwischen dem Schwachen und Starken gewesen, auf die alles sociale Leben gebaut ist. Aber er empfindet tief alle jene kleinen Züchtigungen, welche die Gesellschaft stets gegen die verhängt, die ihre gemächliche Ruhe und Behaglichkeit stören: Gleichgültigkeit, Ausschließung, ein kalter Blick, eine stechende Bemerkung. Hatte Mill ein Recht, sich über diese gesellschaftlichen Züchtigungen zu beklagen? Ist es nicht vielmehr einem Eingriffe in die individuelle Freiheit gleichzuachten, irgend ein Individuum oder irgend eine Anzahl von Individuen dieser Waffen der Selbstvertheidigung berauben zu wollen? Haben doch die, welche selber frei reden und denken, kein Recht, sich zu beklagen, wenn die Anderen das gleiche Vorrecht in Anspruch nehmen. Mill selbst nannte die conservative Partei die stupide Partei par excellence und er gab sich große Mühe, zu beweisen, daß sie dieses Prädicat nicht blos zufällig, zeitweilig, sondern aus innerer Nothwendigkeit verdiene. Durfte er sich da wundern, wenn die, welche er so prügelte und geißelte, nun auch ihre eigenen Prügel und Geißeln gegen einen so unbarmherzigen Kritiker anwandten?

Freidenker, und ich gebrauche diesen Namen als Ehrentitel für Alle, die wie Mill für jedes Individuum die vollste Freiheit des Gedankens, Wortes und

Digitized by Google

Thuns, soweit sie sich mit der Freiheit der Anderen verträgt, verlangen, verfallen leicht in einen Fehler. Ihrer eigenen redlichen Absichten sich bewußt, können sie Mißtrauen und Geringschätzung nicht ertragen. Sie erwarten, die Gesellschaft werde sich ihren oft schmerzhaften Operationen unterwerfen, wie ein Patient sich dem Messer des Chirurgen unterwirft. Das liegt nicht in der menschlichen Natur. Der Feind des Schlechten wird stets von seinen Feinden schlecht gemacht. Nicht einen Zollbreit gibt die Gesellschaft auf ohne Widerstand, und wenige Reformatoren erleben den Tag, da ihnen für ihre wohlthätigen Reformen gedankt wird. Mill's ohne seine Bewerbung erfolgte Wahl zum Parlament war ein Triumph, den wenige Reformer mit ihm getheilt haben; sie war so unerwartet, so ausnahmsvoll wie Bright's Berufung in das Cabinet oder Stanley's Ernennung zum Decan von Westminster. Solche Anomalien kommen vor in einem Lande wie England, das glücklicherweise so reich an Anomalien ist; aber als Regel muß es gelten, daß ein politischer Reformer es nicht übel nehmen darf, wenn er durch's Leben geht ohne den Titel „Right Honourable", noch darf ein Mann, der immer die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu reden gewillt ist, sich beschweren, wenn er als Märtyrer und nicht als Bischof stirbt.

Aber zugegeben, daß zu Mill's Zeiten in England noch Spuren gesellschaftlicher Tyrannei existirten, wo sind sie jetzt? Werfen Sie einen Blick in Journale und Zeitschriften. Gibt es eine Theorie, die zu wild, eine Reform, die zu gewaltsam erschiene, um öffentlich vertheidigt zu werden? Blicken Sie in die Salons, in die Versammlungssäle gelehrter Gesellschaften. Sind nicht die excentrischsten Redner die Schoßkinder der fashionablen Welt? Wenn junge Lords anfangen, die Nothwendigkeit einer Beschränkung der Erbfolge zu discutiren und junge Tutoren in Oxford sich nicht fürchten, eine Abkürzung der langen Ferienzeit vorzuschlagen, so haben wir uns wahrhaftig nicht über Intoleranz der englischen Gesellschaft zu beklagen.

So oft ich diese Thatsachen meinen deutschen, französischen und italienischen Freunden vorstelle, die aus der Lectüre von Mill's Essay „On Liberty" den Eindruck erhalten haben, daß, soviel politische Freiheit auch England genießen möge, doch dort wenig intellectuelle Freiheit zu finden sei, sind sie meist bereitwillig sich bekehren zu lassen, soweit die Sache London oder andere große Städte betrifft. Aber seht doch nur auf Eure Universitäten, sagen sie, die wahren Ammen des englischen Denkens. Könnt ihr deren mittelalterlichen Geist, ihre scholastische Philosophie, ihre mönchischen Institutionen auch nur vergleichen wollen mit der Lebensfrische und der Freiheit unserer Universitäten auf dem Continent? So stark auch diese Vorurtheile in Betreff Oxfords und Cambridges immer gewesen sind, so haben sie doch bei weitem an Intensität zugenommen, seit Prof. Helmholtz in seiner Rede bei Antritt des Rectorats der Universität Berlin die Autorität seines großen Namens zu Gunsten dieser irrigen Auffassungen in die Wagschale legte. „Die Tutors der englischen Universitäten, sagt er[4]), dürfen nicht um eines Haares Breite von dem dogmatischen System der englischen Kirche abweichen, ohne sich der Censur ihrer Erzbischöfe auszusetzen und ihre Schüler zu verlieren." An deutschen Universitäten dagegen, so werden wir belehrt, können

Digitized by Google

die extremsten Consequenzen materialistischer Metaphysik, die kühnsten Speculationen auf dem Boden von Darwin's Evolutionstheorie ebenso ungehindert wie die extremste Vergötterung päpstlicher Unfehlbarkeit vorgetragen werden.

Hier sind die Thatsachen, auf welche Prof. Helmholtz sich stützt, vollkommen unrichtig und die Schriften einiger unserer ausgezeichnetsten Tutoren, nenne man sie nun Repetenten oder Privatdocenten, sind eine mehr als genügende Widerlegung seiner Behauptungen. Erzbischöfe haben keinerlei officielle Stellung an englischen Universitäten, und eine von ihnen ausgehende Censur eines Oxforder Tutor würde von der ganzen Universität als eine Impertinenz zurückgewiesen werden. Auch übt die Universität als solche keinerlei strenge Controle über die Tutoren, selbst wenn sie nicht blos vor ihrem eigenen Collegium Vorlesungen halten. Jeder Master of Arts in Oxford hat jetzt Anspruch auf die venia legendi und ich hege Zweifel, ob er sich solcher Einschränkungen unterwerfen würde, wie sie an deutschen Universitäten die Facultät jedem Privatdocenten auferlegt. Privatdocenten sind in Deutschland von der Facultät ausgeschlossen worden wegen Incompetenz, anderen ist Schweigen geboten worden wegen Insubordination. Während meines dreißigjährigen Aufenthalts an der Universität Oxford ist kein ähnlicher Fall zu meiner Kenntniß gekommen und ich halte es nicht für wahrscheinlich, daß je etwas Aehnliches dort geschehen könnte.

Was nun die extremen Schlußfolgerungen materialistischer Metaphysik betrifft, so gibt es Oxforder Tutoren, welche mit den Systemen solcher Giganten wie Hobbes, Locke und Hume gerungen haben, und die nicht danach aussehen, als wenn ihnen ein Büchner oder Vogt Schrecken einjagen könnte!

Ich weiß, daß Vergleichungen gehässig sind, und ich bin der letzte Mann, der Vergleichungen zwischen englischen und deutschen Universitäten anstellen möchte, die zum Nachtheile der letzteren ausfallen sollten. Aber was Freiheit des Denkens, Redens, Thuns betrifft, so würde gewiß Prof. Helmholtz, wenn er nur einige Wochen in Oxford verbringen wollte, finden, daß wir hier ein weit größeres Maß von Freiheit genießen, als die Professoren und Privatdocenten an irgend einer Universität des Continents. Die Publicationen mancher unserer Professoren und Tutoren hätten ihn schon belehren können, daß, wenn in ihren Schriften auch weniger tapfere Worte und herausforderndes Gerede ist, sie doch durchaus den festen, männlichen Willen bekunden, die Wahrheit zu sagen, eine Eigenschaft, in der sie wol von den Leitern des Gedankens in Frankreich, Deutschland und Italien mögen erreicht, aber nicht leicht übertroffen werden.

Der wirkliche Unterschied zwischen englischen und continentalen Universitäten besteht darin, daß die ersteren sich selbst regieren, die letzteren regiert werden. Selbstregierung legt Verantwortlichkeiten, manchmal Beschränkungen und Schweigen auf. Es möge mir erlaubt sein, die Worte eines anderen ausgezeichneten Professors der Berliner Universität, Du Bois-Reymond, anzuführen, der in einer Rede an seine Collegen diesen zu sagen wagte[5]): „Ohnehin haben wir noch von den Engländern zu lernen, wie größte Ungebundenheit der Einzelnen sehr gut mit williger Unterwerfung unter heilsame, wenn auch zuweilen unbequeme Satzungen sich verträgt." Dies ist besonders wahr, wenn, wie dies auf den

Digitized by Google

englischen Universitäten der Fall ist, alle Statuten aus der eigenen Entschließung hervorgegangen sind. In Deutschland ging principiell, wie Prof. Helmholtz selber sagt, die letzte Entscheidung in fast allen wichtigeren Universitäts-Angelegenheiten an den Staat über, und er leugnet nicht, daß in Zeiten politischer oder kirchlicher Spannung oft ein rücksichtsloser Gebrauch von dieser Obergewalt gemacht wurde[6]). Nebenbei gibt es dann noch unwichtigere Dinge, wie Gehaltserhöhungen, Urlaubsbewilligungen, wissenschaftliche Missionen, sogar Titel und Decorationen, die alle einen klugen Unterrichts-Minister in den Stand setzen, seinen persönlichen Einfluß bei den weniger unabhängigen Mitgliedern der Universität geltend zu machen. Bald kommt dann die Nemesis. Wie der Minister oder der Ministerialrath die Professoren ködert, so ködern die Professoren den Ministerialrath und den Minister, und es werden im Namen der Wissenschaft Ungerechtigkeiten begangen, die denen an englischen Universitäten durch offenen Parteikampf herbeigeführten Ungerechtigkeiten selbst an Zahl nicht nachstehen und von denen man außerhalb Deutschland mehr zu hören hat, als in Deutschland selbst. In Oxford kennt weder die Universität den Minister, noch der Minister die Universität. Die Entschlüsse der Regierung, sie sei liberal oder conservativ, unterliegen freier Discussion, oft begegnen sie energischem Widerstand seitens der akademischen Körperschaften, und das persönliche Mißwollen eines Ministers oder Ministerialraths vermag so wenig einem Professor oder Tutor ein Haar zu krümmen, als seine Gunst seinem Gehalte auch nur einen Penny zufügen könnte.

Aber dies sind, wie gesagt, unwichtigere Dinge. Was den englischen Universitäten ihren besonderen Charakter verleiht, ist ein Gefühl von Macht und Verantwortlichkeit: Macht, weil sie die geachtetsten unter den zahlreichen Corporationen des Landes sind; Verantwortlichkeit, weil die höhere Erziehung des ganzen Landes allein ihrer Sorge anvertraut ist. Ihr einziger Meister ist die öffentliche Meinung, wie sie im Parlament sich ausspricht, ihr einziger Sporn das eigene Pflichtgefühl. Es gibt kein Land in Europa, wo die Universitäten eine so hohe Stellung einnehmen als in England, und wo diejenigen, welche die Ehre haben, ihnen anzugehören, mit größerer Wahrheit sagen könnten: „Noblesse oblige".

Ich kenne die Gefahren der Selbstregierung, besonders wo höhere und idealere Interessen in's Spiel kommen, und es gibt wahrscheinlich wenige, die eine wirkliche Reform in Schulen und Universitäten wünschen, die nicht manchmal das Verlangen nach einem Dictator, einem Bismarck oder Falck überkommen hat. Aber ein solches Verlangen entspringt nur aus augenblicklicher Schwäche oder Verzagtheit, und keiner, der den Unterschied zwischen Regiertwerden und Sichselbstregieren kennt, wird je im Ernste wünschen, von jener hohen, obschon gefahrvollen Stellung herabzusteigen zu dieser niederen, so sicher und behaglich sie auch scheinen mag. Keiner, der je die Freiheit gekostet hat, wird sie gegen irgend etwas in der Welt vertauschen mögen. Die öffentliche Meinung ist manchmal eine herbe Schulmeisterin, und Majoritäten können große Tyrannen sein für die, welche ihren eigenen Ueberzeugungen treu bleiben wollen. Aber in dem Kampfe Aller gegen Alle fühlt jeder Einzelne, daß er seine recht-

Digitized by Google

mäßige Stellung einnimmt und daß er seinen rechtmäßigen Einfluß ausüben kann. Jeder freut sich seiner Stelle, bietet dem Verächter Trutz. Unterliegt er, so unterliegt er in ehrlichem Streite, siegt er, so hat er sich bei keinem Anderen zu bedanken. Gewiß haben despotische Regierungen oft ein sehr wohlthätiges Patronat durch Ermuthigung und Belohnung von Dichtern, Künstlern und Männern der Wissenschaft geübt. Aber die Genien, welche die Liebe und Bewunderung eines ganzen Volkes sich eroberten, sind größer als jene, die die Gunst der glänzendsten Höfe gewannen; und wir wissen es, wie mancher schöne Ruhm Schiffbruch gelitten hat an den Gunstbezeugungen, die er aus den Händen eines mächtigen Ministers oder eines ehrgeizigen Fürsten zu empfangen hatte.

Aber kommen wir auf Mill und seine Schutzschrift für die Freiheit zurück. Obschon ich kaum glauben kann, daß, wäre er noch unter uns, er ein höheres Maß von Freiheit für das Individuum verlangen würde, als jetzt einem jeden von uns innerhalb der Gesellschaft, in der wir uns bewegen, gewährt ist, so ist doch die Hauptursache, auf welche er seine Fürsprache für die Freiheit begründete, das Hauptübel, das, wie er dachte, nur beseitigt werden könne, wenn die Gesellschaft dem individuellen Geiste mehr Ellbogenraum gestatten wollte, noch in gleichem Maße vorhanden wie zu seiner Zeit — ja, in viel höherem Maße. Das Princip der Individualität hat in der Gegenwart mehr Einbuße erlitten, als in irgend einer Periode der Vergangenheit. Die Welt nimmt mehr und mehr einen Heerden-Charakter an, und was die Franzosen unsere „nature moutonnière" nennen, der Trieb nachzuspringen, wo irgend ein Leithammel vorangesprungen ist, gelangt immer mehr zur Geltung in Politik, Religion, Kunst und sogar in der Wissenschaft. Tocqueville drückte sein Erstaunen darüber aus, daß die Franzosen der Gegenwart einander sich so viel ähnlicher sind, als die der vorigen Generation es waren. Dieselbe Bemerkung, sagt John Stuart Mill, paßt auf England in weit höherem Grade. „Das moderne régime der öffentlichen Meinung," fügt er hinzu, „ist eine unorganisirte Form dessen, was die chinesischen Erziehungs- und politischen Systeme in organisirter Form sind; und wofern die Individualität nicht im Stande sein wird, sich erfolgreich gegen dies Joch aufzulehnen und zu behaupten, so wird Europa trotz seiner hohen Antecedentien und trotz seines christlichen Glaubensbekenntnisses, dahin kommen, ein zweites China zu werden."

Ich stimme vollkommen mit Mill überein in der Anerkennung der Gefahr der Uniformität; aber ich bezweifle sehr, ob das, was er das régime der öffentlichen Meinung nennt, allein oder auch nur in der Hauptsache dafür verantwortlich zu machen ist. Gewiß gibt es manche Leute, in deren Augen die Uniformität eher ein Vorzug als ein Nachtheil ist. Wenn Alle gleich stark, gleich gebildet, gleich ehrlich, gleich reich, gleich groß oder klein wären, dann hätte die Gesellschaft nach ihrer Ansicht das höchste Ideal erreicht. Die nämlichen Leute bewundern einen altmodischen französischen Garten, in dem geschnittene Taxushecken künstliche Mauern, Thürme und Pyramiden bilden, weit mehr als die riesigen Taxusbäume, die wie gewaltige Schlangen mit ihren gewundenen Wurzeln den Boden umklammern und mit dem Dunkelgrün ihrer Aeste die weißen Kalk-

Digitized by Google

riffe der Themse-Ufer beschatten. Aber jene französischen Gärten, wenn sie nicht beständig geschnitten und am Wachsen verhindert werden, verwildern alsbald. Wie in der Natur, so ist in der Gesellschaft Uniformität allein oft gleichbedeutend mit Stagnation, während Mannigfaltigkeit das sicherste Zeichen von Gesundheit und Kraft ist. Das tiefste Geheimniß der Natur ist ihre Vorliebe für beständige Neuheit. Ihre Tendenz, uneingeschränkt, ist unausgesetzt neue Varietäten zu schaffen, die, wenn sie ihren Zweck erfüllen, für einige Zeit oder auch vielleicht für immer Dauer gewinnen, während andere, nachdem sie ihren Zweck erfüllt haben, verschwinden, um neuen und stärkeren Typen Platz zu machen.

Das nämliche Mysterium ist die Lebenswurzel der menschlichen Gesellschaft. Diese besteht und lebt in Individuen, von denen jedes verschieden sein soll von allen anderen, um sein besonder Theil zur allgemeinen Wohlfahrt beizutragen. Wie kein Baum dem anderen Baum, kein Blatt des nämlichen Baumes irgend einem anderen Blatte gleich ist, so ist kein menschliches Wesen einem anderen ganz gleich und soll es auch nicht sein. In dieser unendlichen, für uns unbegreiflichen Mannigfaltigkeit menschlicher Seelen verwirklicht sich die tiefste Absicht menschlichen Lebens; je mehr die Gesellschaft diese Absicht erfüllt, um so freieren Raum gewährt sie der Entwickelung jedes individuellen Keimes, um so reicher die Ernte in nicht zu ferner Zukunft. So tief und unergründlich ist das Mysterium der Individualität, daß ich mich nicht wundere, wenn auch die Philosophen, welche wie Mill den Begriff des Wortes „heilig" auf den kleinsten Bezirk beschränken, in jeder individuellen menschlichen Seele etwas Heiliges sehen, Etwas, auch da wo wir es nicht verstehen, zu Verehrendes, Etwas, das gegen jede brutale Gewalt zu beschützen ist [7]).

Ich trenne mich von Mill und seiner Schule nur in Betreff der Frage, von welcher Seite her jene Epidemie der Uniformität hereinbricht, welche die freie Entwickelung der modernen Gesellschaft bedroht. Mill findet sie in der Gesellschaft, in der wir uns bewegen, bei denen die uns zur Seite kämpfen, unseren Zeitgenossen. Ich bin überzeugt, daß unsere wahren Feinde in unserem Rücken sind; daß die schwersten Ketten, die wir schleppen, nicht von der Gegenwart, sondern von vergangenen Geschlechtern geschmiedet sind — von unseren Ahnen, nicht von unseren Zeitgenossen.

Ueber diesen Punkt, über die Fesseln individueller Freiheit, mit denen beladen wir gleichsam schon auf die Welt kommen, sowie über die Mittel, diese alten Ketten abzuschütteln oder doch mindestens sie leichter und anmuthiger zu tragen, möchte ich heute Abend zu Ihnen sprechen.

Fürchten Sie nicht, daß ich das jüngst so viel besprochene und bestrittene Gebiet der Erblichkeit, sei es nach der physiologischen oder psychologischen Seite, betreten werde. Das ist gerade jetzt ein Lieblingsthema und die merkwürdigsten Thatsachen werden zusammengetragen, um die Wirksamkeit dessen, was man Erblichkeit nennt, zu erleuchten. Aber je mehr solche Thatsachen wir kennen, um so weniger scheinen uns die zu Grunde liegenden Principien verständlich. Vererbung ist eines jener zahlreichen Worte, die gerade durch ihre Einfachheit und Klarheit so sehr geeignet sind, unsere Einsicht zu verdunkeln. Wenn der Vater blaue Augen hat und der Sohn blaue Augen hat, was ist einleuchtender

Digitized by Google

als daß letzterer sie ererbt hat? Wenn der Vater stottert und der Sohn stottert, wer bezweifelt, daß dies durch Erblichkeit geschieht? Wenn der Vater ein Musiker und der Sohn ein Musiker ist, so sagen wir ohne Bedenken, daß das Talent bei ihnen erblich ist. Aber was ist denn mit dem Worte Erblichkeit gemeint? In keinem Falle das, was es für gewöhnlich bezeichnet, daß nämlich etwas Aeußerliches wie Geld, das von dem Vater gesammelt, nach seinem Tode gesetzlich auf den Sohn übergeht. Was immer sonst unter Erblichkeit zu verstehen sein mag, diese Bedeutung hat es nicht. Aber unglücklicherweise ist das Wort vorhanden und es erscheint fast pedantisch, sich über seinen Sinn den Kopf zu zerbrechen; denn die meisten Leute sind dankbar, wenn ein bequemes Wort ihnen die Mühe angestrengten Denkens erspart.

Ein anderer augenscheinlicher Vorzug der Erblichkeits-Theorie ist ihre Anwendbarkeit auf alle Fälle. Hat der Sohn blaue und der Vater schwarze Augen, so ist Alles wieder in Ordnung; denn entweder die Mutter oder die Großmutter oder irgend ein historischer oder prähistorischer Ahne mochte blaue Augen gehabt haben und Atavismus, wir wissen es, macht sich nach hunderten und tausenden von Jahren noch geltend.

Glauben Sie ja nicht, daß ich die einfachen und planen Thatsachen leugne, die unter den Begriff Erblichkeit fallen. Ich leugne nur, daß dies Wort irgend welche Lösung eines überaus schwierigen Problems enthalte. Es ist ein Name, eine Metapher, gerade so schlecht, wie die alte Metapher von den angeborenen Ideen; denn es existirt kaum ein Punkt von Uebereinstimmung zwischen dem Vorgang, wonach der Sohn die blauen Augen, das Stottern, oder das musikalische Talent mit dem Vater gemein hat und dem, wonach das Gesetz nach des Vaters Tode dem Sohne den Besitz der Pfunde, Schillinge und Pence zusichert, die jener in seiner Kasse hatte.

Welches aber auch immer der wahre Sinn des Wortes Erblichkeit sein mag, gewiß ist, daß jedes Individuum schwer beladen auf die Welt kommt. Nirgends hat das Bewußtsein der Bürde, die auf jeder Generation lastet, wenn sie ihre Reise durch's Leben antritt, einen stärkeren Ausdruck gefunden, als bei den Buddhisten. Was Andere mit verschiedenen Namen „Fatum oder Vorsehung", „Tradition oder Vererbung", „Umstände oder Umgebung" nennen, das nennen sie Karman, That — was gethan ist, sei es von uns oder Anderen, das angesammelte Werk aller Derer, die vor uns kamen, dessen Consequenzen wir zu tragen haben, so im Guten wie im Schlimmen. Ursprünglich scheint dies Karman persönlich aufgefaßt worden zu sein als die Werke, die wir selbst in früheren Existenzen gethan haben. Aber, da wir persönlich uns nicht bewußt sind, solche Werke in früheren Zeiten verrichtet zu haben, so kann man selbst diese Art von Karman unpersönlich nennen. Auf die Frage, wie das Karman seinen Anfang nahm, dessen Ansammlung doch die Bedingung alles gegenwärtig Existirenden ausmacht, hat der Buddhismus keine Antwort, so wenig als irgend ein anderes religiöses oder philosophisches System. Der Buddhismus sagt, es begann mit avidyâ und avidyâ bedeutet Unwissenheit [8]). Ein viel tieferes Interesse nehmen die Buddhisten an der Frage, wie das Karman vernichtet werden möge, wie jeder Mensch in den Stand gesetzt werden kann, sich von dem Ein-

Digitized by Google

fluſſe des Karman zu befreien, und Nirwâna, das höchſte Ziel aller ihrer Träume, wird von buddhiſtiſchen Philoſophen oft definirt als „Befreiung vom Karman“ [9]).

Was die Buddhiſten unter dem allgemeinen Namen Karman verſtehen, umfaßt alle Einwirkungen der Vergangenheit auf die Gegenwart, ſowol phyſiſche als geiſtige [10]). Es iſt nicht meine Aufgabe, alle dieſe Einflüſſe zu unterſuchen oder auch nur zu nennen, obſchon ich geſtehe, daß es nichts Intereſſanteres gibt, als die Oberfläche unſeres modernen Lebens ſo zu betrachten, wie wir eine geologiſche Karte betrachten, um zu ſehen, wie die älteſten Formationen überall unter unſeren Füßen zum Vorſchein kommen. So ſchwer es iſt, eine geologiſche Karte von England zu coloriren, weit ſchwerer würde es ſein, eine genügende Anzahl von Farben zu finden, um die verſchiedenen Beſtandtheile der geiſtigen Oberfläche dieſes Landes zu bezeichnen.

Daß wir Alle, ob wir nun Engliſch oder Deutſch, Franzöſiſch oder Ruſſiſch reden, in Wirklichkeit eine alte orientaliſche Sprache ſprechen, ſo unglaublich dies auch vor hundert Jahren geklungen hätte, iſt nun eine von Jedermann zugeſtandene Thatſache. Obgleich die jetzt in Europa geſprochenen Dialekte ſich vor mehreren Jahrtauſenden vom Sanſkrit, der alten claſſiſchen Sprache Indiens, getrennt haben, ſo iſt doch die Kette, welche den Oſten mit dem Weſten verbindet, noch ſo ungebrochen, daß ein intelligenter Engländer noch immer den Sinn von manchen Sanſkritwörtern errathen könnte. Wie gering iſt der Unterſchied zwiſchen Sanſkrit sûnu und Engliſch son, zwiſchen Sanſkrit duhitar und Engliſch daughter, zwiſchen Sanſkrit vid, wiſſen und Engliſch to wit, zwiſchen Sanſkrit vaksh, wachſen und Engliſch to wax! Bedenken Sie, wie hoch wir eine altſächſiſche Urne, eine römiſche Münze, eine celtiſche Waffe ſchätzen! wie wir nach dieſen Dingen graben, wie wir ſie reinigen, etikettiren und ſorgfältig in unſere Muſeen niederlegen! Und doch was iſt ihr Alterthum im Vergleiche mit dem Alterthume ſolcher Wörter wie son oder daughter, father und mother? Es gibt keine älteren Denkmäler als die in jenen handlichen Bänden, die wir Wörterbücher nennen, geſammelten und die, welche dieſe Alterthümer zu interpretiren verſtehen — ſo wie ſie z. B. in Grimm's deutſchem Wörterbuche, Littré's „Dictionnaire de la langue française“, oder in Profeſſor Skeat's „Etymological Dictionary of the English language“ interpretirt ſind — werden mehr von dem wirklichen Wachsthum des menſchlichen Geiſtes lernen, als wenn ſie zahlreiche Bände über Logik und Pſychologie ſtudiren.

Und wie wir vermöge unſerer Sprache der ariſchen Schicht angehören, ſo gehören wir durch unſere Schrift zur hamitiſchen. Wir ſchreiben noch heute Engliſch in der Hieroglyphenſchrift; und trotz aller Wandlungen, welche die alten Hieroglyphen auf ihrer Reiſe von Aegypten nach Phönicien, von Phönicien nach Griechenland, von Griechenland nach Italien und von Italien nach England erfahren haben, iſt doch gewiß, daß ſo oft wir das große F ſchreiben, ſo oft wir die obere Linie und die kleinere Mittellinie durch den ſenkrechten Strich ziehen, wir die beiden Hörner des Keraſtes, der gehörnten Schlange, durch die die alten Aegypter den Laut f darſtellten, zeichnen. Sie ſchrieben den Namen des Königs, den die Griechen Cheops, ſie ſelber aber Chu-fu nannten, ſo [11]):

Digitized by Google

Hier wird das erste Zeichen das Sieb, ausgesprochen chu, das zweite, die gehörnte Schlange fu, und der kleine Vogel u. In der Cursiv- oder hieratischen Schrift erscheint die gehörnte Schlange als 𓆑, in der späteren demotischen als 𓆑 und 𓆑. Die Phönicier, welche ihre Buchstaben aus dem hieratischen Aegyptisch nahmen, schrieben 𓆑 und 𓆑. Die Griechen, welche ihre Buchstaben von den Phöniciern überkamen, schrieben 𓆑. Als die Griechen, die ursprünglich wie die Phönicier von der Rechten zur Linken schrieben, ihre Schrift umkehrten, drehten sie auch die Zeichen, und wie 𓆑 zu K wurde, so wurde 𓆑 vau zu 𓆑, dem sogenannten griechischen Digamma, dem lateinischen F.

Auch das erste Schriftzeichen von Chu-fu existirt noch in unserem Alphabet, und in der Querlinie von 𓆑 müssen wir den letzten Rest der Linien, welche das Sieb durchschneiden, anerkennen. Das Sieb erscheint im Hieratischen als 𓆑, im Phönicischen als 𓆑, im Altgriechischen als 𓆑, welches auf Inschriften von Mykenä und anderen Orten als Zeichen des Spiritus asper sich vorfindet, während es im Lateinischen uns als Buchstabe H bekannt ist[12]). In der nämlichen Weise erinnert die Wellenlinie unseres großen geschriebenen L noch sehr lebhaft an den gekrümmten Rücken des gelagerten Löwen, der in den späteren hieroglyphischen Inschriften den Laut l vertritt.

Wenn wir so durch unsere Sprache Arier, durch unsere Buchstabenschrift Aegypter sind, so genügt ein Blick auf unsere Taschenuhren, um zu sehen, daß wir Babylonier sind. Warum ist unsere Stunde in sechzig Minuten, unsere Minute in sechzig Secunden getheilt? Wäre nicht eine Eintheilung der Stunde in zehn, fünfzig oder hundert Minuten viel natürlicher? Die Eintheilung unserer Zifferblätter in sechzig Theile stammt daher, daß der griechische Astronom Hipparchos, der im zweiten Jahrhundert v. Chr. lebte, das babylonische System der Zeitrechnung annahm, in welchem die Sechzigtheilung zu Grunde lag. Die Babylonier kannten das Decimalsystem, aber für praktische Zwecke zählten sie nach sossi und sari, der sossos bezeichnete 60, der saros $60 \times 60 = 3600$. Von Hipparchos fand dies System seinen Weg in die Werke des Ptolemäus (um 150 n. Chr.), und von da trug der Strom der Civilisation es abwärts, bis es seinen letzten Ruheplatz in den Zifferblättern unserer Uhren fand[13]).

Und warum beträgt der englische Sovereign gerade zwanzig Schillinge? Die wahre Ursache liegt wieder in Babylon. Von den Babyloniern lernten die Griechen die Kunst, Gold und Silber zu Handelszwecken abzutheilen. Es ist erwiesen, daß die currente Goldmünze von Westasien genau den sechzigsten Theil einer babylonischen mnâ oder mina ausmachte. Sie war ungefähr unserem Sovereign gleich. Das schwierige Problem des Werthverhältnisses zwischen Gold und Silber bei der Doppelwährung war bis zu einem gewissen Grade schon in dem alten mesopotamischen Königreiche gelöst, indem dieses Verhältniß auf $1 : 13\frac{1}{3}$ festgesetzt wurde. Der courante Silber-Sekel war in Babylon im Verhältnisse

Digitized by Google

von 13⅓ zu 10 schwerer als der Gold-Sekel, und hatte deshalb den zehnten Theil des Werthes eines Gold-Sekel; der halbe Silber-Sekel, von den Griechen Drachma genannt, war ein zwanzigstel Gold-Sekel an Werth. Die Drachme oder der halbe Silber-Sekel kann deshalb als der älteste Typus des englischen Silber-Schillings in seinem Werthverhältnisse zum Gold-Sovereign betrachtet werden[14]).

Eines der wichtigsten Werkzeuge unseres Geisteslebens will ich nur noch erwähnen, die Ziffern, welche wir arabische nennen, weil wir sie von den Arabern empfingen, welche die Araber dagegen indische nannten, weil sie dieselben von den Indern erhielten — um Ihnen zu zeigen, wie dieses unser neunzehntes Jahrhundert von längst vergangenen und vergessenen Jahrhunderten abhängig ist, wie wir das, was wir sind, nicht durch uns selbst, sondern durch die sind, die vor uns kamen, und wie der geistige Untergrund, auf dem wir stehen, aus dem Geröll von Gedanken besteht, welche zuerst gedacht wurden nicht auf diesen Inseln noch in Europa, sondern an den Ufern des Oxus, des Nil, des Euphrat und des Indus.

Nun werden Sie fragen: Quorsum haec omnia? Was hat dies Alles zu thun mit der Freiheit und der freien Entwickelung des Individuums? Kann denn ein Mensch, weil er als der Erbe aller früheren Zeitalter geboren wird, deswegen nicht frei wachsen und sich entfalten und alle Fähigkeiten seiner Individualität entwickeln? Sind Die, welche vor ihm kamen und ihm dies treffliche Vermächtniß hinterlassen haben, deswegen seine Feinde zu nennen? Ist jene Kette der Tradition, welche ihn mit der Vergangenheit verbindet, wirklich eine quälende Fessel und nicht vielmehr das Gängelband, ohne welches er niemals lernen würde aufrecht zu gehen?

Sehen wir uns die Sache näher an. Niemand wird zu behaupten wagen, daß jedes Individuum sein Leben als ein junger Wilder beginnen sollte, dem man es überlassen müßte, sich eine eigene Sprache zu bilden, seine eigenen Buchstaben, Zahlzeichen, Münzen zu erfinden. Im Gegentheil, wenn wir alles dieses und noch ein gut Theil mehr, als Religion, Moral, und schulmäßiges Wissen unter dem allgemeinen Namen Erziehung begreifen, so wird selbst der eifrigste Vertheidiger des Individualismus nicht verlangen, daß das Kind in die Welt trete, ohne sich der Erziehung zu unterwerfen oder vielmehr ihr unterworfen zu werden. Die Meisten von uns gehen weiter und rechnen es Eltern oder Gemeinden zum Verbrechen an, ein einziges Kind unerzogen aufwachsen zu lassen. Die Entschuldigung unwürdiger Eltern, daß sie das Recht hätten, mit ihren Kindern zu verfahren, wie sie wollten, ist endlich in die Winde zerblasen worden. Ich erinnere mich noch recht wohl der Zeit, wo Pseudo-Liberale sich nicht schämten zu sagen, daß, was immer andere Völker z. B. die Deutschen thun möchten, England sich niemals dem Unterrichtszwang unterwerfen werde. Auch diese elende Sophistik ist endlich zum Schweigen gebracht und unter den Vertheidigern des Unterrichtszwangs, der Nothwendigkeit, die Freiheit wilder Eltern von wilden Kindern zu beschränken, standen in erster Linie J. Stuart Mill und seine Freunde, die Apostel der Freiheit und des Individualismus.[15]) Man darf wol sagen, daß in der Geschichte eines jeden Staates mit dem Tage, wo er den

Digitized by Google

Unterrichtszwang als Theil seines Grundgesetzes aufnimmt, eine neue Aera anbricht und ich wünsche der liberalsten Stadt in England (Birmingham) Glück, daß sie in diesem Punkte sich als unerbittliche Tyrannin gezeigt hat.

Aber bilden wir uns ja nicht ein, daß der Unterrichtszwang nicht seine Gefahren hätte. Wie eine gewaltige Maschine, muß er sorgfältig überwacht werden, soll er anders nicht, was jeder Zwang bewirkt, sklavische Willfährigkeit, und was alle Maschinen bewirken, monotone Einförmigkeit zur Folge haben.

Wir wissen, daß jeder Unterricht in seinen Anfängen rein dogmatisch sein muß. Die Kinder lernen Sprache, Religion, Moral, Vaterlandsliebe, und später in der Schule Geschichte, Literatur, Mathematik und alles Uebrige, lange bevor sie im Stande sind, selbständig zu fragen, zu urtheilen, zu wählen, und es gibt kaum Etwas, das ein Kind nicht glauben wird, wenn es von denen kommt, an die das Kind glaubt.

Lesen, Schreiben, Rechnen müssen zweifellos dogmatisch gelehrt werden, und sie nehmen eine sehr beträchtliche Zeit des Unterrichts in Anspruch, namentlich in englischen Schulen. Die englische Orthographie ist ein nationales Unglück, und in dem eifrigen internationalen Wettlaufe zwischen allen Ländern Europa's bringt sie das englische Kind in einer Weise zurück, die geradezu unglaublich wäre, wenn nicht die Statistik es auswiese. Ich kenne die Schwierigkeiten einer orthographischen Reform, ich weiß was die Leute meinen, wenn sie dieselbe unmöglich nennen; aber ich weiß auch, daß persönliche und nationale Tugend gerade darin besteht, die sogenannten Unmöglichkeiten zu bezwingen, und daß keine Nation so viele unmögliche Dinge schon gethan hat und noch zu thun hat, als gerade die englische.

Aber zugegeben, daß Schreiben, Lesen und Rechnen fast die ganze Schulzeit in Anspruch nehmen und die besten Kräfte der Schüler absorbiren, kann denn nicht auch Etwas in den Spielstunden gethan werden? Kann man nicht manche Arbeit in Spiel, manches Spiel in Arbeit verwandeln? Kann nicht die Beobachtungsgabe des Kindes geübt und entwickelt werden, indem es Blumen, Steine oder Schmetterlinge sammelt? Kann nicht seine Urtheilskraft gebildet werden, sei es in gymnastischen Uebungen, oder indem es den Flächenraum eines Kartoffelfeldes, die Höhe eines Kirchthurmes ausmißt? Könnte nicht dies alles gethan werden ohne Hinblick auf Examina und die dafür von der Regierung an jede Schule zu leistende Beisteuer[16]), oder aus reiner Menschen- oder Kindesliebe, um die kleinen dummen Köpfchen mit einem Sonnenstrahl von Freude zu erwärmen und zu erleuchten? Solche Strahlen rufen oft genug verborgene köstliche Keime in's Leben, viel, viel mehr als das dumpfe, tödtliche Gewicht solcher Lectionen wie daß th-ough wie though (thō), through wie thr-ough (thrū) und en-ough wie enough (enöf) auszusprechen ist? Ein Kind das einmal dies glaubt, wird in Zukunft Alles glauben. Die, welche die Naturwissenschaft in die Schule eingeführt wissen möchten, erschrecken die Schulmeister oft schon durch den bloßen Namen Naturwissenschaft. Aber gewiß sollte jeder Schulmeister, der nur das Salz in seiner Suppe verdient, im Stande sein, den Kindern Liebe zur Natur, Verwunderung über die Natur, rege Neugierde in ihre Geheimnisse einzudringen und Lust sich manche von ihren Schätzen anzueignen, einzuflößen und

Digitized by Google

zwar dies Alles in frischer Luft des Feldes und Waldes, wo besser als in muffigen Schulzimmern die Sinne geschärft, die Brust erweitert und jene Freiheit des Denkens genährt wird, die England zu dem gemacht, was es war, auch vor dem Unterrichtszwang.

Aber genug davon, denn bei meiner heutigen Rede war es meine Absicht vielmehr von dem höheren, als von dem Elementar-Unterricht zu reden.

Aller Unterricht, sowie er jetzt in den meisten europäischen Ländern existirt, kann in drei Stufen eingetheilt werden — in den elementaren, gelehrten und akademischen, oder auch primären, secundären und tertiären.

Der Elementar-Unterricht ist endlich in den meisten civilisirten Staaten obligatorisch geworden. Unglücklicherweise jedoch scheint es unmöglich — wenigstens für jetzt — in den obligatorischen Unterricht etwas mehr, als gerade die Elemente des Wissens aufzunehmen; obschon bei richtiger Behandlung, wie ich aus Erfahrung weiß, eine wohlgeleitete Elementarschule auch für andere Gegenstände — wie Naturwissenschaft, neuere Sprachen, Volkswirthschaft — Gelegenheit des Erlernens bieten kann, und dennoch, unter dem gegenwärtig vom Parlament bestätigten System der Zusteuer, je nach den Resultaten des Examens, gar wohl ohne wohlthätige Beiträge von Privatpersonen bestehen kann.

Die nächste Stufe über dem Elementar-Unterricht ist der gelehrte Unterricht, wie er in grammar schools, Gelehrtenschulen, sei es öffentlichen oder privaten, ertheilt wird. Je nachdem die Schüler die Absicht hegen, eine Universität zu besuchen oder beim Verlassen der Schule gleich in's praktische Leben einzutreten, zerfallen diese Schulen in zwei Klassen. In der einen Klasse, den Realschulen, wie sie in Deutschland genannt werden, wird weniger Latein, kein Griechisch, aber mehr Mathematik, Physik und neuere Sprachen gelehrt; in der anderen, die auf dem Continent Gymnasien genannt werden, bilden die alten Klassiker das wesentliche Unterrichtsmaterial.

Gerade auf dieser Stufe übt die Erziehung — sei es in Privat- oder öffentlichen Schulen — ihre stärkste nivellirende Wirkung. In zahlreichen Schüler-Klassen kann wenig eingegangen werden auf individuelle Neigungen oder Talente. In Deutschland, mehr noch als in England, ist das Hauptbestreben des guten und gewissenhaften Lehrers, seine Klasse am Ende des Jahres möglichst gleichmäßig ausgebildet zu haben, und er erwirbt sich viel mehr den Beifall der Schulbehörden, wenn die ganze Klasse gute Fortschritte gemacht hat und wohlgesittet ist, als wenn er ein paar reichbegabte, glänzend entwickelte Knaben wie Paradepferde vorführen kann, hinter denen eine Heerde zerfahrener, geistig lahmer und zurückgebliebener Jungen nachhumpelt.

Und was nun die Methode des Unterrichtens in den Schulen angeht, wie kann dieselbe anders als auf Autorität gegründet sein? Die Sokratische Methode ist vorzüglich, wenn wir die viri Socratici finden und Muße zur freien Discussion haben. Aber in der Schule, die jetzt fast wie zum Spotte σχολή d. h. Muße heißt, ist die richtige Methode die von den großen Unterrichtsmeistern des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts eingeführte. Die Knaben in der Schule müssen ihren Geist in eine Reihe von Schriftfächern verwandeln und sich bemühen, so viele als möglich mit nützlichen Notizen auszu-

Digitized by Google

füllen, niemals vergessend, wie viele noch leer sind. Es ist ein ungeheurer Vorrath von positivem Wissen, der in dem Alter zwischen zehn und achtzehn Jahren bewältigt und erworben werden muß — grammatische Regeln, ganze Schnüre und Stränge von Vocabeln, Daten, Städtenamen, Fluß- und Bergnamen, mathematische Formeln ꝛc. Alles hängt hier von der aufnehmenden und festhaltenden Kraft des Geistes ab. Das Gedächtniß muß, ohne Ueberanstrengung, so weit gekräftigt werden, daß es endlich fast mechanisch gehorcht. Auswendiglernen während der Schuljahre kann, wie ich glaube, nicht genugsam empfohlen werden. Keine geistige Kapital-Anlage, das weiß ich sicher, trägt so reiche und sichere Zinsen, wie die Edelsteine englischer, griechischer oder lateinischer Literatur, die wir in unserer Kindheit und unserem Knabenalter unserem Gedächtnisse anvertrauten und die wir in glücklichen Stunden der Einsamkeit von Zeit zu Zeit hervorziehen und betrachten. Doch kann man auch hierin zu weit gehen, wie wenn der Rev. H. C. Adams in seinen „Wykehamica" (p. 357) uns mittheilt, daß die Knaben in Wincheſter 13—14,000 Verse auswendig hersagten, daß einer den ganzen Virgil inne hatte — ja einer sogar die ganze Bibel frei hersagen konnte! „Man lasse ihn anfangen, wo man wolle, er fährt fließend weiter fort und recitirt — so lange als Einer zuhören will!"

Einen Fehler finde ich in den meisten Schulen sowol in England wie auf dem Continent. Die Knaben lesen zu wenig von den griechischen und römischen Klassikern. Die meisten unserer Lehrer sind Gelehrte von Profession, darum geneigt, ein zu großes Gewicht auf das zu legen, was sie echte, gründliche, kritische Gelehrsamkeit nennen, und umfassendes, cursorisches Lesen zu vernachlässigen. Ich weiß wohl, was man zu Gunsten eingehender Gründlichkeit anzuführen pflegt, aber ich kenne auch die üblen Folgen einer exclusiven, kritischen Behandlung der Autoren, ehe man sich eine wahre Vertrautheit mit den Hauptwerken der klassischen Literatur angeeignet hat. Zu viel Zeit wird in unseren Schulen auf grammatische und syntaktische Regeln, Exercitienschreiben, metrische Uebungen verwendet. Sehen Sie unsere lateinischen und griechischen Grammatiken an mit all ihren Regeln, Ausnahmen und Ausnahmen von den Ausnahmen! Das ist eine viel zu schwere Last für die Schultern eines Knaben, und es ist kein Wunder, daß, wenn er gerade eine von den tausend kleinen Regeln, die er auswendig gelernt hat, braucht, diese sich in den seltensten Fällen in seinem Gedächtnisse einfindet. Das Ziel des klassischen Unterrichts in der Schule sollte sein, unsere Knaben nicht nur mit der Sprache, sondern mit der Literatur und Geschichte, mit den alten Gedanken der alten Welt bekannt zu machen. Grammatische, syntaktische, metrische Regeln sind nur Mittel zum Zweck; sie dürfen niemals selbst Zweck werden. Ein junger Mann von achtzehn Jahren, der wol durchschnittlich zehn Jahre auf das Erlernen von Griechisch und Latein verwandt hat, sollte im Stande sein, einen jeden der gewöhnlichen griechischen und lateinischen Autoren ohne große Schwierigkeit zu lesen; ja er sollte dies mit einem gewissen Gefühl von Freude und Befriedigung thun. Er mag ja wol hie und da sein Wörterbuch aufschlagen oder auch den Sinn mancher Wörter errathen müssen; er mag auch wol manchmal zweifelhaft sein, ob gewisse Formen von ἵημι sende, oder εἶμι gehe, oder εἰμί bin, absonderlich wenn sie mit Präpo-

Digitized by Google

sitionen verbunden sind, herkommen. In solchen Fällen sind gerade die tüchtigsten Gelehrten am wenigsten pharisäisch, und so oft ich in Streitschriften gelehrter Philologen der Lieblings-Phrase begegne: „Jeder Schuljunge weiß oder sollte wissen," sage ich gewöhnlich bei mir selbst: „Nein, er sollte nicht!" Jedenfalls sollten die, welche wünschen, daß Griechisch und Latein in unseren Schulen ihre Stelle behaupten, zu der Ueberzeugung gelangen, daß dies gewiß nicht lange der Fall sein wird, wenn mit einiger Wahrheit gesagt werden kann, daß junge Leute, welche die Schule mit achtzehn Jahren verlassen, in vielen Fällen nicht im Stande sind, einen klassischen Text zu lesen und sich daran zu erfreuen, wenn er ihnen nicht schon vorher bekannt war.

Der klassische Unterricht, wie überhaupt der ganze sogenannte gelehrte Unterricht sollte mit der Schule zu Ende sein. Wenn ein junger Mann die Universität bezieht, so sollte er, wofern er nicht die Philologie als Beruf erwählt, frei sein, eine neue Laufbahn zu betreten. Hat er bis zu dieser Zeit nicht so viel Latein und Griechisch gelernt, als er in seinem späteren Leben als Jurist, Naturforscher oder Geistlicher nöthig hat, so liegt die Schuld an ihm oder an seiner Schule. Ich will damit nicht in Abrede stellen, daß es für jeden Studenten der Universität höchst wünschenswerth ist, wenn er noch eine oder die andere Vorlesung über klassische Literatur, Kunst, Geschichte oder Philosophie hören kann. Nur das ist abzuweisen, daß die Universität die Arbeit verrichte, welche recht eigentlich der Schule zukommt.

Die besten Colleges [17]) von Oxford und Cambridge haben durch ihre Matriculations-Prüfungen gezeigt, welches die Norm der klassischen Bildung mit achtzehn oder neunzehn Jahren sein sollte. Diese Norm kann bereits von den Knaben in der Schule erreicht werden. Der Beweis dafür ist erbracht worden sowol durch die sogenannten Local-Prüfungen als durch die Schul-Prüfungen, welche unter Aufsicht der Delegirten der Universität abgehalten worden sind [18]). Wenn daher die Universität ihr altes Recht wieder beanspruchen und das erste Examen, das in Oxford Responsions genannt wird, zu einem allgemeinen Matriculations-Examen für die Zulassung zur Universität machen wollte, so würden nicht nur die öffentlichen Schulen zu größerem Eifer angespornt werden, sondern der Universitäts-Unterricht würde auch gleich von Anfang einen akademischen Charakter annehmen, der ihn jederzeit von bloßem Schulunterricht unterscheiden sollte.

Der akademische Unterricht sollte nicht blos eine Fortsetzung, sondern in einer Hinsicht auch eine Correction des Schulunterrichtes sein. Während in der Schule der Unterricht hauptsächlich dogmatisch sein muß, müßte er an der Universität sokratisch sein, denn ich finde kein besseres Wort für jene Methode, die den Menschen frei machen soll von der Bürde des rein traditionellen Wissens, die in ihm das Gefühl erwecken soll, daß die Worte, die er gebraucht, oft nur leerer Schall sind, daß die Begriffe, deren er sich bedient, in den meisten Fällen nur auf's Gerathewohl zusammengerafte Bündel sind, daß er wol Thatsachen weiß, aber nicht ihre Beweisgründe, und daß die Meinungen, die er ausspricht, großentheils bloße Dogmen sind, die er ohne Prüfung angenommen hat.

Wären nicht die Universitäten, so würde ich in der That fürchten, daß Mill's Prophezeihung in Erfüllung gehen könnte, und daß der Geist Europa's

Digitized by Google

in trostloser Einförmigkeit verfanden werde. Die Universitäten waren von jeher — und sie werden es stets bleiben, wenn sie nicht von ihrem wahren Ziele abgelenkt werden — die Wächter der Freiheit des Gedankens, die Hüter der individuellen Freiheit; und nur der Unkenntniß Mill's in Betreff der wahren akademischen Lehre schreibe ich es zu, daß er eine so kleinmüthige Ansicht hegte von der unter seinen Augen heranwachsenden Generation.

Wenn wir die Schule verlassen, sind unsere Köpfe natürlich vollgepfropft von dogmatischem Wissen, d. h. von Kenntnissen und Meinungen aus zweiter Hand. Solch todtes Wissen ist äußerst gefährlich, wofern es nicht früher oder später von dem Geiste freier Forschung belebt wird. Es macht dabei keinen Unterschied, ob unsere Schuldogmen wahr oder falsch sind — die Gefahr bleibt die nämliche. Und warum? Weil Wahrheit und Irrthum, wenn sie der Prüfung entzogen, und über alle Beweisführung hinausgehoben werden, gleichmäßig die Wahrheit schwächen und dem Irrthum Stärke verleihen. Zweitens, weil Alles, was wir auf die Autorität Anderer hin für wahr halten, während es uns selbst auf's tiefste berührt und wir es selbst prüfen und entscheiden müßten, zu Charakterschwäche und Unehrlichkeit führt. Und drittens, weil die Abneigung oder Unfähigkeit, den Einwürfen durch Gründe zu begegnen, der erste Schritt zu Gewalt und Verfolgungen ist.

Ich denke dabei nicht blos an religiöse Dogmen. Gerade sie wecken am frühesten die Prüfung, selbst in unseren Knabenjahren, und mit ihnen ist keineswegs am schwersten auszukommen. Das Dogma wüthet oft da, wo wir es am wenigsten erwarten sollten. Unter den Männern der Wissenschaft ist jetzt z. B. die Entwickelungs-Theorie bereits zum reinen Dogma geworden. Was ist die Folge davon? Keine Einwände werden gehört, keine Schwierigkeiten anerkannt und wenn ein Mann wie Virchow, selbst einer der stärksten Vertreter der Entwickelung, den moralischen Muth hat zu sagen, daß die Abstammung des Menschen von irgend welchem Affen bis jetzt vor dem Forum der wissenschaftlichen Zoologie „noch unerwiesen" ist, wird er in Deutschland in einer Weise niedergeheult, die der Epheser und Galater würdig wäre. Aber ich denke überhaupt an kein specielles Dogma, sondern mehr an jene dogmatische Geistes-Verfassung, die das fast nothwendige Resultat des Schulunterrichts ist. Ich denke an die gesammte Geisteskraft, an das, was man den intellectus sibi permissus genannt hat und ich behaupte, daß es die Aufgabe der akademischen Lehre ist, diesen Intellect aus seinem dogmatischen Schlummer zu erwecken durch Fragen, welche nicht minder aufregend und verblüffend sind, als die des Galilei, ob sich denn die Sonne wirklich drehe und die Erde stille stehe, oder die des Kant, ob denn Zeit und Raum wirkliche Dinge seien und nicht vielmehr nothwendige Formen unserer sinnlichen Anschauungen? So lange unsere Meinungen nicht diese Probe bestanden haben, dürfen wir sie kaum unser eigen nennen.

In Bezug auf Religion hat Bischof Beveridge dieser Wahrheit einen muthigen Ausdruck verliehen:

„Da ich mir selbst bewußt bin," schreibt er in seinen Private thoughts on Religion, „welch mächtiges Uebergewicht die christliche Religion in meinem Ge-

Digitized by Google

müth über alle übrigen hat, da es die Religion ist, in der ich geboren und getauft wurde; welche die oberste Autorität vorgeschrieben und in der meine Eltern mich erzogen haben; welche ein jeder, mit dem ich verkehre, auf's Höchste billigt und anerkennt und die mir selbst durch lange fortgesetztes Bekenntniß geradezu zur anderen Natur geworden ist, so bin ich entschlossen, gegen diese Religion eifersüchtiger und argwöhnischer, als gegen alle übrigen zu sein, und sie nicht länger in meinem Inneren zu hegen, ohne durch triftige und gewichtige Gründe von ihrer Wahrheit überzeugt und durchdrungen zu sein."

Das ist eine kühne und männliche Sprache von Seiten eines Bischofs, der vor fast zweihundert Jahren lebte und ich denke bestimmt, daß die Zeit gekommen ist, in der einige der theologischen Professoren in Oxford und Cambridge, anstatt ewiger Dogmengeschichte und Apologetik, ihren Studenten eine Kenntniß der heiligen Bücher anderer Religionen mittheilen dürften. Viele Schwierigkeiten — meist selbstgeschaffene — in Bezug auf Ursprung, Tradition, spätere Entstellungen und falsche Interpretationen der heiligen Texte würden ihre natürliche Lösung finden, wenn gezeigt würde, daß genau dieselben Schwierigkeiten auch in anderen Glaubensbekenntnissen sich erhoben und Gegenstand der Untersuchungen der Theologen geworden sind. Wenn manche — ja wenn viele von den Lehren des Christenthums auch in anderen Religionen angetroffen würden, so würde dies gewiß ihrem Werth keinen Eintrag thun, noch ihre Wahrheit vermindern; während, wie ich fest überzeugt bin, Nichts mehr dazu beitragen könnte, der reinen und einfachen Christuslehre ihre wahre Stellung in der Entwickelung des Menschengeistes anzuweisen, als wenn dieselbe mit den anderen Religionen der Welt Seite an Seite gestellt würde. In die Reihe der Uebersetzungen der „heiligen Bücher des Orients", von denen die drei ersten Bände vor Kurzem erschienen sind[19]), wünschte ich selbst eine neue Uebersetzung des Alten und Neuen Testaments aufzunehmen; und wenn jene Sammlung vollständig wird erschienen sein, dann wird man, glaube ich, zugeben, daß diese beiden Schriften keine schönere Fassung haben konnten, in der sie mit hellerem Glanze leuchteten, als die Umgebung des Veda, des Zendavesta, des buddhistischen Tripitaka und des Koran.

Aber, wie ich schon sagte, ich dachte nicht blos oder auch nur hauptsächlich an religiöse Dogmen, als ich sagte, die akademische Lehre müsse sokratisch, nicht dogmatisch sein. Das Uebel des dogmatischen Unterrichts wurzelt tiefer und hat viel weitere Ausdehnung.

Man denke nur an die Sprache, das Werk anderer Menschen und Zeitalter, nicht das unsrige, die wir auf's Gerathewohl bei unserem Wettlauf durch das Leben uns aneignen, indem wir hier und dort die Worte gleichsam aufpicken. Ist nicht bei jedem Worte genaue Prüfung und Revision vonnöthen? Es genügt nicht länger zu sagen, daß die Sprache unseren Gedanken zu Hilfe kommt, ihnen Farbe verleiht oder auch sie verdunkelt. Nein, wir wissen jetzt, daß Sprache und Denken untrennbar sind. Nicht Armuth des Ausdrucks war es, wenn die Griechen Vernunft und Sprache mit dem nämlichen Worte λόγος bezeichneten. Es geschah, weil sie wußten, daß man wol Sprache und Denken unterscheiden könne, wie wir auch zwischen Körper und Seele unterscheiden, daß man sie aber

Digitized by Google

eben so wenig *scheiden*, gewaltsam auseinanderreißen könne, wie die concave Seite einer Linse von ihrer convexen. Diese Wahrheit muß gelernt und begriffen werden, und ihr wahres Verständniß wird die meisten Räthsel unseres Geisteslebens aufklären und künftigen Geschlechtern einen sicheren Faden durch das ganze Labyrinth der Philosophie an die Hand geben.

„Es ist evident," sagt Hobbes [20]), „daß Wahrheit und Irrthum nur bei solchen Wesen möglich sind, welche Sprache besitzen. Denn wenn auch ein Thier, indem es das Bild eines Menschen im Spiegel sieht, dadurch so afficirt werden kann, als ob es der Mensch selber wäre, so daß es sich fürchtet oder wedelt, so faßt es den Gegenstand doch nicht als wahr oder falsch auf, sondern als ähnlich, und hierin unterliegt es keinem Irrthum. Darum ist gewiß, daß gleichwie die Menschen ihre richtigen Vernunftschlüsse dem richtigen Verständnisse der Sprache verdanken, ebenso ihre Irrthümer aus dem Mißverständnisse derselben hervorgehen; und wie alle höchste Schönheit der Philosophie vom Menschen allein ausgeht, ebenso auch die häßlichen Absurditäten irriger Meinungen. Denn die Sprache hat Etwas mit dem Spinnengewebe gemein (wie man auch früher von Solon's Gesetzen sagte): schwache Geister verfangen sich darin, mächtige zerreißen es."

Lassen Sie mich meine Ansicht wenigstens durch *ein* Beispiel erläutern.

Unter den Worten, die sich als Spinnengewebe erwiesen haben, in denen sich auch die mächtigsten Geister vor Aristoteles bis Leibniz verfingen, nehmen die Worte *Genus*, *Species* und *Individuum* eine sehr hervorragende Stelle ein. Die Gegensätze zwischen Plato und Aristoteles, den Nominalisten und Realisten, Leibniz und Locke, Herbart und Hegel drehen sich alle um den wahren Inhalt dieser Worte. In der Schule kann natürlich nichts Anderes geschehen, als daß die herkömmlichen Definitionen von Genus und Species mitgetheilt werden, und wenn ein Schüler diese Worte bis auf die Aristotelischen *γένος* und *εἶδος* zurückführen und zeigen kann, welchen Sinn der griechische Philosoph damit verband, so wird jeder Examinator befriedigt sein.

Aber es kommt die Zeit, da wir unsere eigenen Examinatoren werden, und uns selber Rechenschaft abzulegen haben über solche Worte wie Genus und Species. Manche Leute schreiben, als hätten sie schon einmal ein Genus oder eine Species im hellen Tageslichte über die Straßen gehen sehen; aber es gehört nur wenig Besinnung dazu, um einzusehen, daß diese Worte subjective Begriffe bezeichnen und daß, wenn die ganze Welt sprachlos wäre, niemals ein Gedanke von Genus und Species entstanden wäre. Es gibt Sprachen, in denen wir vergeblich nach entsprechenden Wörtern suchen. Wären wir in einer solchen Sprache geboren, so würden weder die Ausdrücke noch die Ideen für uns existiren. Sie kamen auf uns, direct oder indirect, von Aristoteles. Aber Aristoteles erfand sie nicht, er definirte sie nur nach seiner Weise, so daß z. B. nach seiner Ansicht alle lebenden Wesen ein Genus, die Menschen eine Species und Sokrates ein Individuum bildeten.

Niemand würde behaupten, daß Aristoteles nicht das vollste Recht hatte, diese Ausdrücke so zu definiren, wenn die, welche sie in seinem Sinne gebrauchen, sich nur immer erinnern wollten, daß sie die Gedanken des Aristoteles und nicht

Digitized by Google

ihre eigenen denken. Der wahre Weg, um die Fesseln alter Worte abzuschütteln und unsere eigenen Gedanken denken zu lernen, ist, denselben von Jahrhundert zu Jahrhundert nachzugehen, ihre Entwickelung zu verfolgen und endlich jene von Angesicht zu Angesicht zu schauen, die zuerst Wort und Gedanke dachten und bildeten. Thun wir dieses mit Genus und Species, so finden wir, daß diese von Aristoteles definirten Worte — γένος und εἶδος — ursprünglich eine ganz andere und weit vollkommenere und nützlichere Anwendung hatten, als die er ihnen gab. Γένος, genus bedeutete Generation und umfaßte nur solche lebende Wesen, von denen wir wissen, daß sie gleichen Ursprung haben, wie sehr sie auch äußerlich sich unterscheiden, wie z. B. der Wachtelhund und der Bluthund, oder, nach Darwin, der Affe und der Mensch. Εἶδος oder species bedeutete dagegen die äußere Erscheinung und umfaßte alle Dinge, welche die gleiche Form oder das gleiche Aussehen haben, einerlei, ob sie gemeinschaftlichen Ursprung hatten oder nicht, wie wenn wir z. B. von vierfüßigen, zweifüßigen, gehörnten, gefiederten, oder blauen Thieren reden wollten.

Daß diese beiden Begriffe, wie wir sie hier erläutert haben, ihre natürliche Berechtigung hatten, ersehen wir am besten daraus, daß genau die nämlichen Gedanken auch im Sanskrit ihren Ausdruck fanden. Auch dort finden wir gâti, Zeugung, im Sinne von genus und als Gegensatz dazu âkriti, Form, Erscheinung im Sinne von species.

So lange diese beiden Worte oder Begriffe unabhängig von einander gebraucht wurden (ganz ähnlich wie wir heute von einer genealogischen Classification reden unabhängig von einer morphologischen), konnte kein Nachtheil erwachsen. Eine Familie z. B. konnte ein γένος (Geschlecht) genannt werden, die gens oder der Clan war ein γένος, die Nation (gnatio) war ein γένος, die ganze menschliche Sippe und Geschlecht war ein γένος: mit einem Worte, Alles, was von gemeinschaftlichen Eltern oder Ureltern abstammte, war ein γένος. In allem diesem ist keine Dunkelheit des Gedankens.

Andererseits konnte, wenn εἶδος oder species in seinem ursprünglichen Sinne genommen wurde, von einem Menschen gesagt werden, daß er einem anderen in seinem εἶδος oder Aussehen ähnlich sei. Auch von einem Affen konnte man ganz mit Recht sagen, er habe das gleiche εἶδος, species, Aussehen wie der Mensch, ohne damit etwas über ihren gemeinsamen Ursprung zu präjudiciren. Man konnte auch wol von verschiedenen εἴδη oder Formen oder Classen von Dingen reden, z. B. von verschiedenen Arten von Metallen, oder Werkzeugen oder Waffen, ohne damit im mindesten eine Ansicht über ihren gemeinsamen Ursprung auszusprechen.

Oft mußte es sich zutragen, daß Dinge, welche zu dem gleichen γένος gehörten, wie der Weiße und der Neger, in ihrem εἶδος oder Aussehen sich sehr bedeutend unterschieden; oft auch, daß Dinge, die zu dem nämlichen εἶδος gehörten, nach dem γένος unterschieden waren, wie z. B. Fleisch und Pflanzenkost.

Dies ist alles klar und einfach. Die Verwirrung begann, als diese beiden Ausdrücke, statt coordinirt zu bleiben, von den griechischen Philosophen einander subordinirt wurden, so daß das, was von einem Gesichtspunkte aus ein genus genannt wurde, von einem anderen eine species sein konnte und umgekehrt.

Digitized by Google

Das Menschengeschlecht wurde nun z. B. eine species genannt, zu welcher alle Lebewesen das genus bildeten. Dies mag wahr sein für die sogenannte Logik, ist aber vollständig falsch für alles das, was älter ist als die Logik, nämlich Sprache, Denken oder Thatsachen. Zufolge der Sprache, zufolge der Vernunft und zufolge der Natur bilden alle menschlichen Wesen ein γένος, eine Generation, so lange als angenommen wird, daß sie gleiche Abstammung hatten; aber mit Bezug auf alle Lebewesen können wir nur sagen, daß sie ein εἶδος bilden, das heißt, in gewissen Erscheinungen übereinstimmen, es sei denn daß man beweise, daß auch Darwin zu ängstlich war, indem er mindestens vier oder fünf verschiedene Stammeltern für die ganze animalische Welt annahm[21]). Man könnte als Aristoteliker noch weiter gehen, und selbst die Pflanzen mit den Thieren zu einem Genus von Lebewesen vereinigen, aber nur wenige der extremsten Darwinisten würden hier das logische Genus mit dem natürlichen als übereinstimmend gelten lassen.

Mit der Darstellung der Geschichte dieser beiden Worte γένος und εἶδος sehen Sie vor Ihren Augen fast das ganze Panorama der Philosophie von Plato's Ideen bis zu Hegel's Idee vorüberziehen. Die Frage nach den genera, ihrem Ursprung und ihren Unterabtheilungen, nahm fast die ganze Aufmerksamkeit der Naturphilosophen in Anspruch, welche nach langen Controversen über Ursprung und Classification der Genera und Species endlich — dank dem scharfen Blicke Darwin's — zu der alten, in der Sprache bereits vorgebildeten Wahrheit gelangt zu sein scheinen, der Wahrheit nämlich, daß die Natur nur genera kennt, d. h. Generationen, welche auf eine beschränkte Zahl von Stammeltern zurückzuführen sind, und daß die sogenannten Species nur Genera sind, deren genealogische Herkunft bis jetzt mehr oder weniger dunkel ist.

Aber die Frage über die Natur des εἶδος wurde bald zu einer Lebensfrage in der Philosophie. Angenommen z. B., daß die Weiber in allen Himmelsstrichen und Gegenden eine Species bildeten, so mußte bald gefragt werden, was denn eine Species ausmache? Wenn alle Weiber eine gemeinschaftliche Form hatten, was war diese Form? Wo war sie? So lange angenommen wurde, daß alle Weiber von Eva abstammten, konnte man mit dem Worte Vererbung über die Schwierigkeit hinwegschlüpfen. Aber die ernsthaften Denker mußten auch damals schon fragen, wie es komme, daß, während alle individuellen Weiber kamen, gingen und verschwanden, die Form, die in ihnen ausgeprägt war, immer die nämliche blieb.

Hier können Sie sehen, wie die philosophische Mythologie entspringt. Gerade die Frage, was denn εἶδος oder species oder Form sei, wo diese Dinge anzutreffen wären, verwandelte diese Worte aus Prädicaten in Subjecte. Εἶδος wurde aufgefaßt als etwas Unabhängiges und Substantielles, als etwas außerhalb oder über den Individuen, die daran Theil hatten, Befindliches, als etwas Unveränderliches und Ewiges. Bald entstanden ebenso viele εἴδη oder Formen oder Typen als es allgemeine Begriffe gab. Sie wurden als die einzigen wahren Realitäten betrachtet, von denen die Erscheinungswelt nur der flüchtig vorüberziehende Schatten sei. Hier haben wir in der That den Ursprung von Plato's Ideen und von all den mannigfaltigen Systemen des Idealismus, welche seinen

Digitized by Google

Spuren folgten, während die entgegengesetzte Ansicht, daß die Ideen keine unabhängige Existenz hätten und daß das Eine nur in dem Vielen zu finden sei (τὸ ἓν παρὰ τὰ πολλά), von Aristoteles und seinen Anhängern eifrig vertheidigt wurde[22]).

Der nämliche rothe Faden zieht sich durch die ganze Philosophie des Mittelalters. Viele wurden in jener Zeit vor Concilien geladen und als Ketzer verdammt, weil sie erklärten, Thier, Mann oder Weib seien bloße Namen, und sie könnten sich selbst unmöglich dahin bringen, an ein ideales Thier, einen idealen Mann, ein ideales Weib, als an die unsichtbaren, übernatürlichen, metaphysischen Typen des gewöhnlichen Thieres, des individuellen Mannes, des einzelnen Weibes zu glauben. Diese Philosophen, welche Nominalisten genannt wurden im Gegensatze zu den Realisten, erklärten, daß alle allgemeinen Begriffe bloße Namen seien und daß nur das Individuum Anspruch auf Realität machen könne.

Wir können diesen Streit nicht weiter verfolgen bis zu der Zeit, wo er zwischen Locke und Leibniz, zwischen Herbart und Hegel auf's Neue auftaucht. Genüge es, zu bemerken, daß der Knoten, wie er von der Sprache geschürzt wurde, auch nur durch die Sprachwissenschaft gelöst werden kann, welche uns lehrt, daß es nichts derartiges, wie „bloße Namen" gibt oder geben kann. Diese Phrase sollte aus allen philosophischen Werken verbannt werden. Ein Name ist und war von jeher die subjective Seite unserer Erkenntniß, aber diese subjective Seite ist ebenso unmöglich ohne objective Seite als ein Schlüssel ohne Schloß. Es ist nutzlos zu fragen, welche von den beiden Seiten die realere ist; denn sie sind nur real dadurch, daß sie nicht zwei, sondern eins sind. Der Realismus ist ebenso einseitig wie der Nominalismus. Es gibt aber einen höheren Nominalismus, den man besser Sprachwissenschaft nennt und der uns lehrt, daß, außer der sinnlichen Wahrnehmung, alles menschliche Denken sich durch Namen und nur durch Namen vollzieht und daß die Objecte der Namen stets allgemeine Begriffe sind.

Dies ist nur einer der Hunderte und Tausende von Fällen, die uns alle zeigen könnten, wie Namen und Begriffe, die wir durch Tradition erhalten haben, sehr sorgfältig müssen geputzt werden, bevor sie ein reines Licht geben. Was ich unter akademischer Lehre und akademischem Studium verstehe, ist gerade dieser Proceß des Putzens und Reinigens, diese Umwandlung traditioneller Worte in lebendige Worte, dieses Zurückführen des modernen Denkens bis hinauf in die urältesten Zeiten des entstehenden Denkens, dieses gleichsam persönliche Wiedererleben der ganzen Gedankenentwickelung der Menschheit, bis wir uns ebenso wenig davor fürchten, mit Plato's und Aristoteles Ansichten nicht übereinzustimmen, als mit denen Auguste Comte's und Charles Darwin's.

Plato und Aristoteles sind zweifelsohne große Namen; jeder Schulknabe empfindet Ehrfurcht und Grauen, wenn er sie nennen hört, so wenig er auch von ihren Schriften gelesen haben mag. Dies ist gleichfalls eine Art von Dogmatismus, der der Correctur bedarf. Jetzt, auf der Universität kann der junge Student folgende, keineswegs respectvollen Bemerkungen über Aristoteles vernehmen, die ich einem der größten englischen Gelehrten und Philosophen ent-

Digitized by Google

lehne: „Nichts ist so absurd, das nicht einer oder der andere alte Philosoph schon einmal behauptet hätte, sagt Cicero, der einer von ihnen war; und ich glaube, daß kaum etwas Absurderes in der Naturphilosophie gesagt werden kann, als das, was man jetzt des Aristoteles Metaphysik nennt; kaum Etwas, was gesunder Regierungsweise directer widerspräche, als Vieles, was er in seiner Politik gesagt hat, und kaum etwas Unwissenderes, als ein großer Theil seiner Ethik." Ich bin weit davon entfernt, dieses Urtheil zu unterschreiben; aber ich halte die Erschütterung, die ein junger Schüler dadurch erhält, daß er seine Idole so erbarmungslos zertrümmern sieht, für heilsam. Sie weist ihn auf seine eigenen Kräfte an, sie macht ihn ehrlich gegen sich selbst. Hält er die Kritik, die so an Aristoteles geübt wird, für ungerecht, so wird er sich daran machen und seine Werke mit neuen Augen lesen. Er wird nicht mehr blos seine Worte construiren, er wird versuchen, die von dem alten Philosophen so sorgfältig ausgearbeiteten Gedanken in seinem eigenen Geiste zu reconstruiren. Er wird über ihre Wahrheit urtheilen, ohne von dem Zauber eines großen Namens beherrscht zu sein und wahrscheinlich alles das, was an Aristoteles oder Plato oder irgend einem anderen großen Philosophen schätzbar ist, schließlich höher und ehrlicher schätzen, als wenn er sie niemals hätte mit Füßen treten sehen.

Aber glauben Sie ja nicht, daß ich die Universitäten für bloße Ikonoklasten-Anstalten, nur dazu bestimmt, die Schulidole zu zertrümmern, ansehe. Das sei ferne! Aber ich betrachte sie als Anstalten, welche die Luft zu erneuern und zu erfrischen haben, die wir in der Schule athmen, dazu bestimmt, unseren Geist bis in seine tiefsten Wurzeln zu schütteln, wie der Sturm die jungen Eichen schüttelt, nicht um sie niederzuwerfen, sondern damit sie desto fester mit ihren Wurzeln sich klammern und eindringen in den harten Boden der Wahrheit und Wirklichkeit. „Steh' aufrecht auf deinen eigenen Füßen!" sollte die Aufschrift auf den Thoren aller Colleges sein, wenn die Epidemie der Nachtreterei und Nachbeterei, welche Mill von China herüberkommen sah und welche seit seiner Zeit so schnelle Fortschritte nach Westen gemacht hat, zum Stillstand gebracht werden soll.

Akademische Freiheit ist nicht ohne Gefahren; aber es gibt Gefahren, denen man mit größerer Sicherheit in's Antlitz schaut, als ihnen den Rücken kehrt. In Deutschland werden — so weit meine Erfahrung reicht — die Studenten zu viel sich selbst überlassen und nur die begabtesten oder persönlich empfohlene genießen von Seiten der Professoren jene fördernde Leitung und Ermuthigung, welche auf alle ausgedehnt werden sollte und könnte.

Zu viel Zeit wird an den deutschen Universitäten auf bloße Vorlesungen verwendet und häufig wird dabei den Zuhörern nur das im Detail vorgetragen, was sie in Büchern oft in einer besseren Form und im Zusammenhange lesen könnten. Vorlesungen sind nützlich, wenn sie uns lehren, wie wir uns selbst belehren sollen, wenn sie anfeuern, wenn sie Sympathie und Wißbegierde anregen, wenn sie Belehrung mittheilen, die aus eigener Erfahrung stammt, wenn sie vor falschen Wegen warnen, wenn sie, mit einem Worte, weniger den Charakter eines Schaufensters, als den einer Werkstatt haben. Eine halbe Stunde Unterhaltung mit einem Professor vermag oft besser, als ein ganzer Cursus Vor-

Digitized by Google

leſungen, die Studien eines jungen Mannes auf die richtige Bahn zu leiten und mit dem rechten Geiſt zu erfüllen. Hier will ich Worte von Profeſſor Helmholtz anführen, mit denen ich vollſtändig übereinſtimme: „Wenn ich an meine eigene Studienzeit zurückdenke, und an den Eindruck, den ein Mann, wie Johannes Müller, der Phyſiolog, auf uns machte, ſo muß ich dieſen letztgenannten Punkt ſehr hoch anſchlagen. Wer einmal mit einem oder einigen Männern erſten Ranges in Berührung gekommen iſt, deſſen geiſtiger Maßſtab iſt für das Leben verändert; zugleich iſt ſolche Berührung das Intereſſanteſte, was das Leben bieten kann."

An engliſchen Univerſitäten iſt im Gegentheil zu wenig akademiſche Freiheit. Da iſt nicht nur Leitung, ſondern bei Weitem zu viel beſtändige perſönliche Controle. Man hat oft geglaubt, daß engliſche Studenten jenen Grad von akademiſcher Freiheit, den man den deutſchen Studenten einräumt, nicht vertragen könnten, und daß die meiſten von ihnen, wenn man es ihnen überließe, ihre eigene Arbeit, ihre eigene Zeit, ihre eigenen Bücher und ihre eigenen Lehrer ſich auszuwählen, gar nichts thun würden. Das halte ich für ungerecht und unwahr. Die meiſten Pferde trinken, wenn man ſie an das Waſſer führt; und das beſte Mittel, ſie trinken zu machen, iſt, wenn man ſie allein läßt. Ich habe lang genug an engliſchen und deutſchen Univerſitäten gelebt, um zu wiſſen, daß die intellectuelle Fiber in England ebenſo ſtark und geſund iſt, wie in Deutſchland. Aber wenn man einem Menſchen, der ſchwimmen lernen will, Schwimmblaſen gibt, ja ſie ihm durchaus aufzwingt, dann wird er ſie anwenden, aber er wird wahrſcheinlich nie ſchwimmen lernen. Nimm ſie ihm weg und du kannſt dich darauf verlaſſen, nach einigen unſicheren Stößen und einigem unangenehmen Waſſerſchlucken wird er ſeine Arme und Beine brauchen und ſchwimmen. Wenn junge Leute in den ſchönen Frühlingstagen der Univerſität nicht lernen ihre Arme, Beine, ihre Muskeln, Sinne, ihr Hirn und ihr Herz zu gebrauchen, wann ſollen ſie es dann thun? Wahr iſt's, es gibt Tauſende, die es niemals lernen und die an bloße Schwimmblaſen gebunden glücklich durch's Leben treiben. Das Schlimmſte, was ihnen begegnen kann, iſt, daß eines Tages die Blaſen platzen und daß ſie ſtranden oder ertrinken. Das ſind aber nicht die Männer, die England braucht, um ſeine Schlachten zu ſchlagen. Man hat in neueſter Zeit oft darauf hingewieſen, daß Viele von denen, die in den geiſtigen Kämpfen unſeres Jahrhunderts in England im Vordertreffen geſtanden haben, nicht an unſeren Univerſitäten großgezogen wurden, während Andere, die in Oxford oder Cambridge geweſen ſind, und im ſpäteren Leben wirklich Bedeutendes geleiſtet haben, offen erklärten, daß ſie wenig Vorleſungen beſucht und gar keinen Nutzen daraus gezogen hätten. Was kann der Grund davon ſein? Nicht daß in Oxford weniger gearbeitet wird als in Leipzig, ſondern daß in einem anderen Geiſte gearbeitet wird. Dieſer Geiſt iſt in Deutſchland ein freier, in England dagegen unterliegt er faſt gänzlich dem Zwange. Obſchon ſelbſt ein alter Profeſſor, wohne ich doch gerne, ſo oft ich kann, den Vorleſungen mancher Profeſſoren in Deutſchland bei; denn es iſt eine wahre Freude, Hunderte von jungen Geſichtern zu ſehen, die auf die Worte ihres Lehrers lauſchen, und von ihm Belehrung

Digitized by Google

über Kunstgeschichte, moderne Geschichte, Sprachwissenschaft oder Philosophie empfangen, ohne irgend einen Hinblick auf das Examen, rein aus Liebe zur Sache oder zu dem Lehrer. Niemand, der weiß, was die wahre Freude des Lernens ist, wie sie alle Plackerei erleichtert und den Geist von allen niederen Bestrebungen reinigt, kann ohne Unwillen und Zorn sehen, wie die Jahre, welche die freiesten und glücklichsten in eines Mannes Leben sein sollten, so oft im Wechsel zwischen Vollpfropfen und Examinirtwerden hinschwinden.

Und hier habe ich endlich das Wort ausgesprochen, das vielen Freunden der akademischen Freiheit, Vielen, welche den tödtlichen Gifthauch der Uniformität und sein Umsichgreifen fürchten, die wahre Ursache alles Uebels, das gewaltigste Werkzeug für geistige Nivellirung erscheint — die Examinationen.

Es äußert sich gegenwärtig in England überall ein lebhafter Widerwille gegen die Examinationen, gegen die einengenden und ausdorrenden Wirkungen, die sie auf die englische Jugend ausüben sollen. Ich kann in diesen Nothruf nicht einstimmen. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß die ersten Briefe, die ich — in sehr unvollkommenem Englisch — an die „Times“ zu richten wagte, zu Gunsten der Examinationen waren. Sie waren unterzeichnet „La Carrière ouverte“ und waren lange vor den Tagen der Civil-Service-Commission geschrieben. Ich erinnere mich recht wohl, daß meine ersten Versuche, öffentlich englisch zu reden oder vielmehr zu stammeln, zu Gunsten der Examinationen geschahen. Dies war im Jahre 1857 in Exeter, als unter den Auspicien von Sir T. Acland das erste Experiment gemacht wurde, welches später zur Einsetzung der Oxforder und Cambridger Local-Examinationen führte. Ich bin selber viele Jahre Examinator gewesen, ich habe das Wachsthum dieses Systems in England von Jahr zu Jahr beobachtet und trotz Allem, was in jüngster Zeit gegen Examinationen gesagt und geschrieben worden ist, bekenne ich, daß ich nicht einsehe, wie es möglich ist, dieselben wieder abzuschaffen und zu dem alten System der Patronats-Ernennungen zurückzukehren.

Aber obwol ich meinen Glauben an die Examinationen nicht verloren habe, kann ich doch nicht verhehlen, daß die Art, wie sie geleitet werden und die durch sie erzielten Resultate mich erschrecken. Da Sie selbst an Ihrem Midland Institute ein Interesse an der erfolgreichen Wirkung der Examinationen haben, werden Sie mir vielleicht zum Schlusse noch erlauben, einige Bemerkungen über die für eine heilsame und zweckdienliche Handhabung derselben durchaus nothwendigen Bedingungen und Einschränkungen hinzuzufügen.

Alle Examinationen sind nur ein Mittel zum Zweck, um zu erfahren, wie die Schüler unterrichtet worden sind; niemals dürfen sie der Zweck werden, um dessentwillen die Schüler unterrichtet werden.

Lehren im Hinblick auf die Examinationen setzt den Lehrer in den Augen seiner Schüler herab; lernen im Hinblicke auf die Examinationen führt mit Nothwendigkeit zu innerer Hohlheit und Unehrlichkeit.

Was immer das Lernen an sich für anziehende Kraft besitzt, was immer für Anstrengungen in früheren Zeiten von den Knaben in der Schule aus Pflichtgefühl gemacht wurden, — dies alles geht verloren, sobald die Schüler sich ein-

Digitized by Google

bilden, daß das höchste Ziel alles Lernens in dem Erringen guter Noten bei den Examinationen bestehe.

Um das richtige Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler wieder herzustellen, müßten alle Schüler von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß ihre Lehrer ihre natürlichen Examinatoren und gerechtesten Beurtheiler sind, und deswegen müßte bei jeder Prüfung das Urtheil des Lehrers am entscheidendsten in die Wagschale fallen. Dies ist das in Deutschland allgemein befolgte Princip bei den Examinationen in öffentlichen Schulen, und auch bei der Schlußprüfung, welche die Schüler zum Besuche der Universität berechtigt, wissen diese sehr wohl, daß ihr Erfolg weit mehr von ihren Leistungen während der ganzen Schulzeit, als von den paar Prüfungstagen abhängt. Es werden wol auch Examinatoren von der Regierung ernannt, welche die Leistungen der Schule und die Prüfung selbst zu controliren haben; aber die Fälle, in welchen diese die Entscheidungen der Lehrer zu modificiren oder gar umzustoßen haben, sind ganz außerordentlich selten und man fühlt alsdann, daß sie auf die Tüchtigkeit oder Unparteilichkeit der Schulautoritäten dunkle Schatten werfen.

Die Prüfungen ganz in die Hände von Fremden geben, heißt dieselben in Lotterien verwandeln und erzieht eine Art von Schlauheit, Gewitztheit bei Lehrern und Schülern, welche der Unredlichkeit nahe verwandt ist. Ein Examinator kann ausfindig machen, was ein Schüler *nicht* weiß, aber es wird ihm schwer fallen, Alles herauszufinden, was er wirklich weiß. Und sollte es ihm auch gelingen zu ergründen, *wie viel* der Schüler weiß, so wird er doch niemals erfahren, *wie* er es weiß. Ueber diesen letzteren Punkt ist die Ansicht der Lehrer, welche den Schüler Jahre lang beobachtet haben, unumgänglich nothwendig — im Interesse des Examinators, im Interesse der Schüler und im Interesse ihrer Lehrer.

Ich weiß wohl, daß man mir sagen wird, die Lehrer seien der interessirte Theil und man könne deswegen unmöglich ihrem Urtheil vertrauen und Alles ihrer Entscheidung anheimgeben. Darauf antworte ich erstlich, daß es mehr redliche Männer in der Welt gibt als unredliche und daß Verordnungen, die von der Ansicht ausgehen, daß alle Schulmeister falsch Zeugniß reden, unsinnig sind. Es genügt, daß diesen bewußt ist, daß ihre Berichte genau geprüft werden, um selbst den verkommensten Lehrer davon abzuhalten, das neunte Gebot zu Gunsten seiner Schüler zu brechen.

Zweitens glaube ich, daß gegenwärtig in England viel unnöthige Versuchung vor die Augen aller bei den Prüfungen Betheiligten gebracht wird. Die wahre Belohnung einer guten Prüfung sollte die Ehre sein, nicht Pfunde, Schillinge und Pence. Das Uebel, welches durch die Geldbelohnungen in der Gestalt von Stipendien und Scholarships an Schulen und Universitäten angerichtet wird, wird bereits in weiten Kreisen anerkannt. Einen zwölfjährigen Knaben zu einem Wettrennen gegen ganz England aufbieten, heißt im Allgemeinen seine Kräfte überanstrengen, oft auch seine Brauchbarkeit im künftigen Leben schädigen; aber ihm das Bewußtsein einflößen, daß sein Unterliegen gleichbedeutend ist mit einem Verluste von hundert Pfund per Jahr für seinen Vater und einem Ver-

Digitized by Google

luste von Schülern für seinen Lehrer, das ist einfach eine Grausamkeit gegen dieses zarte Alter.

Man pflegt zu sagen, daß Stipendien und Scholarships den Söhnen armer Eltern Antheil an dem Privilegium der besten Erziehung in England ermöglichen, von welchem sie andernfalls wegen der großen Kosten der öffentlichen Schulen in England ausgeschlossen blieben. Aber auch dies Argument, so gewichtig es erscheint, hat kaum eine Berechtigung; denn ich glaube, es kann erwiesen werden, daß die große Mehrzahl derer, welche jene Beneficien in Schulen und Universitäten erringen, Söhne solcher Eltern sind, welche die höchsten Preise für die Erziehung ihrer Kinder gezahlt haben und zahlen können. Würden alle diese Preise abgeschafft und würden die dadurch frei gewordenen Fonds zur Herabsetzung der Schul- und Collegiengelder verwandt, so bin ich überzeugt, die Söhne armer Eltern würden sich viel besser dabei stehen, als bei dem gegenwärtigen System. Es empfiehlt sich auch, den Söhnen armer Eltern Schulgeldbefreiungen zu gewähren, im Falle sie von Jahr zu Jahr gute Fortschritte machen, und um Begünstigungen vorzubeugen, wäre eine öffentliche Prüfung, hauptsächlich vivâ voce, vor allen Lehrern der Schule und vielleicht mit Heranziehung eines fremden Examinators, von Nutzen. Aber das gegenwärtige System droht in ein Pferderennen auszuarten und es sollte mich nicht wundern, wenn, wie jetzt die zum Wettrennen bestimmten Zuchtpferde Tag und Nacht von ihren Bereitern bewacht werden, so in Zukunft die Zuchtschüler von ihren Vorbereitern sorgsam beaufsichtigt werden müßten, damit sie an dem Renntage nicht von Rivalen überfüttert oder getränkt werden. Es ist schon so weit gekommen, daß Schulen sich um begabte Kinder bewerben, um sie als Renner zu züchten, und in Frankreich erpressen, wie ich lese, manche Eltern Geld von den Schulvorstehern, durch die Drohung: sie würden die jungen Racers, welche Aussicht haben, den Derby-Preis zu gewinnen, aus der Schule nehmen [23]).

Wenn wir uns nun von den Schulen zu den Universitäten wenden, so finden wir auch hier die nämlichen Klagen gegen Uebermaß der Examinationen. Mir scheint es, daß eine jede Universität, um ihre Stellung zu behaupten, das Recht und die Pflicht hat, zwei Examen zu fordern, aber nicht mehr — ein Zulassungs- und ein Abgangs-Examen, letzteres die Berechtigung eines akademischen Grades verleihend. Man hat in Deutschland, Rußland, Frankreich und England verschiedene Versuche gemacht, diese alte akademische Tradition abzuändern, aber schließlich hat das ursprüngliche und wie es scheint natürliche System überall seine Weisheit bewährt und sein Recht behauptet.

Wenn, wie in Oxford und Cambridge, die Universität auf ihr Recht der Prüfung derer, welche zu ihrem Besuche zugelassen werden sollen, verzichtet, so werden bald die Tutoren in die Lage kommen, die Arbeit der Schulmänner verrichten zu müssen und die Professoren werden niemals wissen, wie hoch oder wie tief sie ihr Ziel bei ihren Vorlesungen zu stecken haben. Außerdem ist es fast unvermeidlich, wenn die Matriculations-Prüfungen in Wegfall kommen, oder dem Gutdünken der einzelnen Colleges überlassen werden, daß damit zugleich die Normalanforderungen der Universität, wie auch der öffentlichen Schulen herabsinken. Um diesem Unheil zu steuern, haben nun die englischen Universi-

Digitized by Google

täten, wie ängstliche Mütter, die Zahl der auf der Universität zu haltenden Prüfungen derart vermehrt, daß sie sich am Ende jedes Semesters oder Jahres zu überzeugen suchen, ob denn auch ihre Zöglinge während der Zeit etwas gelernt haben. Diese Art von Zwangsarbeit mag den unverbesserlich Faulen nützlich sein, allen Uebrigen ist sie schädlich. Findet am Schlusse jeden Jahres ein Examen statt, so ist keine Zeit zu unabhängiger Arbeit gewährt. Lehrer und Schüler werden sich nur von einem Compaß leiten lassen — dem Examen; jede Abweichung vom gebahnten Wege wird für schädlich gehalten und alle die Freude an der Arbeit um ihrer selbst willen, all der schöne Stolz und die hohe Lust, welche nur die kennen, die sich schon einmal selbst auf die offene See gewagt haben, muß verloren gehen.

Wir dürfen uns auch nicht durch die glänzende Prunkschau der Examinations-Papiere blenden lassen.

Es ist gewiß erstaunlich, welche Masse von Kenntnissen die Candidaten vor ihren Examinatoren entfalten, aber die, welche schon in beiden Lagen waren, daß sie examinirt wurden und selbst examinirten, wissen am besten, wie trüglich und schwankend jenes Wissen ist und wie sehr es sich von dem anderen Wissen unterscheidet, welches man langsam und ruhig, nur um des Wissens willen und um unser selbst willen, sich angeeignet hat. Ein Candidat, der mit großer Zungenfertigkeit Jahreszahlen und Titel der Hauptwerke von Cobbet, Gibbon, Burke, Adam Smith und David Hume angegeben hatte, wurde gefragt, ob er nur eins von ihren Werken gesehen habe, worauf er mit Nein antwortete. Ein anderer, der gefragt wurde, welche Werke des Phidias er schon gesehen habe, erwiderte, er habe nur die beiden ersten Bände gelesen. Das ist jene Art von unredlichem Wissen, das durch allzuhäufige Examen genährt und großgezogen wird. Es gibt zwei Arten von Wissen, das eine, welches wirklich in Fleisch und Blut übergeht, das andere, das wir in unseren Taschen herumtragen. Die für die Examinatoren arbeiten, haben gewöhnlich alle Taschen vollgepfropft; die ruhig und still und mit ganzem Herzen Fortarbeitenden fühlen sich oft entmuthigt durch den kleinen Bestand ihres Wissens, durch das wenige Lebensblut, das sie aufgenommen haben. Aber was sie gelernt haben, ist wahrhaft ihr Eigenthum geworden, hat ihren geistigen Wuchs gekräftigt, und schließlich haben sie sich stets als die Stärksten und Tapfersten im Kampfe des Lebens erwiesen.

Allwisserei ist gegenwärtig der Fluch alles Wissens. Von dem Tage an, wo der junge Mann die Schule verläßt und die Universität bezieht, müßte er von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß er von vielen Dingen entweder gar nichts wissen wird oder sich mit Wissen aus zweiter Hand begnügen muß. So allein kann das Deck zum Kampf geklärt werden. Und je früher er ausfindig macht, was seine eigentliche Arbeit sein wird, desto nutzbringender und glücklicher werden seine Universitäts-Jahre sein. Wenig Menschen gibt es, die eine Leidenschaft für Allwissenheit haben, kaum einen, der nicht seine eigene Liebhaberei, sein Steckenpferd hätte. Diese sogenannten Steckenpferdchen sollten nutzbar gemacht, nicht aber, wie jetzt geschieht, entmuthigt werden, wenn wir wollen, daß unsere Universitäten mehr solcher Leute wie Faraday, Carlyle, Grote oder Darwin hervorbringen. Ich sage nicht, daß die Universitäten nicht den

Digitized by Google

Nachweis eines bestimmten Minimums von dem, was man „allgemeine Bildung“ nennt, verlangen sollten, aber als Zugabe hiezu sollte dem Examinator anheimgegeben werden, den jungen Mann seine eigene individuelle Arbeit vortragen zu lassen. Das geschieht in viel höherem Grade an den Universitäten des Continents als an den englischen, und die Examinationen sind deshalb dort meist den Mitgliedern des Senatus Academicus anvertraut, der aus den erfahrensten Lehrern und den hervorragendsten Vertretern der verschiedenen Zweige der Wissenschaft an der Universität zusammengesetzt ist. Ihre Aufgabe ist nicht, herauszufinden, wie viel gute Noten sich der Candidat durch richtige Beantwortung einer größern oder kleinern Zahl von Fragen erringen kann, und sie dann der Reihe nach wie Orgelpfeifen den Augen der Welt darzustellen. Sie wollen herausfinden, ob ein junger Mann durch seine drei- oder vierjährige Universitätsarbeit jene Kraft des Denkens, jene Reife des Urtheils und jenes besondere Wissen sich erworben hat, die ihm die ehrliche Berechtigung zu einem akademischen Status, zu einem Grade mit oder ohne specielle Ehren verleihen. Ein solcher Grad bringt keine materiellen Vortheile [24]), er gibt kein Anrecht auf Stellen in Staat und Kirche, er empfiehlt nicht einmal den Besitzer als eine geeignete Persönlichkeit für einen Bischofssitz oder ein Ministeramt. All' dieses wird dem spätern Kampf um's Dasein vorbehalten, und in diesem Kampfe scheint es doch, als ob die, welche zuerst das weite Feld des menschlichen Wissens überschaut und dann ein paar Hufen dieses Gebiets mit eigenem, treuen Fleiß so angebaut haben, wie sie nie zuvor angebaut waren, welche harte, mühevolle Arbeit gethan und deren echte Freude und Glückseligkeit genossen haben, welche willig Anderen zuhörten, dabei aber immer auf sich selber ruhten, daß diese, sage ich, die Männer sind, denen große Nationen als ihren königlichen Führern freudig folgen in dem vorwärtsschreitenden Siegeszug zu größerer Erleuchtung, größerem Glücke, und größerer Freiheit.

Ich komme zu Ende. Keiner kann heute Mill's Essay „On Liberty“ lesen, ohne zu empfinden, daß selbst in dem kurzen Zeitraum von zwanzig Jahren die Sache, für welche er damals mit solchem Eifer und Leidenschaft eintrat, die Sache der individuellen Freiheit reißende Fortschritte gemacht hat; ja, daß sie siegreich das Feld behauptet. In keinem Lande *kann* ein Mann so ganz er selbst, so treu gegen sich und doch so loyal gegen die Gesellschaft sein, wie in England.

Aber, obschon der Feind, dessen Uebergriffe Mill am meisten fürchtete und haßte, zurückgeworfen und auf seine Grenzen angewiesen worden ist, obschon solche Namen wie „Dissent“ und „Nonconformity“, die früher in der Gesellschaft wie tödtliche Pfeile gebraucht wurden, all ihr Gift und ihre Gehässigkeit verloren zu haben scheinen, so sind doch die Hauptbefürchtungen Mill's keineswegs Lügen gestraft worden, und die Seuche der Uniformität, deren drohendes Herankommen mit all den Uebeln in ihrem Gefolge, als Charakterschwäche, Indifferentismus, Heerdennatur er prophetisch geschaut hatte, hat sich auf ein viel größeres Gebiet ausgedehnt, als zu seinen Tagen.

Es ist sogar behauptet worden, daß gerade die Freiheit, welche jedes Individuum jetzt genießt, dem Wachsthum der Individualität nachtheilig gewesen

Digitized by Google

ist, daß eine Inquisition erforderlich ist, wenn man Märtyrer sehen will, daß nur Despotismus und Tyrannei Helden erwecken können. Gerade die Maßregeln, welche Mill und seine Freunde so eifrig empfahlen, Unterrichtszwang und allgemeine Examinationen, werden beschuldigt, jenen großen Schwarm von Dutzendmenschen, jenes erbärmliche Durchschnittsmaß höchst uninteressanter Vortrefflichkeit hervorgebracht zu haben, das „le beau idéal" eines Chinesischen Mandarinen sein mag, aber Männern wie Humboldt, Tocqueville und John Stuart Mill trostlos und grauenerweckend schien.

An alledem mag wol manches Wahre sein, aber gewißlich ist es nicht die ganze Wahrheit. Die Erziehung, wie sie gepflegt und gehandhabt werden muß, sei es in Elementar- oder öffentlichen Schulen, ist allerdings ein schweres Gewicht, schwer genug, den unabhängigsten Geist niederzudrücken; sie ist in der That nichts mehr und nichts weniger als ein System, die stets wachsende Masse von Wissen, Erfahrung, Sitte und Tradition, welche durch frühere Generationen aufgehäuft worden ist, auf die Schultern der heranwachsenden Generation zu legen. Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, wenn in manchen Schulen alle Elasticität, alle Kraft, alle Fröhlichkeit der Arbeit niedergedrückt und gebrochen wird unter jener Last von Namen und Zahlen, von anomalen Zeitwörtern und syntaktischen Regeln, von mathematischen Formeln und geometrischen Axiomen, welche die Knaben für ihre Examenbewerbungen aufzubringen haben.

Aber das Gegenmittel ist schon gefunden und unsere Schuld ist es, wenn wir davon nicht den weitgehendsten Gebrauch machen. Europa hat seine Universitäten gegründet und sie Heimstätten der liberalen Künste genannt und damit zugleich den Willen ausgedrückt, daß zwischen der geistigen Sclaverei der Schule und der physischen Sclaverei des praktischen Lebens jeder Mann zum mindesten drei Jahre der Freiheit genießen solle. Was Sokrates und sein großer Schüler Plato für die Jugend Griechenlands gethan hatten [25]), das sollten diese neuen Akademieen für die Jugend Italiens, Frankreichs, Englands, Spaniens und Deutschlands thun; und sie haben es gethan, wenn gleich mit verschiedenem Erfolge. Die mittelalterlichen und die modernen Universitäten sind von Jahrhundert zu Jahrhundert die Zufluchtsstätten des freien Gedankens gewesen. Hier haben die ausgezeichnetsten Männer ihr Leben verbracht, nicht blos in der kleinlichen Uebertragung herkömmlichen Wissens, wie in der Schule, sondern indem sie die Grenzen der Wissenschaft nach allen Richtungen hin erweiterten. Hier haben sich in engem Verkehr mit ihren Lehrern oder unter deren unmittelbarer Leitung Generation um Generation frisch der Schule entwachsener Knaben zu Männern entwickelt in dreijähriger akademischer Lehre. Hier zum ersten Male wurde ein Jeder ermuthigt zu wagen, er selbst zu sein, seinem eigenen Geschmacke zu folgen, von seinem eigenen Urtheil abzuhangen, die Schwingen seines Geistes zu erproben und sieh! — gleich jungen Adlern, die aus ihrem Neste gestoßen wurden, konnten sie fliegen. Hier wurde das alte, in der Schule angehäufte Wissen geprüft, und neues Wissen unmittelbar aus der Quelle geschöpft. Hier hörte das Wissen auf, eine bloße Bürde zu sein: es wurde zu einer Kraft, die den ganzen Geist stählte; wie Schnee, der den Winter über kalt und schwer auf den Wiesen gelegen, von den Strahlen

Digitized by Google

der Frühlingssonne berührt, hinwegschmilzt und zu künftiger reicher Fruchtbarkeit den Boden durchfeuchtet.

Das war der ursprüngliche Zweck der Universitäten; und je mehr sie diesen Zweck zu erfüllen fortfahren, um so mehr werden sie uns jene wahre Freiheit von Tradition, Herkömmlichkeiten, bloßen Meinungen und Aberglauben gewährleisten, welche nur durch unabhängiges Studium erworben werden kann; um so mehr werden sie jene „menschliche Entwickelung in ihrer reichsten Mannigfaltigkeit" fördern und heranbilden, die Mill, ebenso wie Humboldt, als höchsten Zweck und Aufgabe der Gesellschaft betrachtete.

Solche akademische Lehre braucht nicht auf die alten Universitäten beschränkt zu bleiben. Es gibt manche große Universität, die von kleineren Anfängen ausging als Ihr Midland Institute. Noch auch ist es nöthig, um die wirklichen Wohlthaten der akademischen Lehre zu sichern, alle die Paraphernalien einer Universität, ihre Collegien und Fellowships, ihre Roben und Barette zu besitzen. Was wirklich nothwendig ist, das sind Männer, welche gute Arbeit in ihrem Leben vollbracht haben und gewillt sind, nun auch Andere zu lehren, wie sie für sich selbst arbeiten, für sich selbst denken, für sich selbst urtheilen können. Das ist die wahre akademische Stufe in jedes Mannes Leben, wenn er arbeiten lernt, nicht um Andern zu gefallen, mögen sie Schulmeister oder Examinatoren sein, sondern um sich selber zu gefallen, wenn er arbeitet aus reiner Freude an der Arbeit, und dem Höchsten zu Liebe, was es auf dieser Erde gibt, der Förderung der Wahrheit.

Nur die, welche zu dieser Stufe hinaufgedrungen, kennen die wahren Segnungen der Arbeit. Sie mögen ja der großen Welt als mühselige Knechte erscheinen — aber die Welt weiß Nichts von jener himmlischen Freude, von der unser Dichter sagt:

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an;

sie kennt nicht den Jubel, der das Herz des echten Sohnes der Berge schwellt, wenn er hoch über Wolken und einst unübersteiglich geglaubten Berggipfeln die reine Luft der Hochalpen trinkt, und ferne vom Rauch und Staub und Lärm der Stadt einsame Wacht hält, schwelgend in der Freiheit des Gedankens, der Freiheit der Empfindung und der Freiheit des höchsten Glaubens.

Anmerkungen.

[1]) Das Birmingham and Midland Institute (als dessen Präsident für das Jahr 1879 Professor Max Müller die im Nachfolgenden mitgetheilte Rede zu halten hatte) ist eine der zahlreichen freien Körperschaften, welche in England von je her eine so segensreiche Thätigkeit in allen Fächern des politischen, religiösen und wissenschaftlichen Lebens entfaltet haben. Sie thun aus freiem Antrieb, was, wie es scheint, in anderen Ländern nur durch die Staatsregierung oder durch Municipalitäten ausgeführt werden kann. Sie bilden unzählige Mittelpunkte gemeinnütziger Thätigkeit, die zusammen einen wunderbaren Organismus des staatlichen Lebens entwickeln. Birmingham ist in dieser Beziehung eine der höchst organisirten Städte in England. Nirgends kann man besser sehen, was durch die freie Thätigkeit und Opferwilligkeit des Bürgerthums geschaffen und erhalten werden kann, als hier. Für Wohnungen, Hospitäler, Schulen,

Digitized by Google

Vergnügungen, für Armenpflege, Gesundheitspolizei ist in vorzüglichster Weise gesorgt, und Alles entweder durch Privatvereine oder durch die Municipalität. Als sich unter der großen Masse der dortigen Bevölkerung ein Bedürfniß für höhere wissenschaftliche Ausbildung fühlbar machte, was an anderen Orten von der Regierung aus durch polytechnische Institute oder Universitäten befriedigt wird, bildete sich für Birmingham und die umliegenden Ortschaften eine Gesellschaft unter dem Namen des „Birmingham und Midland Institute", welche in kurzer Zeit Lesezimmer, Bibliothek, Laboratorien und Vorlesungen zu Stande brachte, und eine Anstalt schuf, welche mit Recht die Universität einer Fabrikstadt genannt werden könnte. Sie besteht aus zwei Abtheilungen, die eine für wissenschaftliche Zwecke, die andere für industrielle Bedürfnisse bestimmt. Die nöthigen Fonds wurden durch Stiftungen, durch freiwillige Beiträge und durch das von den Zuhörern zu zahlende Honorar zusammen gebracht. Man errichtet jetzt ein neues Gebäude für Lesezimmer, Laboratorien ꝛc., und auch hierzu rechnet man ausschließlich auf freie Beiträge. Die Gegenstände, die gelehrt und über welche Vorlesungen gehalten werden, sind, um nur einige anzuführen: Geometrie, Mechanik, Akustik, Optik, Licht und Wärme, Magnetismus und Elektricität, Chemie, Geologie, Physiologie, Botanik, Metallurgie, Arithmetik, Algebra, Englisch, Literatur, Französisch, Deutsch, Spanisch, Italienisch, Griechisch, Lateinisch, Musik, Stenographie, Buchhaltung, Gesundheitspflege u. s. w. Die Schüler werden am Ende des Cursus examinirt und erhalten Zeugnisse und Prämien sowohl vom Institut selbst, als von anderen Examinationscommissionen, bei denen sie sich zur Prüfung melden. Die Verwaltung liegt in den Händen eines Concils, dessen Mitglieder theils aus den Behörden der Stadt bestehen, theils frei gewählt werden. An der Spitze steht ein Präsident, der jährlich erwählt wird. Seine Stellung ist ein Ehrenamt, und unter den Vorgängern des jetzigen Präsidenten finden sich die Namen von Charles Dickens, Huxley, Kingsley, Tyndall, Stanley, Dean of Westminster ꝛc.

[5]) Mill erzählt, daß sein Essay „On Liberty" im Jahre 1854 entworfen und niedergeschrieben wurde. Als er im Januar 1855 die Stufen des Capitols erstieg, kam ihm zuerst der Gedanke, was er geschrieben in ein Buch zu verwandeln und dieses wurde erst 1859 veröffentlicht. Der Verfasser, welcher in seiner Autobiographie mit ausnehmender Bescheidenheit von allen seinen literarischen Leistungen redet, macht nur eine einzige Ausnahme zu Gunsten dieses Buches. „Keine meiner Schriften," sagt er, „ist so sorgfältig componirt, so mühevoll genau corrigirt, wie diese." Die letzte Revision sollte im Winter 1858/59 stattfinden, den er mit seiner Gattin im südlichen Europa verbringen wollte, eine Hoffnung, die durch den Tod der Gattin vereitelt wurde. „Die ‚Liberty'," schreibt er, „wird wol länger leben als irgend Etwas, das ich sonst geschrieben (vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Logik), weil die Vereinigung ihres Geistes mit dem meinigen daraus eine Art von philosophischem Compendium einer einzigen Wahrheit gemacht hat, welche die allmälig sich entwickelnden Veränderungen in der modernen Gesellschaft in immer helleres Licht setzen werden: nämlich die für den Menschen wie die Gesellschaft gleich belangreiche Wichtigkeit einer großen Mannigfaltigkeit der Charaktere und die daraus folgende Nothwendigkeit, der menschlichen Natur volle Freiheit zu gewähren, sich nach unendlichen und widerstreitenden Richtungen hin zu entfalten."

[6]) Herzen definirt den Nihilismus als „die vollkommenste Freiheit von allen fertigen Begriffen, von allen ererbten Hindernissen und Störungen, die das Vorwärtsschreiten des occidentalen Verstandes mit seinem historischen Klotz am Fuße hemmen".

[4]) Ueber die Akademische Freiheit der deutschen Universitäten, Rede beim Antritt des Rectorats an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 15. October 1877 gehalten, von Dr. H. Helmholtz. Berlin, 1878. S. 22. — Man vergl. hierzu Herrn Walter C. Perry's Zuschrift „an den Herausgeber der Deutschen Rundschau", und Herrn Prof. Helmholtz' Erwiderung, Deutsche Rundschau, 1878. Bd. XIV, S. 332 ff.

[5]) Ueber eine Akademie der deutschen Sprache p. 34. Ein anderer scharfer Beobachter des englischen Lebens, Dr. Karl Hillebrand, sagt in einem Artikel der Octobernummer des „Nineteenth Century": „Nirgends herrscht größere individuelle Freiheit als in England, und nirgends verzichten die Menschen aus freien Stücken so leicht auf dieselbe."

[6]) l. c. p. 15.

[7]) Schopenhauer wählte zum Motto für seine Preisschrift „Ueber die Freiheit des Willens" den Satz Malebranche's: „La liberté est un mystère".

Digitized by Google

[8]) Spence Hardy, „Manual of Buddhism", p. 391.

[9]) Ibid. p. 39.

[10]) „Wie eine Generation stirbt und einer anderen Platz macht, welche die Erbin aller ihrer Tugenden und Laster, die genaue Wirkung vorausgehender Ursachen wird, so erbt jedes Individuum in der langen Lebenskette alles Gute und Schlimme, was all seine Vorgänger gethan haben oder gewesen sind; es nimmt zugleich das Ringen nach Erleuchtung genau an der Stelle auf, wo sie es gelassen haben." Rhys-Davids, Buddhism, p. 104.

[11]) Bunsen, Egypt. II, pp. 77, 150.

[12]) Mémoire sur l'origine Égyptienne de l'alphabet Phénicien, par E. de Rougé. Paris, 1874.

[13]) Spuren von Sexagesimalzählung hat Prof. Benfey kürzlich im Veda nachgewiesen; Nachrichten der K. G. d. W. zu Göttingen, 12. Nov. 1879; er erwähnt auch sexcenties im Lateinischen.

[14]) J. Brandis, „Das Münzwesen."

[15]) „Ist es nicht ein selbstverständliches Axiom, daß der Staat bis zu einer gewissen Grenze die Erziehung eines jeden menschlichen Wesens, das als sein Bürger geboren wird, verlangen, ja erzwingen muß? Aber wo gibt es Jemanden, der sich nicht scheute, diese Wahrheit anzuerkennen und auszusprechen?" On Liberty, p. 183.

[16]) In England sind die Volksschulen zwar keine Regierungsanstalten, aber sie erhalten bedeutende Zuschüsse vom Parlament auf Grund von Prüfungen, welche von Regierungsbeamten, den Inspectors of Schools, gehalten werden.

[17]) Jeder Student in Oxford und Cambridge muß Mitglied eines College werden; wenigstens war dies bis vor Kurzem die Regel. Jetzt gibt es allerdings eine Anzahl von Studenten, die ganz wie die deutschen Studenten für sich leben und Vorlesungen besuchen, wie sie wollen.

[18]) Diese an der Universität gestifteten Examinations-Commissionen haben öfters den Schülern auf den bessern Public Schools Zeugnisse der Reife ertheilt, durch welche sie von dem gewöhnlich im ersten Jahr zu bestehenden Universitäts-Examen (Responsions) dispensirt werden.

[19]) „Sacred Books of the East," edited by Max Müller. Oxford 1879.

[20]) Computation of Logic, t. III., VIII., p. 36.

[21]) Max Müller: Lectures on Mr Darwin's „Philosophy of Language", Fraser's Magazine, June 1873, p. 26.

[22]) Prantl, Geschichte der Logik. Band I, p. 121.

[23]) L. Noiré: „Pädagogisches Skizzenbuch," p. 157. „Todtes Wissen."

[24]) Mill, „On Liberty," p. 193.

[25]) Zeller, „Ueber den wissenschaftlichen Unterricht bei den Griechen." 1878. p. 9.

Digitized by Google

Jan Swammerdam.

Ein Lebensbild

von

Dr. C. D. Pyzel in Deventer.

> Nemo me lacrymis decoret, nec funera fletu
> Faxit: Cur? Volito vivu per ora virûm.
> Ennius.

Das Zeitalter der Wunder ist vorüber. In unseren Tagen muß alles „natürlich" zugehen: man hat die nöthige Sorgfalt darauf verwendet, uns diesen Satz von frühester Jugend an einzuprägen, und mit geringer Mühe haben wir uns den Gedanken angeeignet, daß das „nil admirari" nicht vergessen werden darf, wenn wir zu den gebildeten und aufgeklärten Menschen gezählt werden wollen. Lehr- und Lesebücher sind mit größter Sorgfalt von den zahlreichen Ausrufszeichen, den erbaulichen Betrachtungen und den theologischen Anpassungen, an welchen unsere Väter ein frommes Vergnügen fanden, gereinigt. „Thatsachen! mein Herr!" wie der Mann aus Dickens' „Schwere Zeiten" zu sagen pflegte, „Thatsachen müssen wir haben!" Gewiß! wenn nur der Zusammenhang dieser Thatsachen richtig betont wird. Ist dies nicht der Fall, so bleibt nur ein dürres Gerüste, dem auch die schwungvollsten Phrasen der Begeisterung kein Leben einhauchen können. Wer sich durch die unendlich reiche Abwechslung und die ewig blühende Schönheit der Natur nicht zur Bewunderung gedrungen fühlt, wird dazu auf das gegebene Zeichen seines Führers ebensowenig Neigung verspüren. Die Natur bedarf keiner Claque; bei ihren Aufführungen kann das „plaudite" der Alten getrost unterbleiben.

Jedermann weiß, daß die träge Raupe, die mit unersättlicher Freßsucht unsere mühsam aufgezogenen Pflanzen verheert, sich in den harmlosen Schmetterling verwandeln wird, der, in leichtem Fluge von Blume zu Blume schwebend, uns in keiner Hinsicht an sein früheres schmuck- und glanzloses Leben mahnt. Und Jedermann findet so etwas „ganz natürlich". Die Thatsache verdient aber eine eingehendere Betrachtung. Vergleichen wir die Raupe und den Schmetterling genauer. Die erste bewegt ihren wurmförmigen Körper mit Hilfe von sechzehn Füßen; ihr Mund ist mit kräftigen, hornigen Kiefern bewaffnet; auf dem Kopfe hat sie zwölf kleine einfache Augen; ihr Verdauungscanal ist lang, und große Spinndrüsen bereiten das Material, aus dem sie später ihre Puppen-

Digitized by Google

hülle spinnen wird. Bei dem Schmetterling finden wir sechs Füße von ganz anderem Baue; zwei Paar anscheinend zarte, aber doch im Verhältniß zu der Größe seines Leibes kräftige Flügel; an die Stelle der hornigen Kiefer ist ein langer und biegsamer Saugrüssel getreten; die zahlreichen kleinen Augen sind verschwunden, und anstatt ihrer hat der Schmetterling zwei große, zusammengesetzte, sogenannte Facetten-Augen; mit der Art der Nahrung hat sich auch die ganze Form des Verdauungscanals geändert, der jetzt weit kleiner geworden ist; die Spinndrüsen fehlen, und die Organe der Fortpflanzung haben sich gebildet.

Die gewöhnliche Stechmücke legt ihre gestreckten Eier auf das Wasser, wo sie mit ihrer klebrigen Oberfläche aneinanderhaften und so ein längliches Floß bilden, welches aus zwei- bis dreihundert Eiern zusammengesetzt ist. Aus den Eiern kriechen bald wurmförmige Larven hervor, welche sich mit nach unten gerichtetem Kopfe in stehenden Wässern bewegen. Am vorletzten Leibesgliede tragen sie eine ziemlich lange Röhre, welche im Zustande der Ruhe aus dem Wasser hervorragt und zum Athmen gebraucht wird. Nach einiger Zeit finden wir dasselbe Thier in ganz anderer Form wieder. Die lange Athemröhre ist verschwunden; Kopf und Brust sind zu einer dicken Kugel verwachsen, und geben mit dem dünnen Hinterleibsende dem Thiere die Gestalt eines Komma's. Zwei kurze Röhren, welche hinter dem Kopfe stehen und Eselsohren ähneln, sind an die Stelle des früheren Athemrohres getreten. Endlich reißt die Puppenhülle an der Rückseite des Thieres entzwei und die junge Mücke zwängt zuerst den Kopf durch die Oeffnung. Langsam und bedächtig tauchen auch die Brust und der Hinterleib aus der Hülle hervor, während die Flügel, die Füße und die Fühler noch zusammengefaltet an die Bauchseite des Körpers angedrückt bleiben. In dieser gefährlichen Stellung erhält sich das Thierchen mühsam im Gleichgewicht, bis nach einigen Minuten die Luft die überflüssige Feuchtigkeit aus Füßen und Flügeln in Dampf verwandelt hat und die Mücke ihr Leben als geflügeltes Insect beginnen kann.

Wol niemand wird sich verwundern, daß Metamorphosen wie die obenbeschriebenen immer in hohem Grade die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Schon im Alterthume wußte man, daß sich die Raupe in eine unbewegliche Puppe verwandele und daß aus dieser ein geflügeltes Insect hervorkomme. Aber viele Jahrhunderte blieb es beim Staunen, und anstatt zu untersuchen, was in der Puppenhülle vorgehe, philosophirte und speculirte man in's Blaue hinein. Christliche Theologen glaubten in der Metamorphose der Insecten nicht nur ein Symbol, sondern auch einen Beweis für die Möglichkeit der Auferstehung des Fleisches sehen zu dürfen. Kirby und Spence, zwei berühmte englische Entomologen, sind der Meinung, die Beobachtung dieser Thatsache sei die Grundlage der Lehre von der Seelenwanderung gewesen. „Was könnte ein beredteres Zeugniß für die Seelenwanderung ablegen" — so fragen sie — „als die scheinbare Neubelebung der todten Puppe? Was wäre wahrscheinlicher als die Annahme, daß ein neues Leben ihr verliehen werde, indem der Seele eines Missethäters, dessen frevelhafte Neigungen mit der Lebensart des werdenden Insectes übereinstimmen, die todte Hülle als Wohnstätte angewiesen werde?" Menu, der Hindu-Philosoph, behauptet: „Ein Priester, der Wein getrunken hat, wird in eine

Digitized by Google

Schmeißfliege verwandelt werden; wer einem Priester Geld entwendet, wird tausendmal den Körper einer Spinne bewohnen müssen; wer Honig stiehlt, wird die Form einer großen Stechmücke annehmen" u. s. w.

Die Meinung, daß die Umwandlung, welche wir bei den Insecten wahrnehmen, kein Formenwechsel, sondern eine neue Schöpfung sei, hat sich bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts behauptet. Dem Holländer Swammerdam gebührt die Ehre der ersten rein wissenschaftlichen Deutung dieses Vorganges. Er wies nach, daß die Metamorphose nichts sei, als eine abgestufte Entwickelung, welche im Grunde von der Entwickelung der höheren Thiere nicht verschieden sei, wie verschieden auch in der Form die Reihenfolge der Zustände sein möge. Sein ganzes Leben widmete er der Untersuchung niederer Thiere und baute auf ihre Metamorphose sein System auf, das die Grundlage der späteren wissenschaftlichen Behandlung der Entomologie geworden ist. Eine Reihe von Naturerscheinungen entzog er dem geheimnißvollen Dunkel der Wunder, öffnete aber um desto mehr die Augen für das Großartige in der Einheit des Planes bei aller Verschiedenheit der Ausführung. Als Anatom war seinesgleichen nicht bekannt. Cuvier nennt ihn „den wunderbarsten Schriftsteller über die ganze Anatomie der wirbellosen Thiere" und findet in seinen Werken „unendliche und außerordentlich werthvolle anatomische Feinheiten". Der berühmte Leidener Professor der Medicin, Herman Boerhaave, hat mehr als fünfzig Jahre nach dem Tode Swammerdam's dessen Werke auf eigene Kosten drucken lassen und dieser Ausgabe als Vorwort eine Biographie beigegeben, in welcher jede Zeile von seiner Verehrung des großen Meisters zeugt. Auch in unseren Tagen verdient es Swammerdam als einer der Grundleger der modernen Anschauungswissenschaft allgemein anerkannt und geehrt zu sein.

I.

Jan Swammerdam wurde am 12. Februar 1637 in Amsterdam geboren. Sein Vater war Apotheker und besaß außerdem eine Naturaliensammlung, auf welche er fünfzig Jahre lang große Mühe und Sorgfalt verwandt hatte. „In seinem Hause sah man" — so schreibt Boerhaave — „eine vollständige Sammlung aus Thieren, Thierchen, Pflanzen und Gesteinen bestehend. Hier war alles säuberlich geordnet, nichts in Unordnung oder Verwirrung. Die größte Zierde aber bestand darin, daß die seltsamsten Sachen aus Ost- und West-Indien hier versammelt waren und vor allen Dingen das köstlichste Porzellan." Aus diesen letzten Worten dürfte man schließen, daß diese berühmte Sammlung keine eigentlich wissenschaftliche, sondern eine Art Raritätencabinet gewesen sei. Diese Vermuthung findet ihre Bestätigung in dem Umstande, daß der alte Swammerdam kein wissenschaftlich gebildeter Mann war und sich für die großen Entdeckungen seines Sohnes gar nicht interessirte, weil sie „keinen Heller einbrachten". Im Jahre 1677 wurde das ganze Cabinet versteigert. Ein Exemplar des Auctionscatalogs ist bis auf unsere Zeit bewahrt geblieben. Man findet in diesem Verzeichniß „die Hand eines Meerweibes", „Sonnenerde des Paludanus", „drei Adlersteine", „geronnene Milch der Mutter Gottes" (eine Art Mergel) u. s. w. Es sind zwar auch zwei Paradiesvögel mit Füßen, siebzig Korallenarten und

Digitized by Google

über neunzehnhundert Conchylien verzeichnet, aber die Insecten fehlen gänzlich. Außerdem wissen wir durch Boerhaave, daß der jüngere Swammerdam später, um seinem „erzürnten" Vater eine Freude zu machen, die ganze Sammlung in Ordnung brachte und systematisch catalogisirte, „welche verdrießliche Arbeit ihm eine unglaubliche Beschwerde war und einen bedauernswerthen Zeitverlust verursachte, worüber er sich damals öfters schmerzlich zu beklagen pflegte". Schließlich wissen wir noch, daß die ganze Sammlung, deren Werth vom alten Apotheker auf hunderttausend Mark angeschlagen war, bei der Auction kaum siebzehntausend einbrachte.

Swammerdam war, dem Wunsche seines Vaters gemäß, für das Studium der Theologie bestimmt, hatte aber nicht die geringste Neigung dazu. „Die hohe Wichtigkeit dieses Berufes erwägend und sein Gemüth ernstlich untersuchend, überzeugte er sich, daß ihm eine solche Last zu tragen unmöglich sei." Nach längerem Widerstreben gab der Vater zu, daß der Sohn Medicin studiren sollte, behielt ihn aber bis zu seinem vierundzwanzigsten Jahre zu Hause. Es blieb jedoch diese Zeit für Swammerdam keineswegs unbenutzt oder unfruchtbar. Ohne irgend welche Anleitung als die, welche er in den Büchern fand, deren er habhaft werden konnte, übte er sich mit großem Fleiße und ungewöhnlichem Glücke in Chirurgie und Anatomie. Vor Allem jedoch fühlte er sich zum Studium der Gliederthiere hingezogen. „In diesen Zeiten" — so erzählt Boerhaave weiter — „brachte er Tag und Nacht zu mit dem Nachspüren, dem Auffangen, dem Untersuchen der Thierchen, welche in Gelderland, im Stifte Utrecht und in Holland fliegen. Er durchforschte Luft, Wasser, Erde, Land, Feld, Wiese, Acker, Wüste, Düne, Flußufer, Strand, Fluß, stehende Gewässer, See, Meer, Brunnen, Kräuter, Trümmer, Höhlen, bewohnte Ortschaften, ja selbst geheime Gemächer, damit er Eierchen, Würmchen, Schmetterlinge, Puppen fände und ihre Nester, Nahrung, Lebensweise, Krankheiten, Umwandlungen, Begattung erkennen möchte. Und wahrlich, in allem diesem hat er in seiner ersten Jugend mehr Gewisses und Wahrhaftiges entdeckt als alle bekannten Schriftsteller aus früheren Jahrhunderten zusammen. Ich erzähle etwas Unglaubliches, aber doch etwas ganz Wahres; denn so ist das Urtheil erfahrener Richter."

Am 11. October 1661 ließ sich Swammerdam an der Leidener Universität als Studiosus medicinae immatriculiren. Zwei Jahre lang hörte er die Vorlesungen der Professoren Franciscus de la Boë (Sylvius) und Jan van Horne. Diese beiden Männer waren unter den holländischen Gelehrten des siebzehnten Jahrhunderts rühmlichst bekannt und verdankten ihren Ruf nicht nur ihren gründlichen Studien, sondern auch ihrer vieljährigen und glücklichen ärztlichen Praxis. Van Horne zeichnete sich besonders aus durch die Gewandtheit, mit welcher er anatomische Präparate anfertigte und durch seine Entdeckungen, die sich größtentheils auf das Lymphsystem des Menschen bezogen. Das größte Verdienst des Sylvius bestand in dem rastlosen Eifer, womit er die Harvey'sche Lehre vom Blutkreislauf, welche auf dem Festlande Europa's nur wenige Anhänger fand, schon seit 1640 zu verbreiten und zu fördern bestrebt war. Auch gab er eine für jene Zeit sehr genaue Beschreibung des Gehirns; der „aquaeductus" und die „fossa Sylvii" verdanken ihm ihre Namen.

Digitized by Google

Während seines Aufenthaltes in Leiden pflegte Swammerdam einen freundschaftlichen Verkehr mit Reinier de Graaf aus Schoonhoven, dem bekannten Entdecker der Graaf'schen Follikeln, und mit dem Dänen Nicolaus Stenon. Ueber die Kunst, anatomische Präparate vor Verderben zu schützen, machte er zu dieser Zeit ein eingehendes Studium, und die große Gewandtheit, die ihm hierin bald eigen wurde, ermöglichte es ihm, seinen Lehrern manchen wichtigen Dienst zu leisten. Der Erfinder der Injectionsmethode, welche die feineren anatomischen Einzelnheiten eines Präparats hervorhebt und es zugleich vor Fäulniß und sonstigem Verderben schützt, ist wahrscheinlich der obengenannte de Graaf gewesen. Die Anwendung gelang ihm aber nicht, weil er sich eines in flüssigem Zustande bleibenden Materiales bediente. Swammerdam gerieth zuerst auf den Gedanken, Harze und wachsähnliche Stoffe als Injectionsmasse zu benutzen, welche im flüssigen Zustande eingespritzt werden und bei der Abkühlung erstarren. Der Amsterdamer Arzt und Professor Ruysch[1]) hat bekanntlich diese Methode zur größten Vollkommenheit gebracht.

Am 11. October 1663 bestand Swammerdam mit großem Erfolge seine Candidatenprüfung. Gleich darauf reiste er nach Frankreich, wo er in Saumur, im Hause des Humanisten Tannegui le Fèvre, der seinen Namen Tanaquillus Faber zu schreiben pflegte, seine Untersuchungen über niedere Thiere mit großem Fleiß fortsetzte. Hier entdeckte er (ungefähr gleichzeitig mit Ruysch) die Klappen der Chylusgefäße, welche dieser Flüssigkeit nur eine Bewegung nach einer einzigen Richtung gestatten. Später finden wir ihn in Paris wieder, wo er mit seinem Freunde Stenon zusammenwohnte. Die beiden Naturforscher verdankten Herrn Melchisédec Thévénot, dem ehemaligen Gesandten Frankreichs in Genua, viele glückliche Tage. Dieser gelehrte Diplomat bewirthete jede Woche eine Gesellschaft von Naturforschern in seinem Hause und erwies sich auch Swammerdam und Stenon sehr gastfreundlich. Oefters waren sie auch seine Gäste auf einem Landsitze, den er in der Nähe von Issy besaß. Der Scharfblick Thévénot's entdeckte bald Swammerdam's außerordentliche Begabung. Den anderen Gästen aber gefiel der schweigsame Holländer weniger, bis er endlich, nach längerem Andringen von Seite Thévénot's, eine Probe seines Talentes gab, indem er vor der ganzen Gesellschaft einige Insecten mit erstaunlicher Geschicklichkeit zergliederte. „Da wurde er" — so schreibt Boerhaave — „von Jedermann mit der größten Bewunderung gepriesen; er aber besiegte das Geplauder der Schwätzer durch seine stumme Kunst." Bevor noch Swammerdam die Rückreise antrat, erwies ihm Thévénot einen wichtigen Dienst, indem er ihn mit dem Amsterdamer Bürgermeister Koenraad van Beuningen, der zur Zeit Gesandter der General-Staaten am Hofe Ludwig's XIV. war, zusammenbrachte. Durch Vermittelung des Herrn van Beuningen wurde ihm die Erlaubniß ertheilt, Leichen aus dem Amsterdamer Spital zu zergliedern — ein Privilegium, von welchem der eifrige Forscher einen dankbaren Gebrauch machte.

---

[1]) Man vergl.: „Friedrich Ruysch und seine Mumien", aus Giacomo Leopardi's Gesprächen, deutsch von Paul Heyse, Deutsche Rundschau, 1877. Band XII, S. 318 ff.

Die Redaction.

Digitized by Google

Im Jahre 1665 wurde Swammerdam in seiner Vaterstadt zum Mitgliede eines Vereines gelehrter Anatomen ernannt, die einander in wöchentlichen Zusammenkünften ihre Beobachtungen und Entdeckungen mittheilten und dieselben sodann in einer Art Zeitschrift der Oeffentlichkeit übergaben. Die meisten Artikel, welche in den Jahren 1666 und 1667 in dieser Zeitschrift erschienen, sind von Swammerdam verfaßt. Zu Ende des Jahres 1666 kehrte er nach Leiden zurück, wo er mit seinem Lehrer van Horne, der ihn freundlich willkommen hieß, zusammen arbeitete. Diese gemeinschaftliche Arbeit war eine äußerst fruchtbare. „Was fehlte hier noch?" — so ruft Boerhaave. „Das Material, die Instrumente, das Geld, der Raum waren durch die Großmuth des Herrn van Horne in Ueberfluß vorhanden; anderseits war der Fleiß, der Scharfblick und die geübte Hand des Herrn Swammerdam Tag und Nacht beschäftigt." Am 22. Februar 1667 erwarb sich Swammerdam den medicinischen Doctortitel, nachdem er seine Abhandlung „über die Athmung" öffentlich vertheidigt hatte. In dieser Arbeit kommt zwar Manches vor, was sich den Ansichten der neueren Wissenschaft gegenüber nicht hat behaupten können; wir haben aber das Zeugniß eines Boerhaave, Albrecht von Haller und Cuvier dafür, daß in dem Werke eine große Anzahl neuer, ursprünglicher und geistreicher Wahrnehmungen niedergelegt ist. Swammerdam hat uns, unter Anderm, zuerst auf die jetzt allbekannte Thatsache, daß die Lungenthätigkeit aufhört, wenn die Luft durch die Pleura in die Brusthöhle eindringt, aufmerksam gemacht: eine Erscheinung, die für die Deutung des Athmungsmechanismus von größter Wichtigkeit ist.

Nach Amsterdam zurückgekehrt, anatomisirte Swammerdam fleißig und theilte seinem früheren Lehrer van Horne brieflich seine Beobachtungen mit. In den letzten Monaten des Jahres 1667 wurde er von einem hartnäckigen Wechselfieber heimgesucht. Er war jetzt gezwungen, seine Leichenuntersuchungen zu unterbrechen. Nun aber kehrte die alte, nur mühsam zurückgehaltene Vorliebe für das Studium der Insectenwelt mit verdoppelter Stärke zurück und volle zwei Jahre beschäftigte er sich ausschließlich mit Nachforschungen auf diesem wenig bekannten Gebiete. Bald hatte auch er eine Sammlung zu Stande gebracht, welche zwar an Umfang vom Cabinet des Vaters übertroffen wurde, an innerm Werth es aber weit hinter sich ließ. Thévénot, der Swammerdam sein Leben lang ein treuer Freund blieb und stets zu seiner Hilfe und Unterstützung bereit war, führte damals den Großherzog Cosmus III. von Toscana zu ihm, der seine Sammlung zu sehen wünschte. Vor diesem hohen Herrn führte Swammerdam die Zerlegung mehrerer kleinen Thiere aus, der mit lebhaftem Interesse gefolgt wurde. „Als aber unser Schriftsteller" — so erzählt Boerhaave wieder — „diesem großen Fürsten augenscheinlich zeigte, wie ein Schmetterling mit allen seinen zusammengefalteten und eingerollten Theilen, in einer Raupe verborgen sei, und mit unglaublicher Kunstfertigkeit und mit Werkzeugen, seiner als man sich denken kann, die Außenhülle abschälend, den eingeschlossenen Schmetterling aus seinem Verstecke hervorbrachte und dessen eingewickelte Theile auf's Deutlichste und Klarste entfaltete, so daß das Verborgene offenbar wurde, da war die Verwunderung Seiner königlichen Hoheit außerordentlich groß." Der Herzog bot dem jüngeren Swammerdam zwölftausend Gulden für seine Sammlung, jedoch

Digitized by Google

unter der Bedingung, daß er sie selbst nach Florenz überbringen und sich daselbst als Hofbeamter niederlassen müsse. Dieses Anerbieten war gewiß für Swammerdam in seinen Umständen ein sehr verlockendes; er wies es aber nachdrücklich ab. Ueber alles ging ihm die Freiheit seiner Meinung, insbesondere über religiöse Gegenstände, mit denen er sich schon damals viel beschäftigte.

Im Jahre 1669 wurde Swammerdam's erste größere wissenschaftliche Arbeit veröffentlicht; es war die „Historia Insectorum Generalis" oder „Allgemeene Verhandeling over de bloedeloose Dierkens." Diese Arbeit ist nur die kleinere Hälfte der später erschienenen „Bybel der Natuure", enthielt aber schon die Hauptmomente der Theorie von der Metamorphose und des darauf begründeten wissenschaftlichen Systemes.

Swammerdam kannte die Unvollkommenheit seiner Arbeit und verhehlte sie nicht. Nichts schien ihm gefährlicher zu sein als einem weitläufigen Aufbau von Hypothesen eine beschränkte Reihe von Beobachtungen zu Grunde zu legen. „Wahrlich, es ist besser," so schreibt er, „unsere Unwissenheit einzugestehen als den endlosen Haufen der Leichtgläubigen und Solche mit falschen Vorspiegelungen zu täuschen, die nie selbst etwas untersuchen und meinen, alles Wissen habe sich in die Bücher versteckt." Er ließ also nicht ab, unermüdet zu forschen und zu sammeln. Dazu brauchte er aber Zeit und Geld; dem alten Swammerdam jedoch, der schon längst mit wachsendem Unwillen zugesehen hatte, wie der Sohn, seinen Studien zu Liebe, eine einträgliche Praxis vernachlässigte, ging endlich die Geduld aus.

Erschöpft von anhaltender, anstrengender Arbeit, entkräftet durch eine langwierige, schleppende Krankheit, hatte Swammerdam den Muth nicht dem Willen seines Vaters zu widerstehen. Er erbat sich einen Aufschub von wenigen Monaten, damit sich seine erschütterte Gesundheit auf dem Lande erholen könnte. Kaum war er aber dort angelangt, als er von Neuem mit fieberhafter Energie sein Lieblingsstudium zur Hand nahm. Noch einen Augenblick wurde ihm die Aussicht eröffnet, seinem Lebenszwecke künftighin ungehindert und sorgenfrei nachstreben zu dürfen. Es war wieder Thévénot, der über die äußeren Umstände Swammerdam's immer auf's Genaueste unterrichtet, ihn nach Frankreich einlud und bereit war, ihm in jeder Hinsicht zu helfen und seine Studien zu fördern. Wie gern hätte er dieses großmüthige Anerbieten angenommen! Der Vater jedoch widersetzte sich der Annahme und zwang ihn nach Amsterdam zurück zu kommen.

Mehr als je fühlte sich Swammerdam vereinsamt im häuslichen Kreise, wo man für sein Streben nicht die geringste Anerkennung hatte und die Wissenschaft nur ehrte als „die tüchtige Kuh, die uns mit Butter versorgt". Nur indem er sich bei Tage mit der verdrießlichen Arbeit im Ordnen des väterlichen Raritätencabinets beschäftigte, konnte er die Erlaubniß erwirken, in nächtlichen Stunden seinen eigenen Studien obzuliegen. Stets von der Angst vor seines Vaters Drohungen gepeinigt, von dem Gedanken an seine unvollendete Riesenarbeit wie von einem Alp niedergedrückt, von ermattender Krankheit heimgesucht, überließ er sich immer mehr seinem Hange zu kränklicher Mystik. In dieser Zeit wurde er mit den theologischen Werken der Antoinette Bou-

Digitized by Google

rignon bekannt. Nicht nur des Einflusses wegen, den diese Frau auf Swammerdam ausgeübt hat, sondern auch um ihrer selbst willen, lohnt es sich, ihrem Leben und Streben einige Seiten dieser Arbeit zu widmen.

II.

Antoinette Bourignon wurde am 13. Januar 1616 in Lille geboren, wo ihr Vater ein wohlhabender Kaufmann war. Von ihrer Mutter wurde sie sehr unfreundlich behandelt, weil sie ein besonders häßliches Kind war. Seit frühester Jugend vermied Antoinette den Verkehr mit ihren Geschwistern, vor Allem aber mit ihren Eltern. Später aber änderte sich diese Gesinnung zu Gunsten ihres Vaters, der sich der eigenthümlichen Geistesgaben seiner Tochter, welche seiner Meinung nach ihre körperlichen Fehler reichlich aufwogen, wohl bewußt war. In ihrem sechzehnten Jahre gab sie dem Verlangen einer älteren Schwester nach und betheiligte sich von Zeit zu Zeit an den Vergnügungen anderer jungen Leute. Zu ihrem Erstaunen und ihrer Freude zugleich bemerkte sie, daß ihre Erscheinung vielen nicht mißfällig war. Namentlich waren es die jungen Herren aus Lille, die an ihrer lebhaften und geistvollen Unterhaltung mehr Freude fanden als an den hübschen und glatten Gesichtchen ihrer körperlich mehr bevorzugten Freundinnen. Jedoch diese weltliche Gesinnung war von kurzer Dauer. In der Einsamkeit ihrer Jugend hatte sich Antoinette zuviel mit der Lectüre mystischer und ascetischer Schriften beschäftigt. Als sie achtzehn Jahr geworden war, erwachte plötzlich in ihr das Bewußtsein, daß sie zu etwas Höherem und Besserem berufen sei. Der heilige Augustinus erschien ihr im Traume und ermahnte sie, sich ganz dem Dienste Gottes zu widmen. Dieser Vision folgten viele andere. Sie bat ihren Vater um die Erlaubniß, den Schleier zu nehmen, jedoch der nüchterne und wohlhabende Kaufmann hatte mit seiner Tochter etwas ganz Anderes vor. Zu ihrem nicht geringen Erstaunen bemerkte Antoinette, daß kein Kloster sie umsonst aufnehmen wollte: „wovon würden sonst die frommen Schwestern leben?“ fragte ihr Beichtvater, den die Naivetät ihrer Anschauungen in keine geringe Verlegenheit brachte. Von der Zeit an war sie nur mit der größten Mühe zu bewegen, ihre Stube zu verlassen, und verbrachte die Zeit mit den verschiedenartigsten Andachtsübungen. Ihre lebhafte Phantasie bevölkerte ihre Gemächer mit Heiligen und Teufeln, die um ihre Seele kämpften und deren Worte sie gewissenhaft aufzeichnete.

Ihr Vater war aber der Meinung, daß es mit dieser Ueberspannung bald ein Ende nehmen würde. Ein junger Kaufmann hatte um die Hand Antoinettens angehalten und der Vater hatte dieser Werbung seine Zustimmung gegeben. Mit immer steigender Angst sah die Tochter dem Augenblick entgegen, in welchem sie sich dem Willen ihres Vaters zu unterwerfen hätte. Zufolge einer unerwarteten Abwesenheit des Bräutigams ward die Hochzeit einige Tage verschoben und diese Gelegenheit benutzte Antoinette, dem Elternhause zu entfliehen. Sie bildete sich ein, man könne Gott nur in der Wüste dienen, und da man ihr gesagt hatte, daß es in Italien Wüsten gebe, wollte sie dahin ziehen. Das wenige Geld, das sie zu sich gesteckt hatte, warf sie bald weg, denn es sagte ihr eine innere Stimme, daß diese Vorsorge Zeugniß gebe von der Schwäche ihres Glaubens.

Digitized by Google

Zwei Tage lang irrte sie umher und stieß dann auf eine Bande Soldaten, die bald bemerkten, daß in der Pilgerkutte ein junges Mädchen versteckt war und deren rohem Spotte der Pfarrer eines nahen Dorfes sie nur mit Mühe entziehen konnte. Der gute Pfarrer wußte mit der Pilgerin nichts anzufangen und zog den Erzbischof zu Rathe. Die geistlichen Herren meinten, einen solchen außerordentlichen Glaubenseifer müsse man zur Erbauung und Belehrung der ganzen Umgegend benutzen. Sie machten dem Mädchen also klar, daß man zu einem gottgefälligen Leben eben keiner italienischen Wüsten bedürfe; auch wußten sie den Vater, der seine Tochter bald wiedergefunden, dazu zu bringen, daß er ihrem Verlangen nicht weiter zu widerstreben suchte.

Während der nächsten siebzehn Jahre treffen wir Antoinette Bourignon bald in Lille, bald in Mans; entweder im Kloster, wo ihre gewissenhafte Beobachtung der Klosterregeln und ihre unaufhörlichen Andachtsübungen ihr seitens der andern Schwestern, die es so genau nicht nahmen, viele Unannehmlichkeiten bereiteten; oder auch in der einsamen Klause auf einem Gottesacker, wo sie in einem Sarge zu schlafen pflegte. In der von ihr selber verfaßten Lebensbeschreibung erzählt sie ausführlich ihre Unterredungen mit Gott und mit Christus und die Seligkeit, welche dieser geistliche Verkehr ihr gewährte. Bemerkenswerth ist schon in dieser Periode die unbestrittene Aufrichtigkeit ihrer Ueberzeugung und die Klarheit, mit welcher sie die verschiedenartigsten Gegenstände so mündlich als schriftlich behandelte. Die Rücksichtslosigkeit der neuen Heiligen brachte die Geistlichkeit wiederholt in keine geringe Verlegenheit.

Im Jahre 1653 glaubte man für die Bourignon eine Beschäftigung gefunden zu haben, die ihr keine Zeit zu gefährlichen Speculationen lassen würde. Man übertrug ihr das Vorsteheramt eines Waisenhauses, welches Unserer Lieben Frau von den sieben Schmerzen geweiht war und etwa dreißig armen Kindern Obdach bot. Diese unglücklichen Geschöpfe waren an Leib und Seele so sehr vernachlässigt worden, daß sie mehr Thieren als Menschen glichen. Mit außerordentlicher Geistesskraft wußte die neue Vorsteherin die Ordnung im Waisenhause wieder herzustellen; kaum aber war ihr dies gelungen, als sie das Seelenheil der Kinder zum Gegenstand ihrer Sorgen machte, und zwar mit einem solchen Eifer, daß die armen Dulder sehnlichst der Zeit gedachten, in der man sie nur prügelte und dann vernachlässigte. Nach kurzer Zeit wurde das Asyl der Schauplatz abenteuerlicher Vorgänge, die aber im siebzehnten Jahrhundert nicht zu den Seltenheiten gehörten. Es ist bekannt, daß zur Zeit der verrufenen Hexenprocesse viele Hunderte sich selbst aus freien Stücken anklagten. Vielleicht war hier eine feindliche Hand von außen im Spiele; vielleicht auch war nur die Reaction der Kinder gegen den Ascetismus der Vorsteherin die Ursache, welche sie zu angeblichen Zauberkünften trieb. Erst gestanden nur wenige; später aber legten auch die anderen die ungeheuerlichsten und widersinnigsten Bekenntnisse ab. Alle pflegten Verkehr mit dem Satan und wohnten dem Hexensabbat regelmäßig bei. Auch hatte der Teufel ihnen Pillen gegeben, um Mutter Bourignon damit zu vergiften; diese Pillen wurden wirklich aufgefunden. Hieran hatte aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, der vormalige Hausmeister der Stiftung, Jean de Saulieu, Schuld, der, nachdem Antoinette Bourignon die reiche Erb-

Digitized by Google

schaft ihres Vaters angetreten, vergeblich um ihre Hand angehalten hatte. Die Sache wurde gerichtlich untersucht, aber zu einem Urtheile kam es nicht. Die öffentliche Meinung kehrte sich gegen die unglückliche Vorsteherin, die nun selbst der Zauberei beschuldigt ward. Zwar wurde sie freigesprochen, die Ausübung ihres Amtes war ihr aber nicht nur verleidet, sondern unmöglich gemacht. Mehr als je fühlte sie den innern Drang, das Licht, welches Gott in ihrem Geiste hatte aufgehen lassen, auch vor den Menschen leuchten zu lassen. Sie machte also die Erbschaft ihres Vaters zu Gelde und zog nach Flandern. Aber weder hier noch in Holland fand sie eine bleibende Stätte.

Ueberall gerieth sie mit den geistlichen Herren in Streitigkeiten; man würde sich jedoch irren, wenn man daraus ableiten wollte, daß ihre Lehre einen fanatischen Charakter getragen habe. Zwar beschreibt sie uns Visionen und Erscheinungen: Gott spricht mit ihr, um ihr seinen Willen zu offenbaren; aber bei all den Resten eines früheren visionären Zustandes begegnen wir doch in ihren Schriften einer Mäßigung, beinahe dürfte man sagen, einer Freisinnigkeit, die sich gegen die schroffe, intolerante protestantische Orthodoxie jener Zeit günstig hervorhebt. In ihrem Werke „La sainte visière“ schreibt sie von der Prädestination: das sei „eine lästerliche, verzweifelte, unbewiesene und grobe Lehre und eine vollkommene Ketzerei.“ Weiterhin lesen wir: „Mir ist es lieber mich mit Gott zu unterhalten, als Andern zu widersprechen. Ich bin nicht gekommen, Jemanden zu tadeln oder zu züchtigen, denn ein Jeder hat seine volle Freiheit.“ Interessant ist ihre Ansicht über den Begriff der Ketzerei. „Es ist wenig daran gelegen, daß die Menschen einander Ketzer heißen, wenn wir nur, ein Jeder für sich, treulich vereinigt bleiben in der Wahrheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes. Denn es gibt keine andere Ketzerei als die, welche uns trennt von diesen drei göttlichen Eigenschaften. Wir werden niemals Ketzer sein, weil wir einer Meinung huldigen, die den Meinungen anderer Leute zuwider ist, welche ja, wie die Arbeiter am Thurme zu Babel, einander nicht verstehen.“

Jede Proselytenmacherei aber war ihr gründlich zuwider. In dieser Hinsicht hat sie sich öfters sehr bestimmt ausgesprochen. „Nicht um die Menschen zu mir heranzuziehen, sondern um das Licht der Wahrheit zu bringen, bin ich gekommen.“ An Jemand, der sich auf seine Blutsverwandtschaft mit ihr berief, um ihre nähere Bekanntschaft machen zu können, schreibt sie: „Nur nothgedrungen spreche ich mit Jemand; wir haben also zusammen nichts zu verhandeln, weder in geistlichen noch in weltlichen Angelegenheiten; geben Sie sich deshalb keine Mühe, mich aufzusuchen. Um so mehr noch, als unsere Meinungen in Sache der Religion sehr verschieden sind und ich nicht der Ansicht bin, daß man seine Religion ändern muß, um ein aufrichtiger Christ zu werden. Sie hätten Ihre Vervollkommnung eben so gut in der Religion finden können, in welcher Gott Sie geboren werden ließ. Die Unbeständigkeit kann niemals von Gott kommen.“

Antoinette Bourignon hatte die Ueberzeugung, daß die Welt in ihren Tagen unter der Herrschaft des Antichrist stehe. In langen Abhandlungen versuchte sie nachzuweisen „daß wir jetzt in seinem Reiche seien“. Nur einen Ausweg gebe es: sich gänzlich der Welt zu entziehen. Seit ihren Jugendjahren hatte sich aber ihre Ansicht sehr geändert; nicht italienische Wüsten, nicht müßiges Klosterleben

Digitized by Google

schrieb sie vor. Lange bemühte sich die wohlhabende Frau vergebens, einen Ort zu finden, wo sie ihre Geistesverwandten ungehindert um sich versammeln könnte. Endlich wurde ihr die Erlaubniß zu Theil, sich mit der kleinen Schar ihrer Freunde, die auf ihre Kosten behauset und verpflegt wurde, auf damals dänischem Territorium, in Schleswig, niederzulassen; und hier finden wir im Jahre 1675 Swammerdam bei ihr.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die späteren Schicksale dieser eigenthümlichen Schwärmerin ausführlich erzählen. Das Mitgetheilte genügt, den Einfluß zu erklären, den sie auf einen Mann mit dem Charakter eines Swammerdam übte. Im Jahre 1675 auf Anstiften des Lutherischen Pfarrers Burchardus aus Schleswig verbannt, treffen wir sie zuerst in Flensburg, dann in Tonningen, in Husum und in Hamburg an, überall von der Geistlichkeit mit der größten Erbitterung verfolgt. Zuletzt beschloß sie nach Holland zurückzukehren und starb auf der Reise dahin in Franeker, am 30. October 1680.

III.

Im Jahre 1672 legte Swammerdam der Royal Society in London sechs anatomische Zeichnungen der Gebärmutter vor. Zur Bestätigung seiner Entdeckungen in Bezug auf die Zusammenstellung dieses Organes legte er ein kunstvolles Präparat bei, in welchem die Arterien und Venen durch Injection mit Wachs ausgefüllt waren. Der Hauptzweck, den er hiermit verfolgte, war, die Entscheidung der Mitglieder dieser Gesellschaft in einer Prioritätsfrage zwischen sich und dem obengenannten de Graaf anzurufen. In dieser dunklen Frage wage ich nicht, mich zu einer bestimmten Ansicht zu bekennen; ich kann aber die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Swammerdam's Benehmen in diesem wissenschaftlichen Streite durchaus nicht tadellos war. Seines früheren freundschaftlichen Verhältnisses zu de Graaf nicht gedenkend, nahm er keinen Anstand, dessen Wahrheitsliebe in schimpflichster Weise zu verdächtigen.

Seitdem aber hatte sich Swammerdam sehr geändert. Boerhaave legt einen großen Nachdruck auf den Umstand, daß er in einigen seiner um 1673 erschienenen Arbeiten die Meinungen des Sylvius und des de Graaf „in sanfter und bescheidener Weise" widerlegte, weil „die eifrigen Religionsübungen seinen herben Geist sehr gemildert hatten". An verschiedenen Stellen seiner Werke spricht Swammerdam von „den nicht hoch genug zu preisenden und göttlichen Schriften des Jakob Böhme und der Jungfrau Antonia Bourignon, welche uns die Verborgenheiten des himmlischen und ewigen Lebens aufschließen und uns die Eitelkeit des Irdischen kennen und verachten lehren". Im März des Jahres 1673 erbat sich Swammerdam, der schon früher (1669) die Bekanntschaft der Bourignon gemacht, durch die Vermittelung eines gewissen Jan Tielens, der zu ihren Amsterdamer Anhängern gehörte, die Erlaubniß, ihr über die Bekümmernisse schreiben zu dürfen, die sein Gemüth wegen seines Seelenzustandes peinigten. Wir finden in den Werken der Bourignon ihre Antwort an Swammerdam. „Mein Herr!" — so schreibt sie ihm — „Sie bitten mich um der Liebe Gottes willen, daß ich Ihnen die Verdorbenheit, welche die Sünde in dem Menschen hervorgebracht, umständlich beschreibe." Wir übergehen hier einige Seiten dieses

Digitized by Google

Briefes, in welchem die Sünde und das Elend der Menschen in grellen Farben und mit einer schwärmerischen Ueberspannung geschildert wird, wenig geeignet dem schwermüthigen Swammerdam die ersehnte Ruhe wieder zu geben. Als Gegensatz folgt dann eine Beschreibung des Zustandes Adam's vor dem Sündenfall. „Er hatte einen Körper von derselben Gestalt wie die heutigen Menschen, der aber durchsichtig, hell und glänzend war, ohne irgend welche Dunkelheit, und in welchem man durch die Eingeweide hindurch die Bewegungen und Thätigkeit desselben unterscheiden konnte" u. s. w. Diese Beschreibung wird einen gewissen Reiz für den Anatomen gehabt haben, der sich so lange bemüht hatte, die Organisation des menschlichen und thierischen Körpers zu ergründen. Jedenfalls hatte diese Vorstellung, wenn auch nur zufälliger Weise, eine große Aehnlichkeit mit Ideen, die schon früher von Swammerdam ausgesprochen waren. Auch ihm war es aufgefallen, daß bei der Verwandlung der Raupe in den Schmetterling die Eingeweide des Thieres eine ganz andere Gestaltung annahmen, der veränderten Nahrung und der neuen Lebensweise entsprechend, und er nimmt daraus zu der folgenden Betrachtung Anlaß: „Gewiß, es sind dies wunderbare und schwerfaßliche Neugestaltungen der Körpertheile, die unsere ganze Aufmerksamkeit verdienen, weil sie den Völkern die Herrlichkeit Gottes deutlich offenbaren. Es hat mich dies öfters auf den Gedanken gebracht, ob vielleicht beim König Nebukadnezar, als er Gras aß wie die Ochsen, und sein Haar wuchs, so groß wie Adlers Federn, und seine Nägel wie Vogelklauen wurden, und er seiner Vernunft beraubt wurde — ob nicht auch die Eingeweide verändert geworden seien, um die neue Nahrung verdauen zu können. Wie es auch der hocherleuchtete Seraph Jakob Böhme mit triftigen Gründen beweist, daß die Eingeweide Adam's nach dem Falle in die Sünde und dem Zorn Gottes sich merklich geändert haben und erdhafter geworden sein mußten."

Unter den vielen theologischen Betrachtungen, durch welche Swammerdam's spätere Schriften entstellt sind, wird diese Idee immer wieder mit großer Vorliebe hervorgehoben. Der Schmetterling, die Eintagsfliege und viele andere Insecten verwandeln sich in wenigen Augenblicken aus einer Puppe in ein vollkommenes Insect; der Frosch aber muß noch längere Zeit den Schwanz beibehalten, der ihm im Larvenzustande (als Kaulquappe) zum Bewegungsorgan diente. „Doch jenes elende Geschöpf (der Mensch) erreicht bei weitem das Glück einer Eintagsfliege oder einer Libelle nicht, indem diese in einem Augenblicke vollkommen geboren werden, wogegen jener, der in Thränen geboren wird, den Schweif seines Elendes und seiner Beschwerden viele Jahre hindurch wie der Frosch beibehält, bis er zur Vernunft und zum reiferen Alter kommt."

Der Briefwechsel mit Antoinette Bourignon, der von Swammerdam fleißig fortgesetzt wurde, bewirkte eine völlige Umkehr in seinem Leben. Er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er nur ein Sclave der Welt gewesen sei, und sann immerfort über die Mittel nach, welche seinem Gemüth den ersehnten Frieden bringen könnten. Noch einmal siegte die alte, leidenschaftliche Liebe zur Naturforschung, als er im Sommer des Jahres 1674 sein vortreffliches Werk über die Bienen verfaßte. In rührenden Worten beschreibt uns Boerhaave die übermenschliche Anstrengung, welche diese Arbeit den an Geist und Körper geschwäch-

Digitized by Google

ten Mann kostete. „Des Tages war Beobachtung seine unaufhörliche Sorge; des Nachts war er beschäftigt mit der Beschreibung und Abbildung des am Tage Beobachteten. Im Sommer reichte das Licht der Sonne schon Morgens sechs Uhr aus, die feinsten Details seinen Augen bemerklich zu machen. Er verhielt sich bei der Arbeit bis Mittag, barhäuptig im vollen Sonnenschein, so daß sein Haupt vor Hitze und vielem Schwitzen fast zerschmolz und seine Augen, in so starkem Lichte gebraucht und mit Vergrößerungsgläsern bewaffnet, stumpf wurden. . . . Wenn er von der Eintagsfliege handelt, gesteht er aufrichtig, daß er unter tausend Aengsten, tausend Gewissensbissen, tausend Vorwürfen seines frommen Herzens, mit Schluchzen und Weinen diese Arbeit vollzogen habe. Seine innere Neigung trieb ihn, die Wunder des Schöpfers zu erforschen; anderseits aber rieth ihm die göttliche Liebe, die seinem Herzen eingeprägt war, daß er nur Gott suchen und lieben, nur ihm, und nicht den Geschöpfen, dienen sollte."

Die in Rede stehende Abhandlung über die Eintagsfliege war größtentheils schon vor vielen Jahren in Frankreich verfaßt und wurde von Swammerdam nur mit ausdrücklicher Bewilligung der Bourignon herausgegeben. Schon an dem Titel: „Das menschliche Leben, abgebildet in der Eintagsfliege" u. s. w. spürt man die Tendenz. Sie ist so voll theologischer Betrachtungen und mystischer Phantasien, daß sogar Boerhaave, der doch sonst den Schriften Swammerdam's gegenüber die größte Pietät beobachtete, indem er sie ohne irgend welche Abänderung der Nachwelt übergab, diese Arbeit nur in gänzlich geänderter Form aufgenommen und „unendlich viele sehr fromme Betrachtungen und zur Pflicht ermahnende Lehren, welche im Grunde dem Zwecke einer naturhistorischen Arbeit wenig dienlich zu sein schienen", ohne Bedenken weggelassen hat.

Nach dieser letzten Arbeit war Swammerdam für die Wissenschaft verloren. Von nun an wollte er sich mit Nichts mehr beschäftigen, als mit erbaulichen Betrachtungen. Er behauptete, alle seine Arbeiten habe er schlechterdings aus Ehrsucht unternommen und die Ehre Gottes nur als Vorwand gebraucht. Sehnlichst verlangt er, sich ganz in die Einsamkeit zurückzuziehen, sich von der Welt und ihren Lockungen, welche seinem nach eitlem Ruhme dürstenden Herzen so oft gefährlich gewesen waren, ganz los zu machen. In diesem Vorhaben wurde er durch jeden Brief der Frau, die seinen einst so selbständigen und trotzigen Geist gefesselt hatte, bestätigt und gestärkt. Da ihm aber die Mittel gebrachen, die bescheidensten Lebensansprüche zu befriedigen, beschloß er, die Sammlung, an der er über dreißig Jahre gearbeitet hatte, zu veräußern. Aber weder ihm noch seinem alten und treuen Freunde Thévénot gelang es, einen Käufer zu finden. In seiner Verzweiflung erinnerte er sich an das Anerbieten des Herzogs von Toscana und erbat sich die Vermittelung Stenon's, der zum Katholicismus übergetreten war und in Florenz eine Bischofsstelle bekleidete. Stenon versprach ihm alles Mögliche — jedoch unter der Bedingung, daß auch er katholisch werden solle. Tief empört lehnte Swammerdam ab: seine Seele — so schrieb er — wäre nicht um schnöden Gewinn zu kaufen.

Der Vater, welchem die religiöse Richtung des Sohnes diesen noch mehr entfremdet hatte, als dessen ehemalige Leidenschaft für naturwissenschaftliche Forschung, starb bald nach des Letzteren Rückkehr aus Schleswig.

Digitized by Google

Swammerdam war nun zwar der drückenden materiellen Sorgen, nicht aber der häuslichen Unannehmlichkeiten enthoben. Bei der Theilung des elterlichen Nachlasses zeigte sich seine Schwester so geizig und zänkisch, daß er die Ruhe, deren er so sehr bedurfte, nur um den Preis einer großen Nachgibigkeit erwerben konnte. An Studiren und Forschen dachte er nicht mehr; wenn es ihm auch sein bedenklicher Gesundheitszustand erlaubt hätte, so hätten ihn doch seine überreizten religiösen Anschauungen davon abgehalten. Ein treuer Freundeskreis that sein Möglichstes, ihm Muth einzusprechen, jedoch er zog sich in die Einsamkeit zurück und beantwortete ihren herzlichen Zuspruch mit hartnäckigem Stillschweigen. Da sich noch immer kein Käufer für seine reiche Sammlung finden ließ, schrieb er an Thévénot, er wolle selbst nach Frankreich kommen, um dort den Verkauf zu besorgen; doch auch zu diesem Schritte fehlte ihm der Muth, und so faßte er endlich den Entschluß, im Mai 1680 alles zu versteigern.

Diesen völligen Untergang seiner früheren Größe hat jedoch Swammerdam nicht mehr erlebt. Sein Zustand wurde jeden Tag schlimmer: im Januar 1680 wurden seine Qualen noch von der Wassersucht vermehrt. Am 25. dieses Monats vermachte er dem Thévénot seine Manuscripte und bat ihn dringend, er möchte doch eine Uebersetzung der Arbeit über die Bienen besorgen, „weil darin die Weisheit und Allmacht Gottes so unumstößlich nachgewiesen werde". Am 17. Februar 1680 erlöste ihn endlich der Tod von seinem erbärmlichen Dasein.

So war das traurige Lebensende eines genialen Mannes. Wer erklärt es uns, wie ein Geist, kräftig und selbständig wie der seinige, scharf im Urtheil, bedachtsam in der Folgerung, von einer zum Wahnsinn sich steigernden Schwärmerei erstickt werden konnte?

Vielleicht finden wir die Erklärung des trüben Lebensabends so vieler Geistesheroen in dem Worte Goethe's:

„Unbedingte Thätigkeit, von welcher Art sie sei, macht zuletzt bankerott."

IV.

Das Bild, welches wir aus den Werken Swammerdam's und aus den Berichten seiner Zeitgenossen und Verehrer zusammen zu stellen suchten, würde ein sehr unvollständiges bleiben, wenn wir hier nicht eine kurze Uebersicht der von ihm vollbrachten Arbeit und der dabei angewendeten Methode folgen ließen.

Swammerdam hat unstreitig auf dem Gebiete der Anatomie des menschlichen Körpers viel geleistet und durch seine schon erwähnte Verbesserung der Injectionsmethode sowie seine außerordentliche Gewandtheit im Anatomisiren und Präpariren manches bis auf seine Zeit Unklare vollständig aufgehellt. Wenn aber sein Name noch in unseren Tagen mit aufrichtiger Bewunderung genannt wird, so verdankt er dieses vor Allem seinen musterhaften entomologischen Untersuchungen. Der Hauptinhalt seines 1669 erschienenen Werkes über die Insecten, sowie der wissenschaftliche Theil seiner Abhandlung über die Eintagsfliege sind später in die „Bibel der Natur" aufgenommen worden. Wir werden also nur dieses Hauptwerk zum Gegenstande einer kurzen Besprechung machen.

Swammerdam gibt im Anfange seines Werkes eine Darlegung der Gründe, die ihn zu seiner umfangreichen Arbeit veranlaßt haben. Ueber die Metamorphose der Insecten haben Schriftsteller aus alter und neuer Zeit, von Aristoteles

Digitized by Google

bis auf Goedaert, Mouffetus und Harvey die abenteuerlichsten und widersinnigsten Vorstellungen in Umlauf gesetzt. Der eine behauptet, daß die Insecten aus faulender Materie entstehen; der andere kennt zwar die drei Zustände der Larve, der Puppe und des ausgebildeten Insectes, aber für ihn sind die Larve und das Insect zwei verschiedene Individuen, und anstatt zu untersuchen, was in der Puppenhülle vorgehe, begnügt er sich mit Gleichnissen, die nichts aufklären. Selbst ein Denker wie Harvey sagt noch, die Puppe verwandele sich in das vollkommene Insect, wie der Siegellack unter dem Drucke des Siegels eine neue Form bekomme.

Swammerdam stellt zuerst die Puppe als die Basis aller Umwandlungen dar; dann leitet er aus ihren verschiedenen Formen eine Eintheilung der Insecten in vier Classen ab; endlich beschreibt er sorgfältigst die inneren und äußeren Körpertheile zahlreicher Insecten. Vor Allem legt der Verfasser uns an's Herz, daß wir unter dem Worte Formwechsel keine Neuschöpfung verstehen sollen. Die Aenderung ist nichts anderes als ein stetiger An- und Zuwachs, eine wiederholte Häutung, deren letzte Stadien aber öfters unter der Hülle verlaufen werden, welche sie dem oberflächlichen Beobachter entzieht. Dem Forscher, der nur den Zustand der Larve und den des ausgebildeten Insectes beobachtet, ergeht es wie dem Zuschauer, der nur den ersten und den letzten Act eines Schauspiels aufführen sieht, und dem die Lösung des Knotens überraschend und unvermittelt vorkommt, wie logisch auch die Handlung sich abspinnen möge. Mit vollstem Rechte durfte Swammerdam, der mit Paracelsus der Meinung war, daß die Augen, die zu erfahren streben, die besten Professoren seien, über die Metamorphose folgendes schreiben: „Es ist diese Aenderung, die man fälschlich Neubildung, Formablegung, Tod und Auferstehung genannt hat, keineswegs wunderbarer und unbegreiflicher, als daß ein verachtetes und zertretenes Feldkräutchen mit der Zeit wacker zu sprießen beginnt und in Knospen anschwellend, nachdem diese zerborsten, mit zierlichen Blumen ihrem milden Pflanzer zulächelt."

Swammerdam bemerkte bei seinen Untersuchungen, daß die Art und der Umfang dieser Aenderung bei verschiedenen Insecten ebenfalls sehr verschieden sind. Diese Beobachtung legte er seiner Eintheilung zu Grunde, und eben darum verdient sie die erste naturgemäße Classification genannt zu werden. Die berühmten Entomologen Kirby und Spence unterscheiden in der Geschichte ihrer Wissenschaft sieben Perioden, von welchen sie der dritten den Namen Swammerdam's beilegen, in Anerkennung der eingreifenden Wirkung, welche seine Entdeckungen auf diese Wissenschaft ausübten. Das auf die Metamorphose gegründete System Swammerdam's war, seinen Hauptmomenten nach, folgendes:

Die erste Ordnung umfaßt alle Insecten, welche in ganz fertiger Form aus dem Ei kommen und wobei sich das junge Thier von dem erwachsenen nur durch seine geringere Größe unterscheidet. Dies ist zum Beispiel bei den flügellosen Parasiten der Fall. Swammerdam beschreibt aus dieser Ordnung die Laus, den Wasserfloh und den Scorpion.

In die zweite Ordnung werden alle Insecten aufgenommen, bei welchen sich das junge Thier vom alten nicht nur durch geringere Größe, sondern auch durch das Fehlen der Flügel unterscheidet. Es sind dies unsere Geradflügler (z. B. die Heuschrecke), Halbflügler (z. B. die Wasserwanze und die Blattlaus), Jungfern

Digitized by Google

und Eintagsfliegen. Als Beispiele wählt er die Wasserjungfer, die Wasserwanze und die Eintagsfliege.

Die dritte Ordnung besteht aus zwei Abtheilungen. In der ersten sind im Puppenzustande die Füße und die Flügel unverdeckt, wie bei unsern Käfern und Hautflüglern. Die „Bibel der Natur" bringt uns hier die Beschreibung der Ameise, des Nashornkäfers, der Mücke und der Biene.

Die zweite Abtheilung derselben Ordnung umfaßt die Schmetterlinge. Hier ist die Puppe von einer harten, undurchsichtigen Haut verdeckt; nur die letzten Ringe des Hinterleibes sind beweglich geblieben. Als Beispiele beschreibt Swammerdam einen Tag- und einen Nachtfalter.

Die vierte Ordnung endlich besteht aus Thieren, bei welchen die Umwandlungen des Puppenzustandes innerhalb der erhärteten, undurchsichtigen und unbeweglichen Puppenhaut vor sich gehen. Als Muster beschreibt der Verfasser einige Fliegenarten.

Die „Bibel der Natur" enthält, außer den hier genannten Monographien, ausführliche Abhandlungen über die Schnecken, den Einsiedlerkrebs, die Käsemilbe, den Frosch und den Tintenfisch, von kleineren Aufsätzen nicht zu reden. Bei all diesen Thieren sind die Körpergestalt, die Füße, die Mundtheile, der Verdauungsapparat, die Organe des Kreislaufs und der Fortpflanzung, die Nerven und die Sinnesorgane mit einer unglaublichen Geduld und einer erstaunlichen Genauigkeit untersucht und beschrieben. Welchen hohen Werth diese Monographien noch heut zu Tage haben, ergibt sich aus den folgenden Worten, welche Pictet im Jahre 1843 in seiner „Histoire Naturelle des Insectes Névroptères" schreibt: „Si les différents genres qui composent la famille avaient tous été étudiés comme l'a fait Swammerdam pour l'espèce dont il s'est occupé, il y aurait peu de chose à ajouter de nos jours à l'histoire des mœurs et des métamorphoses des Ephémères." Und Carus sagt in seiner „Geschichte der Zoologie": „Swammerdam's Untersuchungen über die Anatomie der Insecten sind die bedeutendste Erscheinung auf diesem Felde der Zootomie bis in neuere Zeiten herab geblieben."

Wenn wir bedenken, daß von einer wissenschaftlichen Behandlung der Naturgeschichte der niederen Thiere vor Swammerdam kaum die Rede sein konnte, so stellt sich sein Werk in jeder Hinsicht als eine Riesenarbeit dar, und stimmen wir gern den Worten bei, mit welchen er seine Untersuchungen über Insecten beschließt:

„Mit Staunen überdenke ich, daß ich vermittelst meiner Beobachtungen hier eine Sache klar dargestellt habe, nach welcher man zweitausend Jahre lang, von der Zeit des Aristoteles an, im Blinden getastet und im Finstern gesischt hat; mit welcher sich nicht nur kleine Geister, sondern die scharfsinnigsten (welche uns in jeder Hinsicht weit überlegen sind) vergeblich abgemüht haben .... Wir brauchen keinen Redner, der uns mit dem Zauber seiner wohllingenden Worte die Nothwendigkeit einer genauen Untersuchung dieser Sachen anpreise: denn wenn die besten Beweisgründe auf die Erfahrung hinauslaufen müssen, warum sollten wir dann nicht lieber aus ihr, als aus unseren unsichern Hirngespinnsten schöpfen? Warum sollten wir, von dünkelhafter Hoffahrt getrieben, annehmen, daß die Wahrheit nur unserer Vernunft entlehnt werden könne, während doch, wenn wir uns unserer Sinne nur recht bedienen, die unsichtbaren Dinge aus den sichtbaren erkannt werden müssen?"

Nach diesen Worten wird sich Niemand wundern, daß Swammerdam's Aussprüche nach zweihundert Jahren ihre Geltung nicht verloren haben. Er sagt

Digitized by Google

nichts, als was er mit vollkommener Sicherheit weiß, weil er es mit eigenen Augen gesehen hat. Wenn von der Einheit in der Organisation der Insecten die Rede ist, erzählt er uns, daß er von ungefähr zwölfhundert Arten die Puppen und vollkommenen Insecten besitze, fügt aber gleich hinzu: „Der Leser bilde sich nicht ein, daß ich alle diese Thierchen, die ich gesammelt, absonderlich untersucht habe!" Und er ist nicht nur ein genauer Beobachter; er weiß auch die Natur zu befragen, und leuchtet als scharfsinniger und erfinderischer Experimentator hervor. Den Beweis hierfür bringen die sinnreichen und sich vielfach ändernden Vorrichtungen, durch welche er die Häutung der Larven oder Puppen beschleunigte oder verzögerte und die Lebensbedingungen dieser Thiere abänderte, um den Einfluß dieser Abänderung wahrnehmen zu können.

Bemerkenswerth sind die Experimente Swammerdam's bei dem Frosche angestellt, um den Einfluß der Nerven auf die Muskeln und die Muskelcontraction zu zeigen. Man behauptete damals, die Bewegung der Muskeln verdanke einem „Geiste" oder einer „subtilen Materie" ihren Ursprung, die vom Gehirn oder vom Rückenmark aus den Muskeln zuströme und sie, so zu sagen, schwellen mache. Swammerdam nahm den Schenkelmuskel eines Frosches und sorgte dafür, daß ein Theil des dazu gehörigen Nervenstammes beibehalten wurde. Die beiden Enden des Muskels gab er Jemand in die Hände. Als er den Nerv reizte, zog der Muskel sich zusammen, und die Hände, die ihn streckten, näherten sich einander. Der Nerv aber war weder mit dem Gehirn noch mit dem Rückenmarke verbunden: das „Einfließen der subtilen Materie" hatte also nicht stattgehabt.

Wenn ich mich nicht irre, waren es die Worte eines deutschen Gelehrten [1]), die den ersten Anlaß zur Leeuwenhoek-Feier im September des Jahres 1875 gaben. Und der bescheidene Naturforscher aus Delft verdiente es, der Vergessenheit entzogen zu werden. Wie viel mehr Swammerdam! Das Streben und Wirken der beiden berühmten Zeit- und Landesgenossen hat Carus treffend characterisirt:

„Leeuwenhoek war der erste Repräsentant jener Dilettanten, welche durch das Mikroskop einem inneren gemüthlichen Drange Genüge zu leisten suchen. Swammerdam's Untersuchungen aber sind nicht, wie es mehr oder weniger bei Leeuwenhoek der Fall war, planlos, je nach dem zufällig sich bietenden Materiale, sondern unter vollkommenster Beherrschung der Bildungseigenthümlichkeiten der niederen Thiere, besonders der Insecten, angestellt worden."

Am 17. Februar des Jahres 1880 werden zweihundert Jahre seit dem Tode Swammerdam's vergangen sein.

Der Amsterdamer Magistrat hat vor einigen Jahren einer Straße im neuen Stadtviertel den Namen des berühmten Gelehrten gegeben — sonst wäre Swammerdam in seiner Vaterstadt wol vergessen!

In den Annalen der Wissenschaft aber wird der unermüdete Forscher und Bahnbrecher der neueren Erfahrungsmethode hochgefeiert bleiben.

[1]) Prof. Dr. Cohn in Breslau, in seiner Schrift: „Ueber Bacterien, die kleinsten lebenden Wesen".

Digitized by Google

Rußland und England in Mittel-Asien.

Von

F. Heinrich Geffcken.

Kaum achtzehn Monate sind seit der Unterzeichnung des Berliner Friedens verflossen und schon liegt es klar zu Tage, daß derselbe keine Lösung der orientalischen Frage gebracht hat, sondern nur eine Etappe in derselben bezeichnet. Das Friedensbedürfniß hat den Conflict der im Orient interessirten Staaten verhindert, aber in Berlin sind weit mehr die Machtverhältnisse derselben abgegrenzt, als die speciellen Verhältnisse der Balkanhalbinsel geordnet. Wenn Lord Beaconsfield erklärte, der Congreß habe nur die Kraft der Türkei concentrirt, so haben die Ereignisse seitdem gezeigt, welchen Werth diese Redewendung hatte: der Vertrag von 1878 bezeichnet die erste Theilung des ottomanischen Reiches. Zwar was die von Rußland beabsichtigte Durchlöcherung desselben in Europa betrifft, so ist durch das deutsch-österreichische Bündniß ein so mächtiger Damm entgegengeschoben, daß man in Petersburg es räthlich gefunden hat, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und wenigstens äußerlich die Beziehungen zu Wien und Berlin wieder in bessere Geleise zu bringen. Um so schroffer dagegen ist die Stellung zu England in den Fragen geworden, wo dasselbe nicht auf den Beistand Oesterreichs und Deutschlands rechnen kann. Wol mochte Lord Salisbury das Bündniß der beiden als „good tidings of great joy" begrüßen; aber wenn auch Oesterreich in Novi-Bazar die Wache über Constantinopel hält, so wird es so wenig als Deutschland sich für die Reformen in der asiatischen Türkei erhitzen, die für England ebenso wichtig als aussichtslos erscheinen. Nicht blos die unverbesserlichen Friedensprediger und Russenfreunde, nicht blos die gemäßigten Gegner der Regierung fragen, was aus dem „Frieden mit Ehre" geworden ist, den Beaconsfield von Berlin mitgebracht haben wollte; auch die Anhänger des Ministeriums fühlen, daß die Lage im hohen Grade kritisch ist, daß die anglo-türkische Convention England große Lasten ohne entsprechende Vortheile bringt, daß es in Constantinopel eine fast demüthigende Rolle spielt und an der Alternative steht, sich fort und fort mit werthlosen Ver-

Digitized by Google

sprechungen hinhalten zu lassen oder die Reform in einem ungeheueren Gebiete selbst in die Hand zu nehmen. Endlich aber ist jenes Wort des Premiers durch den ihm unmittelbar folgenden afghanischen Krieg Lügen gestraft, der mit seinen militärischen Erfolgen und Rückschlägen England vor schwere Probleme stellt. Rußland andererseits, dessen Ansehen in Asien schon schwer dadurch gelitten hat, daß es Schir-Ali fallen lassen mußte, ist noch empfindlicher durch den Mißerfolg seines Feldzuges gegen die Turkmenen getroffen und rüstet mit aller Kraft, um noch in diesem Jahre die Niederlage wett zu machen. Gelingt es ihm Merv zu nehmen, so muß England sich Herats versichern, sei es daß es dasselbe besetzt oder in befreundete Hand bringt, und dann wird die Prophezeihung Baron Brunnow's: daß sich Sepoy und Kosack am Oxus treffen würden, wenigstens so weit erfüllt sein, als die beiden Antagonisten sich näher gegenüberstehen als je zuvor. Wie durch ein unwiderstehliches Schicksal getrieben, haben diese Mächte, welche in Europa sich so ferne liegen, in Asien von Jahrzehnt zu Jahrzehnt und endlich von Jahr zu Jahr sich immer rascher genähert, so daß der Augenblick demnächst erreicht ist, wo jeder weitere Schritt vorwärts sie in offnen Conflict bringen muß. Am Anfang des 18. Jahrhunderts war Rußland 500 Meilen von der indischen Grenze entfernt, zu Ende desselben 400, Anfang des 19. Jahrhunderts 200, nach Mitte desselben 80 Meilen, von Merv bis Herat rechnet man wenige Tagemärsche. Wird dann der schöne Traum von Prof. Martens sich verwirklichen, daß, nachdem die nunmehrigen Nachbarn ihre entsprechenden Grenzen gefunden, dieselben Hand in Hand Mittelasien civilisiren werden, oder deutet die Abberufung des Grafen Schuwaloff darauf hin, daß die Zeit der Vermittelung vorüber ist und beide Weltmächte sich im Stillen zu einem Ringen vorbereiten, welches die tiefsten Erschütterungen voraussehen läßt und schwerlich in den Schranken eines localisirten Duells verlaufen würde? Das sind für die europäische Politik schwerwiegende Fragen und es dürfte deshalb wol angezeigt sein, sich die einschlagenden Verhältnisse kurz zu vergegenwärtigen.

I.

Mittel-Asien ist mehr ein conventioneller als ein streng geographischer Begriff. Man bezeichnet damit das Gebiet, welches nördlich von dem östlichen Theile der Tian-Schan Kette, dem Ala-Tau, den Alexandrowski-Bergen, dem Kara-Tau und von dessen Ende ab vom Syr-Daria bis zu seiner Mündung in den Aral-See begrenzt wird; die südliche Grenze bilden die hohen Gebirge, welche Hindostan umsäumen, der Küen Luen, der Mustagh, der Hindukusch, die Solimankette, die westliche das Ostufer des Kaspischen Meeres und der Attreck, die östliche Grenze fällt etwa zusammen mit der Ost-Turkestans gegen China. Mittel-Asien umfaßt somit den Theil des russischen Asiens südlich von jener Nordgrenze, Ost-Turkestan, Khokand, Bochara, Khiva mit den sich anschließenden großen Wüsten und Afghanistan. Zwei große Stromsysteme durchziehen die Mitte dieses Gebietes, der Syr-Daria, der in seinem oberen Lauf Narim genannt, vom Tian-Schan kommt und der Amu-Daria, welcher von dem Sara-Kul See auf der Pamir Hochebene herabfließt; daneben sehen wir Flüsse sowol im Osten, wie der

Digitized by Google

Yarkand und Khotan, als im Westen, wie der Hilmend und Murghab, die in der Wüste oder in kleine Binnenseen verlaufen.

Der Cultur nach zerfällt das Land in die Bergregion, die meist von kräftigen Hirtenvölkern bewohnt wird, die fruchtbaren Ebenen am Fuß der Gebirge, wo die Bevölkerung in größeren Massen in Städten und Dörfern zusammen lebt und die pfadlose Wüste, welche seit Menschengedenken von räuberischen Nomaden bevölkert ist. Die Bevölkerung bietet ein eigenthümliches Gemisch der Racen, die nach einander sich über dies Gebiet ergossen. Ueber das iranische Reich strömte eine Reihe scythisch-uralischer Stämme, sie wurden wiederum nahezu weggeschwemmt durch die türkischen Stämme, welche in unabsehbarer Menge vom Altai herabsteigend unter Attila bis in's Herz Europa's vordrangen, dann unter Dschengis-Khan und Timur große Reiche gründeten, schließlich ein starkes türkisches Element in die semitische Bevölkerung der Euphratländer brachten und in Kleinasien die griechisch-barbarische verdrängten. Geblieben sind von den Stämmen alttürkischen Ursprungs die Turkmenen, Uzbegen und Kirghisen. Dauernde große Staatengebilde konnten sich in diesen Stürmen nicht bilden, auch das Reich Nadir Schahs und das Afghanenreich Achmed Schahs zerfielen nach dem Tode ihrer Gründer wieder; zeitweise drangen die Chinesen weit vor, konnten aber ihre Eroberungen nur theilweise behaupten.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß von diesem großen Gebiete Rußland heute bereits einen sehr beträchtlichen Theil besitzt, während England bisher an den großen Gebirgszügen Halt gemacht hat, welche sein indisches Reich nach Norden und Westen abschließen. Diese großen russischen Eroberungen sind erst sehr neuen Datums; Rußland konnte sein Reich von Sibirien aus südlich nicht sicher ausdehnen, so lange es nicht den Kaukasus und die Steppen östlich von Orenburg beherrschte. Es besaß zwar schon seit Ende des vorigen Jahrhunderts im Süden des Kaukasus Mingrelien, Imeretien und Georgien, aber das eigentliche Bergland mit seinen tapferen, fanatisch mohammedanischen Bewohnern blieb unabhängig. Erst als das zwischen dem Kamm und dem Schwarzen Meere liegende Abchasien 1828 von Paskiewitch, Menchikoff und Greigh erobert und durch den Frieden von Adrianopel einverleibt war, gewann Rußland die Möglichkeit, die Eroberung des Kaukasus von Nord und Süd zu betreiben. Nichts desto weniger gelang dies nur sehr mangelhaft, hier blieb der verwundbarste Punkt im Süden des Reiches. Jene Stämme der Tschetschenen, Lesghier, Abchasen, Abessinier u. s. w., die man falsch allgemein mit dem Namen der Tscherkessen bezeichnet, da sie sich fremd sind und gesondert gegen Rußland kämpften, begrüßten mit Jubel den Ausbruch des Krimmkrieges und warteten nur auf ein Zeichen, um sich zu erheben. Schamyl erbot sich zu einer Diversion mit 40,000 M., Naib Mohammed Emir, der das Gebirge und die Ebene zwischen dem Meere und dem Kuban innehatte, wollte 60,000 M. stellen. 20,000 M. europäische Hilfstruppen hätten mit den Kaukasiern Rußland diese gewaltige Position entrissen und mit der Pforte, resp. mit Persien vereinigt, wäre das Gebirge ein unüberfteigliches Bollwerk geworden. Statt dessen erschöpften die Westmächte ihre Kräfte vor Sebastopol und betrauten die Türkei mit dem Feldzuge in Asien, der schlecht geführt ward; Rußland, das die Gefahr vollkommen erkannt und seine kaukasische

Digitized by Google

Armee sehr verstärkt hatte, athmete auf, ging dann zum Angriff auf Türkisch-Armenien über und nahm Kars, das General Williams so heroisch vertheidigt hatte, das Bollwerk Asiens, wie Murawieff es mit Recht nannte, denn der Eindruck dieses russischen Erfolgs war in Asien weit größer als der der Niederlage von Sebastopol. Nachdem dann der Pariser Friede einfach den früheren Stand der Dinge hergestellt hatte, warf Rußland sich mit voller Wucht auf die Unterjochung des Kaukasus und nachdem der heroische Widerstand der Cirkassier gebrochen war, zog die Mehrzahl derselben der Unterwerfung die Auswanderung nach der Türkei vor, an 400,000 Seelen siedelten 1864 nach türkischen Provinzen, namentlich Bulgarien über, Rußland war diese widerspenstigen Völkerschaften los und die Türkei, welche durch ihre Aufnahme das muselmännische Element zu stärken glaubte, legte damit nur den Grund zu fortwährenden Conflicten derselben mit den Christen.

Die Unterwerfung dieses bisherigen Dammes war der Wendepunkt der asiatischen Eroberungspolitik Rußlands. Um dieselbe Zeit hatte es auch die zwischen ihm und den mittelasiatischen Kahnaten liegenden Wüsten Kizil-Kum und Kara-Kum überwunden. Die erste Expedition des General Peroffski gegen Khiva hatte in den Schneestürmen dieser Steppen ihren Untergang gefunden. Mit großer Vorsicht und Geduld bahnte man sich nun einen Weg durch dieselben, indem man eine fortlaufende Reihe von Brunnen grub und Forts errichtete, um sie zu schützen; langsam schob Rußland die Grenzen südwärts dem Syr-Daria zu und einverleibte sich drei Millionen Kirghisen. 1848 ward das Fort Aralsk am Syr-Daria selbst unweit dessen Mündung in den Aral-See gegründet, 1852 beherrschte eine Flotille den Aral-See. Nachdem man so den Rücken gedeckt, schritt Peroffski zum Angriff, nahm das Thokanzische Fort Al-Mesdjched, das nun als Fort Peroffski neu befestigt ward und unternahm mitten im Krimmkrieg eine so erfolgreiche Expedition gegen Khiva, daß dessen Khan sich zu einem Allianzvertrag verstehen mußte, der ihn vollkommen von seinem mächtigen Nachbarn abhängig machte; russische Oberofficiere traten an die Spitze der Reiterei des Khans, russische Kasernen wurden in dem Grenzbezirk Nogendsch gebaut. Nachdem nun auch die zuerst nur nominell unterworfenen Kirghisen zu wirklicher Anerkennung der russischen Herrschaft gebracht waren, konnte Rußland zur eigentlichen Action gegen die mittelasiatischen Khanate übergehen, die bereits durch Feindseligkeiten unter einander geschwächt waren. 1864 rückten die Russen auf einer mit dem Syr-Daria parallel laufenden Linie vor; zunächst ging die Absicht dahin, das Gebiet nördlich vom Kara-Tau und den Alexandrowski-Bergen bis zum Fort Vernoë einzuverleiben, bald aber ging man weiter, um wie es hieß eine sichere Grenze gegen die räuberischen Angriffe der Nomaden zu gewinnen. Fürst Gortchakoff suchte 1864 durch ein Circular die in England über dieses Vordringen entstandene Aufregung zu beruhigen, indem er versicherte, Rußland wünsche nur eine definitive Grenze zu gewinnen, seine Annexionen seien in der That eine unangenehme Nothwendigkeit, der die kaiserliche Regierung sich wie alle civilisirten Staaten, die mit halbwilden Nomaden in Berührung kommen, habe unterziehen müssen. Ein Ruhepunkt könne nur gewonnen werden, wenn man bis zu den südlich vom Gebirge wohnenden ackerbauenden Stämmen gehe,

Digitized by Google

welche die Gewähr guter Nachbarschaft gäben, man habe daher die Linie vom See Issyk-Kul über die nunmehr gewonnene und befestigte Stadt Tschemkend bis an den Syr-Daria ziehen müssen. Damit sei aber auch Rußlands Ziel erreicht; jede weitere Ausdehnung müsse zu großen Verwickelungen führen [1]). — Aber seltsam, wenige Monate, nachdem die russische Diplomatie angewiesen war, durch Mittheilung dieser Depesche die irrige Annahme zu widerlegen, als suche Rußland Eroberungen, die doch nur seine innere Entwickelung stören könnten, hatte General Tschernajeff jene definitive Grenze überschritten und marschirte auf Taschkend, den Stapelplatz des mittelasiatischen und chinesischen Handels, das am 27. Juni 1865 genommen ward. Mit dem Fall dieser Stadt war die Unabhängigkeit Khokands verloren und er führte sofort zu Feindseligkeiten mit Bochara; denn 1867 begann General Romanowski jenseits der Wüste längs des Syr-Daria einen Brückenkopf bei Jizzak zu errichten, welcher, wie man sagte, die Grenze beschützen solle, aber unmittelbar Samarkand und Bochara bedrohte. Daß dem der Emir nicht ruhig zusehen wollte, war begreiflich und so kam es zum Krieg. 1868 stürmte General Kaufmann Samarkand, der Emir mußte sich zu einem jährlichen Tribut verpflichten und Rußland gestatten, eine Reihe von Forts auf seinem Gebiete sowie eine Straße nach Bochara zu bauen. Um Gründe für dieses fortwährende Abweichen von seinem Programm war Rußland niemals verlegen; bald waren Officiere, die zu sogenannten wissenschaftlichen Forschungsreisen ausgesandt wurden, in den Khanaten schlecht behandelt, bald hatten die Nomaden russische Vorposten angegriffen und mußten gezüchtigt werden. Es wurden dann auch Generäle wie Romanowski und Tschernajeff abberufen und ihnen das Allerhöchste Mißfallen wegen Ueberschreitung ihrer Instructionen bezeugt, aber es hinderte dies ihre anderweitige Beförderung und Auszeichnung nicht, wie denn Tschernajeff einen diamantbesetzten Degen erhielt. Was die vollendeten Thatsachen betraf, so bedauerte man sie nicht rückgängig machen zu können, da dies das Ansehen Rußlands in Asien schwächen müßte; Fürst Gortchakoff aber versicherte in London, derartige Uebergriffe, die aus Reibungen der Civil- und Militärbehörden entstanden, würden nun nicht wieder vorkommen, da General Kaufmann als Statthalter und Ober-Befehlshaber an die Spitze des russischen Turkestan gestellt sei. Der General kenne des Kaisers Willen in dieser Beziehung genau und dessen Autorität werde die jüngeren ehrgeizigen Officiere in Schranken halten. Es ist dies die Politik, die Lord Palmerston 1853 treffend so kennzeichnete: „Die russische Regierung hat immer zwei Sehnen an ihrem Bogen — gemäßigte Sprache und Betheuerungen der Uneigennützigkeit in Petersburg und London, thätigen Angriff durch ihre Agenten auf dem Schauplatz der Operationen. Wenn der Angriff erfolgreich ist, so nimmt die Petersburger Regierung ihn als eine vollendete Thatsache hin, welche sie nicht beabsichtigte, aber von der sie ehrenhalber nicht zurücktann; bleibt der Erfolg aus, so werden die Agenten verleugnet und

[1]) „Nous nous trouvons en face d'un milieu social plus solide, plus compacte, mieux organisé et cette considération marque avec une précision géographique la limite, où l'intérêt et la raison nous prescrivent d'arriver et nous commandent de nous arrêter."

Digitized by Google

abberufen und man beruft sich auf die früheren Versicherungen als Beweis, daß sie ihre Instructionen überschritten haben."

Rußland hatte sich so eine Straße durch wirthbares Land bis in's Herz von Asien gebahnt, der Verkehr nahm einen großen Aufschwung, durch Militärcolonien wurden die nomadisirenden Kirghisen in den russischen Staatsverband eingezwängt und lieferten gute leichte Reiterei. In den Augen des Asiaten, denen nur überlegene Stärke etwas gilt, hob sich die Stellung Rußlands um so mehr, als es bei seinen militärischen Erfolgen sorgfältig die religiösen Gefühle der fanatisch muselmännischen Bevölkerung schonte und doch den Fanatismus wieder neutralisirte, indem man die Aeltesten und die gedemüthigten Fürsten dadurch gewann, daß man ihnen nominell ihre Stellung ließ. „Es ist," sagte die Moskauer Zeitung, „vortheilhafter für Rußland, die Khanate von Mittel-Asien bestehen zu lassen, nachdem sie von uns abhängig geworden, als sie zu erobern und alle diese wilden Stämme zu Unterthanen zu machen; die Fürsten wissen, daß ihre Existenz von unserm guten Willen abhängt und werden sich daher bemühen für uns zu regieren."

Dieser Gang der russischen Politik entspricht ganz dem Bilde, das der ältere Lord Derby von ihr gab. „Die russische Politik ist seit 150 Jahren stets die eines stufenweisen Angriffs gewesen; sie ist nicht mit Sturm vorgegangen, sondern bohrend und unterminirend. Zuerst wird Unzufriedenheit angezettelt, dann Vermittelung angeboten, darauf Hilfe, dann die Unabhängigkeit der bisher Andern unterworfenen Völker anerkannt, darauf dieselben unter Rußlands Schutz gestellt und schließlich schreitet man zur Einverleibung."

II.

Zu diesem planvoll sichern Vorgehen Rußlands stand Englands schwankende asiatische Politik in unvortheilhaftem Gegensatz. Es griff zum ersten Male über Indien hinaus, als die ägyptische Expedition und die Invasionspläne Bonaparte's, der mit dem Sultan von Mysore und andern Fürsten intriguirte, Wellesley's Besorgnisse rege machte. Obwol nun das abenteuerliche Bündniß Napoleon's mit Persien in Finkenstein nach dem Frieden von Tilsit nicht Stand hielt und die späteren Bemühungen seines Gesandten in Teheran, General Gardanne, Persien zu einem gemeinsamen Kriegszuge gegen Indien zu bringen, scheiterten, so dienten sie doch dazu, England die Wichtigkeit dieses Landes zu zeigen, von dem aus stets die Straße der Eroberer wie des Handels nach Indien gegangen war. Es schloß 1809 einen Vertrag mit Persien, wodurch letzteres versprach, niemals einer europäischen Macht den Durchzug nach Indien oder den indischen Häfen zu gestatten, wogegen England jährliche Subsidien zahlte und zur Ausbildung der persischen Truppen Officiere sandte.

Durch diesen Vertrag erlangte Persien aber nicht die Hilfe Englands gegen Rußland, das, nachdem Kaiser Paul den von Katharina begonnenen Krieg ohne Friedensschluß abbrach, indem er sein Heer zurückberief, 1804 auf Ansuchen eines rebellischen Statthalters von Eriwan wieder in Persien eingerückt war. Als der bedrängte Schah sich um Hilfe nach Calcutta wandte, ward sie ihm abgeschlagen, da England im Frieden mit Rußland sei; später ruhte der Kampf, da Ruß-

Digitized by Google

land durch die Türkei und die europäischen Verhältnisse in Anspruch genommen war. Es versuchte vergeblich einen Frieden zu schließen, wonach Persien Georgien aufgeben und dafür auf Kosten der Pforte durch Bagdad, Bussora und Erzerum entschädigt werden sollte; schließlich vermittelte England, um des gemeinsamen Kampfes gegen Napoleon willen, selbst den Frieden von Gulistan 1813, durch den Rußland alle im Süden des Kaukasus gemachten Eroberungen behielt und das alleinige Recht Kriegsschiffe auf dem Schwarzen Meere zu halten erlangte. Indeß man hatte doch die Gefahr Rußlands für Persien erkannt und so schloß England 1814 einen neuen Vertrag mit letzterem, welcher die Subsidien erhöhte und dem Schah Englands Beistand für den Fall des Angriffs einer europäischen Macht versprach, sofern derselbe nicht durch Persien hervorgerufen sei. Um so kläglicher war es, daß, als Rußland, welches wohlweislich im Frieden die Grenze sehr unbestimmt gelassen, 1825 das persische Gockchah besetzte und Persien Englands Hilfe anrief, letzteres den casus foederis verneinte, weil Gockchah nicht bewohnt sei! So verlassen, mußte Persien im Frieden von Turkemantschai 1827 die beiden reichen Provinzen Eriwan und Nakhitchewan abtreten, sowie 20 Mill. Rubel Kriegskosten zahlen und doch hätte schon das Erscheinen einer geringen englischen Macht Rußland zum Rückzug bringen müssen, da es niemals mehr als 10,000 Mann und meist nur 5000 im Felde hatte[1]). Aber damit nicht genug, England benutzte die Noth, in die Persien durch die Contribution gebracht war, um gegen einen Vorschuß sich von seiner Verpflichtung zu Subsidien entbinden zu lassen und zahlte dann eine geringere Summe, als versprochen war, unter dem Vorwand, daß der Gesandte seine Vollmacht überschritten habe.

Eine solche Politik konnte nur den Eindruck machen, daß England Persien aufgebe, und in ihm keinen Damm mehr gegen Rußland sehe, obwol der Gedanke, daß letzteres dasselbe überrennen könne, ganz verfehlt ist; denn das dünnbevölkerte und verkümmerte Land bietet dagegen doch durch eigenartige Nationalität und Religion wie durch seine Berge und Wüsten Hindernisse, die eine europäische Macht nicht leicht überwinden wird. Die indische Regierung suchte die Beziehungen zu Persien zu verbessern, indem sie demselben 1832—33 eine ansehnliche Menge Waffen schenkte und Officiere zur Ausbildung seines Contingents sandte. Aber den Vortheil der günstigen Stimmung, den dies hervorbrachte, verlor sie wieder bei dem Thronwechsel in Teheran. England hatte Schah Futteh Ali dazu bewogen, Mohammed Mirza zum Thronerben zu bestimmen, und kein Arg darin gefunden, daß Rußland sich damit einverstanden erklärte, da die Interessen beider Mächte in Persien so sehr ähnlich seien. (!) Als aber Mohammed Khan 1834 den Thron bestieg, fand es sich, daß er im Gegensatz zu seinem Vorgänger ganz russisch war. Mac Neill, der 1836 als Gesandter nach Persien ging, um Englands Einfluß wieder herzustellen und der kurz zuvor in einer Schrift die Fortschritte Rußlands im Orient, die Nothwendigkeit betonte, Persiens Integrität zu erhalten, mußte sich bald überzeugen, daß der Schah

[1]) Wellington hatte hiervon ein Gefühl: „I think that Mr. Canning did not behave handsomely or wisely in leaving the Persians to the moderation and mercy of the Emperor Nicholas," anerkannte aber nur eine Pflicht zur Vermittelung (Despatches V, p. 117).

Digitized by Google

Englands Schutz nicht mehr wünschte. Rußland hatte sich zwar sehr feindlich, aber mächtiger als England bewiesen und war jetzt als Verbündeter bequemer, da es sich bereit zeigte, ihm zu helfen, sowol die Ruhe im Innern zu erhalten als sich für die im Westen erlittenen Verluste im Osten schadlos zu halten. Das an die Provinz Khoraſſan grenzende Fürstenthum Herat war mehr als zwei Jahrhunderte in Persiens unbestrittenem Besitz gewesen, seit dem Tode Nadir-Schahs aber stand es unter Theilfürsten nur in losem Zusammenhang mit demselben; 1829 hatte der damalige Fürst von Herat Kamran-Mirza den Schah als Oberherrn anerkannt, 1836 aber sich unabhängig erklärt. Mac Neill's Vorgänger Ellis schrieb Lord Palmerston, man könne nicht verkennen, daß Kamran seine Verpflichtungen verletzt habe und der Schah berechtigt sei, mit den Waffen sich Genugthuung zu verschaffen, andererseits aber würde eine wirkliche Ausdehnung der persischen Herrschaft in der Richtung Afghanistans mit einem Schlage den russischen Einfluß an die Schwelle Indiens führen. Mac Neill ward nun beauftragt, Alles aufzubieten, um die Besitznahme Herats durch Persien zu hindern; der Schah aber hörte begreiflicher Weise mehr auf den russischen Gesandten Graf Simonitch, der zu dem Feldzuge nicht nur rieth, sondern an ihm theilnahm und mit seinen Rathschlägen unterstützte. Um so mehr mußte sich nun die Aufmerksamkeit Englands auf die Behauptung der Unabhängigkeit Afghanistans richten. Letzteres ist ein geographischer Begriff.

Man bezeichnet damit den östlichen Theil des iranischen Tafellandes, das nach Südosten durch das Solimangebirge, im Süden durch unwirthliche Sandwüsten, im Westen durch das persische Khoraſſan begrenzt wird, im Norden scheint der südliche Arm des Hindukusch die natürliche Grenze zu bilden; doch sind nördlich davon die Gebiete von Balkh, Kulum und Kunduz seit 30 Jahren der Herrschaft des Emirs von Kabul unterworfen, dem Namen nach auch die Khanate Wakhan und Badakschan. Auch von diesen Außenwerken abgesehen, ist Afghanistan nicht von einer einheitlichen Nationalität bewohnt: Herat, Kabul und Kandahar sind durchaus von einander verschiedene Länder und auch heute nur ganz äußerlich zusammengeschweißt. Unter den verschiedenen Stämmen besteht kein Gemeingefühl. Die Bewohner des afghanischen Turkistans sind Usbeken, die übrigen zerfallen in Puschtu, was die Befreiten bedeuten soll, die Eroberer und die Parsivans, d. h. persisch Sprechenden, die in Tadschiks, Käzilbasch und Hazeras getheilt werden; die beiden letzteren sind Schiiten, die Tadschiks, Puschu und Usbeken Sunniten. Diese so in Race, Sprache und Religion geschiedenen Stämme sind bunt durcheinander gewürfelt; die Stadt Kabul wird von Parsivans aller drei Arten, der District Kabul von Tadschiks bewohnt. Die Puschtu, der kriegerischste Stamm, ist in Clans getheilt, die in beständiger Fehde miteinander liegen; ihre Häupter, die Sirdars, haben in den schwer zugänglichen Gebirgen ihre stark befestigten Burgen. Diese Verhältnisse erklären, daß das Land sich in fortwährendem Bürgerkrieg befand, von Gefühl für Vaterland und Ehre ist keine Spur zu suchen, die Afghanen sind durchweg grausam, treulos, käuflich, räuberisch.

Die große Wichtigkeit des Landes liegt darin, daß es nach Lage wie Terrainverhältnissen die Schlüsselstellung für Indien bildet. Von jeher haben die

Digitized by Google

Völker, welche Indien überschwemmten — die Hindu, die Scharen Alexander's des Großen, die Tataren, die Mongolen, die Perser — sich durch die Pässe des Solimangebirges auf die Halbinsel gestürzt, niemals war das Aufhalten der Eroberer in den Ebenen am Indus möglich. Die langgestreckte Grenze Indiens kann an einer Menge von Stellen durchbrochen werden, sobald Afghanistan in feindlichen Händen ist; es ist dagegen sehr schwer anzugreifen, wenn der Herrscher Indiens zugleich Afghanistan besitzt oder dieses wenigstens mit demselben verbündet ist, denn jeder Versuch eines Angriffs von den Ebenen des Amu-Daria und Syr-Daria müßte fehlschlagen. Afghanistan ist das strategische Bollwerk Indiens, der Indus nur der Festungsgraben, eine Stellung ähnlich der von Metz und Straßburg, die in französischen Händen seit Ludwig XIV. das Einfallsthor gegen Deutschland bildete; daher das Sprichwort in Mittelasien, daß der allein Herrscher von Indien sein kann, der vorher Herr von Kabul ist. In Afghanistan ist nun wieder Herat der wichtigste Punkt, die Hauptstation der Etappenstraße zwischen Iran und Hindostan, wo Handelscaravanen wie erobernde Armeen in einer überaus fruchtbaren Gegend Ruhe und Proviant finden. Von ihrer blühenden Umgebung hieß sie „die Stadt mit hunderttausend Gärten", das Klima ist frühlingsartig, sie bildet das Hauptglied jener Kette von Oasenstädten und Märkten, die den Verkehr zwischen Vorder- und Hinterasien vermittelt; deshalb sagt ein persisches Sprichwort, „Khorassan ist die Muschel der Welt und Herat die Perle". Noch größer ist ihre strategische Wichtigkeit; von dieser Naturfeste aus lassen sich Persien und Afghanistan beherrschen, läßt sich Indien bedrohen. Der directe Weg nach Kabul durch die Paropamisuspässe und das Land der wilden Eimars und Hazarah ist zwar nur für kleinere Abtheilungen zugänglich, die große sogenannte Königsstraße von Persien über Herat, Kandahar, Ghasna nach Kabul bietet einer Armee nirgend Schwierigkeiten dar.

Die Entfernung von letzterem Orte bis Peschauer ist kürzer als die bis Teheran, die zwischen Herat und Kandahar auf der Königsstraße beträgt nur zwei Fünftel jener Strecke; Kabul liegt um etwa 60 Meilen näher bei Herat als die persische Hauptstadt. Diese Umstände rechtfertigen es also gewiß, daß England schon damals entschiedenen Werth darauf legte, Afghanistan und speciell Herat nicht in ihm feindlichen Händen zu sehen, obwol Rußlands Grenzen von den seinigen zu jener Zeit noch durch die ganze Breite der mittelasiatischen Khanate auf der einen Seite Afghanistans, und durch das unabhängige Königreich der Sikhs auf der andern getrennt war. Lord Palmerston hatte den aggressiven Charakter der auswärtigen Politik des Kaisers Nikolaus hinreichend durchschaut. In Europa konnte er wol auf die Mitwirkung andrer Mächte rechnen, die gleichfalls ein Interesse hatten, denselben nicht zum Erben des „kranken Mannes" werden zu lassen; aber in Asien stand das Spiel anders, er sah, daß sobald der Kaukasus unterworfen sein würde, Rußland dort keinen ernsthaften Gegner mehr haben würde, bis es auf die britische Macht stoße, und er wollte ihm so bald wie möglich zeigen, daß es mit derselben zu rechnen haben werde. Aber wenn diese Einsicht und der Muth danach zu handeln Palmerston alle Ehre machten, so zeigten die Mittel, die er zu dem Zwecke ergriff, eine sehr unglückliche Hand, wie dieser Staatsmann so oft seine besten Gedanken durch

Digitized by Google

Leichtsinn und Willkür in der Ausführung verdarb. Zunächst war es verfehlt, daß er eine Sicherheit der indischen Grenze durch ein Bündniß mit Rundschit-Singh, dem Herrscher der Sikhs zu begründen dachte. Diese sind eine Secte, deren Stifter Guru in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts Islam und Braminenthum zu läutern und das Wahre in ihnen zu verbinden suchte; sie behaupteten sich in langen Kämpfen mit Hindus und Muselmännern, waren aber von beiden sehr gehaßt, besonders von letzteren. Da die Afghanen sämmtlich einem der beiden Zweige des Islam angehören, so war ein Bündniß mit dem Sikhfürsten eine schlechte Einleitung, um gute Beziehungen mit dem Herrscher von Kabul herzustellen, um so mehr als Rundschit-Singh bei der Auflösung der Afghanischen Monarchie sich Kaschmir angeeignet hatte. In Afghanistan hatte nun nach langem Bürgerkrieg ein Mitglied des großen Clans der Barakzai Dost-Mohammed sich durch seine Thatkraft zum Herrscher über das ganze Land, mit Ausnahme Herats, aufgeschwungen. Die Verbindung Englands mit Rundschit-Singh mußte ihm natürlich höchst mißliebig sein, als ein neuer General-Gouverneur Lord Auckland in Calcutta anlangte, verklagte er die gottlosen, ihn bedrohenden Shiks bei diesem. England aber fürchtete, daß, wenn sich ein energischer muselmännischer Herrscher wie Dost-Mohammed im Pendschab festsetze, alle Mohammedaner Indiens ihre Blicke auf ihn als künftigen Befreier richten würden. So redete Auckland ihm wunderlicher Weise zu, sich mit Rundschit-Singh zu vertragen, aber sandte doch den Capitän Burnes nach Kabul (1837), um ihn der guten Gesinnungen Englands zu versichern und ihn zu bewegen, sich dem beabsichtigten Einfall Persiens gegen Herat zu widersetzen. Der Emir war dazu nicht abgeneigt, aber er verlangte feste Zusicherung englischer Hilfe und diese war Burnes nicht ermächtigt zu geben. So mußte seine Sendung resultatlos bleiben; aber nicht nur dies: während seines Aufenthaltes erschien in Kabul ein russischer Agent, Capitän Vitkewitch, angeblich um commercielle Erkundigungen einzuziehen, thatsächlich um zwischen Rußland, Kabul und Persien Beziehungen anzuknüpfen. Dost-Mohammed sagte Burnes, er wünsche mit keiner Macht zu thun zu haben als mit der britischen und sei bereit, den russischen Agenten auszuweisen, wenn ihm eine Hoffnung auf englische Unterstützung bleibe. Aber Burnes konnte diese nicht versprechen; auf seine Meldung von Vitkewitch's Ankunft erwiderte der Gouverneur: er lege wenig Werth auf diese Sendung. So trat der Emir mit dem Agenten in Verbindung, der ihm eine bedeutende Subsidie zahlte und dann seine Reise in's persische Lager von Herat fortsetzte, um eine Allianz zwischen Persien und Kabul zu betreiben. England hatte inzwischen in Petersburg Beschwerde geführt über Graf Simonitch's Theilnahme an diesem Feldzug (24. Februar 1837). Graf Nesselrode erwiderte: „wenn der Gesandte so verfahren, wie die britische Regierung es behaupte, so habe er seinen Weisungen schnurstracks zuwider gehandelt, es werde wol ein Irrthum vorliegen, die russische Regierung sei mit der britischen ganz einig darin, daß sie die Maßregeln des persischen Monarchen höchst unpolitisch finde." Als aber Simonitch sich in seinem Vorgehen nicht stören ließ, erwiderte der russische Kanzler auf eine erneute Interpellation, Persien habe bei seinem Angriff auf Herat zwar das Recht auf seiner Seite gehabt, aber Rußland habe Alles gethan, davon abzurathen (!);

Digitized by Google

die Theilnahme des Grafen Simonitch sei eine solche, wie sie in ähnlichem Nothstand (!) ein englischer Militär einem befreundeten Herrscher auch nicht geweigert haben würde, aber er gebe zu, daß England berechtigt sei, hierüber Klage zu führen und deshalb sei der Graf abberufen (20. November 1838). Derselbe hatte inzwischen seine Arbeit gethan, er hatte den im April d. J. von Mac Neill zwischen dem Fürsten von Herat und dem Schah eingeleiteten Vergleich rückgängig gemacht und wenn er geopfert ward, so geschah dies, weil England inzwischen endlich gehandelt hatte. Es erklärte dem Schah, daß es die Belagerung Herats als eine feindliche Demonstration gegen Indien betrachte, und forderte ihn auf, dieselbe aufzuheben, widrigenfalls es selbst einschreiten werde. Gleichzeitig ward zur Unterstützung dieser Forderung eine Flotille in den persischen Meerbusen gesandt, welche die Insel Karak und später auch Buschir besetzte. Es mag zweifelhaft sein, ob diese Maßregel geboten war, da die Vertheidigung der Festung von dem englischen Lieutenant Pottinger so geschickt geleitet und die Belagerung so unglücklich geführt ward, daß sie auch ohne Englands Einschreiten hätte aufgehoben werden müssen. Der Schah benutzte letzteres, um in einer Proclamation England allein den Mißerfolg zuzuschreiben; nur in Berücksichtigung der Interessen seines Landes ziehe er sich zurück, weil er der britischen Macht nicht widerstehen könne.

Rußlands Absicht, England und Persien zu entfremden, letzteres in seine Arme zu drängen, und so sein Ansehen in Asien zu stärken, war vollkommen erreicht. Es handelte dabei in ganz richtiger Berechnung. Fiel Herat, so mußte Kandahar folgen und der russische Einfluß ward bis an die Schwelle Indiens gebracht; wenn dagegen England einschritt, um Herat zu retten, so verfeindete es sich gründlich nicht nur mit dem Schah, sondern mit Persien als Nation: den Persern stand es fest, daß sie nicht von den Afghanen vor Herat besiegt, sondern durch England gezwungen, abgezogen seien.

Aber nicht genug mit diesem Fehler: in dem fieberhaften Bestreben, die frühere Unthätigkeit gut zu machen, und Angesichts der Unternehmung Perowski's gegen Khiva, deren Ziel, wie das Manifest sagte, war „den Einfluß in jenem Theile Asiens zu stärken, auf den Rußland ein Recht habe", sollte ein großer Schlag geführt werden, um, wie Lord Auckland sagte, einen dauerhaften Damm gegen aggressive Pläne auf die indische Nordwestgrenze zu errichten, indem man dort eine starke, freundlich gesinnte Macht schuf. Burnes empfahl noch nach seiner Rückkehr ein Bündniß mit Dost-Mohammed, von dessen großen Fähigkeiten er sich überzeugt hatte; aber dazu hätte gehört, daß man das Bündniß mit Rundschit-Singh aufgab. Das wollte man nicht, sah vielmehr zu, wie dieser einen Einfall in Afghanistan machte und so kam man trotz der Warnungen von Burnes, der jede Intervention gegen Dost-Mohammed als eine sehr zweifelhafte Politik bezeichnete, auf den unglücklichen Gedanken, die Barakzai-Dynastie zu vernichten und im Verein mit dem Sikh-Fürsten einen unfähigen Prätendenten des frühern Durani-Hauses, Schah Schudschah, der schon seit 1809 als Flüchtling in Indien lebte, als Herrscher von Kabul einzusetzen, um dort einen zuverlässigen Verbündeten zu haben.

Der tragische Ausgang dieses politisch ganz verfehlten Unternehmens, für

Digitized by Google

das vor allem Palmerston verantwortlich ist[1]), hat ziemlich allgemein die Ansicht verbreitet, daß Afghanistan auch an und für sich allein ein für England zu fürchtender Gegner sei. Diese Auffassung ist, was die militärische Frage betrifft, nicht begründet. Obwol Rundschit-Singh seinen Verbündeten keineswegs den Durchzug durch sein Gebiet gestattete, vielmehr die Engländer mit dem ganzen ungeheuren Troß einer indischen Armee durch die unwegsamen Gebirgspässe eindringen mußten, nahmen sie mit verhältnißmäßig geringen Streitkräften und noch geringeren Verlusten nach einander in etwas über drei Monaten Kandahar, Ghazna und Kabul. Endlich am 3. November 1840, nach einem unentschiedenen Treffen, gab Dost-Mohammed, an weiterem Widerstande verzweifelnd, sich freiwillig gefangen. Aber verblendet durch den leichten Triumph ließ man den größten Theil der Armee nach Indien zurückkehren und richtete sich mit geringer Macht häuslich ein; bald brachen Aufstände im Lande aus, gegen welche fliegende Colonnen geschickt werden mußten, am 2. November 1841 fand in Kabul eine allgemeine Erhebung statt, die englische Besatzung von Kabul lag hauptsächlich in Vorstädten, die nach allen Seiten von Hügeln und Forts umgeben waren, von denen die Cantonnements beschossen werden konnten. Die Lebensmittel befanden sich in einem etwas entfernten Fort, das nur von 100 Mann besetzt war, General Elphinstone versäumte dasselbe rechtzeitig zu entsetzen und sah sich bald dem Mangel preis gegeben. Nun begannen die Verhandlungen mit den Afghanen über freien Abzug, bei denen gleich Anfangs der englische Resident Mac Naghten ermordet ward, nachdem schon ein gleiches Schicksal Burnes getroffen hatte. Am 6. Januar ward der Ausmarsch angetreten, nachdem man sich den demüthigensten Bedingungen gefügt hatte, welche sofort von den Afghanen gebrochen wurden. Umschwärmt von dem tückischen Feinde, der blindlings in die Massen feuerte, löste sich schon am ersten Tage die militärische Ordnung; die den unentbehrlichen Proviant tragenden Kameele fielen rasch dem eisigen Klima zum Opfer, dann erlagen demselben die das Gros des Heeres bildenden, der Kälte völlig ungewöhnten Sepoys, und wenige Tage darauf fiel der durch Mangel an Nahrung und furchtbaren Strapazen erschöpfte europäische Rest den verrätherischen Ueberfällen der Bergstämme. Nur ein einziger Arzt erreichte Dschellalabad, um das Ende des Zuges gegen Kabul zu verkünden. Die kleinen englischen Garnisonen aber in Kandahar und Dschellalabad behaupteten sich heldenmüthig gegen alle Angriffe der ungeheuern Uebermacht, die auf die Nachricht vom Untergang der Kabul-Colonne von allen Seiten zusammengeströmt war, bis im nächsten Frühjahr ein neues englisches Heer sie entsetzte und nach scharfen Kämpfen Kabul nochmals einnahm. Vier Wochen lang hielten sich die Engländer hier auf, dann zogen sie sich zurück, setzten, nachdem inzwischen der schwache Schah Sudschah ermordet war, Dost-Mohammed in Freiheit und anerkannten ihn als Emir von Kabul.

Die Politik Englands in dieser Frage war eine Kette von Fehlern. „Wir

[1]) Es ist deshalb begreiflich, daß sein Biograph Lord Dalling über dasselbe mit wenigen Bemerkungen weggleitet, zumal Palmerston selbst nicht leugnen konnte, daß er die Depeschen Burnes' verstümmelt, so daß es schien, als ob dieser Dinge gebilligt, gegen die er protestirt hatte.

Digitized by Google

bekriegten Kabul," schrieb Lord Ellenborough (16. Mai 1842), „um einen einflußvollen Häuptling zu entfernen, der es verstand, die Stämme zu vereinigen, ein Heer zu bilden und Ordnung zu bewahren." Man führte dann durch Unentschlossenheit und Mangel an Einsicht eine Katastrophe herbei, welche zum ersten Male dem britischen Ansehen in Asien einen schweren Stoß gab, und dies ward nicht durch den zweiten Feldzug gut gemacht. Lord Ellenborough fand sogar, daß gleich nach dem ersten Erfolge die militärische Ehre wiederhergestellt sei, und trieb zum Rückzug; nur die energischen Vorstellungen des tapfern Generals Pollock und das Drängen der öffentlichen Meinung bewogen ihn, dem Ersteren freiere Hand zu geben. Aber viel zu rasch ließ er dann Kabul wieder räumen, laut seiner Proclamation aus Simla, „im Namen einer friedfertigen und erhaltenden Politik, die mit den Grenzen sich begnüge, welche die Natur selbst dem indischen Reiche scheine angewiesen zu haben". Das war ein vortreffliches Argument, das Abenteuer gegen Kabul zu unterlassen, nicht das Land so rasch wieder zu verlassen, das damals militärisch ganz in Englands Hand war. Hätte man es ein Jahr besetzt gehalten und sich dann nach einem vortheilhaften Vertrage mit Dost-Mohammed zurückgezogen, so wäre der Eindruck der Katastrophe gemildert. So unternommen, galt der Rückzug den Asiaten, die nichts als die Macht kennen, als ein Beweis der Schwäche, wie das Massacre als ein Beweis, daß Engländer von Asiaten besiegt werden können. Unmittelbar darauf erhoben sich die Emirs von Sind gegen England, dann die Sikhs. Diese Kämpfe führten zur Einverleibung des Pendschabs, Sinds und Audhs; durch Vertrag vom 16. März 1846 stellte sich der Maharadscha von Kaschmir unter englische Oberherrlichkeit.

III.

Während so im Laufe der vierziger Jahre England sein indisches Reich bis zum Hindukusch vorschob und Rußland in oben erwähnter Weise seinen Weg durch die Steppe bahnte, herrschte in Mittel-Asien verhältnißmäßige Ruhe. England enthielt sich namentlich jeder Verbindung mit Afghanistan; erst, als 1852 der schwache Nachfolger Yar Mohammed Khans, der bisher die Unabhängigkeit Herats behauptet, um sich zu halten Persiens Hilfe anrief und selbst dem Schah anbot seine Oberhoheit anzuerkennen, nöthigte England Persien, sich durch Vertrag zu verpflichten, keine Truppen gegen Herat zu senden, so lange dasselbe nicht von Osten angegriffen werde, und sich nicht in seine inneren Angelegenheiten zu mischen. Diese Intervention, ohne die Herat unzweifelhaft persisch geworden wäre, da Dost-Mohammed damals nicht daran dachte, das lang entfremdete Land zu besetzen, war von sehr zweifelhafter Politik; von russischer Aufreizung konnte diesmal keine Rede sein, es konnte daher auch nicht im Interesse Englands liegen, Herats Unabhängigkeit gegen dessen Wunsch zu behaupten und Persiens Mißwollen neu zu erregen. Ein gestärktes, freundlich gesinntes Persien wäre gegen Rußland nützlicher gewesen, als ein schwaches, unabhängiges Herat; und wurde letzteres jemals für Indien gefährlich, so war es viel leichter, dies zu hindern, wenn es im persischen Besitz war, indem man auf den Schah durch Operationen im Persischen Meerbusen wie 1838 einen Druck übte, als nochmals eine Armee

Digitized by Google

durch die Pässe zu schicken. Die Intervention hatte die Folge, daß der Schah mit sehr ungünstigen Gesinnungen für England in den Krimmkrieg trat, und wenn es auch Rußland nicht gelang, denselben zu einer Allianz zu bewegen, so verhinderte die schwache Politik Englands doch ebenso wol, daß er auf dessen Seite trat. Die persische Regierung mußte erwarten, daß, wenn England wirksam Rußlands Macht in Asien schwächen wollte, es hinreichend Streitkräfte nach Mingrelien hätte werfen und sich mit Schamyl zur Insurgirung des Kaukasus verbinden müssen; in solchem Falle wäre Persien bei gehörigen Subsidien gewiß nicht abgeneigt gewesen, mit England zu gehen, um Eriwan wiederzugewinnen. Als es aber sah, daß man Asien ganz vernachlässigte, Kars fallen ließ und der ganze Kampf sich schließlich auf die Belagerung von Sebastopol und die Integrität der ihm verhaßten Türkei beschränkte, war es geneigt, gering von der englischen Macht zu denken und wandte seine Blicke wieder auf Herat. Diese Politik beunruhigte Dost-Mohammed, welcher Kandahar in Besitz genommen, er machte England Eröffnungen, die am 30. März 1855 zu einem förmlichen Bündniß führten. Danach soll dauernder Friede und Freundschaft zwischen der Ostindischen Gesellschaft und dem Emir von Kabul, seinen Erben und Nachfolgern sein; erstere verspricht die nun im Besitz desselben befindlichen Gebiete zu achten und sich niemals in dieselben einzumischen, der Emir verspricht dasselbe für Indien, zugleich aber der Freund der Freunde und der Feind der Feinde der Gesellschaft zu sein. Als nun in Folge der persischen Intriguen der englische Gesandte zu Ende d. J. seine Beziehungen zu der Regierung abbrach, diese aber ein Heer gegen Herat sandte, welches nach verschiedenen Wechselfällen in Besitz der Festung gelangte, erklärte England Persien den Krieg und schloß ein neues Bündniß mit Dost-Mohammed (26. Januar 1857) für die Dauer des Krieges, um ihm zu helfen sein gegenwärtiges Gebiet von Balkh, Kabul und Kandahar zu vertheidigen. Er empfing zu dem Ende monatlich eine Lak Rupien (200,000 Mark) und machte sich verbindlich 18,000 Mann zu stellen. Britische Officiere sollten darüber wachen, daß die Subsidien für die beabsichtigten militärischen Zwecke verwendet würden, sich aber nicht in die innern Angelegenheiten des Landes mischen dürfen und mit Aufhören der Subsidien zurückgezogen werden.

Der Vertrag von 1855 wurde bestätigt, und der Emir versprach der britischen Regierung alle Eröffnungen mitzutheilen, die er von Persien oder dessen Verbündeten empfange. Wirkliche Hilfe erhielt England von Dost-Mohammed nicht, weil sehr bald darauf der Krieg durch den Frieden von Paris (4. März 1857) beendet wurde, der Persien verpflichtete, alle Truppen vom Gebiete Herats zurückzuziehen, allen Ansprüchen auf dasselbe zu entsagen, und sich nicht in dessen Angelegenheiten sowie die Afghanistans zu mischen. Obwol diese Bedingungen in sofern milde waren, als England von Persien, das nach der Besetzung von Buschir wehrlos war, keine weitern Opfer für die Kriegskosten forderte, so machte es sich doch dasselbe durch die Dost-Mohammed gewährten Subsidien auf's Neue gründlich zum Feinde. Andrerseits aber gewann es an dem Emir einen Verbündeten, dessen streng neutrale Haltung während des gleich darauf ausbrechenden indischen Aufstandes von der entscheidensten Wichtigkeit war. Daß bei demselben russische Einflüsse von langer Hand thätig waren, kann schwerlich be-

Digitized by Google

zweifelt werden, wenn man General Duhamel's Denkschrift von 1855 über die Invasion Indiens in Betracht zieht. Glücklicher Weise für England erfolgte der Ausbruch verspätet, weil eben die Bevölkerungen auf jenem ungeheuren Gebiete nicht so leicht nach einer ausgegebenen Losung innerhalb bestimmter Frist in Bewegung gesetzt werden konnten. In Herat herrschte seit 1857 ein Neffe Dost-Mohammed's, Achmed Khan, der aber mit seinem Oheim verfeindet war und sich als Vasall Persiens benahm, 1862 kam es zwischen beiden zum Krieg, der Emir nahm Herat ein, starb aber 90jährig, ohne es betreten zu haben (9. Juni 1863).

Die Ernennung seines Sohnes Schir-Ali zu seinem Nachfolger war von ihm 1858 England notificirt und von demselben anerkannt. Als dieser nun seinen Regierungsantritt anzeigte und dringend eine rasche, freundliche Antwort begehrte, ließ man ihn sechs Monate warten und gab schließlich die Anerkennung in der kühlsten officiellen Form, das Anerbieten eines neuen Freundschaftsvertrags wurde mit dem Bemerken abgelehnt, daß der Vertrag von 1855 noch in Kraft sei und allen Bedürfnissen genüge. Damit nicht genug; als Schir-Ali durch die Empörung seiner Brüder Afzul und Azim in Bedrängniß gerieth, weigerte sich die vicekönigliche Regierung nicht nur ihm zu helfen, sondern anerkannte jene Gegner als de facto Herrscher von Kabul und Kandahar. Dies war die vielberufne Politik der „meisterlichen Unthätigkeit" von Sir John Lawrence, welcher durch peinliche Vermeidung jeder Intervention glaubte das Verhältniß von England zu Afghanistan auf demselben Fuß erhalten zu können, thatsächlich aber dasselbe auf das Ernsteste gefährdete. Schir-Ali war natürlich auf das Höchste über diese Behandlung erbittert und es konnte ihm kaum mehr Achtung abnöthigen, daß, nachdem er seine Nebenbuhler beseitigt, der Vicekönig seine Enthaltsamkeit aufgab und ihm, dem man in der Noth jede Hilfe verweigert, bedeutende Subsidien an Geld und Waffen anbot. Indeß das Vordringen Rußlands in Turkestan, das seinen feindlichen Brüdern Asyl gab, ließ ihn seinen Groll über das Vergangene zurückdrängen und als Lord Mayo Sir John Lawrence folgte, that er Schritte zu einer Verständigung mit England.

Eine persönliche Begegnung fand Ende März 1869 in Amballa statt. Bei derselben zeigte sich es freilich, daß, wenn man beiderseits eine Annäherung wünschte, diese doch von jedem Theile verschieden aufgefaßt wurde. Der Emir wünschte eine Defensiv- und Offensivallianz, welche ihm Schutz gegen russische Angriffe und erneuete innere Wirren gewähren sollte, indem sie ihm eine Garantie für die Thronfolge des Sohnes, den er ernennen würde, böte; er war dafür bereit, britische Agenten überall außer Kabul zuzulassen, ja selbst die Grenzfestungen durch britische Truppen besetzen zu lassen. Lord Mayo dagegen wollte keine Verpflichtung übernehmen, den Emir irgend wie mit den Waffen nach Außen oder Innen zu unterstützen, und lehnte sogar eine feste jährliche Subsidie ab. Er verstand sich nur zu der schriftlichen Erklärung, daß „die britische Regierung mit ernstem Mißfallen jeden Versuch seitens seiner Nebenbuhler, seine Stellung zu stören, sehen werde", ihm wirksamen Beistand in Form von Geld und Waffen nach den Umständen und dem Befinden der indischen Verwaltung zeitweise gewähren und jede Vorstellung, welche er machen würde, in achtungsvolle Erwägung ziehen werde. Wäre man auf Schir-Ali's

Digitized by Google

Wünsche damals eingegangen, so hätte man einen festen Bundesgenossen an ihm gehabt und die Allianz allein würde seine Herrschaft so gestärkt haben, daß eine wirkliche Intervention zu ihrem Schutz nicht nothwendig geworden wäre. Indem man ihn, abgesehen von einem ansehnlichen Geschenk an Waffen, mit allgemeinen Ausdrücken und Hoffnungen abspeiste, erreichte man thatsächlich nichts, als augenblicklich leibliche Beziehungen herzustellen. Ja, dem Friedensfanatismus des inzwischen an's Ruder gekommenen Ministeriums Gladstone, war Lord Mayo schon zu weit gegangen und man wies ihn an, zu erklären, daß Schir-Ali in keiner Weise auf Englands bewaffnete Unterstützung rechnen dürfe. Dagegen ließ man sich in eine lange Unterhandlung mit Rußland über eine neutrale Zone zwischen den Gebieten beider Mächte in Asien ein, welche schief angefangen, schließlich zu gar keinem practischen Resultat führte. Ein solches war nur zu erreichen, wenn beide Staaten sich verbanden, die zwischen ihnen liegenden Gebiete gleichmäßig als unabhängig und neutral zu behandeln, so daß Rußland sich so wenig in die Angelegenheiten Khokands, Bocharas und Khivas hätte mischen dürfen, wie England in die Khelats und Afghanistans. Dies durchzuführen aber war unmöglich, da Rußland das Protectorat über Khokand und Bochara behauptete und ebenso die indische Regierung bemerkte, daß für die vertragsmäßigen Beziehungen Englands zu Afghanistan der Ausdruck „Neutralität" im eigentlichen Sinne gar nicht passe. Fürst Gortchakoff bezeichnete denn auch viel richtiger das zu erstrebende Ziel als „une certaine zone intermédiaire destinée à préserver les possessions des deux Empires en Asie de tout contact", ging aber davon aus, daß Rußlands Actionsgebiet sich jedenfalls bis zum Amu-Daria erstrecke; ja er wollte diesen, den Lord Clarendon, bei seiner Zusammenkunft mit ihm in Heidelberg, als die wünschenswertheste Grenzlinie bezeichnete, nicht annehmen, da der Emir von Bochara ein Gebiet südlich von derselben beanspruche, und schlug statt dessen die Nordgrenze von Afghanistan vor, womit das Recht Rußlands anerkannt wäre, bis an dieselbe vorzugehen. Die Verhandlung drehte sich nur noch darum, welches jene Nordgrenze sei, indem England behauptete, daß die Khanate von Badakschan und Wakhan zu Afghanistan gehörten, und Rußland dies bestritt, obwol bocharische Gesandte, die in Petersburg anwesend waren, selbst anerkannten, daß seit der Einnahme von Herat durch Dost-Mohammed Badakschan dem Emir von Kabul zinspflichtig sei und Bochara keine Macht über jenes Gebiet habe. Rußland schob die Ansprüche Bocharas überhaupt nur vor, weil die große Handelsstraße von West- nach Mittelasien stets durch Badakschan und Wakhan ging, und es dieselbe nicht unter englischen Einfluß fallen lassen wollte. Nachdem jahrelang über diesen Punkt Depeschen und Denkschriften gewechselt waren, erklärte Rußland sich bereit, obwol es sich von der Richtigkeit der Behauptung Englands nicht habe überzeugen können, als acte de courtoisie zuzugeben, daß jene beiden Khanate zu Afghanistan gehörten, bemerkte aber, daß England sich damit verbindlich mache, seinen ganzen Einfluß auf Schir-Ali zu üben, um ihn in einer friedlichen Stellung zu erhalten (31. Januar 1873): eine Klausel, die gar keinen Zweck hatte, da der Emir an nichts weniger dachte, als die unter Rußlands Einfluß stehenden Khanate anzugreifen. Gladstone wies allerdings die Auslegung zurück, als ob damit England dafür

Digitized by Google

verantwortlich werde, denselben ruhig zu halten; die Verbindlichkeit beziehe sich nur auf den moralischen Einfluß, den Rußland und England im Osten besäßen. Rußland verspreche, diesen in Afghanistan gar nicht, England in friedlichem Sinne zu üben (23. April 1873), worauf die „Petersburger Zeitung" bemerkte (30. Juni), daß, wenn England sich danach freie Hand behalten habe, dies auch für Rußland gelte. Die ganze Idee dieser Unterhandlung war verfehlt; wenn es zu einem wirklichen Vertrage gekommen wäre, so würde derselbe nur eine Quelle von Streitigkeiten geworden sein.

Wie es mit der Versicherung Gortchakoff's in Heidelberg stand, daß sein Gebieter jede weitere Ausdehnung als Schwächung betrachte, zeigte gleich darauf das Vorgehen Rußlands gegen Khiva. Von demselben war schon zu Anfang der Unterhandlungen über die neutrale Zone die Rede gewesen, indem Baron Brunnow bemerkte, daß die Grenzlinie des Amu-Daria einen Theil des Gebietes von Khiva einschließen und somit Rußland hindern würde, den Khan für Mißhandlungen russischer Unterthanen zu bestrafen. Diese Bemerkung war um so auffallender, als Rußland damals keinerlei Grund hatte, sich über den Khan zu beschweren, welcher sich vielmehr bei den Expeditionen gegen Khokand und Bochara durchaus neutral verhalten und alle Aufforderungen Mozaffer's, mit ihm gemeinsame Sache gegen die Feinde des Glaubens zu machen, abgelehnt hatte. Lord Clarendon gab das Recht des Czaren zu, dies zu thun, aber fügte hinzu, daß Rußland sich in solchem Falle wieder zurückziehen müsse, sobald es Genugthuung erhalten habe. Bald darauf (Ende November 1869) kam die Kunde, daß 1500 Mann von der kaukasischen Armee von Petrovsk nach der Krasnovodsk-Bucht an der Ostküste des Kaspischen Meeres gegangen seien. Auf eine desfallsige Anfrage des englischen Gesandten in Petersburg, erwiderte der Kanzler, es sei keine Rede von einer militärischen Expedition gegen Khiva, er werde überhaupt keiner weiteren Ausdehnung des Reiches zustimmen; das ganze Unternehmen, welches ihm übrigens nur unvollkommen bekannt, sei rein commerziell, um eine kürzere Karavanenstraße nach Central-Asien zu eröffnen, als Ausgangspunkt hierfür solle eine Factorei angelegt werden, welche natürlich durch eine kleine bewaffnete Macht geschützt werden müsse. Diese Erklärung war ziemlich auffallend, da durch jene östlich von Krasnovodsk liegenden unwirthbaren, von den Turkmenen unsicher gemachten Steppen keine wirkliche Handelsstraße gehen kann. Gleichwol wurde sie auf erneuerte Anfragen Englands wie Persiens stets wiederholt, dann hieß es, man müsse die Turkmenen für ihre Räubereien züchtigen, nach einiger Zeit gab man zu, es sei ein Zug gegen Khiva in Betracht gezogen, um dem Khan Achtung vor den russischen Karavanen beizubringen, aber die Sache sei wieder aufgegeben; endlich, nachdem die Russen von Krasnovodsk langsam vorgerückt und die benachbarten Turkmenen unterworfen waren, verlangte man vom Khan Mitwirkung, um eine Handelsstraße durch sein Gebiet zu legen. Begreiflicherweise betrachtete derselbe dies als gefährlich für seine Unabhängigkeit und antwortete nicht; dies Schweigen ward als eine absichtliche Beleidigung erklärt, und als er sich mit benachbarten Kirghisen, welche fünfzig Russen gefangen genommen, wegen gemeinsamer Vertheidigung in Benehmen setzte, war sein Maß voll. Graf Schuwaloff erklärte nun im Januar 1873 in London, es

Digitized by Google

sei allerdings nothwendig geworden, den Khan für seine Räubereien zu bestrafen und russische Unterthanen für die Zukunft davor zu bewahren; die Expedition werde jedoch nur aus 4½ Bataillonen bestehen, und „nicht allein liege es dem Kaiser fern, Besitz von Khiva zu nehmen, sondern positive Befehle seien gegeben, dieselbe zu verhindern, so daß die zu erzwingenden Bedingungen in keiner Weise zu einer verlängerten Besetzung von Khiva führen sollten".

Die 4½ Bataillone entwickelten sich alsobald zu einem Corps von 10,000 Mann mit 40 Kanonen. Am 10. Juni fiel Khiva; in dem Vertrage, den General Kaufmann dem Khan aufnöthigte, mußte derselbe sich als ergebener Diener des Czaren erklären, allen Beziehungen zu den benachbarten Herrschern, sowie jeder Unternehmung gegen dieselben entsagen, Rußland das ganze rechte Ufer des Amu-Daria abtreten, wodurch Khiva von Bochara getrennt ward und sich zu der enormen Kriegscontribution von 2 Millionen Rubeln in 19 Raten verpflichten, die das arme Land gar nicht aufbringen konnte. Die Westgrenze wurde absichtlich nicht festgestellt, um dem transkaspischen Militärgouvernement freie Hand zu lassen; praktisch war damit Khiva russisch.

Dieser offene Bruch feierlicher Zusagen rief in England große Empörung hervor. Russischer Seits wußte man nur vorzubringen, daß die militärische Nothwendigkeit alle Rücksichten habe zurückdrängen müssen; der Kaiser würde den Vertrag gern für ungültig erklärt haben, aber General Kaufmann habe unbeschränkte Vollmacht gehabt, deshalb nicht auf Ratification des Vertrages zu warten brauchen, und habe denselben daher sofort in der „Turkestaner Zeitung" veröffentlicht, weshalb er nicht rückgängig gemacht werden könne. Lord Granville bemerkte auf die Mittheilung des Friedensvertrags in etwas ironischer Weise (7. Januar 1864): „J. M. Regierung sehe keinen praktischen Vortheil darin, zu eingehend zu prüfen, inwiefern diese Bestimmungen genau mit den Zusicherungen in Einklang ständen, welche Graf Schuwaloff über die Absichten gegeben, mit denen die Expedition unternommen wurde." Aber seltsamer Weise erbat er sich nach dieser drastischen Erfahrung über den Werth russischer Versprechungen die Zusage, daß Rußland nicht, wie verlaute, abermals weiter gehen werde, um Merv zu nehmen und die turkmenischen Stämme zu unterwerfen, da diese dann in Herat Zuflucht suchen und somit sich Verwickelungen mit Afghanistan ergeben könnten. Fürst Gortchakoff erwiderte trocken, die Sache scheine ihm vollkommen in Ordnung, er wiederhole die positive Zusicherung, daß das kaiserliche Cabinet Afghanistan als gänzlich außerhalb der Sphäre seiner Action liegend betrachte; was die Turkmenen betreffe, so habe es gegenwärtig keine Absicht gegen dieselben vorzugehen, wenn aber diese unruhigen Stämme Angriffe oder Räubereien begehen sollten, werde man genöthigt sein, sie zu bestrafen.

Diese Ereignisse mußten naturgemäß großen Eindruck auf Schir-Ali machen; er war auf's Neue sehr verstimmt gegen England, das in dem Art. 6 des Vertrages von 1857 mit Persien die unbequeme Verpflichtung übernommen hatte, Grenzstreitigkeiten des Letztern mit Afghanistan durch Schiedsspruch zu schlichten. Demgemäß hatte General Goldsmid den größten Theil der von beiden Theilen beanspruchten Provinz Seistan Persien zugesprochen, der Emir war hiermit sehr unzufrieden, obwol die Entscheidung gewiß richtig war, da die Bewohner

Digitized by Google

jenes Gebiets rein persisch sind. Er suchte aber gleichwol eine neue Verständigung mit dem damaligen Vicekönig Lord Northbrook nach, der im Mai 1872 dem ermordeten Lord Mayo gefolgt war, und sandte zu dem Zweck im September einen Vertrauten Syud Nur Mohammed Schah nach Simla. Derselbe setzte auseinander, daß das rasche Vordringen der Russen in Mittelasien die größesten Befürchtungen in den Gemüthern des afghanischen Volkes hervorgerufen hätten; was auch die Versicherungen der Russen sein möchten und wie oft sie wiederholt würden, so könne man kein Vertrauen auf dieselben setzen und würde nur beruhigt sein, wenn man fest auf die Hilfe Englands zählen dürfe, so daß dasselbe den Angreifer als Feind behandeln würde. Lord Northbrook, der dem Emir bereits 2 Lak Rupien gesandt, versprach ihm noch 10 und 5000 Gewehre, erklärte aber, seine Befürchtung eines russischen Angriffs nicht theilen zu können; jedenfalls liege kein Grund für kostspielige Vorbereitungen gegen einen solchen vor. Sollte überhaupt ein Angriff von Außen zu befürchten sein und es Englands Einfluß nicht gelingen, denselben abzuwenden, so werde die britische Regierung wahrscheinlich dem Emir wirksamen Beistand leisten, den Eindringling zurückzutreiben. Dagegen sei es wünschenswerth, daß britische Officiere genau die Nord- und Westgrenze prüften und dem Emir persönlich Vorschläge machten über die Maßregeln, welche zu ihrer Sicherung zu ergreifen seien.[1])

Diese allgemeinen Zusicherungen befriedigten Schir-Ali keineswegs; er erwiderte einigermaßen ironisch in einem Schreiben an den Vicekönig (Nov. 13): „Ew. Excellenz freundschaftliche Erklärung, daß Sie gegen mich dieselbe Politik einhalten wollen, welche von Lord Lawrence und Lord Mayo befolgt ward, war mir sehr angenehm. Aber mein Freund, wenn die Sache so steht, so war es nicht nöthig alle diese Unterhaltungen mit Syud Nur in Simla zu haben. Das Abkommen von Amballa war ganz ausreichend." Auf den Wunsch der Inspection der Grenze durch britische Officiere antwortete er gar nicht, schlug dagegen die für Oberst Baker nachgesuchte Durchreise durch Kabul nach Teheran einfach ab. Der Emir gab eben England auf; er war überzeugt, daß schließlich ein Zusammenstoß zwischen demselben und Rußland in Mittelasien stattfinden und er auf die eine oder die andere Seite treten müsse; England wollte ihn nicht unbedingt stützen, so blieb nur übrig, sich gut mit Rußland zu stellen, und vielleicht dachte er dabei besser zu fahren, da letzteres ihn unter weniger wirksamer Controle halten würde als England und er bei einem gemeinsamen Angriff auf Indien Aussicht auf Beute und Landerwerb hatte. Genug, er begann sich durch Briefe und Gesandte in Verbindung mit General Kaufmann zu setzen, wovon dieser schlaue Kenner der asiatischen Verhältnisse bestens Vortheil zu ziehen verstand. Die Verhältnisse entwickelten sich nun rasch zum Schlechteren; dem

[1]) Vgl. Correspondence resp. the relations betw. the British Govt and that of Afghanistan since the accession of Shere Ali. p. 109. Die Regierung zeigte sich stets ängstlich bemüht, den Vicekönig zu warnen, daß er nicht zu viel verspreche. Der indische Staatssecretär, Herzog v. Argyll, telegraphirt nach Simla: „Cabinet thinks you should inform Amir that we do not at all share his alarm and consider there is no cause for it, great caution is necessary in assuring him of material assistance, which may raise undue and unfounded expectation."

Digitized by Google

Mr. Forsyth, der von Kaschgar über Kabul nach Indien zurückkehren wollte, wurde dies unter nichtigen Vorwänden abgeschlagen. Schir-Ali hatte seinen ältesten Sohn Jakub Khan, der als Statthalter in Herat regierte, zu seinem Nachfolger ernannt, später aber diese Ernennung aufgehoben und seinen jüngern Sohn Abdullah-Djân eingesetzt, dann Jakub, der sich dem nicht fügen wollte, unter Zusicherung freien Geleites nach Kabul gelockt und gefangen gesetzt. Lord Northbrook fand sich bewogen, dem Emir darüber eine moralische Vorlesung zu halten und durch seinen Agenten in Kabul erklären zu lassen, er hoffe, diese Nachricht sei nicht wahr, und der Emir werde die Bedingungen einhalten, unter denen Jakub nach Kabul gekommen. Schir-Ali erwiderte, alle Religionen verurtheilten einen Sohn, der sich gegen seinen Vater empöre; über solche Streitigkeiten sollten Fremde einen Schleier breiten, sie böten keinen Raum zur Einmischung Andrer, er verstehe nicht, was die Botschaft, welche die britische Regierung in einer Privatsache zwischen Vater und Sohn an ihn gerichtet, mit den Interessen Afghanistans zu thun habe. General Kaufmann dagegen beglückwünschte den Emir, diesen Absalon unschädlich gemacht zu haben, und ließ zugleich Abdullah-Djân feierlich begrüßen, so daß Schir-Ali bemerkte, die Engländer schienen die Söhne gegen die Väter zu unterstützen, die Russen die Autorität der Väter über ihre Söhne aufrecht zu halten. Lord Northbrook beging ferner den Etikettenfehler, mit dem Mir von Wakhan, den England selbst als Vasallen Kabuls anerkannt, in unmittelbare Verhandlung zu treten, während Kaufmann streng daran festhielt mit afghanischen Lehensfürsten nur durch Schir-Ali's Vermittelung Beziehungen anzuknüpfen.

So standen die Dinge, als das Ministerium Gladstone fiel, das durch seine schwache Politik Schir-Ali entfremdet hatte: er wünschte sich in Englands Arme zu werfen, man wies ihn zurück; er verlangte Schutz und Unterstützung, man anerkannte seine Unabhängigkeit; für ihn war das Vorrücken Rußlands eine furchtbare Wirklichkeit, man erwiderte ihm, es sei ein böser Traum, und verwies ihn auf eine Versprechung Gortchakoff's, die weit unbestimmter war als die für Khiva gegebene[1]). Der Emir konnte diese Politik der „meisterlichen Unthätigkeit", welche die Vortheile, die er ihr selbst anbot, ablehnte, nicht anders verstehen, als daß England Rußlands Macht fürchte, weil dieses der Stärkere sei, und für einen Orientalen verstand es sich daher von selbst, daß er auf die Seite des Stärkeren trete; er wies erneuerte Subsidien des Vicekönigs zurück und hielt den englischen Agenten in Kabul unter strenger Aufsicht.

Es war daher offenbar schon zu spät, als der neue indische Staatssecretär, Lord Salisbury versuchte, die Beziehungen zu Afghanistan in eine bessere Lage zu bringen, um so mehr, als er die Sache sehr am unrechten Ende auffaßte. Er schrieb nämlich dem Vicekönig Anfang 1875, die Lage scheine ihm ziemlich ernst zu sein, ein Hauptmangel sei, daß England in Kabul keinen wirklichen Vertreter habe. Der eingeborene Agent daselbst sei offenbar nicht in der Lage

[1]) Nach Ende 1878 sagte der Herzog von Argyll in einem Briefe: „Shere Ali either was or pretended to be alarmed — at all events, he knew the bait most likely to attract the British Government."

Digitized by Google

vollständig und unparteiisch zu berichten und wirksame Vorstellungen zu machen, er möge daher die nöthigen Schritte thun die Zustimmung des Emirs für die Errichtung einer britischen Agentur in Herat und Kandahar zu erhalten, von Kabul wolle man wegen des Fanatismus der Bevölkerung absehen. Lord Northbrook und sein Rath machten ernste Vorstellungen gegen diesen Auftrag, da der Emir dem offenbar nicht zustimmen würde und eine ausdrückliche Weigerung die Beziehungen zu ihm nur verschlechtern könnte. Lord Salisbury aber beharrte auf seiner Ansicht und wies den Vicekönig an, sofort eine Gesandtschaft nach Kabul zu schicken. Die indische Regierung wiederholte mit Nachdruck ihre Bedenken und hob hervor, daß jedenfalls eine neue Begegnung mit Schir-Ali nöthig sei, um ihm die Beweggründe für diesen Schritt darzulegen; daß derselbe unzweifelhaft unbedingten Schutz gegen jeden Angriff von Außen, sowie erhebliche Beihilfe zur Befestigung von Herat und Verstärkung seiner Armee fordern werde, was zu gewähren nicht rathsam sein würde. Da der Staatssecretär sich hierdurch nicht überzeugen ließ, trat Lord Northbrook zurück und ward durch Lord Lytton ersetzt; inzwischen hatte auch die Königin den Titel einer Kaiserin von Indien angenommen, wodurch ihre höchste Autorität den Orientalen greifbar gemacht werden sollte. Der neue Vicekönig ward daher beauftragt, dies Schir-Ali durch eine feierliche Gesandtschaft anzuzeigen, welche zugleich das gute Einvernehmen mit demselben wieder herzustellen suchen sollte. Der Emir lehnte jedoch den Empfang derselben mit dem Bemerken ab, daß er für ihre Sicherheit nicht einstehen und dann auch nicht den Empfang eines russischen Gesandten ablehnen könne; wenn die britische Regierung ihm etwas mitzutheilen habe, so werde er dem Vicekönig einen Agenten schicken. Nach längerer Verhandlung, bei der sich der böse Wille des Emirs klar zeigte, traf ein solcher in Peschauer Ende Januar 1877 ein, der mit dem britischen Vertreter Sir Lewis Pelly längere Conferenzen hatte; dieselben führten jedoch zu keinem Resultat, obwol das gegenwärtige Ministerium geneigt war, im Wesentlichen alle früheren Wünsche des Emirs zu befriedigen, wie der im Blaubuch abgedruckte Vertragsentwurf zeigt, den Pelly mitbrachte. Aber dieser mußte die Zulassung britischer Officiere zur Bedingung machen und hieran scheiterte Alles. Schir-Ali hatte eben seine Wahl schon getroffen; in ganz Asien wußte man damals, daß es zum Krieg zwischen Rußland und der Türkei kommen werde und glaubte, daß ein solcher auch zum Bruch mit England führen müsse. Unter diesen Umständen wollte der Emir sich nicht durch den Abschluß eines Bündnisses vorzeitig die Hände binden, sondern bis zur letzten Möglichkeit neutral bleiben und eventuell seine Allianz der höchstbietenden der beiden Mächte verkaufen. Er suchte seine bewaffnete Macht zu stärken, mit seinen Vasallen und benachbarten Fürsten sich in's Einvernehmen zu setzen, und kündigte seinen Unterthanen an, daß sie sich auf einen heiligen Krieg vorbereiten müßten.

Die Verbindung mit Taschkent nahm immer festere Form an. Als England sich über dies Verhalten des Generals Kaufmann beschwerte, erwiderte Fürst Gortchakoff, es seien nur Höflichkeiten ausgetauscht. Man beschloß indeß sich materielle wirksamere Garantien zu schaffen und besetzte durch einen Vertrag mit Khelat Quetta, was wiederum von Schir-Ali als eine Drohung aufgefaßt wurde.

Digitized by Google

Die britische Politik während der russisch-türkischen Verwickelung und des folgenden Krieges mußte fernerhin ungünstig auf Englands Stellung in Asien einwirken. War Rußland daselbst sein natürlicher Gegner, so war die Pforte immerhin noch das stärkste Bollwerk zwischen beiden, England mußte also jeder Schwächung derselben entgegentreten, folglich den Krieg mit allen Mitteln zu verhindern suchen. In der That hat Lord Beaconsfield nach dem Berliner Congreß erklärt, er habe die Ueberzeugung erlangt, daß wenn England fest gesprochen hätte, der Krieg nicht stattgefunden haben würde. Aber es ward eben nicht fest gesprochen, der schwache Lord Derby, der wahrscheinlich ein guter Handelsminister gewesen wäre, blieb an der Spitze der Auswärtigen Angelegenheiten und lähmte jede Bewegung; unmittelbar vor Ausbruch des Krieges erklärte er den Vertrag von 1856, welcher die Integrität der Türkei garantirte, für unverbindlich, Englands höchstes Interesse sei Frieden. Lord Salisbury, der, wie wir aus seiner jetzt veröffentlichten Correspondenz mit der indischen Regierung sehen, über die Gefahren der Lage in Afghanistan sehr wohl unterrichtet sein mußte, ging auf der Conferenz von Constantinopel Hand in Hand mit General Ignatieff, ohne daran zu denken, welchen Eindruck diese Verbindung mit dem bestgehaßten Feinde des Islam im Orient machen mußte, und erklärte, die Befürchtungen eines Conflictes mit Rußland in Asien seien ein Nachtgespenst (Indian nightmare), das am einfachsten durch den Gebrauch großer Karten beseitigt werde. Als aber der Vertrag von San Stefano das Maß englischer Geduld erschöpft hatte und Salisbury, nach Derby's Rücktritt, seine auswärtige Politik mit dem stolzen Circular vom 1. April einleitete, da gewann plötzlich jenes indische Nachtgespenst sehr greifbare Gestalt in der Person eines in Kabul auftauchenden russischen Gesandten. Eine Diversion von Taschkent gegen Indien ward vorbereitet, indem 15,000 Mann über Samarkand südwärts vorrückten, während 4000 bestimmt waren, von Tschikislar gegen Merv vorzudringen. Diese Umstände waren es, welche Lord Salisbury zu seinem geheimen Abkommen vom Mai mit Graf Schuwaloff bestimmten, das man nicht ohne Grund in England „surrender" nannte; denn es war eine erzwungene Uebereinkunft, abgenöthigt durch die plötzliche Entdeckung, daß Beharren auf der Politik des Circulars sofort russische Operationen gegen die nordindische Grenze in Verbindung mit einem feindlichen Afghanistan zur Folge haben würde — eine Eventualität, die an sich schon ernst, noch gefährlicher dadurch wurde, daß man vollkommen unvorbereitet darauf war, ja indische Truppen nach dem Mittelmeer eingeschifft hatte. Um dies zu vermeiden, war man genöthigt, Rußland in der türkischen Frage halbwegs entgegenzukommen. Die russische Gesandschaft war vor dem Berliner Frieden nach Kabul abgegangen, nach demselben angekommen und blieb dort. Am 2. Aug. telegraphirte Lord Lytton, die gegenwärtige Lage erfordere sofortiges Eingreifen, es werde bald in ganz Indien bekannt sein, daß russische Officiere in Kabul ehrenvoll empfangen seien, während britischen der Zutritt geweigert sei; jetzt unthätig bleiben, heiße erlauben, daß Afghanistan so vollständig russischem Einfluß verfalle wie die Khanate; man müsse auf dem Empfang einer britischen Gesandtschaft in Kabul bestehen, und wenn dies in entschlossner Weise (plainly and decisively) geschehe, so sei kein ernster Widerstand gegen solche Forderung zu befürchten. (!) Diese

Digitized by Google

Erwartung sollte gründlich getäuscht werden. Am 14. August ging eine Botschaft des Vicekönigs an Schir-Ali ab, daß es nothwendig geworden sei, mit ihm ohne Rückhalt über wichtige Fragen betreffend die Interessen Indiens und Afghanistans zu verhandeln und er zu dem Ende den General Sir Neville Chamberlain als Gesandten gewählt habe. Auf dies Schreiben erfolgte keine Antwort, und als die Gesandtschaft versuchte vorzugehen, ward sie am 21. Sept. von dem Befehlshaber des afghanischen Forts Ali Musjid in feindseliger Weise zurückgewiesen. Am 30. October ging ein Ultimatum an den Emir, welches Entschuldigung wegen dieses Benehmens und Annahme einer ständigen Gesandtschaft in Kabul forderte. Als die gestellte Frist am 20. November ablief, ohne daß der Emir nur geantwortet, begannen die Feindseligkeiten.

Wir haben hier nicht die militärischen Operationen zu verfolgen. Der Widerstand, den man fand, war noch geringer, als man erwartete, die Schwierigkeiten lagen wesentlich im Transport und in der Sicherung der Verbindungslinien. Rußland ließ Schir-Ali im Stich, um nicht seine Errungenschaften in der Türkei zu gefährden. Nachdem die Engländer Dschellalabad und Kandahar eingenommen, floh der Emir mit seinen Weibern und Schätzen nach Turkestan und überließ, da sein designirter Thronerbe Abdullah-Djân kurz zuvor gestorben war, die Regierung Jakub Khan, den er aus dem Gefängniß befreite. Da England sich demselben stets freundlich gezeigt hatte, schien dies die Lösung zu beschleunigen, zumal kurz darauf Schir-Ali starb, und Ende Mai ward in Gundamak der Friede unterzeichnet. England annectirte die Pässe und gewann damit die wissenschaftliche Grenze, welche Lord Beaconsfield als Ziel des Krieges hingestellt, der Emir versprach einen ständigen Gesandten in Kabul zu empfangen, der auch in Herat oder andern Städten Agenten anstellen kann, und dessen Rath in auswärtigen Dingen zu folgen. Dagegen will England ihn gegen jeden auswärtigen Angriff vertheidigen und ihm eine jährliche Subsidie von 60,000 Pfd. St. zahlen. Hiermit schien alles Wünschenswerthe erreicht, und doch lag in diesen Bestimmungen ein innerer Widerspruch. Nach Schir-Ali's Tode war die Aufgabe, entweder sich den neuen Herrscher zum Freunde zu machen oder eine solche Grenze zu erlangen, daß seine Feindschaft ziemlich gleichgültig sein konnte. Der Vertrag suchte beides zu verbinden: er verstärkte die Grenze auf Kosten Afghanistans und wollte doch freundliche Beziehungen zu Jakub herstellen, was sich widersprach; nach der Niederlage einen Gesandten in Kabul zu verlangen, hieß die Afghanen unnütz reizen und Jakub es schwer machen, sich zu behaupten, da er als das Werkzeug des Fremden erschien. Und ohne an das tragische Ende von Burnes und Mac Naghten zu denken, ließ man Major Cavagnari mit ganz geringer Begleitung nach Kabul gehen, wo ihn rasch das traurige Loos seiner Vorgänger ereilte, von fanatischen Aufrührern ermordet zu werden. Als dann Kabul gewonnen war, machte man Jakub's Sache zur eignen und behandelte die Gegner nicht als Feinde, sondern als Rebellen, um schließlich zu finden, daß der Emir nicht nur eine verdächtige Schwäche bei der Ermordung Cavagnari's gezeigt, sondern wie kaum noch zu bezweifeln ist, sie befohlen hatte. Endlich zeigte sich auch, daß man die ganze Sache mit unzureichenden Kräften unternommen, daß Kabul und Kandahar verhältnißmäßig leicht zu besetzen, aber schwer zu halten sind;

Digitized by Google

nach errungenem Erfolg überließ man sich zu sehr der Sorglosigkeit und mußte, überrascht durch das plötzliche Erscheinen einer starken afghanischen Macht, Kabul vorübergehend räumen. Man ließ einen muselmännischen Priester, Mohammed Dschan, aus dem Pendschab nach Afghanistan gehen, der angeblich Freiwillige für die indobritische Armee zusammenbringen wollte und dann seine Mannschaft unter dem Banner des Propheten gegen die ungläubigen Fremdlinge führte.

Daß England schließlich der militärischen Schwierigkeiten Herr werden wird, ist nicht zu bezweifeln, aber damit ist das politische Problem nicht gelöst. Englands Politik hat es fertig gebracht, sich seine natürlichen Verbündeten, Persien, Afghanistan und die Pforte, gründlich zu entfremden. Am Wünschenswerthesten für dasselbe war ein dem Namen nach unabhängiges, thatsächlich von ihm abhängiges Afghanistan, das durch eigenes Interesse an die Erhaltung guter Beziehungen mit Indien gebunden war, während die innere Unabhängigkeit erhalten blieb, welche das Volk so hoch schätzt. Dies ist durch die „meisterliche Unthätigkeit" unmöglich geworden; nach den neuesten Ereignissen kann es sich nur noch darum handeln, ob Afghanistan zur Vormauer Indiens gegen das russisch-asiatische Reich oder zu einem russischen Vorposten gegen Indien wird. England begann den Krieg, um Rußland gegenüber seine politische Suprematie in Asien sicherzustellen; will es seine bestimmende Stellung in Kabul behaupten, so kann es sich jetzt nicht mit einem politischen Agenten daselbst begnügen. Die Anstellung eines solchen schließt die Beibehaltung des militärischen Oberbefehls in der Hauptstadt in sich, eine englische Garnison muß Kabul besetzt halten und ebenso muß jede Stellung besetzt werden, welche nothwendig ist um die Verbindung mit Kabul aufrecht zu halten, dann mag man dem neuen Emir oder den Häuptlingen in inneren Angelegenheiten freien Spielraum lassen. Eine solche Politik muß nothwendig große Opfer kosten; aber sie wird die einzige sein, welche Indien wirksam sichert. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß diese Opfer nicht möglichst beschränkt werden sollten, und dies scheint nicht wirksamer geschehen zu können, als wenn man Herat Persien überließe, das nach Lage und Bevölkerung in dessen natürliche Machtsphäre fällt, während es mit Kabul nur ganz äußerlich verbunden ist.

Das stete Bestreben Englands, Herat nicht an Persien kommen zu lassen, hat dieses entfremdet; nicht besser könnte es gewonnen werden, als durch die freiwillige Ueberlassung dieses lang ersehnten Besitzes. Und dabei würde England keine Gefahr laufen; denn selbst, wenn Persien sich wieder zu Rußland neigte, so hätte es, wie 1838 und 1857 gezeigt, stets das Mittel, vom Meer aus einen entscheidenden Druck auf dasselbe zu üben. Die Freundschaft Persiens aber wird um so wichtiger, als Rußlands Enthaltsamkeit in Asien bereits aufgehört hat. In wie weit es im Stillen seine Hand in Afghanistan im Spiele gehabt hat, wird man aus der in Kabul gefundenen Correspondenz wol ersehen haben; wichtiger ist das russische Vorgehen gegen die Turkmenen und Merv. Die Turkmenen bewohnen das Gebiet zwischen Khiva und Persien, sie zerfallen in die Yomuts am Kaspischen Meere, die Göklens am Gurgan und Attreck und die Tekkes, die sich in Merv-Tekkes und Achal-Tekkes theilen. Gegen die letzten ging die Expedition, welche unter dem Eindruck der Niederlage Schir-

Digitized by Google

Ali's die Russen im letzten Sommer unternahmen und die in dem Treffen bei Dengil-Tepe zu der ernstlichsten Niederlage geführt hat, welche eine russische Armee je in Mittelasien erlitten hat; die unmittelbare Folge war ein eiliger Rückzug unter enormen Verlusten. Diese Niederlage muß gerächt und der Ruf der Unbesiegbarkeit der russischen Waffen wiederhergestellt werden, sonst könnte in Mittelasien ein Brand entstehen, welchen Rußland nicht zu bewältigen im Stande wäre; und wie sehr dasselbe von der Nothwendigkeit durchdrungen ist, seine ganze Kraft hierauf zu concentriren, zeigt die Thatsache, daß es zum erstenmale ein besetztes asiatisches Gebiet, die Provinz Kuldscha, an China zurückgegeben hat, damit es nach der Seite keine Verwickelungen zu befürchten habe.

Es wird demgemäß mit aller Macht gerüstet, damit im nächsten Sommer das Unternehmen mit besserem Erfolg durchgeführt werde; hierbei kann die Haltung Persiens von großer Wichtigkeit werden, denn das Vordringen vom Kaspischen Meere wird leichter oder schwerer, je nachdem Persien es unterstützt oder nicht, und hierbei ist Englands Action maßgebend. Wenn es Persien durch Herat dauernd an sich kettete und den Turkmenen die Hand reichte, so würde der russischen Politik eine sehr viel empfindlichere Schlappe beigebracht, als durch den Berliner Frieden. Ist aber England überzeugt, daß seine asiatische Machtstellung nur durch eine entscheidende Niederlage Rußlands gesichert werden kann, so muß es seinen Blick erweitern: der Kampf dieser beiden Mächte kann nur in Asien und in Europa ausgefochten werden, und nur in letzterem kann Rußland matt gesetzt werden. Allen im Rücken gelegen, hat es aus jedem Conflict abendländischer Staaten unmittelbar oder mittelbar Gewinn gezogen; selbst mit Erfolg anzugreifen ist es nur von seiner westlichen Seite aus. Deutschland und Oesterreich haben an sich, wie erwähnt, keinen Anlaß, sich für Englands asiatische Interessen zu ereifern; aber anders würde die Sache liegen, wenn England sich verbindlich machte, die deutsch-österreichische Orientpolitik nicht nur zu loben, sondern activ zu unterstützen und andrerseits die Verpflichtung zu übernehmen, etwaigen französischen Revanchegelüsten entgegenzutreten. Das sind freilich ebenso weitaussehende als schwerwiegende Fragen; von dem Maße aber, in dem die englischen Staatsmänner denselben offen in's Gesicht zu sehen wagen werden, dürfte nicht nur ihr Ruf, sondern sehr wesentlich auch die Zukunft des britischen Reiches abhängen.

Digitized by Google

Autobiographische Blätter aus dem Leben eines preußischen Generals.

VI. Aufenthalt in der Heimath. Königs-Manöver 1838 und Vorbereitung zur Kriegsakademie.

In meiner Heimath empfing mich das Elternhaus in glücklichster Gestaltung. Stellung und Thätigkeit gaben meinem Vater vollste Befriedigung. Um ihn gruppirte sich ein Kreis angeregten und freudigen Familienlebens. Hier fand ich einen geselligen Verkehr, in dem gediegene Bildung, Sinn für das Schöne und Edle, Hand in Hand gingen mit Frohsinn, ja mit Uebermuth. Der Hof des Herzogs von Cambridge förderte Theater und Musik; ich verkehrte außerordentlich gern mit den nach englischem Herkommen in guter, festgeregelter Sitte lebenden hannöver'schen Officiercorps und genoß alles Gebotene in unbefangener Heiterkeit.

Der Regierungswechsel 1837 brachte dann tiefgreifende politische Veränderungen, die nicht ohne Einwirkung auf das sociale und gesellschaftliche Gebiet bleiben konnten. Jede Familie, ja jeder Einzelne sah sich bald vor die Frage gestellt, welcher Parteifärbung man sich zugesellen wolle und wie alle die Meinigen erregt und bewegt wurden, so sah ich auch mich persönlich zum ersten Male dahin geführt, politische Fragen zu erwägen und mir zu beantworten.

In der Garnison hatte mich die Entwickelung der Gegenwart ziemlich unberührt gelassen. Zeitungen waren wol vorhanden, brachten aber in ihrem, von strenger Censur überwachten Referat wenig Anregung zum Lesen. Ich erinnere mich nur eines von den Zeitungen viel besprochenen Vorgangs, der uns lebendiger interessirt hatte. Es war der Besuch der beiden Söhne des Königs Ludwig Philipp, der Herzöge von Orleans und von Nemours in Berlin, während des Monats Mai 1836. Ihre Reise hatte sie in unsre Nähe geführt, sie passirten die nur drei Meilen entfernten Poststationen Egeln und Magdeburg. Die halbe Welt war hingeströmt, um die Prinzen zu sehen und Alles war voll von der herablassenden Freundlichkeit, mit der sie die Herzen gewannen. Man verglich sie mit einzelnen heimischen Prinzen und entschied sich für die französischen; man

Digitized by Google

wurde aber in seiner enthusiastischen Regung ganz bestärkt, als man von Berlin hörte, wie der König Friedrich Wilhelm III. seine Gäste ausgezeichnet und welch' Gefallen er an ihnen gefunden hatte.

Das war lange Zeit Gegenstand des Gesprächs gewesen. Das Mögliche und Unmögliche wurde als nothwendige Folge jener Berührung des legitimen Hofes mit dem des Volkswillens besprochen und erwogen. Dann war Alles wieder still. Jetzt aber trat ich politischen Verwickelungen näher, die bald die schroffsten Reibungen zu Wege brachten.

Der König Wilhelm IV. war gestorben, die Personalunion Hannovers mit Großbritannien damit gelöst und Ernst August hatte den Thron seiner Väter, ausschließlich als König von Hannover, bestiegen. Er hatte am 28. Juni 1837 seinen Einzug in die so lange verwaist gewesene Residenz gehalten und war mit offnen Armen empfangen worden. Aber schon am 5. Juli erschien das berühmte Patent, welches die Rechtsverbindlichkeit des Staatsgrundgesetzes vom Jahre 1833 für den König negirte. Damit nahm plötzlich Alles eine andere Färbung an. Mein Vater schrieb mir schon am 9. Juli:

„Wir erwarten am Mittwoch unsre Königin von Berlin her. Dann wird eine neue Illumination stattfinden; ob so glänzend wie die erste bei ihres Gemahls Einzug, wird von manchen Dingen abhängen. Die Menschen hier sind seit Erscheinen eines Patents vom 5. d. Mts. vollständig auf's Maul geschlagen.

Der Herzog von Cambridge ist seit einigen Tagen fort. Er hat unsre Liebe, unsre Anhänglichkeit mit auf den Weg genommen! Er mußte fort, der Zustand der Aufregung ward für ihn zu viel. Er ist nach Wiesbaden, wohin ihm die Herzogin in einigen Tagen folgt. Deine Mutter ist heute Mittag zu ihr beschieden, um Abschieds-Audienz zu haben! Alles fließt in Thränen, was von Monbrillant kommt."

Ein Gefühl des Unbehagens und der Unsicherheit war über alle Welt, auch die Ruhigsten gekommen. Es steigerte sich noch, als der König sofort an die Hannover'schen Heeres-Einrichtungen und Usancen, namentlich an die alte rothe Farbe der Uniformen die Hand legte und ohne Weiteres mit Reformen vorging, die sich vollständig an preußische Normen anlehnten. Die Ueberstürzung und Hast dieser Maßnahmen beunruhigten fast noch mehr als sie selbst. Um den Eindruck anschaulich zu machen, den sie auch auf die überlegtesten und gemäßigtsten Männer hervorriefen, lasse ich einige Auszüge aus Briefen meines Vaters folgen: Er schreibt noch am 9. Juli.

„Eine Regierungsveränderung, wie die unsrige hier gewesen ist, bringt mancherlei in Bewegung und veranlaßt wenigstens im Anfange manche Gemüthsunruhe. Ich fürchte meines Theils nichts. Meine Stellung im Staate und in der Armee sind der Art, daß ich ziemlich Alles an mich kommen lassen kann. Ich habe 48 Jahre treu und redlich und consequent meinem Landesherrn, und zwar schon in der vierten Person, gedient und gewissenhaft meine Pflichten gegen ihn und das Vaterland erfüllt — habe mich auch, was auch meine eignen politischen Ideen sein mögen, stets an Dienst- und Huldigungseid gehalten, welches für einen Soldaten stets der sicherste Anker für's Lebensschiff ist. Aber auch mit diesem Bewußtsein können Verhältnisse eintreten, die mich früher, als ich dachte, in die Zurückgezogenheit zu treten nöthigen. Solches zu vermeiden werde ich mich bestreben; man hängt aber nicht immer von sich selbst ab. Aeußere Beziehungen sprechen mit, und diejenigen, denen wir entgegen zu gehen scheinen, flößen mir kein rechtes Vertrauen ein."

Am 30. Juli heißt es dann:

„Tiefgreifende Veränderungen haben noch nicht stattgefunden und werden meiner Ansicht

Digitized by Google

nach auch nicht sobald eintreten. Die große Frage bleibt jetzt — das Patent —! Und darüber — über seine gesetzliche Berechtigung sowol, wie darüber, ob es weise gehandelt gewesen, es zu erlassen — walten sehr verschiedene Ansichten; die gewiegtesten Publicisten und Staatskünstler sind nicht einerlei Meinung in Hinsicht des erstern, und das zweite hängt lediglich vom Erfolge ab. Diesen mit Ruhe und Besonnenheit zu erwarten, ist die Aufgabe meines Gleichen. Der Zustand unsres constitutionellen Lebens seit Erlaß des Staatsgrundgesetzes von 1833 war mir nicht zusagend. Die zweite Kammer war nicht so zusammengesetzt, daß mit ihr eine monarchische Regierung lange in Frieden und Einigkeit bestehen konnte; es herrschte zu viel Theorie vor — man schwatzte sehr oft in den Tag hinein und verlor Zeit, edle Zeit, die jetzt unwiderbringlich verloren ist. — Und überall kann es nicht im Geschmacke eines alten Militärs sein von den wirren Ideen einer Versammlung von Bürgermeistern und Advocaten, die von Localverhältnissen geleitet werden, abhängig zu sein. — Eine andere Frage aber ist es, ob etwas Besseres an dessen Stelle gesetzt werden kann — denn eine gänzliche Abschaffung von Ständen halte ich für ebenso unmöglich, wie auch nicht beabsichtigt. Zurück kann man aber nicht mehr; man muß vorwärts, denn man hat den Abgrund hinter sich gelegt. — Am Ende wird es auf einen Handel hinauskommen. Das Wort Staatsgrundgesetz ist im Grunde auch nur ein Schiboleth, für das neun Zehntel unsrer niederdeutschen Nationalität nicht viel einsetzen, wenn eine Regierung oder ein Monarch nur populär ist. Aber da liegt der Hund begraben. Unser Bürger, unser Bauer — wir Alle sind im Herzen Hannoveraner und lieben unser Niedersachsen und sind keine Preußen. Der Bauer und Bürger hält große Stücke auf seinen rothen Soldaten, und die schon vorbereiteten Anordnungen in dieser Beziehung sind sehr unpopulär!! — und kostspielig dazu. Zu leugnen ist es also nicht, daß es Stoff für Böswillige gibt, um eine Gährung in die Gemüther zu bringen, aus der nichts Gutes entstehen kann.

„Halte Dich versichert, daß ich stets meinen Grundsätzen gemäß mit meiner langgewohnten Treue gegen den Landesherrn und meine Familie handeln werde, so lange meine Thätigkeit gefördert wird. Den heißen Wunsch hege ich jedoch, daß diese Thätigkeit nie gegen meine innere Ueberzeugung in Anspruch genommen werden möge."

In allem Diesen spricht der monarchisch gesinnte Mann, er war aber auch der Person des Königs durchaus ohne Vorurtheil zugeneigt. So schreibt er in einem der folgenden Briefe:

„Ich habe durch das Geschäft der Commandantenschaft, das mir für vierzehn Tage vorübergehend übertragen war, Gelegenheit gehabt, Seiner Majestät näher zu kommen; habe viel mit dem Könige geredet, und muß gestehen, einen durchdringenden starken Geist, eine wunderbare Gabe zu Geschäften und einen Mann und Fürsten gefunden zu haben, der Argumente hören und leiden kann. Von Schwäche und vorgefaßten Meinungen ist niemand frei; dahin gehören Ihro Majestät Preußomanie in Uniformen und Einrichtungen des Militärs. Wir werden aber solche ertragen lernen, und Höchstsie werden auch nachlassen."

Dennoch wuchs auch seine Verstimmung; die Dinge entwickelten sich in vielen Richtungen anders, als er erwartet hatte. Schon im Januar 1838 schrieb er mir: „Könnte ich mit Ehren aus der mich schmerzenden Schlinge, so setzte ich mich in Ruhe."

Ich war im Sommer ganz unerwartet commandirt worden, als zweiter Officier das Remonte-Commando des Regiments zu begleiten. Wir marschirten im Juli ab, empfingen die jungen Pferde in Ragnit ohnweit Tilsit an der Memel und kehrten erst in der zweiten Hälfte des Novembers nach Aschersleben zurück. Ich hatte die Gelegenheit gehabt, viel zu sehen und zu lernen; hatte nicht allein Danzig und Königsberg, sondern auch sämmtliche größeren Orte unsrer östlichen Provinzen, Frankfurt und Insterburg, Gumbinnen und Tilsit, Thorn und Posen besucht; ich hatte das Meer zum ersten Male erblickt und war in kurzen Tagesmärschen durch weite Landestheile gezogen, in deren Eigen-

Digitized by Google

thümlichkeiten mir vollständig Neues entgegentrat. Auch empfand ich es als einen besonders glücklichen Umstand, daß mich der Marsch mitten durch das Großherzogthum Posen führte, ich somit auch ein Bild von ganz national-polnischen Distrikten gewinnen konnte. Zudem hatte mein älterer College gern davon Nutzen gezogen, daß noch ein zweiter Officier beim Commando war und hatte dasselbe, nachdem wir über die Elbe waren, verlassen, um erst in Lithauen zum Remonte-Empfang sich wieder einzustellen. Ich war daher auch für eine Reihe von Wochen auf selbständiges Handeln angewiesen und hatte die Genugthuung, Mannschaften und Pferde in guter Ordnung an Ort und Stelle zu bringen. Es war eines der Jahre, in denen die Cholera die Provinz Preußen heimsuchte; in unmittelbarste Berührung traten wir mit ihr in Quartieren, wo wir Kranke und Sterbende vorfanden. Die peinlichste Ueberwachung unsrer Leute war unerläßlich; niemand erkrankte. In jeder Beziehung befriedigt kehrte ich heim und durfte dann umsomehr mich eines mehrwöchentlichen Urlaubs erfreuen.

Ich fand mit Ausnahme meines Vaters meine ganze Familie in größester Aufregung. Ein zweites Patent vom 1. November 1837 hatte das Staatsgrundgesetz definitiv für erloschen erklärt, drohende Worte waren denselben angehängt; die sieben Göttinger Professoren hatten am 18. November ihren Protest eingelegt und wurden am 14. December entlassen. Worte des Königs, ob von ihm wirklich geäußert oder ihm nur in den Mund gelegt: „Er glaube Tänzerinnen, Professoren und H . . . . könne man überall für Geld haben," wurden von Mund zu Mund getragen; die städtischen Korporationen rüsteten sich zum Waffengange für das Staatsgrundgesetz; mein eigner Onkel Hausmann war Wortführer der Bürgervorsteher von Hannover und stand in Mitten der entschiedensten, aber sehr ruhig und mannhaft auftretenden Opposition. Die Männer, deren Rath sich der König zugesellt hatte, die Herren von Schele, von Lütcken und von Wedel, gehörten durchaus nicht zu solchen, denen ein hervorragendes Vertrauen im Lande zur Seite stand. Dazu waren die neuen blauen Uniformen nach preußischem Schnitt befohlen. Viele Stimmen wurden in der Armee laut, die wenigstens die Erhaltung einzelner der von der Legion herstammenden historischen Uniformen, so die der Jägergarde, erbaten. Aeltere Generale hatten versucht, den König zur Gewährung zu bestimmen; der Herzog von Cambridge hatte persönlich geschrieben; um so entschiedener war die Ablehnung des Königs; er hatte gerade im Gegensatz befohlen, er wolle vorzugsweise die Jäger auf der Neujahrscour in neuer Uniform sehen. Die aus dem englischen Dienst herstammenden Embleme und Erinnerungszeichen an den Kopfbedeckungen wurden beseitigt; auch hier war gebeten worden. „Ich liebe keine Reminiscenzen" sollte die Antwort des Königs gelautet haben. Die Rangverhältnisse, denen gemäß die Artillerie vor der Cavallerie und Infanterie nach altem Hannover'schen Herkommen rangirte, wurden dahin geändert, daß die Artillerie wie jetzt, hinter die Infanterie gestellt wurde, die Cavallerie den Vorrang vor Beiden erhielt. Die Truppen-Aerzte, bis dahin Mitglieder der Officiercorps, wurden in das Verhältniß der Militär-Beamten verwiesen. Die Umbildung aller Reglements war in die Hand genommen. —

Digitized by Google

Kurz, wohin man sah, waren Unruhe, Unsicherheit, Mißmuth und Unzufriedenheit ausgesäet, und selbst in den Kreisen, welche sich zum Könige stellten, wie der Adel und ein Theil des Beamtenthums, empfand man die Spannung der Situation. In meiner Familie fühlten sich alle jungen Leute und alle Nichtsoldaten in ihrem Rechtsgefühl auf's Tiefste verletzt, und wenn mein Vater auch auf's Bestimmteste den Standpunkt festhielt, auf den er sich von vorn herein gestellt hatte, so bedauerte er doch manche unnöthige Härte und manche Maßnahme, die Berechtigtes und Zweckmäßiges zugleich mit Veraltetem, ohne Abwägung über den Haufen warf. Wurden doch militärische Anordnungen in hastiger Kopirung preußischer Normen ohne Weiteres beseitigt, wie die Aufstellung der Infanterie in zwei Gliedern, das Tragen des Bajonetts in der Scheide statt auf dem Gewehr und andere, die viel wichtiger und dem Gefecht der Truppe entsprechender auch in Preußen, aber erst viel später Eingang gefunden haben.

Wenn nun die Verstimmung, die in den Officiercorps selbst die Augmentirungen der Armee und die damit verbundenen Beförderungen nicht beseitigen konnten, ihre Spitze wesentlich gegen Preußen und preußisches Militär kehrte, so mußte ich persönlich nicht gerade immer angenehm durch die Aeußerungen, die ich vernahm, berührt werden. Auf der andern Seite ließ mir der König eine Berücksichtigung zu Theil werden, die weit über mein Alter und meine Stellung hinausging. Ich wurde wiederholt zur Tafel befohlen, der König unterhielt sich jedes Mal längere Zeit eingehend mit mir und äußerte sich auf's freundlichste. Er hatte verschiedene geborene Hannoveraner, die in preußischen Diensten standen, veranlaßt, nach Hannover zurückzukehren und der Gedanke lag nahe, daß er auch wünschen würde, daß der Sohn eines seiner geachtetsten Generale in den heimathlichen Dienst Jenen folgen möchte, um so mehr als er im Begriff war, aus den vier Cavallerie-Regimentern, die er vorfand, wiederum deren acht zu formiren. Man hatte im Publicum schon mehrfach davon gesprochen, ohne daß mein Vater und ich davon vernommen hatten, als der König mich mit der directen Anfrage überraschte: ob ich beabsichtige, in Preußen den Abschied zu nehmen? man habe ihm dies aus Berlin geschrieben. Ich verneinte ganz unbefangen, erhielt aber noch selbigen Tags durch den Stallmeister des Königs und meinem alten Lehrer, Major Maier, den weitern Aufschluß über die Wünsche und Absichten des hohen Herrn. Es lockte mich Manches in den gebotenen Aussichten; zunächst kehrte ich indessen nach Aschersleben zurück. Kaum war ich wieder dort, als mir persönlich und andern Officieren des Regiments von verschiedenen Seiten aus Berlin in bestimmter Fassung die unrichtige Nachricht zuging, daß ich nach Hannover, mit großen Anciennetäts-Vortheilen, im Begriff stehe überzutreten, oder bereits übergetreten sei. Bei näherer Nachforschung fand sich, daß diese Mittheilungen ihren Ausgang von Personen genommen hatten, die mit dem Hofe in Hannover in directester Beziehung standen. Ich correspondirte mit meinem Vater über die Eventualität. Er gab nach verschiedenen Erwägungen mit den kurzen Worten den Ausschlag: „Wer A gesagt hat, muß auch B sagen; man muß den Dienst nicht wechseln wie ein Hemd; du hast Verpflichtungen übernommen, bleibe ihnen treu."

Digitized by Google

Noch ein andres Mal in spätern Jahren, trat die Möglichkeit eines Uebertritts in hannover'sche Dienste ohne mein Zuthun mir sehr nahe; ich bin auch dann dem, in jene Worte gefaßten Rathe meines Vaters gefolgt.

Mittlerweile waren in meiner militärischen Heimath mannigfache Veränderungen eingetreten. Schon Anfangs 1836 war der Prinz Carl, Sohn des Königs Friedrich Wilhelm III. zum commandirenden General des Armeecorps ernannt und, in Verbindung damit, das General-Commando von Magdeburg nach Berlin verlegt worden. Zunächst fühlten wir den Wechsel im Commando nur dadurch, daß auf die Gleichförmigkeit im Anzuge mehr Werth gelegt wurde, als früher. Eine größere Zahl kleiner Licenzen, deren wir uns erfreuten, die aber allerdings willkürliche Abänderungen der Norm waren, verschwanden. Dann kam der hohe Herr selbst zum Frühjahrs-Exerciren des Regiments. Es galt zu jener Zeit als ein Ereigniß von ganz besonderer Bedeutung, wenn ein Mitglied des Königshauses in der Provinz erschien; es fehlte demnach auch nicht an Menschen, die zusammen strömten, den Prinzen zu sehen und an, meistens sehr dürftig und geschmacklos ausfallenden, Ehrenbezeugungen, die mit dem gutherzigsten Willen, loyale Anhänglichkeit darzuthun, in Scene gesetzt wurden. Der Prinz schien kein besonderes Gefallen daran zu finden, bezeugte nur dem Commandeur und uns seine große Zufriedenheit, ohne sein Interesse andern Personen und Verhältnissen zuzuwenden. Nicht gerade erfreut hatte er bemerkt, daß unser Regimentsarzt die einzige Person im Regimente war, die das eiserne Kreuz besaß, und daß er noch dazu dies Ehrenzeichen am schwarzen und nicht am weißen Bande trug, er somit nicht als Arzt, sondern als Combattant mit der Waffe, decorirt worden war. Die betreffende Persönlichkeit, ein Original, mehr Chirurg als Arzt, überhaupt mehr einer practischen als einer wissenschaftlichen Heranbildung, wie ein sehr beträchtlicher Theil der Militär-Aerzte jener Zeit, entwachsen, hatte in der That, während des Gefechts seines ärztlichen Berufs gänzlich vergessend, eine Attacke mit gezogenem Säbel mitgeritten und war persönlich bei der Wegnahme mehrerer feindlicher Geschütze betheiligt gewesen. Der Prinz fragte ihn: „Wo haben Sie das Kreuz her?" Er antwortete rasch: „Man sagt, ich hätte mich bei Leipzig ausgezeichnet." Der Prinz lächelte und gab ihm freundlich die Hand.

Im Frühjahr 1838 hatten wir auch den General von Thile und unsern Commandeur verloren. An des Ersteren Stelle trat ein General von D., freundlich, wohlwollend und pflichtgetreu, aber seinen Vorgänger nicht ersetzend. Das Commando des Regiments übernahm ein Major Sch., der bis dahin im 3. Husaren-Regimente, dessen Chef der König Ernst August war, gestanden hatte. Ein sehr verzögertes Avancement hatte ihn in der militärischen Laufbahn zurückgehalten und ausschließlich auf das Leben in kleinen Garnisonen angewiesen. In seiner äußern Erscheinung und Haltung ganz der Repräsentant einer fast vergessenen, verzopften Schule, einäugig, rücksichtsloser Reiter, war er fast in Allem das Gegentheil des Obersten von Schreckenstein. Mit dem Eifer eines ältern Mannes, der zu einer Zeit, wo er es kaum noch erwartet hatte, in eine Thätigkeit und Stellung gekommen war, die eigentlich über seine Befähigung hinausging, suchte er das zu ergänzen, was uns nach seiner Ansicht fehlte. Er beför-

Digitized by Google

derte auch in der That Manches, auf das unter seinem Vorgänger nicht der hervorragender Werth gelegt war. Die Gangarten wurden rascher, das Exerciren präciser; er verstand es vortrefflich, das Regiment auf dem Exercirplatze zu tummeln und vorzuführen; die gesammte Ausstattung von Mann und Pferd wurde bestimmter geregelt, aber alle geistige Einwirkung, die eine Erweiterung des militärischen Gesichtskreises im Officiercorps brachte, die sein inneres Leben anzuregen wußte, fehlte; wir mußten in dieser Beziehung vom Capital zehren. Gutherzig und in jeder Weise bemüht, nach Kräften das Wohl der einzelnen Officiere zu fördern, gewann sich der Commandeur trotz seiner Schwächen unsre Zuneigung. —

Für den Augenblick war er in die höchste Aufregung durch die Nachricht versetzt, das Armeecorps werde im Herbst zur Abhaltung großer Manöver bei Magdeburg concentrirt werden. Es war überaus komisch wahrzunehmen, wie sich seine Unruhe steigerte, je mehr der Zeitpunkt für den Abmarsch sich näherte. „Alter Freund! habt Ihr Bange?“ war seine stete Anrede, wenn er beim Einüben des Parademarsches, im Sattel hochaufgerichtet, an den einzelnen Officieren vorbeiritt. Die Antwort des Einen nicht abwartend, wandte er sich an den Zweiten, ohne daß es ihm gelang, die innere Erregung zu verbergen, die vollständig seiner Herr geworden war. Unzweifelhaft wäre er jeder Gefahr vor dem Feinde mit größerer Zuversicht entgegen geritten, als dem Defiliren vor seinem königlichen Herrn.

Die erwarteten Manöver waren in hohem Grade interessant. Das gesammte Armeecorps mit Landwehr-Bataillons und Landwehr-Eskadrons war zur Stelle. Da die Landwehr-Eskadrons den Bataillons attachirt und demnach in entsprechender Anzahl vorhanden waren, so wurden, um noch vier Cavallerie-Regimenter aus den zwölf Eskadrons zu formiren, von jeder Eskadron à zweihundert Pferden, fünfzig abgegeben und innerhalb des Verbandes eines Landwehr-Regiments zu immer vier Eskadrons zusammengestellt. Es waren demnach sowohl vier Linien-Infanterie- und vier Linien-Cavallerie-Regimenter und vier Landwehr-Infanterie- und vier Landwehr-Cavallerie-Regimenter zur Stelle. Dazu eine Abtheilung Jäger zu zwei Compagnien, drei Abtheilungen Artillerie, von denen jede aus drei Fuß- und einer reitenden Batterie bestand, und eine Abtheilung Pionire zu zwei Compagnien. Die Infanterie-Bataillone, die Jäger und Pionire waren, soweit erstere nicht in Magdeburg selbst hatten bleiben können, in einem großen Zeltlager ohnweit des Sudenbergs untergebracht, die Cavallerie und Artillerie in Cantonnements auf die reichen umliegenden Dörfer vertheilt. Damals hatte die Rübenzuckerfabrication noch nicht alle bäuerlichen Verhältnisse jener Gegend umgestaltet. Der reiche Bauer bewirthschaftete als solcher seinen Hof selbst, seine Frau trug die alte Bauerntracht, seine Tochter, wenn auch in Gnadau bei den Herrnhutern während weniger Jahre „erzogen“, griff jede Arbeit mit an und hatte sich der alten Weise noch nicht entwöhnt. Die großen Bauernhöfe gestatteten die Aufnahme einer sehr beträchtlichen Zahl von Pferden, so daß für uns in jeder Beziehung gut gesorgt war. Mein Rittmeister war zu jener Zeit der vielgenannte Verfasser des in der ganzen Cavallerie verbreiteten Instructions-Buches, des sogenannten „kleinen Mertens“. So prak-

Digitized by Google

tisch und entsprechend sein Büchelchen ausgefallen war, und so viel ihm die immer wieder nothwendig werdenden neuen Auflagen einbrachten, so wenig leistete er selbst als practischer Soldat. Er war kein Reiter und verstand auch nicht, bei bäurischem Aeußern und ohne jede militärische Bestimmtheit, seine Truppe in Spannung und Disciplin zu erhalten und wurde bald nach dem Manöver verabschiedet.

Wir exercirten innerhalb der verschiedensten Combinationen, zuerst im Verbande unsrer Brigade gemeinsam mit dem sehr geschmackvoll bekleideten, aus sächsischem Dienst übernommenen hellblauen 12. Husaren-Regimente. Der Commandeur desselben, ein Oberst von Wolff, hatte das Commando. Zwischen beiden Regimentern bestand seit längerer Zeit eine lebhafte Eifersucht. Wir bildeten uns ein, mehr zu leisten; dagegen gaben die ungleich vortheilhaftere äußere Erscheinung und der Umstand, daß eine größere Zahl gräflicher und hocharistokratischer Namen in dem Officiercorps des andern Regiments vertreten waren, diesem das Gefühl der Ueberlegenheit. Da hörte man denn gern, der Brigade-Commandeur habe gesagt: „Was hilft's, die Zwölfer sehen aus wie die Engel, die Zehner reiten wie die Teufel, sind mir doch lieber." Und von dem Obersten von Wolff wurde erzählt, er habe über seine Grafen im Officiercorps in seinem sehr prononcirten Dialect geäußert: „Sie sind mich gut vor die Rangliste, aber schlecht vor der Front." So fehlte es nicht an Reibungen in diesem Brigade-Verbande, auch als die gesammte Cavallerie unter die Befehle des Commandeurs der 8. Division, Generals von Loebell, gestellt, und demnächst dem Könige vorgeführt wurde.

Der hohe Herr war in Magdeburg mit den Prinzen, Seinen Söhnen und deren Gemahlinnen eingetroffen; auch der Kaiser Nikolaus von Rußland, sein Schwiegersohn war angelangt. Obwol erst im 68. Lebensjahre, erschien Friedrich Wilhelm III., getragen von der Bedeutung einer reichen und mannigfach gestalteten Vergangenheit, als ein Patriarch in Mitten seines edlen hochfürstlichen Hauses. Man konnte nichts Stattlicheres und Schöneres sehen, als jene hohen Gestalten, die den königlichen Vater in ehrerbietiger Haltung umgaben; strahlten doch Alle gerade damals in der ganzen Frische männlicher Kraft und weiblicher Anmuth. Das Auge wurde immer wieder gefesselt durch die Erscheinung der beiden hohen Schwestern, der Prinzessinnen Wilhelm und Carl, durch die Prinzen selbst, vor Allem aber durch den Kaiser von Rußland, der seinem Verhältnisse zum Könige das Gepräge der aufmerksamsten und verbindlichsten Verehrung zu geben verstand. Auch der König Ernst August war mit einer zahlreichen Suite hannover'scher Generale und Officiere erschienen, gleichsam als ob er dem königlichen Nachbarn und Verwandten seine Huldigung darbringen wollte. Friedrich Wilhelm trat aber als Mittelpunkt dieser Großen der Erde um so frappanter und imponirender, sowol uns Soldaten als den sich aus allen Theilen der Provinz und der anliegenden deutschen Lande ansammelnden Massen entgegen, als seine Haltung so unendlich einfach und schlicht und wenn auch wohlwollend und freundlich, doch knapp und bemessen, ernst und abgeschlossen sich darstellte.

Die Stadt Magdeburg sowol, wie die Stände der Provinz hatten Alles

Digitized by Google

aufgeboten, um den hohen Herrschaften zu huldigen; die Stadt wurde wiederholt illuminirt, glänzende Feste wurden veranstaltet; bei einem, im Dom mit allem officiellen Gepränge abgehaltenen Gottesdienst feierte der bekannte Bischof Draesecke, mit dem, ihm eignen, dem Geschmacke der Zeit entsprechenden, schwülstigen Bombast, die Zusammenkunft der Herrscher. Auch der Himmel lächelte zu dem Allen freundlich herab und die militärischen Schauspiele verliefen in zufriedenstellendster Weise. Dabei überraschte es mich, daß trotz der anscheinend vorhandenen Harmonie manche Reminiscenzen laut wurden, die unangenehm berührten. Man wollte es den Magdeburgern noch nicht vergessen haben, daß sie zu „westphälischer Zeit" allzusehr die preußische Vergangenheit verleugnet hätten; man behauptete sogar, daß eine Säule, die zum Zwecke der Illumination N. I. (Nicolaus Imperator) leuchten ließ, schon früher gedient habe und damals dieselben Anfangs-Buchstaben, aber mit der Deutung auf Napoleon I. (premier) aufgewiesen habe. Auch wußte man genau die dem früher sächsischen Theile der Provinz angehörigen Adelsgeschlechter zu nennen, deren Vertreter wol erschienen waren, aber in ihrer Haltung noch die Sympathien für das alte Herrscherhaus zur Schau trügen.

Bei unseren Vorübungen war nun selbstredend alle Sorgsamkeit darauf verwendet worden, den Ansprüchen und Liebhabereien des Königs gerecht zu werden. Es hatten während seiner letzten Regierungsjahre, namentlich auch nach der Revue von Kalisch, eine größere Zahl russischer Weisen sich in die Armee eingeschlichen. Ein Sohn des früheren Kriegsministers von Witzleben, der als Russomane besonders viel leistete, war, obwol damals noch Artillerist, später Cavallerist und der Garde angehörig, eigens nach Magdeburg commandirt worden, um das Schlagen der Tamboure gemäß russischer Norm zu regeln, die russische Nationalhymne wurde in jenem Jahre zum ersten Male von unserm Musikcorps geblasen, das Hurrahrufen war in verschiedenen Variationen eingeübt. Dabei trat die alte preußische Uniform, das alte preußische Lederzeug der Infanterie noch ein Mal in vollster Herrlichkeit auf. Der Tschako, die häßlichste Kopfbedeckung, die je erfunden wurde; die dürftige Uniform, aus einer Jacke bestehend mit hohem steifen Kragen und mit desto kürzerem, hinten angesetzten Schoß, der den ganzen Unterleib unbedeckt ließ; die weißen Paradehosen, welche mit den Gamaschen in ein Stück verarbeitet waren; die breiten Riemen, welche über Kreuz die Brust bedeckend, die hinten hängende Patrontasche einerseits, den kleinen Säbel der Infanterie andererseits trugen; der Tornister, welcher als Last allein den Schultern aufgelegt, die Menge der die Brust einengenden Riemen noch vermehrte. Dazu die steife Haltung, der stehende Schritt mit geraden Knieen; das Gewehr in der Höhe der Hüfte kunstvoll vom rechten Arm getragen; die untadelhaft gerichteten Tirailleurlinien, die Batterien innerhalb derselben abprotzend; das Feuergefecht der Linie in drei Gliedern mit Wechseln der Gewehre; die auf das Raffinirteste zusammengestellten Manöver, kurz in Allem ein straffer Mechanismus, der in dem Momente, wo der Exercirplatz verlassen wurde, aufgegeben werden mußte. Auch das dem Könige vorgeführte Exerciren der acht Cavallerieregimenter wich nicht von der angegebenen Tendenz ab. Es war, in verschiedene Momente zerlegt, nach bestimmt vorgezeichneten

Digitized by Google

Allignements und Richtungspunkten am Tage vorher eingeübt worden, um mit einem niemals fehlenden Knalleffect zu enden. Ich war als Ordonnanzofficier zum General v. L. commandirt. Die Vorstellung begann mit der Parade; der General ritt einen schönen aber sehr lebhaften hellbraunen Hengst. Als der Parademarsch beendet war, wollte er ein ruhigeres Pferd besteigen und rief nach dem „Rappen". Der Stabstrompeter in der Suite aber verstand „Trapp", und schmetterte sein Signal, das, gemäß der wohl eingeprägten Disposition, den Regimentern den Beginn des Exercirens bezeichnete. Der Sturm brach los, der General war auf seinem Hengst gebannt. Mit der ganzen Heftigkeit seines Temperaments eiferte der Gaul danach, Alles zu überholen. Der General war außer sich; kaum noch Herr seines Pferdes, war er noch weniger Herr seiner selbst; er wurde geprellt und geworfen und konnte auf nichts Anderes achten, als darauf, Sitz und Bügel zu behalten. Das Exerciren aber spielte sich, unbekümmert um den Führer, mit vollster Sicherheit weiter ab, die Akteurs setzten bei den Stichworten gut ein, hielten die Pausen wohl abgemessen, und das Schlußtableau war da, wie eben der Rappe dem General sein Gleichgewicht wieder gegeben hatte. Es fand den lebhaftesten Beifall.

Niemand bezeugte diesen militärischen Schaustellungen ein größeres Interesse als der Kaiser Nikolaus; er war immer mitten zwischen den Truppen. So gerieth er auch in eine von unserm Regimente gerittene Attacke. Der Regiments-Adjutant, ein sehr großer und überhaupt durch sein Aeußeres auffallender Officier, der älter, als man es für einen Lieutenant voraussetzte, aussah, war dem hohen Herrn nahe geblieben, um ihn vor allen unsanften Berührungen zu schützen. Der Kaiser hielt ihn wahrscheinlich für den Commandeur, streckte ihm fast noch im Reiten beide Hände entgegen und rief ihm zu: „Sie glauben nicht, wie glücklich ich mich unter Ihnen fühle." Der überraschte Officier war keiner Antwort fähig. Er behielt die Erinnerung an diesen glücklichen Augenblick Zeit seines Lebens in treuem Gedächtniß.

Nach Beendigung der Manöver konnte ich dazu schreiten, einen Lieblingswunsch zu verwirklichen; ich erbat und erhielt einen mehrmonatlichen Urlaub in meine Heimath, um mich für das Examen zur Kriegsschule (jetzt Kriegsakademie) vorzubereiten. Mit ganzem Eifer widmete ich mich den Repetitionen und Sprachstudien, genoß dabei aber auch die Freuden, die mir Hannover in reichem Maße bot. Die politische Bewegung hatte freilich einen noch leidenschaftlicheren Charakter angenommen, die Verstimmung weitere Kreise erfaßt; aber auch damals war für mich die Gelegenheit geboten, Kenntnisse zu sammeln und Verständniß für staatsrechtliche Fragen zu gewinnen. Verschiedene Vorstellungen waren klagend an die Bundesversammlung zu Frankfurt gelangt, die größere Zahl der Juristenfacultäten an den deutschen Universitäten hatten sich zur Sache geäußert, die Voten, welche die einzelnen Regierungen am Bundestage zu jenen Klagen abgegeben hatten, gelangten in's Publicum. Alles wurde eifrigst colportirt und besprochen. Der König hatte eine Ständeversammlung, die auf Grund der Verfassung vom Jahre 1819 von ihm zusammen berufen war, neue Verfassungsanträge zu berathen, die sich aber nach verschiedenen Verhandlungen am 25. Juni für incompetent erklärt hatte, wenige Tage darauf

Digitized by Google

vertagt. Man war gespannt darauf, was nun geschehen würde. In der Armee sah es nicht beruhigter aus. Zwar fühlte man wol, daß auch viel Gutes und Zweckmäßiges gefördert wurde, daß überhaupt ein Fürst, der selbst Soldat, sein ganzes Interesse für seine Truppen einsetzt, auch, wenn dabei Härten und Eigenheiten sich empfindlich machen, doch den militärischen Geist beleben wird. Aber man sagte sich zugleich, daß die angebahnten Reformen und Augmentirungen nur durchzuführen sein würden, wenn eine Einigung mit den Geld bewilligenden Ständen zu erzielen wäre. Dazu berührte die Tendenz sehr unangenehm, die mehr und mehr die bürgerlichen Officiere aus der Garde zu beseitigen strebte. Eine Generalordre, welche die Ertheilung des Consenses zur Verheirathung der Officiere von übertrieben strengen Bedingungen abhängig machte, und die der König auch gegenüber von allen schon bestehenden Verlöbnissen als maßgebend angesehen haben wollte, brachte in eine größere Zahl von Familien Kummer und Gram. Auch erzählte man sich, der König habe, auf die Vorstellung einzelner Generale, die ihn darauf hingewiesen, wie viele Officiere gezwungen würden eingegangene Verpflichtungen zu lösen, geäußert: die Betreffenden sollten froh sein, daß sie auf gute Manier derselben enthoben würden. Aehnliche Erzählungen gingen von Mund zu Mund und sprachen dem Charakter des Königs jenes Wohlwollen ab, auf das der Niedersachse einen so großen Werth legt. Sie erbitterten und steigerten das allgemeine Unbehagen. Man empfand dies auf das Entschiedenste selbst bei Veranlassungen, die einen officiellen Charakter hatten, wenngleich die loyale Haltung der Officiere immer unverändert blieb.

Mein Urlaub war längst zu Ende, als ich zum Generalcommando nach Berlin zur Ablegung der geforderten Prüfung einberufen wurde, aber fast wäre mein Vorhaben noch im letzten Augenblicke gescheitert. Ich stürzte auf dem Glatteis mit dem Pferde, mein linker Fuß war derartig zugerichtet, daß ich sehr entschiedene Mittel anwenden mußte, um die lange Postreise machen zu können. Unter den heftigsten Schmerzen, mit sehr geschwollenem Fuße erledigte ich Meldungen, Besuche und Prüfung und war froh, als ich wieder in Aschersleben eingetroffen war und mich von Neuem den Anordnungen des Arztes unterwerfen konnte. Es hatte in Wahrheit eines vollen Maßes von Energie bedurft, meinen Willen durchzusetzen, und dies um so mehr, da mein Commandeur wie eine Anzahl meiner Cameraden in der Verletzung beim Sturz eine willkommene Abmahnung erblickten, die mich von der Kriegsschule fern zu halten hätte. So wenig Geltung hatte zu jener Zeit in der Cavallerie wissenschaftliche Bildung, daß der Besuch der Kriegsschule zum Wenigsten als überflüssig, vielleicht auch geradezu als die cavalleristische Tüchtigkeit benachtheiligend erachtet wurde.

Der Sommer verlief dann rasch; meine Einberufung zur Kriegsschule erfolgte; mit höchster Spannung auf das, was mich in Berlin erwartete, ging ich dem Herbste entgegen. Vorher noch, schon im Mai, wohnte ich der Jubiläumsfeier meines Vaters bei. Die kindliche Verehrung fand ihre vollste Genugthuung in der allgemeinen Theilnahme, die ihn zu würdigen und zu ehren wußte. Auch der König Ernst August erwies sich ihm in anerkennendster Weise, obwol gerade in jene Zeit die ersten Anlässe der Entfremdung fallen, die die späteren Dienstjahre meines Vaters vielfach verbitterten. Er brachte die Verstimmung

Digitized by Google

des Königs gegen ihn wesentlich damit in Verbindung, daß der politische Kampf mehr und mehr an Hartnäckigkeit zunahm, den König gegen die Stände erbitterte, in denen die Opposition wesentlich ihre Vertreter hatte. Mein Vater schrieb darüber wiederholt an mich, so heißt es ein Mal:

„Hier ist Alles beim Alten. Die Ersatzwahlen gehen nicht und Man soll darüber sehr entrüstet und in Verlegenheit sein. Wir bürgerlichen Standes leiden jetzt darunter sehr in der Allerhöchsten Estimation, denn dem Stande wird, gewiß ungerechter Weise, alle Opposition und selbst Demagogie zugeschrieben. Ich, für mein Theil, wünsche sehr Einigkeit hier und in Deutschland; bin weder aristokratisch noch demokratisch, aber sehr monarchisch gesinnt ꝛc. ꝛc."

Der König, voll Argwohn und Vorurtheile, erkannte dies nicht in vollem Maße an, er verletzte durch Vernachlässigung und Nichtbeachtung. Mein Vater zog sich mehr und mehr zurück, um wie er sich ausdrückte, „nicht jedes Mal den Rücken dessen gegen sich gekehrt zu sehen, der den meisten Vortheil seiner Dienste genieße. Um einen Stein, den er nicht zu heben vermöge, gehe er weg."

Auch ich wurde damit den hannover'schen Verhältnissen mehr und mehr fremd; ich empfand zu lebhaft mit meinem Vater. Desto empfänglicher ging ich den Berliner Eindrücken entgegen.

Digitized by Google

Monsieur François[1]).

Eine Erinnerung aus dem Jahre 1848.

Von

Iwan Turgènjew.

Ich habe den ganzen Winter von 1847 auf 48 in Paris verbracht. Meine Wohnung war nicht weit vom Palais Royal gelegen, wohin ich fast jeden Morgen ging, um Kaffee zu trinken und die Zeitungen zu lesen. Zu jener Zeit war das Palais Royal noch nicht der fast gänzlich verödete Platz, der es geworden, wiewol die Tage seines Ruhmes auch damals schon lange vorüber waren — dieses ganz besonderen Ruhmes, welcher unsere russischen Veteranen von 1814 und 1815 sagen ließ, jedesmal wenn sie einem von Paris gekommenen Reisenden begegneten: „Und was macht unser liebes, gutes Palais Royal?"

Eines Tages — es war Anfangs Januar 1848 — saß ich an einem der kleinen Tische, welche rings um das Café de la Rotonde aufgestellt sind. Ein Mann von hohem Wuchs, dürr und hager, mit schwarzem ergrauenden Haar, einer Brille aus verrostetem Eisen und mit rauchgeschwärzten Gläsern auf seiner Adlernase, trat aus dem Café heraus, warf einen Blick um sich, und bat mich, nachdem er sich versichert hatte, daß alle Tische besetzt seien, um die Erlaubniß, an dem meinigen Platz nehmen zu dürfen. Ich willigte ein. Der Mann mit der Brille ließ sich auf einen Sitz nieder, schob seinen alten hohen Hut in den Nacken zurück und verlangte, indem er seine beiden knochigen Hände über einem dicken Knotenstock kreuzte, eine Tasse Kaffee. Die Zeitung, welche der Garçon ihm zu gleicher Zeit anbot, wies er mit einem Achselzucken zurück. Wir wechselten einige gleichgültige Worte. Ich erinnere mich, daß er zwischen den Zähnen brummte: „Verfluchte Zeit! hundsföttische Zeit!" Dann leerte er hastig seine Tasse und ging.

---

[1]) Dieser kleine Aufsatz hat einen großen Fehler: man wird darin Prophezeihungen nach dem Ereigniß zu finden glauben; aber ich versichere, daß die Persönlichkeit, von der ich spreche, wirklich existirt hat und mir die Worte sagte, welche ich hier wiedergebe.

Digitized by Google

Der Eindruck, den er bei mir zurückgelassen hatte, verschwand nicht so rasch. Er war offenbar ein Franzose des Südens, ein Gascogner oder Provençale. Sein gebräuntes Gesicht, von Runzeln durchfurcht, seine hohlen Wangen, sein zahnloser Mund, seine dumpfe krächzende Stimme, Alles, bis auf seinen beschmutzten, abgetragenen Rock, der obendrein nicht für ihn gemacht zu sein schien, zeugte von einem unruhigen, irrenden und kümmerlichen Leben. Ein gebrochener, geschlagener, vom Sturme hin- und hergeworfener Mann, dachte ich, einer, der sich nicht erst seit heute in Verlegenheit befindet; er hat offenbar sein ganzes Leben in Dürftigkeit und Elend hingebracht. Woher kommt ihm dieser halb bewußte, halb unfreiwillige Ausdruck von Ueberlegenheit, welcher sich auf seinem Gesichte, in jeder seiner Bewegungen, in seiner gebeugten Haltung und seinem schleppenden Gang kund gibt? Die Armen, die Demüthigen gehen nicht so. Vor Allem hatten mich seine Augen frappirt, mit ihren Pupillen von düsterem Braun, umgeben von einem gelblichen Weiß. Bald hielt er sie weit offen, indem er unbeweglich und finster vor sich hinstarrte; bald kniff er sie in seltsamer Weise ein, indem er seine struppigen Brauen in die Höhe zog und über die Ränder seiner Brille hinweg schräge Blicke warf. Alsdann verbreitete sich ein Ausdruck von bitterem und boshaftem Spott über alle seine Züge. Uebrigens hatte ich an jenem Tage nicht viel Zeit, mich mit ihm zu beschäftigen; in Erwartung der Reformbankette war ganz Paris bewegt. Ich machte mich daran, die Zeitungen zu lesen.

Am folgenden Tage kehrte ich in's Palais Royal zurück und von Neuem begegnete ich dort dem Herrn von gestern. Er grüßte mich zuerst, wie einen alten Bekannten, mit einem leichten Lächeln; und ohne mich um Erlaubniß zu fragen, setzte er sich zu mir, als ob die Begegnung mit ihm mir keine Unannehmlichkeit verursachen könne und wiewol die anderen Tische frei waren. Hierauf begann folgendes Gespräch:

„Sie sind ein Fremder; ein Russe," redete er mich plötzlich an, indem er den Löffel in seiner Tasse langsam hin- und herbewegte.

„Daß ich ein Fremder sei," erwiderte ich ihm, „haben Sie an meiner Aussprache erkennen können. Woraus aber haben Sie errathen, daß ich ein Russe bin?"

„Woraus? Sie haben „pardon" mit einem gedehnten Ton gesagt; es sind nur die Russen, welche so singen. Uebrigens wußte ich, daß Sie Russe sind."

Ich wollte ihn bitten, sich deutlicher zu erklären; aber er hatte das Wort wieder ergriffen.

„Sie haben wohl daran gethan, gerade zu dieser Zeit hierher zu kommen. Es ist eine interessante Zeit für die Reisenden. Sie werden große Dinge sehen."

„Was denn?"

„Hören Sie: wir sind Anfangs Februar; bevor ein Monat vergeht, haben wir in Frankreich die Republik."

„Die Republik?"

„Ja, die Republik. Aber warten Sie noch ein bischen, sich zu freuen, wenn die Nachricht Sie überhaupt freut. Vor Ablauf des Jahres werden die

Digitized by Google

Bonaparte dieses nämliche Frankreich besitzen (er bediente sich eines cynischen Ausdrucks).

So lange er nur die Republik genannt hatte, glaubte ich kein Wort und begnügte mich, zu mir selber zu sagen: Das ist Einer, der mich aufsitzen lassen will und mich für einen unwissenden Scythen hält. Aber die Bonaparte! Woher, zum Teufel, nahm er die Bonaparte? Wer dachte in diesem Augenblick der Regierung Louis Philippe's an die Bonaparte? Oder, wenigstens, wer sprach von ihnen? War ich nicht an Einen gerathen, der die Leute zum Narren hat, oder an einen jener Industrieritter, welche sich in den Hôtels und den Café's umhertreiben, auf der Lauer nach Fremden, bei denen sie schließlich Geld zu borgen suchen? Und dennoch — sein ungezwungenes Wesen, der Ton der Sorglosigkeit, mit welchem er seine Paradoxen zum Besten gab . . . Nein, das war Keiner, der Geld borgt.

„Sie nehmen also an, daß der König zu keinerlei Reform seine Zustimmung geben wird?" fragte ich nach einem kurzen Stillschweigen. „Indessen scheinen die Forderungen der Opposition nicht übertrieben."

„Kenne das, kenne das," sagte er nachlässig. „Ausdehnung des Wahlrechts, Hinzufügung neuer Wählerclassen, Worte, Worte! Es werden keine Bankette stattfinden, der König wird nicht nachgeben, Guizot wird nicht wollen. Uebrigens," fügte er hinzu, als er ohne Zweifel den wenig günstigen Ausdruck bemerkte, welchen er auf mich hervorbrachte; „zum Teufel mit der Politik! Sie machen, ist interessant; aber zuschauen, wie Andere sie machen, ist albern. Die kleinen Hunde machen es ebenso, wenn die großen . . . das Leben genießen; den kleinen Hunden bleibt Nichts übrig, als zu kläffen oder zu winseln. Sprechen wir von etwas Anderem."

Ich erinnere mich nicht mehr, woran sich folgendes Gespräch anknüpfte.

„Sie gehen ohne Zweifel in's Theater?" fragte er mich, mit einer Plötzlichkeit, die ich bereits bemerkt hatte, und die mich vermuthen ließ, daß er Dem, was man erwiderte, keine große Aufmerksamkeit schenke: „denn Sie Alle, meine Herren Russen, sind große Liebhaber des Theaters."

„Ja, ich gehe zuweilen hin."

„Und Sie sind von unseren Schauspielern entzückt, vermuthe ich?"

„Von einigen, besonders an der Comédie-Française."

„Der gute Geschmack," fuhr er mit bedächtigem Tone fort, „der gute Geschmack ist es, der unsere Schauspieler ruinirt. Diese Traditionen, diese Conservatorien, das ist ihr Unglück. Sie sind alle gefroren und ausgenommen, wie die Fische, die man bei Ihnen, im Winter, auf den Märkten sieht. Keiner von unseren Schauspielern würde sich unterstehen, zu sagen: ‚Ich liebe Dich!' ohne die Beine auseinander zu spreizen, wie ein Zirkel und die Augen mit einem schmachtenden und scheinheiligen Ausdruck zu verdrehen. Und das kommt vom guten Geschmack. Man kann wahre Schauspieler nur noch in Italien sehen. Als ich in Italien lebte . . . A propos, was sagen Sie zu dieser Constitution, welche König Bomba seinen getreuen Unterthanen soeben octroyirt hat? Er wird ihnen diese Gnade sobald nicht verzeihen; ach! gewiß nicht . . . Nun denn, als ich in Neapel war, da gab es dort im Volkstheater fidele Kerle . . . den Teufel

Digitized by Google

auch! ... Aber jeder Italiener ist ein Schauspieler. Bei ihnen, da liegt's in der Natur; und wir, wir thun Nichts, als hinter dem Natürlichen herlaufen. Unsere besten Komiker vom Palais-Royal können sich mit dem ersten besten Straßenprediger nicht messen. Per le santissime anime del purgatorio," rief er plötzlich, mit einer näselnden und singenden Stimme, und so weit ich darüber urtheilen konnte, mit dem reinsten neapolitanischen Accent.

Ich fing an zu lachen und auch er fing an zu lachen, ohne Geräusch, indem er den Mund weit öffnete und mich über seiner Brille weg ansah.

„Aber die Rachel ..." fing ich an.

„Die Rachel, ja, das ist eine Kraft — die ist wie Meyerbeer, welcher uns beständig mit seinem ‚Propheten' hänselt und droht: ‚ich werde ihn Euch geben, nein, ich werde ihn Euch nicht geben'. Das ist ein geschickter Mann, ein maëstro ... nicht im musikalischen Sinne, nein, gewiß nicht! Uebrigens hat sich auch die Rachel in der letzten Zeit verschlechtert und Sie sind schuld daran, meine Herren Fremden! Es gibt in Italien eine Schauspielerin, Namens Ristori. Man sagt, daß sie soeben irgend einen Marquis geheirathet hat und die Bühne verlassen will. Das ist schade; sie ist gut, die da, wiewol sie ein wenig grimassirt."

„Sind Sie lange in Italien gewesen?" fragte ich ihn.

„Ja, auch dort habe ich mich umhergetrieben. Wo bin ich nicht gewesen?"

„Sogar in Rußland, wie es scheint?"

„Sie lieben auch die Musik?" fragte er, ohne meine Frage zu beantworten. „Sie besuchen die Oper?"

„Ich liebe die Musik."

„Ach, Sie lieben sie, das war vorauszusehen. Sie sind Slave, und alle Slaven sind Musikenthusiasten. Nun wohl, das ist die letzte der Künste, mein guter Herr. Wenn die Musik auf den Menschen keinen Eindruck macht, so ist sie langweilig, und wenn sie Eindruck macht, so ist sie schädlich."

„Warum schädlich?"

„Sie ist schädlich, weil sie entnervend ist, wie die zu warmen Bäder. Fragen Sie doch die Doctoren."

„Und welche Meinung hegen Sie von den übrigen Künsten?"

„Es gibt nur Eine Kunst, mein Herr, die Sculptur! Das ist eine Kunst, die ist kalt, gefühllos und gewaltig; die läßt im Menschen den Gedanken ... oder die Täuschung, wenn Sie wollen, der Unsterblichkeit und der Ewigkeit entstehen."

„Und die Malerei?"

„Die Malerei! Es ist zu viel Blut, zu viel Fleisch, zu viel Farbe, zu viel Sünde darin. Man malt Ihnen nackte Frauen! Eine Statue ist niemals nackt. Wozu das Blut des Mannes entzünden? Es ist nicht nöthig. Alle Männer sind schuldbeladen, verbrecherisch, von Sünden zerfressen vom Kopf bis zu den Füßen."

„Alle ohne Ausnahme, und Alle zerfressen?"

„Alle, Sie, ich, selbst jener alte Knabe dort mit dem gutmüthigen Gesicht,

Digitized by Google

welcher eine Puppe kauft, um sie dem Kind irgend eines Anderen, oder vielleicht dem seinigen zu schenken. Alle sind schuldbeladen! Es gibt einen Assisenhof in dem Leben eines Jeden, und Keiner hat das Recht, zu behaupten, daß er nicht auf diese vermaledeite kleine Bank der Angeklagten gehöre."

„Sie müssen es besser wissen, als irgend Einer," sagte ich unwillkürlich.

„Ganz und gar so, mein Herr, besser als irgend Einer. Experto credi (statt crede) Roberto."

„Und was denken Sie über die Literatur?" fragte ich, mein Verhör fortsetzend. Wenn Du mich zum Narren haben willst, dachte ich bei mir selbst, warum sollte es mir nicht erlaubt sein, Dich auch meinerseits zum Narren zu haben, Du, welcher in einem lateinischen Citat, das Niemand von Dir verlangt hat, Fehler macht?

Der Unbekannte lächelte kalt, als ob er meine Gedanken errathen hätte.

„O! die Literatur ist keine Kunst," sagte er mit einer gewissen Nachlässigkeit. „Die Literatur soll vor Allem amüsiren, und nur die biographische Literatur amüsirt wirklich."

„Sie sind demnach ein großer Liebhaber von Biographien?"

„Nein, Sie haben mich nicht verstanden. Ich meinte diejenigen Werke, in welchen der Autor von sich selbst spricht, in welchen er sich dem Urtheil des Lesers, d. h. seinem Gelächter preisgibt. Das ist das Einzige, was die Schriftsteller wissen können, und selbst das ... Deswegen ist Montaigne der größte Schriftsteller. Er ist der einzige."

„Er gilt für einen großen Egoisten", wagte ich einzuwerfen

„Ja, das aber ist seine Stärke. Er allein war kühn genug, sich als Egoisten und einen Gegenstand des Gelächters bis an's Ende zu zeigen. Deswegen gerade amüsirt er mich. Ich lese eine Seite, ich lese eine andere, ich mache mich lustig über ihn und ich mache mich noch mehr lustig über mich selber. E basta!"

„Und die Dichter?"

„O, die Dichter befassen sich mit Musik, mit der Musik der Worte, und Sie kennen meine Meinung über die Musik."

„Was soll man denn aber lesen? und was soll das Volk lesen? Oder glauben Sie vielmehr, daß das Volk nicht lesen soll?"

Ich hatte an den Fingern des Unbekannten einen Ring mit einem Wappen bemerkt und, trotz seines elenden Aeußern, schien es mir, als ob er sich zu aristokratischen Meinungen bekenne und vielleicht selbst zur Aristokratie gehöre. Er erwiderte:

„Das Volk soll lesen. Aber was es liest, das ist durchaus gleichgültig. Man behauptet, daß Ihre russischen Bauern immer ein und dasselbe Buch lesen. (Francile der Venetianer [1]), dachte ich.) Nachdem sie ein Exemplar bis auf das Papier verbraucht haben, kaufen sie ein anderes. Und sie thun sehr recht daran. Das gibt ihnen, in ihren Augen, eine Wichtigkeit und verhindert sie, nachzu-

[1]) Eine volksthümliche Erzählung von der Art der „Vier Haimonskinder".

Digitized by Google

denken. Was Denjenigen betrifft, der in die Kirche geht, der braucht nicht zu lesen — ganz und gar nicht."

„Räumen Sie der Religion eine solche Wichtigkeit ein?"

Der Unbekannte warf mir über seine Brille hinweg einen Blick zu.

„Ich glaube nicht an Gott, mein guter Herr. Aber die Religion ist eine wichtige Sache. Ihr Diener sein, Priester sein, ist vielleicht der beste Beruf. Drollige Burschen, die Priester! Sie allein haben das wahre Wesen der Macht begriffen: mit Demuth befehlen, mit Stolz gehorchen, dies ist das ganze Geheimniß. Ah, die Macht! Die Macht besitzen — es gibt kein anderes Glück auf Erden!"

Ich fing an, mich an die Kreuz- und Quersprünge unserer Unterhaltung zu gewöhnen und bemühte mich nur, mit meinem wunderlichen Partner Schritt zu halten und nicht hinter ihm zurückzubleiben. Was ihn anbetrifft, so sprach er mit einer ruhigen, zwanglosen Miene, wie wenn alle diese Axiome, welche er mit so großer Sicherheit vortrug, auf ganz logische und natürliche Weise das eine aus dem andern abgeleitet seien; und zu gleicher Zeit fühlte man sehr deutlich, daß es ihm vollkommen einerlei, ob man seiner Meinung beipflichte oder nicht.

„Wenn Sie die Macht so sehr lieben," versetzte ich, „wenn Sie vor der Geistlichkeit eine so große Achtung hegen, warum haben Sie diesen Weg nicht gewählt, warum sind Sie nicht Priester geworden?"

„Ihre Bemerkung ist richtig, mein werther Herr; aber ich zielte höher hinauf, indem ich selbst die Absicht hatte, eine Religion zu stiften. Ich habe sogar einen Versuch gemacht, während meines Aufenthaltes in Amerika. Uebrigens war ich es nicht allein, der diese Absicht hatte. Da drüben beschäftigt man sich ziemlich allgemein mit dergleichen Dingen."

„Sie sind also auch in Amerika gewesen?"

„Ich habe dort zwei Jahre zugebracht. Sie haben bemerken können, daß ich von dort die schlechte Gewohnheit mitgebracht habe, Tabak zu kauen. Ich rauche nicht, ich schnupfe nicht, ich kaue. Pardon!"

Und er wandte sich ab, um auszuspeien.

„Um auf unsere Angelegenheit zurückzukommen, ich hatte also das Project, eine Religion zu stiften. Und ich hatte sogar eine sehr hübsche kleine Legende erfunden. Damit man sie annehme, hätte ich nur ein Märtyrer zu sein brauchen. Wenn es an diesem Kitt gebricht, so sind die Stiftungen nicht dauerhaft. Es ist damit nicht wie im Kriege, wo es viel ersprießlicher ist, das Blut der Anderen zu vergießen. Aber sein eigenes zu vergießen, gehorsamer Diener! Ich gab die Sache auf."

Er schwieg einen Augenblick.

„Sie haben eben," begann er auf's Neue, „auf meine Liebe zur Macht angespielt. Sie haben die Wahrheit gesagt. So bin ich denn auch ganz überzeugt, daß ich noch einmal König werde."

„Wie, König?"

„Ja, König, ja, von irgend einer unbewohnten Insel."

Digitized by Google

„Demnach ein König ohne Unterthanen?"

„Die werden sich schon finden, Unterthanen! Sie haben ein Sprichwort in Rußland, welches besagt: ‚Wo es einen Trog gibt, da gibt es auch Schweine'. Es ist den Menschen angeboren, sich zu unterwerfen; nöthigenfalls werden sie über den Ocean fahren, um auf meiner Insel zu landen und dort einen Herren zu finden. Was ich Ihnen da sage, das ist sicher."

Er ist wirklich verrückt, dachte ich bei mir selber.

„Geschieht es nicht aus demselben Grunde," sagte ich laut, „daß, nach Ihrer Ansicht, die Franzosen sich einem Bonaparte unterwerfen werden?"

„Richtig, genau aus demselben Grunde, mein werther Herr."

„Um Vergebung," rief ich, „um Vergebung. Die Franzosen haben schon einen König, einen Herrn. Also dieses Bedürfniß der Menschen, von welchem Sie sprechen, dieses Bedürfniß, unterworfen zu sein, ist befriedigt."

Er schüttelte den Kopf.

„Das ist es gerade," versetzte er, „wo der Hase im Pfeffer liegt. Unser gegenwärtiger König Louis Philippe fühlt sich nicht als Herrn, als Despoten. Uebrigens, sprechen wir nicht über Politik."

„Ziehen Sie vor, über Philosophie zu sprechen?"

Er spritzte seinen Speichel weit weg, nach amerikanischer Weise.

„Ah!" sagte er, „Sie gefallen sich darin, ironisch zu sein. Wolan, ich weigere mich nicht, über Philosophie zu sprechen. Um so weniger, als meine Philosophie sehr einfach ist. Sie hat keine Aehnlichkeit mit der deutschen Philosophie, welche ich sehr wenig kenne, es ist wahr, welche ich aber verabscheue, wie Alles, was deutsch ist."

Die Augen des Unbekannten entflammten sich.

„Ja," sagte er, „ich verabscheue sie, weil ich ein Patriot bin. Und Sie auch, als Russe, sollten sie hassen."

„Erlauben Sie mir ..."

„Und wenn Sie sie nicht hassen, um so schlimmer für Sie. Die Deutschen werden Ihnen Etwas aufgeben, warten Sie nur ein wenig! Ich verabscheue sie, ich fürchte sie," fügte er hinzu, indem er die Stimme senkte. „Und eine meiner besten Erinnerungen ist, daß ich das Glück gehabt habe, ein paar Flintenschüsse auf sie abzugeben, auf die Deutschen."

„Wo denn das?"

„Nun ... in Italien ... ich nahm Theil ... Uebrigens, kommen wir wieder auf die Philosophie. Ich habe die Ehre, Sie wissen zu lassen, mein Herr, daß meine ganze Philosophie in Folgendem besteht: es gibt zwei Unglücksfälle im menschlichen Leben: die Geburt und der Tod. Das zweite Unglück ist das weniger große, denn es kann freiwillig sein."

„Und das menschliche Leben?"

„Hm, hm, das ist nicht leicht zu sagen. Beachten Sie auch, mein Herr, daß es im Leben nur zwei gute Dinge gibt: wenn nämlich der Mensch sich an der Geburt oder dem Tod betheiligt, das heißt an einem der beiden Unglücksfälle, von denen ich gesprochen habe."

Digitized by Google

„Ja, der Krieg, die Jagd und die Liebe, wie die Spanier sagen. Nur fügen sie freilich hinzu: für ein Vergnügen, tausend Schmerzen [1])."

„Bravo! Sie haben zuweilen einen guten Gedanken, diese verteufelten Spanier. Und da haben Sie einen Beweis für die Richtigkeit meiner Philosophie. Aber," sagte er, indem er vom Stuhl aufsprang, „wir haben genug geschwatzt. Auf Wiedersehn."

„Warten Sie, warten Sie," rief ich. „Länger als eine Stunde haben wir nun mit einander geplaudert, und ich weiß noch nicht, mit wem ich die Ehre habe . . . ."

„Sie wollen meinen Namen wissen? Wozu? Ich habe Sie nicht um den Ihrigen gefragt. Ich habe auch nicht zu erfahren gesucht, wo Sie wohnen; ich halte daher auch nicht für nothwendig, Ihnen zu sagen, wo ich wohne, ich, in welchem Loch ich hause. Wir werden uns hier wieder treffen, das genügt. Meine Unterhaltung amüsirt Sie . . . ." Er blinzelte mit dem Auge in malitiöser Weise. „Ich amüsire Sie, he, he."

Ich fühlte mich ein wenig verletzt. Entschieden, dieser Herr war gar zu ungenirt.

„Sie flößen mir Interesse ein," sagte ich, jedes Wort betonend; „aber Sie gefallen mir ganz und gar nicht."

„Und Sie, Sie flößen mir kein Interesse ein, aber Sie gefallen mir. Das genügt, wie mir scheint, für Beziehungen wie die, welche wir haben. Wenn Sie wünschen, nennen Sie mich M. François, und Sie, wenn Sie gestatten, Sie werde ich M. Iwan nennen. Fast alle Russen sind Iwans. Ich hatte Gelegenheit, das wahrzunehmen, als ich, in der Eigenschaft eines Hauslehrers, das Mißvergnügen hatte, bei einem Ihrer Generäle, in einer Ihrer Provinzen zu leben. Welch ein Esel war dieser General! Und wie arm war diese Provinz! Und damit, einen schönen guten Tag, M. Iwan."

Er drehte sich auf seinen Hacken um, und ging.

„Adieu, M. François," rief ich meinerseits.

Was für ein Mensch ist das, fragte ich mich, als ich nach Hause ging, welch seltsames Wesen? Macht er sich über mich lustig? Ist er von dem, was er sagt, überzeugt? Was ist seine Beschäftigung? Seine Vergangenheit? Mit Einem Wort, was ist er? Ein verunglückter Schriftsteller, ein alter Student, ein ruinirter Gewerbtreibender, ein armer Krautjunker, ein Schauspieler ohne Engagement? Und was treibt ihn, mir vertrauliche Mittheilungen zu machen, mir?

Ich stellte mir alle diese Fragen, und fand, natürlicherweise, keine Antworten darauf. Meine Neugier war gereizt; und nicht ohne eine gewisse Erregung kehrte ich am folgenden Tage nach dem Palais-Royal zurück. Diesmal erwartete ich mein Original vergeblich. Aber am Tage darauf erschien er von Neuem unter dem Wetterdach des Café's.

„Ah, M. Iwan," rief er, sobald er mich gewahrte, „guten Tag. Das Schicksal führt uns noch einmal zusammen. Wie geht es Ihnen?"

---

[1]) Guerra, caza y amores,
Por un placer mil dolores.

Digitized by Google

„Nicht schlecht, und Ihnen, M. François?"

„So, so. Gestern indessen war ich nahe daran, zu crepiren. Herzkrämpfe; das roch nach Tod, ein abscheulicher Geruch. Aber es ist Nichts. Setzen wir uns in den Garten. Es ist zu voll hier. Ich kann nicht leiden, daß man mich von der Seite ansieht, oder daß sich Jemand an meinen Rücken lehnt. Außerdem ist es schönes Wetter."

Wir setzten uns in den Garten. Ich erinnere mich, daß er — als man die beiden Sous für den Stuhl bezahlen mußte — ein altes, ganz plattes Portemonnaie herauszog, in welchem er lange suchte und welches nicht mehr als die beiden Sous enthielt. Ich machte mich auf eine neue Darlegung seiner Paradoxen gefaßt; aber im Gegentheil. Er fing an, mich über gewisse, in jener Epoche wichtige russische Persönlichkeiten auszufragen. Ich antwortete ihm. Aber er wollte immer mehr Details, mehr biographische Anecdoten. M. François wußte viele Dinge, die ich bei ihm nicht geahnt hatte.

Entschieden, dieser Mann besaß einen großen Fonds von Kenntnissen.

Nach und nach wandte sich das Gespräch der Politik zu. Es war schwer, sie zu vermeiden in der Erregung, in welcher sich damals die Geister befanden. Nachlässig, ohne Gewicht darauf zu legen, erwähnte M. François die Namen von Guizot und von Thiers. Indem er von dem Ersteren sprach, machte er die Bemerkung, daß Frankreich in der That Pech habe. „Es hat sich nur ein Mann gefunden," sagte er, „welcher einen festen Willen hat, und gerade der geht gegen den Strich. Was den Zweiten betrifft," fügte er hinzu, „so ist seine Rolle für lange Zeit ausgespielt."

„Was sagen Sie," rief ich aus, „seine Rolle hat kaum begonnen. Denken Sie an die Reden, welche er in der Kammer hält."

„Andere Männer werden kommen," murmelte er, „und alle diese Reden sind nicht mehr als Geräusch. Nichts mehr. Er ist wie der Mann im Nachen, der den Katarakt anredet; im nächsten Augenblick werden die Wasser den Nachen verschlingen und ihn darin. Uebrigens, Sie glauben mir nicht, ich weiß es, und ich bin zu Ende."

„Was denn?" fuhr ich fort. „Sie vermuthen, daß es Odilon Barrot sein würde . . . ."

Hier machte M. François große Augen und lachte laut auf, indem er den Kopf umwandte.

„Bum, bum, bum," sagte er, dem Kellner nachmachend, welcher den Kaffee einschenkte. „Da ist Ihr ganzer Odilon Barrot."

„So sind wir denn," erwiderte ich, ein klein wenig unwillig, „nach Ihrer Meinung, am Vorabend der Republik? Und — nicht wahr — die Socialisten werden diese ‚anderen Männer' sein, von denen Sie reden?"

M. François setzte sich ein wenig feierlich in Positur.

„Der Socialismus ist bei uns geboren, in Frankreich, mein guter Herr, und in Frankreich wird er auch sterben, wenn er nicht schon todt ist; oder vielmehr, man wird ihn tödten. Und man wird ihn auf zweierlei Manier tödten: entweder durch die Lächerlichkeit, denn ewig wird M. Considérant doch nicht ungestraft behaupten können, daß den Menschen ein Schwanz wachsen wird mit

Digitized by Google

einem Auge an der Spitze; oder auf diese Manier . . .“ und er erhob seine beiden Hände, als ob er mit einer Flinte ziele. „Voltaire behauptete, daß die Franzosen keinen epischen Kopf hätten; ich wage zu versichern, daß die Franzosen keinen socialistischen Kopf haben.“

„Man ist im Ausland dieser Meinung nicht.“

„Gut denn, meine Herren Fremden, Sie beweisen zum hundertsten Mal, daß sie uns nicht verstehen. In diesem Augenblick erfordert der Socialismus eine schöpferische Kraft. Er wird sie bei den Italienern, bei den Deutschen, vielleicht bei Ihnen suchen. Was den Franzosen anbetrifft, so ist er ein Erfinder; er hat fast Alles erfunden, aber er ist kein Schöpfer. Der Franzose ist scharf und schmal, wie ein Degen; er dringt in das Herz der Dinge; er erfindet, er findet; aber um zu schaffen, muß man breit und rund sein.“

„Wie die Engländer, oder wie Ihre werthen Deutschen,“ sagte ich, nicht ohne die Absicht, zu spotten.

M. François beachtete meine Neckerei nicht.

„Der Socialismus, der Socialismus!“ fuhr er fort; „das ist kein französisches Princip. Unsere Principien sind ganz anders. Wir haben ihrer zwei, zwei Eckſteine: die Revolution und die Routine; Robespierre und M. Prudhomme, das sind unsere Helden.“

„In der That? Und das militärische Element, was machen Sie damit?“

„Wir sind kein militärisches Volk. Das setzt Sie in Erstaunen? Wir sind ein tapfres, sehr tapfres Volk: kriegerisch, aber nicht militärisch. Gott sei Dank, wir sind besser als das.“

Er kaute an dem Knopf seines Stockes.

„Ja, ja, und dennoch, wenn es uns nicht gäbe, die Franzosen, so gäbe es kein Europa.“

„Dann gäbe es Amerika.“

„Nein, denn Amerika ist auch Europa. Nur umgekehrt. Die Amerikaner besitzen keine jener Grundlagen, auf welche das europäische Gebäude sich stützt. Und trotzdem ist das Resultat dasselbe. Uebrigens ist Alles, was menschlich ist, immer dasselbe. Sie erinnern sich der Worte des Sergeanten, welcher seine Recruten einexercirte: die Wendung rechts ist genau dasselbe, wie die Wendung links; nur, daß sie genau das Gegentheil ist. Nun denn, Amerika ist die Wendung links von Europa.

„Wenn Frankreich Rom wäre,“ begann M. François wieder nach einem Augenblick des Stillschweigens, „so wäre dies der Moment für einen Catilina sich zu zeigen; denn, in kurzer Zeit, sehr kurzer Zeit, Sie werden es sehen, mein Herr, werden die Steine . . .“ (er erhob die Stimme), „die Steine unserer Straßen, vielleicht hier, ganz nahe, uns zur Seite, wieder Blut trinken. Aber wir werden keinen Catilina, noch einen Cäsar haben. A propos, sind Sie nicht meiner Meinung, daß es zu bedauern ist, daß Shakespeare keinen ‚Catilina‘ geschrieben hat?“

„Sie haben demnach eine große Meinung von Shakespeare, obgleich er nur ein Dichter war?“

„Ja, das war ein Mann, unter glücklichen Umständen geboren und nicht

Digitized by Google

ohne Talent. Er verstand zugleich Schwarz und Weiß zu sehen, was selten ist, und er plaidirte weder für Schwarz noch für Weiß, was noch seltener ist. Ein gutes Ding hat er geschrieben: ‚Coriolan‘; das ist sein bestes Stück.“

Die Vermuthung, daß M. François zur Aristokratie gehöre, kam mir wieder in den Sinn.

„Coriolan“ gefällt Ihnen vielleicht, weil Shakespeare darin mit wenig Achtung, sogar mit Mißachtung von der Plebs, dem gemeinen Volke spricht?“

„Nein,“ erwiderte M. François, „ich verachte das gemeine Volk nicht, ich verachte das Volk im Allgemeinen nicht. Bevor man die Andern verachtet, sollte man damit anfangen, sich selbst zu verachten ... was ich nur dann und wann thue ... und wenn mich hungert,“ fügte er mit einer düsteren Miene hinzu. „Das Volk verachten? Warum? Das Volk ist wie die Erde; wenn ich will, bebaue ich sie und sie ernährt mich; wenn ich will, lasse ich sie brach liegen und trete sie mit Füßen. Es ist wahr, daß es ihr zuweilen einfällt, sich zu schütteln wie ein nasser Pudel; sie wirft dann Alles um, was wir auf ihr erbaut haben, alle unsere kleinen zierlichen Häuser. Uebrigens sind sie selten, diese Erdbeben. O! ich weiß sehr wohl, daß sie mich am letzten Ende verschlingen wird, und das Volk wird mich auch verschlingen. Aber dagegen kein Mittel. Das Volk verachten! Man verachtet nur das, was man unter andern Umständen hoch achten müßte. Hier ist kein Raum weder für die Verachtung noch für die Hochachtung. Hier muß man aus Allem seinen Vortheil, aus Allem seinen Nutzen zu ziehen wissen. Das ist Alles, was Noth thut.“

„Erlauben Sie mir, Sie zu fragen: haben Sie jemals verstanden, Vortheil und Nutzen zu ziehen?“

M. François stieß einen Seufzer aus.

„Nein, ich habe es nicht verstanden.“

„Wirklich?“

„Ich habe es nicht verstanden, sage ich Ihnen. Sie blicken mich an und denken vielleicht: Du prophezeist uns, daß es bald Katastrophen in Frankreich geben werde; wolan, das ist der Moment für Dich, um im Trüben zu fischen. Aber nicht im trüben Wasser fängt der Hecht Fische, und ich bin noch nicht einmal ein Hecht.“ — Er wandte sich heftig auf seinem Stuhl herum und schlug mit der geballten Faust auf die Lehne desselben. — „Nein, ich habe aus Nichts Vortheil zu ziehen gewußt. Wenn es anders wäre, würde ich mich in einem solchen Zustand vor Ihnen präsentirt haben?“ und mit einer raschen Bewegung der Hand deutete er auf sich selber. — „Ich würde wahrscheinlich Ihre Bekanntschaft nicht gemacht haben, was ich bedauert haben würde,“ fügte er mit einem gezwungenen Lächeln hinzu, „und ich würde nicht in dieser elenden Dachkammer gelebt haben, welche ich bewohne. Ich würde nicht, an jedem Morgen, wenn ich mein schlechtes Bett verlasse und einen Blick auf das Häusermeer von Paris werfe, Gelegenheit gehabt haben, das Wort Jugurtha's zu wiederholen: ‚Urbs venalis!‘ Ja; und dennoch, wenn ich wie diese Stadt gewesen wäre, so würde ich nicht in dem Zustande sein, in welchem ich bin, in dieser Armuth, diesem Elend, dieser Schmach.“

Digitized by Google

„Jetzt wird er mich um Geld ansprechen," dachte ich.

Er schwieg, ließ sein Haupt auf seine Brust sinken und fing an, mit der Spitze seines Stockes den Sand hin- und herzubewegen. Dann stieß er auf's Neue einen tiefen Seufzer aus, nahm seine Brille ab, zog aus seiner Hintertasche ein altes carrirtes Schnupftuch, machte daraus ein Päckchen und rieb sich die Stirn damit zwei- oder dreimal, indem er den Ellenbogen ziemlich hoch hob. „Ja," sagte er endlich, mit einer Stimme, die man kaum verstand, „das Leben ist ein trauriges Ding, ja, ein trauriges Ding ist das Leben, mein guter Herr! Ein einziger Gedanke tröstet mich, nämlich, daß ich bald sterben werde, und ohne jeden Zweifel eines gewaltsamen Todes."

„Sie werden also kein König sein?" wollte ich ihn fragen, aber ich hielt an mich.

„Ja, eines gewaltsamen Todes. Sehen Sie sich das einmal an." Er näherte mir seine linke Hand, deren Fläche er in die Luft hielt, und legte, ohne das Schnupftuch loszulassen, den Zeigefinger seiner rechten Hand hinein. Sie waren nicht sehr rein, weder die eine noch die andere. „Sie sehen diesen Strich, welcher die Lebenslinie durchschneidet?"

„Sie glauben also an die Wahrsagerkunst?"

„Sie sehen diesen Strich," wiederholte er mit Beharrlichkeit. „Nun wohl, mein Herr, wissen Sie es im Voraus: wenn Sie sich jemals an einem Orte befinden, wo Nichts Sie an mich erinnert, und wenn Sie dennoch plötzlich an mich denken, wissen Sie es dann, daß ich nicht mehr sein werde."

„Sie glauben also auch an das Fatum?"

M. François bewegte seine Schultern leicht.

„Je nun, mein Herr! Ich bin wie Socrates, welcher viele Dinge wußte und Nichts zu wissen vorgab . . . Ich glaube an Nichts . . . und ich glaube an Vieles. Nur an mein Glück glaube ich nicht."

Von Neuem senkte er das Haupt und ließ die Hand, welche das Schnupftuch hielt, auf seine Knie sinken, indeß die andere, mit der Brille, schlaff an seiner Seite niederhing. Ich benutzte den Moment, während die Augen des M. François gesenkt waren und mich nicht störten, um ihn mit mehr Aufmerksamkeit zu betrachten. Er erschien mir dermaßen alt und gebrochen, eine so große Ermüdung zeigte sich in der gebeugten Haltung seiner Schultern und sogar in der Art, wie sich seine großen, platten, mit geflickten Halbstiefeln bekleideten Füße hinstellten; so bitter preßten sich seine Lippen zusammen; so tief eingefallen waren seine schlecht rasirten Wangen; so traurig reckte sich sein langer, magerer Hals; so kläglich fiel ein Büschel ergrauender Haare über seine von Runzeln gefurchte Stirn . . . Unglücklicher, bemitleidenswerther Mann, dachte ich bei mir. Du bist unglücklich in Allem, was Du unternommen hast, in Deiner Familie, in Deinen Angelegenheiten. Wenn Du verheirathet gewesen bist, so hat Deine Frau Dich betrogen und im Stiche gelassen; wenn Du Kinder hast, so kennst Du sie nicht. Du bist allein, allein auf der Welt.

Ein lauter Ausruf und in russischer Sprache unterbrach meine Betrachtungen. Jemand nannte meinen Namen. Ich wandte mich um und erblickte zwei Schritte

Digitized by Google

von mir Alexander Herzen, den bekannten Schriftsteller, welcher damals in Paris lebte. Ich ging auf ihn zu.

„Mit wem sitzest Du da?" redete er mich auf russisch an, ohne den gewöhnlichen Klang seiner klaren und hohen Stimme zu dämpfen. „Was ist denn dies da für eine Gestalt?"

„Dieser da?"

„Mein Lieber, das ist ein Spion."

„Du kennst ihn?"

„Nicht im Allerentferntesten. Es genügt, ihn anzusehen. Das sind alle ihre Manieren, alle ihre Gewohnheiten. Was für ein Einfall von Dir, mit ihm zu verkehren? Nimm Dich in Acht!"

Ich erwiderte Nichts. Aber da ich wußte, daß Herzen, trotz all seines Geistes, namentlich bei der ersten Begegnung, keine große Menschenkenntniß besaß, da ich mich erinnerte, daß man an seiner gastlichen Tafel oft Leute von verdächtigem Aeußern sah, welche seine Sympathie durch zwei oder drei hochherzige Worte gewonnen hatten und sich in der Folge als wahre Agenten der Spionage entpuppten, wie er es selbst in seinen „Memoiren" erzählt hat: so legte ich seiner Warnung kein großes Gewicht bei. Und nachdem ich ihm für sein freundschaftliches Interesse gedankt hatte, kehrte ich zu meinem M. François zurück.

Er saß immer noch mit gesenkten Haupte.

„Was ich ihnen sagen möchte," begann er wieder, sobald ich an seiner Seite Platz genommen, „Sie, meine Herren Russen, Sie haben eine schlechte Gewohnheit. Auf der Straße, vor Fremden oder vor Franzosen, sprechen Sie russisch, als ob Niemand Sie verstehen könnte. Das ist wenigstens unvorsichtig. Ich, zum Beispiel, habe Alles verstanden, was Ihr Freund Ihnen sagte."

Ich erröthete unwillkürlich.

„Ich bitte Sie ... Denken Sie nicht daran ... gewiß, mein Freund ..."

„Ich kenne ihn," unterbrach mich M. François; „er ist ein sehr geistreicher Mann. Aber errare humanum est."

Entschieden liebte M. François mit seinem Latein zu paradiren.

„Uebrigens," fuhr er fort, „ich table ihn nicht. Nach meinem Aeußern zu urtheilen, kann man von mir annehmen ... Alles, was man will. Erlauben Sie mir nur eine Frage: wenn ich in der That wäre, was Ihr Freund vermuthete, welches Interesse, welchen Nutzen könnte ich davon haben, Sie auszukundschaften, Sie?"

„Gewiß, Sie haben Recht."

M. François heftete auf mich einen finsteren Blick.

„Sie haben wol russisch gelernt, als Sie Hauslehrer bei dem General waren?" fragte ich einigermaßen zur Unzeit. Aber ich hatte Eile, sobald als möglich den Eindruck zu verwischen, welche die ein wenig unvorsichtige Behauptung Herzen's hatte hervorbringen müssen. Das Gesicht des M. François belebte sich wieder; ein Lächeln spielte um seine Lippen, und er klopfte mir einigemale leicht auf's Knie, als ob er mich fühlen lassen wollte, daß er meine Absicht errathen habe und mir Dank dafür wisse. Dann befestigte er seine Brille wieder und hob den Stock auf, der zur Erde gefallen war.

Digitized by Google

„Nein," sagte er, „ich habe Ihre Sprache früher gelernt, zu der Zeit, als ich von Amerika nach Sibirien kam, nachdem ich Texas und Californien durchstreift hatte; denn ich bin dort gewesen, in Ihrem Sibirien. Und da habe ich alles Mögliche durchgemacht."

„Zum Beispiel?"

„Nein, ich werde Ihnen Nichts von Sibirien sagen, und aus mehreren Gründen. Erstens fürchte ich, Sie zu beleidigen und Sie zu betrüben. Pamalchime loutchi [1])," fügte er in schlechtem Russisch hinzu, mit seinem sardonischen Lächeln, „ha, ha, ha. Aber hören Sie lieber, was mir in Texas begegnet ist."

Und in einer sehr umständlichen Weise, welche ihm nicht gewöhnlich war, begann M. François nun zu erzählen wie er, während des Winters in Texas umherirrend, in einem Blockhaus, bei einem mexicanischen Bauern eine Zuflucht suchen mußte; wie er, in der Nacht aufwachend, seinen Wirth mit einem großen, aus der Scheide gezogenen Messer (con una navaja) auf seinem Bett hatte sitzen sehen; wie dieser Mann, von einer enormen Größe und von der Kraft eines Stieres, ihm erklärt hatte, daß er ihm den Hals abschneiden werde, weil seine Gesichtszüge ihn an diejenigen seines tödtlichsten Feindes erinnerten.

„Beweise mir," sagte der Mexicaner, „daß ich nicht Recht habe, diese Laune zu befriedigen und Dir wie ein Schwein zur Ader zu lassen, da ich es ungestraft thun kann und kein Mensch auf der Welt jemals wissen wird, was aus Dir geworden ist. Und selbst wenn es Jemand erführe, so würde man sich's doch nicht einfallen lassen, Rechenschaft von mir zu verlangen, denn kein Mensch auf der Welt interessirt sich für Dich. Nun denn, fang an, trag' Deine Beweise vor, denn, Gott sei Dank, wir haben Zeit zu plaudern."

„Und ich," fuhr M. François fort, „war gezwungen, die ganze Nacht, bis zum Tagesanbruch, unter seinem Messer liegend, diesem betrunkenen Unmenschen zu beweisen, indem ich mich bald auf Texte der heiligen Schrift stützte (er war katholisch und das konnte Eindruck auf ihn machen), bald durch allgemeine Betrachtungen, daß das Vergnügen, welches er an meinem Tode finden würde, für ihn nicht der Mühe werth sei, sich die Hände zu beschmutzen. Er würde meinen Leichnam begraben müssen, und wenn es auch nur aus Gesundheitsrücksichten geschähe; er würde aus seiner Ordnung kommen, u. s. w., u. s. w. Ich mußte ihm sogar Geschichten erzählen und Lieder vorsingen. — Singe mit mir, brüllte er, singe la muchacha . . . und ich sang die zweite Stimme. Und die Schneide des Messers, dieser verteufelten navaja, hing zwei Finger breit von meinem Halse. Der Mexicaner endete damit, an meiner Seite einzuschlafen, nachdem er seinen vermaledeiten langbehaarten Kopf auf meine Brust gelegt hatte."

M. François erzählte mir diese ganze Geschichte mit einer langsamen, schläfrigen Stimme, ohne sich zu beeilen. Dann, indem er die Augen aufriß, schwieg er plötzlich.

„Und was haben Sie mit ihm, diesem Mexicaner, gethan?" fragte ich.

„Nun . . . ich beraubte ihn der Möglichkeit, noch einmal einen solch albernen Scherz zu treiben."

---

[1]) Es ist besser zu schweigen.

Digitized by Google

„Was wollen Sie sagen?"

M. François fuhr sich mit der Hand unter dem Kinn her.

„Ich nahm ihm sein Messer; das würden Sie auch gethan haben, nicht wahr?"

„Und dann?"

„Und dann . . ."

„Nachdem diese Angelegenheit geordnet war, reiste ich nach Californien. Es passirten mir noch andere Abenteuer, und immer wegen dieser Verwünschten," fügte er hinzu, indem er auf eine Frau von einem gewissen Alter wies, welche in bescheidener Kleidung vorüberging.

„Wegen? . . ."

„Wegen dieser Unterröcke. O! die Frauen, die Frauen! Diese Flügelbrecherinnen, diese Vergifterinnen unseres besten Blutes! Uebrigens leben Sie wohl, mein Herr, es scheint mir, daß ich anfange, Sie zu langweilen. Und ich langweile Niemanden gern, wer es auch sei, und am Wenigsten die Leute, deren ich gar nicht bedarf."

Er stand auf, richtete sich in die Höhe, und nachdem er mir ein leichtes Zeichen mit dem Kopfe gemacht hatte, ging er, mit seinem Stock ungenirt umherfuchtelnd.

Ich gestehe, daß ich dieser ganzen mexicanischen Geschichte keinen großen Glauben beimaß. Sie schadete sogar dem M. François in meinen Augen, und ich hatte auf's Neue den Gedanken, daß er mich mystificire. Aber zu welchem Ende? Er ist ein Original, ein Original, wiederholte ich mir. Und auch für einen Spion konnte ich ihn nicht halten, ungeachtet der Behauptung meines Freundes Herzen. Es verursachte mir eine große Ueberraschung, daß keiner der zahlreichen Vorübergehenden, welche das Palais Royal durchschritten, den Anschein hatte, ihn zu kennen. Freilich hatte ich einige Male zu bemerken geglaubt, daß er Einigen mit dem Auge zublinzelte; doch konnte ich mich auch getäuscht haben.

Ich vergaß zu sagen, daß M. François niemals nach Wein roch. Vielleicht hatte er kein Geld, um sich welchen zu verschaffen. Doch nein, er hat mir stets den Eindruck eines nüchternen Mannes gemacht.

Weder am nächsten Tag, noch an den folgenden Tagen ließ er sich an dem Ort unserer Begegnungen wiedersehen, und allmälig hörte ich auf, an M. François zu denken.

Kurze Zeit vor dem 24. Februar 1848 reiste ich nach Brüssel und dort erfuhr ich von der neuen Revolution, welche in Frankreich stattgefunden hatte. Ich erinnere mich, daß einen ganzen Tag lang Niemand weder Briefe noch Zeitungen aus Paris erhalten hatte. Die Einwohner drängten sich auf den Straßen und Plätzen, von einer ängstlichen Erwartung verzehrt. Am 26. Februar, um sechs Uhr Morgens, lag ich noch in meinem Gasthofsbett, jedoch ohne zu schlafen. Plötzlich wird die Thür weit aufgerissen und Jemand schreit aus allen Kräften: „In Frankreich ist die Republik!" Da ich meinen Ohren nicht traute, so sprang ich aus dem Bett und stürzte aus dem Zimmer. Ein Kellner des Hôtels lief über den Corridor und indem er die Thüren rechts und links öffnete, warf er durch jede derselben seinen donnernden Ausruf. Eine halbe Stunde

Digitized by Google

später war ich angekleidet, hatte meine Effecten gepackt und die Eisenbahn trug mich nach Paris. Die Schienen waren an der Grenze aufgerissen; meine Reisegenossen und ich hatten große Mühe, Douai in einem Miethswagen zu erreichen. Gegen Abend langten wir in Pontoise an; aber wir kamen nicht weiter, denn auch rings um Paris waren die Schienen aufgerissen.

Hier ist nicht der Ort, Alles zu erzählen, was ich während dieser Reise gesehen, gehört und erlebt habe. Ich erinnere mich nur, daß auf einer der Stationen eine Locomotive, welche einen einzigen Waggon zog, mit einem fürchterlichen Lärm an uns vorbeifuhr. Es war ein Expreßtrain, welcher den Commissär der Republik, den „Bürger Antony Thouret" nach dem Norden brachte. Die Leute, welche ihn begleiteten, schwenkten dreifarbige Fahnen, stießen ein lautes Geschrei aus, und die Bahnbeamten folgten in stillschweigender Betäubung mit dem Blick der ungeheuern Gestalt des Commissärs, welcher sich aus dem Waggonfenster lehnte und den Arm mit einem Ausdruck der Autorität erhob. Die Jahre 1793 und 94 kamen mir unwillkürlich in den Sinn. Ich erinnere mich noch, daß in demselben Waggon, in welchem ich Platz genommen hatte, sich die berühmte Mad. Gordon befand, welche plötzlich anfing uns eine Predigt zu halten über die Nothwendigkeit, Zuflucht zum „Prinzen" zu nehmen. Der Prinz allein war im Stande, Alles zu retten; der Prinz war der durch das Schicksal bestimmte Mann. Zuerst verstand sie Niemand; als sie jedoch endlich den Namen Louis Napoleon aussprach, wandten sich Alle von ihr ab, wie von einer Tollen. Und dennoch ging das Wort, welches M. François in Bezug auf die Bonaparte gesagt hatte, mir durch den Kopf: seine erste Prophezeihung hatte sich erfüllt! Ich erinnere mich, daß vor der Ankunft in Pontoise unser Zug mit einem andern Zuge zusammenstieß, welcher aus der entgegengesetzten Richtung kam. Es gab Verwundete, aber Niemand kümmerte sich im Geringsten darum; das Einzige, was Jeder von uns dachte, war: wird man die Reise fortsetzen können? Sobald der Zug wieder ging, fingen auch die Reisenden wieder an, muthig zu reden. Alle, mit Ausnahme eines kleinen alten Mannes mit weißem Haar, welcher, von der Station Douai ab, sich in eine Ecke des Waggons gedrückt hatte und nicht aufhörte mit leiser Stimme zu wiederholen: „Alles ist verloren! Alles ist verloren!"

Ich werde auch nicht von den Empfindungen sprechen, die mich beim Eintritt in Paris bewegten, als ich dreifarbige Cocarden an den Hüten, an den Mützen und sogar an den Schildern sah; dann Männer in Blousen, welche das Gewehr am Riemen und unter dem Gesang der Marseillaise Barricaden abtrugen. Ich verbrachte diesen ganzen Tag wie im Taumel. Den andern Tag ging ich, meiner Gewohnheit gemäß, zum Frühstück in das Palais-Royal. Ich traf M. François dort nicht, aber ich konnte wahrnehmen, daß seine Ahnung, als er von Blut sprach, das in der Nachbarschaft vergossen werden würde, sich verwirklicht hatte. Man weiß, daß der einzige ernsthafte Kampf der Februartage auf dem Platz des Palais-Royal geliefert worden ist. Auch an dem folgenden Tage begegnete ich M. François nicht. Ich erblickte ihn zuerst am 17. März, demselben Tage, an welchem eine ungeheure Masse von Arbeitern sich nach dem Hôtel de Ville begab, um gegen die Manifestation zu protestiren, welche unter

Digitized by Google

dem Namen der „bonnets à poils“ bekannt ist. Die Arme schlenkernd und die Beine gespreizt: so marschirte er mit großen behenden Schritten mitten im Haufen, eine rothe Schärpe um die Lenden und eine gewaltige rothe Cocarde an seiner Kopfbedeckung. Unsere Blicke begegneten sich; aber er schien mich nicht kennen zu wollen, obwol er sein Gesicht nach meiner Seite hin wandte, wie wenn er mich verhöhnen wollte. „Ja, ich bin es“, schien er mir zu sagen, und fing sogleich wieder an zu schreien, indem er seinen finstern Mund weit öffnete.

Zum zweiten Male gewahrte ich ihn im Theater. Die Rachel sang die Marseillaise mit ihrer Grabesstimme. Er war im Parterre, da wo sich gewöhnlich die Claqueurs aufhalten. Diesmal schrie er nicht und applaudirte nicht. Die Arme über der Brust gekreuzt, betrachtete er die Sängerin mit einer wilden Aufmerksamkeit, als sie, sich in die Falten der Fahne einhüllend, die Bürger aufrief „zu vergießen das unreine Blut“.

Ich kann nicht mit Gewißheit sagen, ob ich M. François am 15. Mai unter den Volksmassen gesehen habe, welche die Place de la Madeleine überschritten, um die Nationalversammlung zu sprengen. Fast jedoch glaube ich, unter den Rufen: „Es lebe Polen!“ seine sonderbare, zugleich dumpfe, schmetternde Stimme erkannt zu haben. Aber in den ersten Tagen des Juni tauchte M. François plötzlich vor mir auf, in dem alten Café des Palais-Royal. Er grüßte mich; er gab mir sogar die Hand, was er niemals vorher gethan hatte; aber er setzte sich nicht an meinen Tisch, als wenn er sich seines Rockes, welcher buchstäblich in Fetzen fiel und seines Hutes geschämt hätte, dessen Boden eingeschlagen war. Eine Art ruheloser Ungeduld schien ihn zu verzehren; seine Wangen waren noch tiefer eingefallen, leichte Zuckungen liefen über seine Lippen und sein ganzes Gesicht; seine gerötheten Augen verschwanden unter der Brille, welche er nicht aufhörte mit seiner kurzen Hand auf der Nase zu befestigen, wie wenn er sich verbergen wolle. Jetzt konnte ich mich von Etwas überzeugen, was ich früher nur gemuthmaßt hatte. Seine Brille hatte Fensterglas, welches ihm zu Nichts diente, wenn nicht zu einer Art von Maske. Eine traurige Aengstlichkeit, die dem Vagabonden ohne Brod und Obdach eigenthümliche Aengstlichkeit war in seiner ganzen Erscheinung zu lesen. Das elende Aussehen dieser räthselhaften Person erregte mein Erstaunen. Wenn er ein Agent ist, sagte ich mir, wie kommt es, daß er so arm ist? Wenn er kein Agent ist, wie sich das Leben erklären, das er führt?

Ich erinnerte ihn an seine Prophezeihungen.

„Ja, ja“, murmelte er mit einer fieberhaften Hast, „Alles das ist jetzt schon eine alte Geschichte. Aber Sie, werden Sie nicht in Ihr Rußland zurückkehren? Werden Sie noch hier bleiben?“

„Warum sollte ich nicht bleiben?“

„Das ist Ihre Sache. Aber, wissen Sie, wir werden bald Krieg mit Ihnen haben.“

„Mit uns?“

„Ja, mit Ihnen, mit den Russen. Wir werden Ruhm brauchen, vielen Ruhm. Der Krieg mit Rußland ist unvermeidlich.“

„Mit Rußland? Warum nicht mit einer andern Nation?“

Digitized by Google

„Nein, nein, mit Rußland. Sie sind noch jung, Sie werden es sehen. Was die Republik betrifft (er machte ein verächtliches Zeichen mit der Hand), so ist sie futsch. „Die Nationalwerkstätten," rief er, sich plötzlich belebend, „die Nationalwerkstätten! Sind Sie dort gewesen, haben Sie sie gesehen? Haben Sie gesehen, wie sie im Parc Monceaux Erde von einer Stelle zur andern karren? Von dorther wird Alles kommen! Und es wird Blut geben . . . ein ganzes Meer von Blut! . . . Welche Situation! Alles vorhersehen und Nichts vermögen! Nichts sein, Nichts! Alles umfassen (und er streckte seine beiden Hände weit aus, wobei er seine zerrissenen und herabhängenden Aermel zeigte; seines Ringes mit dem Wappen hatte er sich nicht begeben, er war immer noch an seinem Finger zu sehen), Alles umfassen und Nichts erreichen, Nichts . . . . nicht einmal ein Stück Brod! . . . ."

Wir waren am Vorabend des 5. Juni.

„Die morgigen Wahlen," fuhr er hastig fort, als ob er sich bei seinem letzten Gedanken nicht aufhalten wollte, „sind auch von großer Wichtigkeit."

M. François bezeichnete mir mit ihren Namen die Deputirten, welche von den Parisern sicher gewählt werden würden. Er gab mir sogar die annähernde Zahl der Stimmen an, welche jeder erhalten würde. Unter diesen Namen war derjenige Caussidière's, welchem M. François den ersten Platz einräumte.

„Trotz des 15. Mai?" fragte ich.

M. François zeigte ein bittres Lächeln.

„Sie vermuthen, daß ich ihn bezeichne, weil er Polizeipräfect gewesen ist?"

Auch Louis Napoleon befand sich auf der Liste.

„Er wird am äußersten Ende sein," bemerkte M. François; „aber das ist genügend. Wenn man eine Leiter hinaufsteigt, so muß man mit der letzten Sprosse anfangen, um zu der ersten zu gelangen."

Am Abend desselben Tages übermittelte ich Herzen alle diese Namen und alle diese Ziffern, und ich erinnere mich noch wohl seines Erstaunens, als am andern Tage die Vorhersagungen des M. François sich verwirklichten, Wort für Wort.

„Woher zum Teufel nimmst Du alle diese Nachrichten?" fragte mich Herzen mehr als einmal.

Ich nannte ihm meinen Gewährsmann.

„Ah, dieses Zwitterwesen!"

Ich komme auf unsere Unterhaltung zurück. Unter den Namen, welche man damals am häufigsten nennen hörte, war derjenige Proudhon's. Ich erwähnte ihn auch gegen M. François, denn er war ebenfalls auf seiner Liste; am letzten Platz freilich . . . auch das traf ein. Aber es fand sich, daß M. François weder ihm, noch Lamartine und Ledru-Rollin eine große Bedeutung beimaß: er sprach mit einer Art von Geringschätzung von allen diesen Persönlichkeiten, indem er eine Schattirung von Mitleid für Lamartine hinzufügte, und eine Schattirung von Zorn für Proudhon, „diesen Sophisten in Holzschuhen". Was Ledru-Rollin betrifft, so begnügte er sich damit, ihn „diesen Dickkopf Ledru" zu nennen, und immer kam er wieder auf die Nationalwerkstätten. Uebrigens dauerte unser ganzes Gespräch nicht länger als eine Viertelstunde. M. François

Digitized by Google

ſtand während der ganzen Zeit und hörte nicht auf, unruhige Blicke um ſich her zu werfen, als ob er Jemanden erwarte. Indem ich mich an ſeine rothe Cocarde erinnerte, ſagte ich ihm, unter Anderm:

„Und ſo ſind Sie, wie mir ſcheint, trotz alledem doch ein Republikaner?“

„Was für ein Republikaner?“ unterbrach er mich mit Heftigkeit. „Woher haben Sie's, daß ich Republikaner bin? Das iſt gut für die Gewürzkrämer. Die allein glauben an die Principien von 89, an den Fortſchritt, an die allgemeine Brüderlichkeit .....“

Aber hier hielt M. François plötzlich inne. Ich wandte mich, um zu ſehen, was er wahrgenommen haben könnte. Ein Greis in einer Blouſe, mit einem langen weißen Bart, machte ihm Zeichen mit der Hand. Er erwiderte ihm auf gleiche Weiſe, holte ihn laufend ein und Beide verſchwanden.

Seit dieſem Zuſammentreffen im Café ſah ich M. François nur noch bei drei Gelegenheiten: das erſte Mal gewahrte ich ihn von Weitem im Garten des Luxembourg. Er ſtand neben einem ärmlich gekleideten jungen Mädchen. Sie ſchien ihn anzuflehen, rang die Hände und führte ſie in Todesangſt an ihre Lippen. Er hörte mit einer finſtern Miene zu, und plötzlich, indem er ſie mit den Ellenbogen rauh von ſich ſtieß, drückte er ſeinen Hut in die Augen und ging, während ſie ganz außer ſich nach der andern Seite hin entfloh.

Unſer zweites Begegnen war bedeutungsvoller. Es fand ſtatt am 13. Juni, demſelben Tage, an welchem auf der Place de la Concorde eine Bonapartiſten-Verſammlung abgehalten werden ſollte, welche Lamartine auf der Tribüne zur Sprache brachte und welche raſch durch die Linientruppen auseinandergejagt ward.

In einem der Schlupfwinkel, welche durch die Mauer des Tuileriengartens gebildet werden, bemerkte ich einen Mann, in der Kleidung eines Gauklers, welcher hoch auf einem zweirädrigen Karren thronend, Brochüren vertheilte. Ich nahm eine davon; ſie enthielt eine ſehr lobhudelnde Lebensbeſchreibung des Prinzen Louis Napoleon. Ich war dieſem Manne, einem Bretagner, mit einem ungeheueren und dichten in die Höhe gekämmten Haarwuchs, oft begegnet. Er verkaufte auf den Boulevards und an den Straßenecken Elixire gegen das Zahnweh, Pomaden gegen den Rheumatismus und andere Univerſalmittel. Während ich in der Brochüre blätterte, ſtieß mich Jemand leicht an die Schulter. Ich kehrte mich um, es war M. François. Er lächelte mit der ganzen Breite ſeines zahnloſen Mundes und ſah mich, über ſeine Brille weg, ironiſch an.

„Da haben Sie's, da haben Sie's, die Sache fängt an,“ ſagte er endlich, indem er mit den Füßen ſtampfte und ſich die Hände rieb. „Das iſt der Apoſtel, der Vorbote, gefällt er Ihnen?“

„Wer,“ rief ich, „dieſer Charlatan mit dem dicken Haar, dieſer Hanswurſt? Sie haben mich zum Beſten!“

„Ja, ja, ein Charlatan, ein Hanswurſt, das iſt genau, was man braucht. Eine wunderliche Friſur, Spangen an den Armen, ein Tricot mit goldnen Flittern, das macht Eindruck auf die Einbildungskraft. Die Legende, mein guter Herr, die Legende iſt nothwendig, die Reclame, die Inſcenirung, das Mirakel, das Wunderbare. Die Menſchen fangen damit an zu ſtaunen; hierauf haben ſie Reſpect vor Ihnen, ja, Reſpect! und ſie hören damit auf, zu glauben. Was

Digitized by Google

Sie betrifft, so merken Sie sich wohl, was ich Ihnen sage: der Ernst der Sache hat angefangen; und wenn wir durch das rothe Meer gegangen sein werden . . ."

In diesem Augenblick warf sich ein Strom von Menschen, welche von der Place de la Concorde her vor den Bajonetten der Soldaten flohen, auf uns und wir wurden getrennt.

Während der furchtbaren Junitage sah ich ihn zum letzten Mal. Er war mit einer Nationalgarden-Uniform bekleidet, trug sein Gewehr, die Spitze des Bajonetts nach vorn, und eine schwer zu beschreibende kalte Grausamkeit drückte sich in seinem Gesicht aus.

Seitdem bin ich M. François nicht mehr begegnet. Um das Jahr 1850 hatte ich mich nach der russischen Kirche zu begeben, um der Heirath eines meiner Freunde beizuwohnen. Und plötzlich, ich weiß nicht warum, kam mir der Gedanke an M. François. Sogleich fiel mir ein, daß er, weil seine anderen Prophezeihungen eingetroffen waren, auch darin ein Prophet gewesen und in der That nicht mehr von dieser Welt sein könne. Uebrigens konnte ich mich einige Jahre später mit Gewißheit von seinem Tod überzeugen. Hinter einem Ladencomptoir erblickte ich eines Tages eine Frau, in welcher ich nach einigem Besinnen das junge Mädchen wieder erkannte, die ich im Garten des Luxembourg, in M. François' Gesellschaft so bitterlich hatte weinen sehen. Ich entschloß mich, ihr diese Scene in's Gedächtniß zurückzurufen. Im ersten Augenblick stand sie wie sprachlos da; aber sobald sie begriffen hatte, um was es sich handle, wurde sie bleich, dann erröthete sie und bat mich, sie nicht weiter zu fragen.

„Sagen Sie mir wenigstens," bat ich: „lebt dieser Herr noch oder ist er todt?"

Die junge Frau sah mich fest an.

„Er ist todt," sagte sie endlich, „und so gestorben, wie er's verdiente. Er war ein schlechter Mensch . . . Uebrigens war er recht unglücklich, recht unglücklich."

Ich konnte nicht mehr von ihr erfahren; und wer war dieser M. François? Die Frage blieb ein Räthsel.

Es gibt Seevögel, welche nicht anders erscheinen, als während des Sturmes. Die Engländer nennen sie „stormy petrels". Sie fliegen niedrig in der unruhigen Luft, indem sie mit ihren Flügeln die Kämme der wüthenden Wogen streifen, und sie verschwinden, sobald das Wetter wieder heiter wird.

Digitized by Google

Das neue Irland.

New-Ireland, by Alexander M. Sullivan, London Sampson, Low & Co. 1877. 2 volumes.

I.

Ein sehr merkwürdiger Beitrag zur englischen Geschichte, welcher durch die jüngsten Vorgänge in Irland erhöhte Bedeutung gewonnen hat. Das Beiwort neu in Verbindung mit Irland ist absichtlich so gewählt, und für das richtige Verständniß des Buches von der höchsten Wichtigkeit. Der Verfasser will damit den Unterschied des gegenwärtigen Irland, auf der einen Seite von dem alten, und auf der andern von dem jungen, ausdrücken. Unter dem alten Irland versteht er dasjenige, welches vor und während O'Connell's Lebzeiten existirt hat. Das junge Irland ist, wie Jeder weiß, ein seit dreißig Jahren üblicher Parteiname für die aus O'Connell's Anhang hervorgegangenen Republicaner oder Revolutionäre zur Zeit des Jahres 1848. Smith O'Brien war das Haupt der jung-irischen Partei, und der Name entspricht chronologisch und sachlich dem jungen Deutschland bei uns. Die Absicht des Sullivan'schen Werkes ist, wie der genannte Titel andeutet, der Nachweis, daß sich durch die Macht der Verhältnisse und durch die Land- und Kirchen-Acte Gladstone's, seit den letzten 20 oder 30 Jahren ein ganz neues Land und Volk in Irland gebildet haben, auf welches die beiden vorhergenannten Parteinamen nicht mehr passen, und welches er deshalb das neue tauft. Die jüngsten Schicksale und die gegenwärtigen Zustände dieses neuen Irland will er beschreiben, zu dem Zwecke, um durch den Eindruck seiner Vorstellungen, wo möglich, eine Annäherung der politischen Parteien, oder mindestens eine versöhnlichere Stimmung der Engländer gegen seine Landsleute, zu Wege zu bringen. Obgleich daher das Werk einem speciellen politischen Zwecke dient, so ist die Parteitendenz dennoch nicht so vorherrschend im Tone des Buches, um den Betrachtungen und Angaben des Herrn Sullivan einen hohen Grad von allgemeinem Interesse zu rauben. Die Fragen, welche er erörtert, sind keineswegs bloße Localfragen; auch beziehen sie sich nicht auf blos momentane Schwierigkeiten. Es sind vielmehr genau dieselben Fragen, welche auch das übrige Europa beschäftigen, und namentlich den germanischen Theil Europa's. In dem gegenwärtigen Loose Irlands spiegelt sich das Loos einer ganzen Reihe von kleinen Nebenvölkern, welche, ähnlich wie Erin, an ein stärkeres und größeres Hauptvolk gekettet sind, ohne je daran denken zu dürfen, ob eine völlige Trennung nicht ersprießlicher wäre für beide Theile. Was ein solches Volk empfindet, was es gelitten hat, was es hofft, erfahren wir aus den Notizen des Verfassers. Am lehrreichsten aber sind seine Mittheilungen über die Wirkungen der einzelnen Gesetze, durch welche man die Uebel des Nebenlandes zu heilen gesucht hat, besonders am Schlusse des Buches; denn da taucht das große Problem der von den Irländern verlangten Parlamentsreform hervor. Die Frage, wie ein aus verschiedenen nationalen und religiösen Elementen bestehender Staatsverband, so wie der britisch-irische, am füglichsten zu regieren sei, ob mit Sonderparlamenten, oder mit einem einzigen Gesammtparlament, ist eins der schwierigsten Probleme der neueren

Digitized by Google

Staatskunst. Oesterreich geht an diesem Problem beinahe zu Grunde, während Deutschland stark daran laborirt. Es muß deshalb für deutsche Leser eine Sache vom höchsten Interesse sein, sich vergewissern zu können, wie dieses verzwickte Problem im britischen Reiche — d. h. bei einem Nachbarvolke, das uns im Genuß der Freiheit und politischer Erfahrung weit voraus ist, — aufgefaßt und gegenwärtig gehandhabt wird. Der Umstand, daß Herr Sullivan, als ein nüchterner, gemäßigter Politiker Irlands, zu Zwecken der Versöhnung schreibt, muß seinen Bemerkungen ein um so höheres Gewicht verleihen, je mehr dies Aussicht gibt auf eine vernünftige, ruhige Erledigung der berührten Fragen.

Dabei wollen wir freilich nicht verschweigen, daß der Verfasser entschieden auf dem Standpunkte der unterdrückten Nation, oder der Minorität im britischen Reiche steht. Gerade darin besteht der Werth seines Buches; denn, offen gestanden, ein von einem Engländer verfaßtes Buch über Irland, oder ein vom protestantischen Standpunkte aus geschriebenes Werk über diesen Gegenstand würde uns fast nur Verdacht einflößen. Aber Herr Sullivan ist ein geborener Ire. Er ist überdies Katholik, und zwar ein aufrichtiger Katholik. Ehemals war er ein Repealer, und kein unbedeutendes Mitglied der national-irischen Partei in Dublin. Seit er in's Parlament getreten ist, hat er sich den Home-Rulers angeschlossen; denn die alte O'Connell'sche Repealpartei ist so gut wie erloschen. Man kann also sein Werk eine Vertheidigung des irischen Föderalismus nennen. Indessen tritt diese Parteifärbung nicht sehr stark hervor, und zeigt sich erst auf den letzten hundert Seiten des Buches. In den vorhergehenden Theilen desselben spielen die eigentlichen politischen Erörterungen nur eine untergeordnete Rolle. Vom Lampenöl der Gelehrtenstube riecht man nirgends eine Spur. Der Stil ist leicht, anekdotenmäßig, spannend und ganz im Tone der Conversationssprache gehalten. Als Lektüre kann man sich nichts Angenehmeres denken als H. Sullivan's Buch. Skizze reiht sich an Skizze, Erzählung an Erzählung, und das Bild des heutigen Irland, wie es leibt und lebt, mit seinen hervorragendsten literarischen und politischen Persönlichkeiten, mit den Tugenden, und theilweise mit den Lastern seiner Bewohner, ja sogar das Land selbst mit seinen Seen, Buchten, Flüssen, Hügeln, Haidestrecken und Provinzialstädten tritt uns so hell und deutlich aus dem Werke entgegen, daß ein deutscher Leser, der mit der „Insel der Heiligen" bekannt ist, zuweilen denken wird, er finde hier eine Fortsetzung jenes Werkes; er erblickt in dem „neuen Irland" Sullivan's die Menschengruppen, die politischen Parteien, welche auf dem Landschaftsgemälde des deutschen Dichters auf- und abwogen. Leider sind diese letzteren minder ruhig, als die Fluren und Scenen, welche Rodenberg uns gezeichnet hat!

Da Herr Sullivan, als ein Irländer von Geburt, nicht blos Augenzeuge dessen gewesen ist, was er beschreibt, sondern obendrein ein Mitarbeiter war an dem Werke der politischen Selbstbefreiung, welche das Thema seines Buches bildet, so besitzen seine Mittheilungen einen höheren Grad von Zuverlässigkeit als den eines jeden Nicht-Iren. Auf der andern Seite hat seine Parteistellung seine Wahrhaftigkeit als Berichterstatter nicht beeinträchtigt. Wenn auch hie und da die handgreiflichen Charakterfehler seiner von Natur gutgearteten Landsleute ein wenig beschönigt werden, und zuweilen ein häßlicher Vorfall, wie z. B. die skandalöse Verurtheilung der bischöflichen Wahlumtriebe in Galway, ganz übergangen ist, ja sogar ein oder zwei Mal ein achtbarer Gegner, wie der Richter Keogh, welcher den eben genannten Proceß gegen den Clerus entschied, mit etwas unglimpflichen Ausdrücken angegriffen wird, so ist dennoch „das neue Irland" ein sachgetreues Bild der irischen Zustände in unserer Zeit. Die tollen Fanatiker Baierns, Posens und Böhmens könnten sich die gemäßigte Sprache dieser irischen Katholiken und Föderalisten zum Muster nehmen, und daraus lernen, wie man selbst die unpopulärsten Ansichten — denn Home-Rule und Rome-Rule sind den meisten Nicht-Iren ein Greuel — mit Würde und Anstand vertheidigen kann.

Herr Alexander M. Sullivan ist ein Mann von etwa 48 bis 52 Jahren. Er

Digitized by Google

stammt aus der Grafschaft Kerry im Südwesten Irlands, aus der Nachbarschaft von Glengariffe (nicht sehr weit von Killarney) vom Ufer der Bai von Bantry; denn hier sind die Sullivans, mit und ohne O', so zahlreich wie die Seemuscheln am Strande des Meeres. Er hat nie eine Universität besucht, sondern scheint seine Ausbildung auf einer der, freilich höchst unvollkommenen, katholischen Landschulen Irlands erhalten zu haben. Aber was ihm an regelrechter Schulbildung gefehlt haben mag, hat er durch natürlichen Fleiß und Talent ersetzt. Er kannte Smith O'Brien, und hat ihn 1848 eines Tages bei einer politischen Demonstration in einer Yacht seines Vaters über die Seebucht nach Bantry gefahren (II, 168), wofür ihm O'Brien noch später auf's verbindlichste dankte. Wahrscheinlich kam er durch den Einfluß dieses hervorragenden Jung-Iren zuerst zu Stellung und Ruf. Er wurde Mitarbeiter der Dubliner Zeitung „The Nation", und als im Jahre 1858 der damalige Redacteur, Herr Gavan Duffy nach Australien auswanderte, wo er noch jetzt als einer der Hauptführer des Parlaments zu Melbourne wirkt, trat Herr Sullivan, trotz seiner noch jungen Jahre, in die Fußstapfen des scheidenden Duffy. Das Blatt, welches er seitdem redigirte, ist keins der verbreitetsten in Irland, aber es besitzt dennoch großen Einfluß bei der nationalen Volkspartei, deren Interessen es versicht gegen die englische Regierung, ohne sich indessen mit den Ultra-Radicalen, sei es den offenen oder denen der Geheimbünde Irlands, zu identificiren. Seine Mittelstellung brachte ihn eben so oft in Collision mit den Feniern und Verschworenen, welche 1858 aus Amerika herüber kamen, und ihn als einen mattherzigen Verbündeten anfeindeten, als mit den Conservativen und Regierungsfreunden, welche ihn mit den genannten Radicalen in eine Reihe stellten, und keinen Unterschied zwischen Herrn Stephens und Herrn Sullivan machen wollten. Indessen behauptet er, dem Fenianismus entschieden entgegen gearbeitet zu haben; und es ist auch mehr als wahrscheinlich, daß er, ebenso wie der katholische Clerus, die tollen Pläne der Phönix-Verschwörung von Anfang bis zu Ende bekämpft und gemißbilligt haben mag. Nichtsdestoweniger galt sein Blatt als ein Organ der entschieden antibritischen Partei. Im Jahre 1868 verursachte seine journalistische Thätigkeit ihm einen temporären Verlust der persönlichen Freiheit. Durch ein Versehen war während seiner Abwesenheit in Paris ein heftiger Artikel in die Spalten des mit seiner Zeitung verknüpften Wochenblattes „Weekly News" übergegangen; der Artikel bezog sich auf die Hinrichtung der drei Irländer, welche den Polizeisergeanten Brett zu Manchester ermordet hatten. Die Regierung machte ihn als Besitzer des Blattes verantwortlich für die darin gebrauchten Ausdrücke, und H. Sullivan, der schnell aus Paris herbeieilte, wurde wegen dieses Preßvergehens vor Gericht gestellt. Seine Entschuldigungen galten nicht als genügend. Das Urtheil des Gerichtshofes, nachdem ihn die Jury schuldig befunden, war, daß er, so wie mehrere andere Parteigenossen im Richmond-Gefängnisse zu Dublin eine mehrmonatliche Haft erdulden sollte. Hier, wo auch O'Connell gefangen saß wegen Friedensstörung, hat Herr Sullivan drei Monate gesessen, und mußte noch bei seiner Freilassung 750 Pfund Sterling Caution stellen für zweijähriges besseres Betragen. Er trat darauf in seinen früheren Wirkungskreis zurück. Die steigende Popularität seines Namens erweckte jetzt in ihm den Wunsch, seine blos publicistische Laufbahn mit derjenigen eines Advocaten, wie auch O'Connell einer war, zu verbinden. Aber dieser Plan stieß auf eine unangenehme Schwierigkeit. Die Aufnahme unter die höheren Gerichtsbeamten Irlands hängt, wie fast in allen andern Ländern, von dem Resultate eines öffentlichen Examens ab. Trotz unleugbarer Fähigkeiten fehlte es dem Herrn Sullivan leider an der gelehrten Vorbildung, welche man von einem Juristen erwartet. Er meldete sich zur Prüfung; fiel aber durch, und der Eintritt in den Stand der Advocaten blieb ihm versagt. Während dieser schmerzlichen Enttäuschung eröffnete sich ihm auf einmal ein neues Feld, großentheils durch den Einfluß Butt's. Die Grafschaft Louth am nordöstlichen Küstenstriche Irlands wählte ihn im Jahre 1874 zu ihrem Vertreter im Parlament zu Westminster. Diese Wahl erregte damals um so größeres Aufsehen, weil sein

Digitized by Google

Gegencandidat von liberaler Parteifarbe, der jetzige Lord Carlingford, ehemals Herr Fortescue, zugleich Unter-Staatssecretär für Irland und somit ein hoher Staatsbeamter war, so daß der Erfolg des Herrn Sullivan eine Niederlage der damaligen Regierung Gladstone's, und einen Triumph des irischen Radicalismus zu bedeuten schien. Indeß das Landvolk, die Geistlichen und die Home-Rulers verhalfen ihm zum Siege. In Folge dessen trat Herr Sullivan in's Londoner Parlament, und nahm seinen Sitz unter den Anhängern des kürzlich verstorbenen Isaak Butt, dessen Partei darauf ausgeht, ein irisches Sonder-Parlament zur Berathung aller specifisch irischen Fragen in Dublin zu errichten. Mit seiner Uebersiedlung auf englischen Boden verband Herr Sullivan einen erneuten Versuch, sich die ihm bis dahin verschlossene juristische Carriere zu eröffnen. Es war ein sonderbares Spiel des Zufalls, daß ihm, als einem Katholiken und enragirten Irländer, dasjenige in England zu Theil wurde, was ihm seine eigene Heimath verweigert hatte. Aber man nahm ihn mit Wohlwollen auf bei seiner Meldung zum Examen; er aß seine vorgeschriebenen Mittagsessen im Temple, bestand seine Prüfung mit Glück und trat unter die „barristers" von London. So oft seine parlamentarischen Arbeiten ihn nicht im Hause der Gemeinen festhalten, geht Herr Sullivan in einen der englischen Gerichtsbezirke in Lancashire ab, wo er als Advocat Geschäfte treibt. Sein Dubliner Blatt ist in die Hände seines Bruders übergegangen.

Herrn Sullivan's Auftreten im Parlament hat bis jetzt seinen glücklichen Antecedentien entsprochen; er hat sich als tüchtiger Redner, warmer Patriot und gemäßigter Politiker bewährt. Von jeher ein principieller Mäßigkeitsfreund hat er sich vorzüglich an der Bill über den Verkauf von Spirituosen betheiligt, und die gesetzliche Schließung der irischen Whiskey-Schenken vom Samstag Abend bis zum Montag Morgen ist großentheils sein Werk und bleibt eins seiner Hauptverdienste. In allen Parteifragen hat er sich vor Extremen gehütet. Vor etwa sechs bis acht Monaten, als der talentvolle J. Butt starb, befanden sich die irischen Home-Rulers plötzlich ohne Oberhaupt, und der Name des Herrn Sullivan ist seitdem häufig genannt worden in Verbindung mit diesem noch immer vacanten parlamentarischen Posten. Seiner Erhebung zur Führerschaft steht aber der Umstand entgegen, daß er die sogenannte Obstructions-Politik einer kleinen Fraction von Home-Rulers, ebensowenig wie Butt selbst, zur seinigen machen wollte. Bekanntlich hat sich das Mitglied für Meath, H. Charles St. Parnell, ein Protestant von halbamerikanischer Abstammung, der aber in Cambridge ausgebildet ist, mit einem katholischen Convertiten und ehemaligen Talghändler, Namens Biggar, verschworen, die Arbeiten des englischen Parlaments durch anhaltendes und unzeitiges Redenhalten zu stören und so die Thätigkeit des Unterhauses geradezu zu paralysiren. Das Motiv dieser muthwilligen Ordnungsstörungen mag zum größten Theil die thörichte Hoffnung sein, daß man durch dieses vexatorische Mittel das englische Parlament zum Zugeständniß eines irischen Sonderparlamentes veranlassen könne. Mit dieser Fraction und ihrer Politik hat sich Herr Sullivan bis jetzt nicht befreunden können. Rücksichten auf seine Wähler erlauben ihm indeß nicht, dem tollen Treiben des Herrn Parnell entgegen zu treten; denn beim Volke, vorzüglich bei dem unwissenden Theile desselben, steht in Irland wie überall der extremste Parteigänger immer obenan; und eine öffentliche Erklärung gegen Herrn Parnell's Kampfweise hätte ihn sehr leicht seinen Sitz im Hause kosten können.

II.

Es gibt vorzüglich zwei Leidenschaften, welche die friedliche Entwickelung Irlands stören, und trotz einer jetzt siebenhundertjährigen Occupation, trotz des beinahe völligen Aussterbens der irischen Sprache, diese Insel zu einem unenglischeren Bestandtheile des britischen Reiches machen, als das viel später annectirte Schottland. Die eine von diesen Leidenschaften ist der irische Nationalhaß gegen die Engländer, so wie gegen die aus England herübergekommenen Ansiedler; die andere ist der Glaubenshaß

Digitized by Google

gegen die Protestanten. Um die ganze Tiefe dieser beiden Empfindungen in der Brust des Iren zu verstehen, muß man sich erinnern, welches das numerische Verhältniß und der Ursprung dieser Parteien ist. Auf eine Anzahl von über vier Millionen katholischer Ureinwohner vom celtischen Stamme, worunter sich die große Klasse der irischen Pächter, sodann die der Handwerker, Arbeiter, kleineren Landbesitzer und geringeren Kaufleute befindet, kommen nur ein und ein Viertel Millionen schottisch-englischer Ansiedler von protestantischem Bekenntniß, und das Sonderbare dabei ist, daß dennoch dieses Viertel, oder Drittel der Bevölkerung fast allen Landbesitz, den größeren Handel, die höheren Staatsämter und obendrein die höhere Bildung allein in Händen hat. Erst seit fünfzig Jahren, oder seit O'Connell, hat die bevorzugte Klasse angefangen, die unterdrückte Masse des Volkes zu sich heran zu ziehen, und sie mit sich selbst auf gleichen Fuß zu stellen. Die irische Geschichte ist daher ein immer fortschreitender Emancipations-Proceß; und dieser Proceß ist noch im Gange. Bis der sogenannte Proceß aber beendet ist, bleibt Irland nothwendig in einem Zustande chronischer Aufregung, wie es wol überall der Fall sein wird, wo gewaltsame Unterjochung eines Volkes durch ein andres die Grundlage der bürgerlichen Verhältnisse bildet. In jedem natürlich und gesund constituirten Lande sollte der Mittelpunkt der regierenden Klasse zusammenfallen mit dem Schwerpunkt der Gesammtstärke des Volkes; in Irland aber fallen diese beiden Punkte weit aus einander. Daher gleicht diese Insel einem verkehrt gepackten Schiffe, wo Fracht, Passagiere, Segel und Steuer so schlecht vertheilt sind, daß das Schiff beim geringsten Windstoß anfängt gewaltig zu schaukeln. Hieraus folgt indessen nicht, daß ein solches Schiff unrettbar den Winden preiszugeben ist, oder nicht seefähig zu machen sei. Denn wie sich bei jeder Mannschaft Seeleute genug finden, welche den nöthigen Verstand besitzen, die falsche Verpackung zu merken, und der Ladung so wie den Segeln eine richtigere Stelle anzuweisen, so läßt sich auch nicht bezweifeln, daß es der britisch-irischen Staatsklugheit gelingen wird, den Landbesitz, die Bildung, die Aemter und den Geldreichthum in ein richtigeres Verhältniß zu den Elementen des Volkes zu bringen, und dadurch das irische Schiff flott zu erhalten, ohne Gefahr des Unterganges. Daß dies die Lösung der irischen Frage sein wird, lernt man eben so sehr aus der irischen Geschichte wie aus den Bemerkungen Herrn Sullivan's. So blutig auch die ehemaligen Bürgerkriege Irlands gewesen sind, so zeigt sich doch ein allmäliger Fortschritt, eine stufenmäßige Aussöhnung, — ein deutlicher Hinweis auf das Nahen des baldigen Friedens im Lande. Der Haß der zwei sich befehdenden Elemente wird in jedem Jahrhundert schwächer. Stoß und Gegenstoß nehmen von Geschlecht zu Geschlecht an Heftigkeit ab, so daß der Fenianismus von 1858 nur eine unbedeutende Copie des vorhergehenden Aufstandes von 1848, dieser des von 1798, dieser des von 1690, dieser endlich desjenigen von 1640 und des von 1599 war. Der kleine Aufruhr von 1848 verlief sich in einem Gefecht in einem Gemüsegarten; der von 1858 in einigen Krawallen; auch die gegenwärtig in Irland herrschenden agrarischen Unruhen bergen keine ernstliche Gefahr für den Frieden in sich. Das wird Jedem, der die Zustände kennt und aus unmittelbarer Nähe beobachtet, klar sein. Es fehlt freilich nicht an Bauernaufläufen, wilden Reden, Mordanfällen, Criminaluntersuchungen und Polizeiprocessen; aber eine eigentliche politische Krise existirt in Irland jetzt nicht. Was ist der Grund der jetzigen Unruhen? Offenbar ist die Veranlassung blos momentan. Eine schlechte Ernte hat die Pächter in Geldverlegenheit gestürzt; Binnenverkehr und Ausfuhr stocken, weil die plötzlich entstandene Concurrenz der amerikanischen Fleischverkäufer mit ihren täglich landenden Schiffsladungen der heimischen Viehzucht den Markt entzieht und den Pächtern den Absatz ihres Schlachtviehes erschwert. Diese offenbar vorübergehende Schwierigkeit wird nun von einem Theile der Pächter benutzt, um über ihr Loos zu klagen, und den Pachtzins zu verweigern. Da die Gutsbesitzer sich nur theilweise zu Concessionen verstehen wollen, so rottet sich das Landvolk zusammen: unbesonnene Demagogen und ein paar gewissenlose Priester halten aufrührerische Reden; Herr Parnell eilt herbei,

Digitized by Google

um den unerschrockenen Volksfreund zu spielen und so agitirt man mit echt irischer Redefertigkeit drauf los! Es fehlt aber an allem Ernste in der ganzen Bewegung. Die Bevölkerung der Städte nimmt nicht den geringsten Antheil an den meistens übertriebenen Klagen der Pächterclasse. Die jetzigen irischen Unruhen bedeuten nicht viel mehr als ein Berliner Kartoffelkrawall, oder eine schlesische Weberemeute. Sie werden erst dann eine politische Bedeutung erhalten, wenn sich die Regierung zu neuen Gesetzvorschlägen zur Besserung des Loses der Pächter verstehen sollte — was aber bei dem jetzigen Ministerium nicht wahrscheinlich ist.

Welches ist nun der Talisman, wodurch die britische Regierung Irland allmälig beruhigt hat? Es war nicht rohe Gewalt, — obwol es an Zeichen der Uebermacht in Momenten der Gefahr natürlich nicht hat fehlen dürfen, — sondern, es waren friedliche, legislative Mittel, oder eine Reihe von Gesetzen und Reformen, welche unter Mitwirkung der Irländer selbst zu Stande gekommen sind. Der erste Schritt dazu ging von Irland selbst aus; es war die Emancipations-Acte des Jahres 1829, welche O'Connell so lange verlangte und so hartnäckig verfocht, daß die damals noch sehr engherzige britische Regierung endlich nachgeben mußte. Durch diese Acte wurde den irischen Katholiken der Zutritt zum Parlament, so wie zu den Würden der Stadtverordneten und Bürgermeister — um deutsche Ausdrücke statt der englischen town-councillors und mayors zu gebrauchen — eröffnet. Darauf stockte das Werk der irischen Reformen auf mehrere Jahre; denn O'Connell's „repeal" d. h. die Herstellung des 1800 aufgehobenen irischen Parlaments in seiner alten Form war den Engländern zu viel, und ist auch jetzt in Irland als nicht mehr räthlich aufgegeben, obwol die alte Forderung in einer neuen Gestalt, als das Verlangen nach „home-rule", wiedergekehrt ist. Indessen ging doch eine stille Reform anderer Art vor sich in Irland während der späteren Jahre O'Connell's. Die ersten Volksschulen, und die drei confessionslosen Queen's colleges wurden gegründet, vorzüglich auf Betreiben Stanley's, des Vaters des jetzigen Lords Derby. Der Anfang mit diesen Erziehungs-Maßregeln wurde 1831 gemacht. Ein anderer wichtiger Schritt geschah 1848. Es war die Errichtung des Dubliner Gerichtshofes zur Erleichterung des Ankaufes oder Verkaufes verschuldeter Landgüter — eine Maßregel, welche den Landbesitz in zahlungsfähigere und oft in katholische Hände brachte. Nach und nach drangen die irischen Katholiken jetzt in alle Zweige der Staatsverwaltung ein, und brachten die höchsten Aemter, eins nach dem andern in ihre Hände. Gegenwärtig ist ihnen nur noch eins vorenthalten, das Amt des Vicekönigs, und auch dieses wol nur deswegen, weil sich kein geeignetes Subject katholischen Glaubens für diese höchste Würde in Irland finden könnte. Wichtiger aber als die vorhergehenden Veränderungen waren die beiden Gesetze Gladstone's, die Kirchen-Acte, welche die protestantische Staatskirche abschaffte, und die Land-Acte, welche die Pächter aus ihrem alten Helotenthum auf eine höhere Stufe emporhob, indem sie ihnen Schutz gegen willkürliche Vertreibung, nebst Entschädigung im Falle einer gesetzlichen Pacht-Entziehung, zusicherte. Diese Gesetze erhielten die königliche Zustimmung in den Jahren 1869 und 1870, und müssen als der Anfang einer ganz neuen Politik gegen Irland betrachtet werden. Der Urheber derselben, Gladstone, sagte selbst davon, er wollte versuchen, durch diese beiden Gesetze Irland „nach irischen Ideen" zu regieren. Der Ausdruck trifft die Wahrheit, denn der erste Gedanke beider Reformen ist in der grünen Insel selbst aufgetaucht. Eine dritte Bill, welche Gladstone vorschlug, nämlich die Reform der irischen Universitäten, scheiterte an dem vereinigten Widerstande der Katholiken und Protestanten, indem beide Parteien größere Vortheile für sich selbst beanspruchten, als diese Bill ihnen zugestand. In Folge dessen schritt Gladstone zuerst zu einer Auflösung, und dankte dann ab. So lange die jetzige conservative Partei Beaconsfield's am Ruder bleibt, wird gewiß nichts Entscheidendes zur Verbesserung der Zustände Irlands geschehen. Indessen hat sich in Dublin im Sommer des Jahres 1870 der berühmte Home-Rule-Club constituirt, welcher eine theilweise Uebertragung der legislativen Functionen des Londoner Parlaments nach Dublin verlangt, um alle specifisch

Digitized by Google

irischen Fragen von einem in Irland tagenden Sonder-Parlamente entscheiden zu lassen. Diese Frage ist das eigentliche Schibboleth der gegenwärtigen Politik; sie wird voraussichtlich schwere Kämpfe, lange Debatten, bittere Klagen hüben und drüben verursachen, und das übrige Europa, welches dem parlamentarischen Streite von ferne zublicken wird, hat das Recht eben so wie das größte Interesse dabei, sich über diese Streitfrage nicht blos eine Meinung zu bilden, sondern aus dem Verlaufe des Kampfes Lehren zu eigener Nutzanwendung zu entlehnen.

Der Unterschied von „Repeal" und „Home-rule" ist bekannt. Der Ausdruck „repeal", oder Widerrufung, ist von O'Connell als Name seines Parteiprincips in den letzteren Jahren seines Lebens erfunden worden. Er wollte dadurch andeuten, daß jener Artikel der vom jüngeren Pitt im Jahre 1800 ausgeführten Union Englands mit Irland, wonach Irland auf sein eigenes Parlament verzichtete, rückgängig gemacht werden sollte. Er erklärte die genannte Union für ein Werk des Betruges und der Bestechung, und hatte guten Grund zu seiner Behauptung, was man auch von der Klugheit der Pitt'schen Maßregel sonst denken mag. Aber O'Connell blieb stehen bei der einfachen Forderung der Widerrufung. Und doch muß er gefühlt haben, daß es unmöglich war, im Jahre 1844 zu demjenigen Zustande der Dinge zurückzukehren, der vor 1800 existirt hatte. Seit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts hatte sich so Vieles geändert in Irland, so viele Verträge, so viele sociale Interessen, so viele politische Gewichte und Gegengewichte waren neu erstanden, daß eine Herstellung des alten Parlaments von vor 1800 ein schreienber Anachronismus gewesen wäre. Dennoch hütete sich der große Agitator, seinen Plan einer parlamentarischen Regierung genau zu definiren, theils um sich durch seine Unbestimmtheit vor Angriffen auf Princip und Ausführung zugleich zu schützen, theils um den irischen Protestanten so wenig Furcht wie möglich einzujagen. Der Zweck der Home-Rule-Partei ist nun, das unvollendete Werk O'Connell's zu einem klaren Abschluß zu bringen, indem man diejenigen wichtigen politischen Aenderungen, welche seit 1800, und noch mehr seit 1844 in Irland und England stattgefunden haben, wie sich gebührt berücksichtigen will. Die Home-Rulers wollen also ihr Parlament nicht so wiederherstellen, wie es vor 1800 gewesen ist, sondern ein neues Sonder-Parlament schaffen, welches den Bedürfnissen der Zeit besser entsprechen soll, als das alte. Auf der einen Seite verlangen sie Etwas, was das alte Parlament nicht besaß — nämlich verantwortliche Minister. Auf der anderen Seite verzichten sie auf Etwas, was das alte Parlament allerdings hatte, nämlich das Recht, Steuern für Heer, Flotte, Baumaterial und Staats-Ausgaben des britischen Reiches zu verweigern oder zu bewilligen. Sie verlangen das Recht der Selbstbesteuerung nämlich nur für irische Localangelegenheiten, nicht für gesammt-britische Staatszwecke. Mit einem Worte, die Home-Rule-Partei ist die alte Repeal-Partei, welche sich den geänderten Umständen der Zeit und den jetzigen Bedürfnissen des britischen Reiches anbequemen will. An Lostrennung von England hat kein Mensch in Irland gedacht. Es wäre — so ist die Ueberzeugung jedes denkenden Irländers — der baarste Unsinn, ja wahre Selbstvernichtung, für ein so kleines Ländchen wie Irland völlige Autonomie und somit Ausschließung von den ungeheuren Vortheilen und Hilfsmitteln des britischen Culturstaates zu beabsichtigen.

III.

Das Schicksal der Home-Rule-Partei und die Entscheidung über die Zulässigkeit ihres Princips wird vorzüglich davon abhängen, wie sich die Führer der irischen Nationalen zu der katholischen Geistlichkeit des Landes stellen; denn die Furcht vor dem irischen Clerus ist eins der Hauptmotive, welches die Engländer abhält, auf die Einsetzung eines Dubliner Sonder-Parlamentes einzugehen. Man befürchtet nämlich, daß, wenn einmal der föderalistische Plan zur Ausführung kommen sollte, die Vertreter der vier Millionen Katholiken ihren Priestern die Oberleitung in allen öffentlichen Angelegenheiten zugestehen werden, zum großen Nachtheil, wenn nicht zur

Digitized by Google

völligen Unterdrückung, ja zur Ausrottung der 1¼ Millionen Protestanten, welche neben ihnen im Lande wohnen. Man argwöhnt, das neue Dubliner Parlament würde zuerst die katholische Religion zur Staatsreligion erheben, dann die katholischen Bischöfe und Schullehrer aus Staatsmitteln besolden, dann die Pächter zu Eigenthümern machen, und schließlich bei den nothwendig daraus entstehenden Reibungen den sich etwa widersetzenden Protestanten — einfach die Hälse abschneiden, es sei denn, daß ein anderer Cromwell aus England herüberkäme, der die Auftritte von 1649 wiederhole. Es ist interessant zu hören, wie Herr Sullivan diesen so oft vorgebrachten Einwurf im Sinne seiner Partei zu entkräften sucht. Im Capitel „Das päpstliche Irland" behandelt er diese Frage, in Verbindung mit anderen dahin gehörigen Bemerkungen auf folgende Weise:

„Von allen katholischen Nationen und Ländern der Welt, mit alleiniger Ausnahme Tirols, ist Irland vielleicht das ultramontanste, das es gibt. In anderen Ländern, wo die Masse der Bevölkerung sich zu dieser Religion bekennt, ist der Katholicismus Staatsreligion; so in Frankreich und in Spanien. In Irland dagegen hat der Katholicismus noch nie in der Theorie geherrscht, aber er herrscht desto mehr in der Praxis. Die irischen Kirchen sind vollgedrängt, nicht blos von Weibern und Kindern, sondern auch von Männern. Bei jedem Sacrament, bei jeder Ceremonie ist die Theilnahme des Volkes allgemein und ernst. Die Achtung vor dem Priesterstande ist bei uns so stark und so tief, daß Andersgläubige uns als abergläubisch ansehen." Er erzählt dann, wie die Liebe zum Papste unter Anderm die Irländer im Jahre 1860 zu einem Feldzuge nach Italien verleitete, indem ein kleines Regiment irischer Hilfstruppen dem heiligen Vater gegen seine ungehorsamen Unterthanen und Landsleute beizustehen suchte. Die irische „Brigade" wurde bekanntlich bei Castelfidardo geschlagen, streckte die Waffen und erhielt durch die Güte des Königs von Italien freien Abzug nach Hause auf einem zu diesem Zwecke für sie in Irland gemietheten Schiffe. Herr Sullivan vertheidigt diesen höchst übel angebrachten Feldzug, indem er ihn dem Mitleid für die Person des Papstes und einem ritterlichen Mitgefühl mit der Sache des Schwächeren zuschreibt. Dann aber behauptet er, das irische Volk wäre zu gleicher Zeit das „liberalste und toleranteste Volk" der Erde. Diese Angabe wird durch folgende Bemerkung begründet: „Als man im Jahre 1829 dazu schritt, die Katholiken zu emancipiren, wurde dieser Vorschlag häufig mit der Erwiderung zurückgewiesen, daß die Iren zu bigott seien, daß sie alle ihre nicht-katholischen Mitbürger in Zukunft ächten (ostracize), und daß sie ihre numerische Ueberlegenheit im Lande dazu benutzen würden, um das religiöse Bekenntniß, nicht aber die politische Tüchtigkeit zum alleinigen Prüfstein der Zulässigkeit der Candidaten bei allen zukünftigen Wahlen zu erheben. Es hätte freilich Niemanden sehr befremden können, wenn dies wirklich geschehen wäre, wenn nämlich ein Volk, das so lange seiner natürlichen Rechte und politischen Privilegien beraubt gewesen war, endlich bei Erlangung dieser Rechte zuerst an seine eigenen Glaubensgenossen gedacht hätte, und ihnen Plätze im Parlament und in den Rathsversammlungen der Städte verschafft hätte, während es die noch immer mächtigen Protestanten der Fürsorge ihrer eigenen Glaubensbrüder überließ. Und doch haben die Irländer ein ganz entgegengesetztes Verfahren eingeschlagen. Sie haben Ehren und Aemter brüderlich getheilt mit den Protestanten. Seit dem Tage der katholischen Emancipation haben eine große Anzahl, und zwar gerade die größten katholischen Wahlkreise Irlands, lauter Protestanten zu ihren Vertretern gewählt; ja, sie haben sie gewählt, mit Zurückweisung katholischer Candidaten, deren religiöse Grundsätze den ihrigen viel besser entsprachen. So saß der Protestant Isaak Butt für die Stadt Limerick; Mitchell Henry sitzt für Galway, Parnell sitzt für Meath, und noch fünf andere Protestanten (die Herr Sullivan nennt) sitzen ebenfalls für entschieden katholische Wahlkreise; ihre Vorgänger im Amte sind ebenfalls meistens Protestanten gewesen" u. s. w. und dieses beweiset also, daß die ultramontansten Wähler der Christenheit, wie man die Irländer in England oft schilt, dennoch zugleich die

Digitized by Google

liberalsten in der Praxis sind bei ihren Wahlen. Herr Sullivan setzt hinzu, daß die protestantischen Wahlkreise im Norden Irlands noch nie einem Katholiken ihre Stimmen gegeben haben, was ebenfalls seine Richtigkeit hat, so weit dem Schreiber dieser Zeilen bekannt ist. Die Sache erklärt sich nämlich aus dem völligen Mangel an gebildeten katholischen Candidaten, die sich dazu geeignet hätten, die gebildeteren irischen Wahlkreise zu vertreten.

Auf Seite 288 des zweiten Bandes steht aber folgendes höchst bedenkliche Geständniß: „Seit den letzten dreißig Jahren sind die katholischen Geistlichen eigentlich die Anfertiger der officiellen Wahlrapporte (the returning officers) in allen liberalen irischen Wahlkreisen gewesen; der Priester bestimmt den Candidaten, der gewählt werden soll; das Volk stimmt einfach so, wie ihm sein Priester gebietet." Er setzt auch über sich selbst Folgendes hinzu: „Ich hatte mein ganzes Leben lang auf der Seite des katholischen Clerus gestanden. Beinahe bei jeder öffentlichen Parteifrage hatte ich da gefochten, wo die Geistlichen anführten. Ich war ein Ultramontaner in des Wortes verwegenster Bedeutung. Ich ehrte und bewunderte den Muth, womit die katholischen Geistlichen ihren politischen Einfluß und ihre bisherige Oberleitung gehandhabt hatten, und ich hätte mich widersetzt und würde mich auch jetzt noch widersetzen, wollte man sie von aller politischen Thätigkeit ausschließen und ihnen das gebührende Maß der Berücksichtigung in politischen Angelegenheiten verweigern." Die mitgetheilte Stelle ist aber nur Einleitung zu einem Capitel, in welchem Herr Sullivan erzählt, wie er einen heftigen Wahlkampf im offensten Widerstande gegen die Geistlichkeit seines Landes ausfocht. Der Vorfall passirte zu Longford im Jahre 1869. Das Capitel ist sehr interessant, aber zu lang für einen auch nur dürftigen Auszug. Herr Sullivan wollte nämlich damals einen jung-irischen Parteigenossen, Namens John Martin, in's Parlament bringen. Die Priesterpartei stimmte aber für einen protestantischen Landjunker. Daraus entstanden Pöbelausläufe, Schlägereien, Straßenunfug, blutige Kämpfe und gröbliche Mißhandlungen seiner Person und seines Bruders — Auftritte, wie sie in Irland leider sehr gewöhnlich sind. Nichtsdestoweniger beharrte Sullivan bei seinem Vorsatz, verlor aber am Ende die Wahl, indem er um etwa tausend Stimmen überstimmt wurde. Die Wahlumtriebe und die Gewaltthätigkeiten, welche sich die katholischen Priester Irlands zuweilen erlauben, sind am schlagendsten erwiesen bei dem schon oben erwähnten Wahlproceß in Galway, wobei der Richter Keogh ihnen den Mißbrauch der priesterlichen Autorität und ungesetzliche Einschüchterungsversuche durch Kanzelreden und Beichtstuhl-Drohungen öffentlich zur Schuld legte, und die Wahl des Priester-Candidaten annullirte.

Ehe wir von dem Werke Herrn Sullivan's Abschied nehmen, wollen wir noch auf einen einzigen interessanten Abschnitt, das letzte Capitel des ersten Bandes, aufmerksam machen. Die Noth eines deutschen Gutsbesitzers in Posen ist uns von G. Freytag im zweiten Theile von „Soll und Haben" sprechend beschrieben worden; aber die folgende Beschreibung der Noth eines irischen Gutsbesitzers, der mit seinen Pächtern im Unfrieden lebt, übertrifft sogar das Freytag'sche Bild an drastischem Effect und an Witz:

„Tipperary ist voll von erstaunlichen Geschichten über den merkwürdigen Charakter dieses Herrn Carden, des Lords von Barnane. Zur Zeit seines verliebten Abenteuers war er ein Junggeselle von 45 Jahren; er war muskulös, stark gebaut, 5 Fuß 6 Zoll groß, stolz bis zur Grobheit, und nicht aufgelegt, Freundschaften zu schließen mit Fremden. Und doch betrachteten ihn seine Pächter mit warmer Hochachtung, und so streng er auch sein mochte, so sprach doch Niemand von ihm je anders, als mit der höchsten Verehrung. Er war in England erzogen und fand, als er majorenn wurde, daß seine ziemlich bedeutenden, aber verschuldeten Landgüter durch Processe unter die Oberaufsicht eines Gerichtsbeamten gerathen waren, welcher endlich dem Herrn Carden selbst Platz machte. Bei diesem Wechsel dachten die Pächter, sie brauchten in Zukunft keinen Pachtzins mehr zu zahlen. Herr Carden kam nach Barnane, berief sie zu sich und kündigte ihnen sein Ultimatum an: ‚Pachtzins, oder das Land her! Entweder zahlen, oder fortgehen!' Sie standen im Rufe, eine etwas gefähr-

Digitized by Google

liche Sorte von Leuten zu sein und hofften ihn einzuschüchtern. Den Pachtzins wollten sie nicht zahlen, das Land wollten sie behalten; sie sagten, sie hätten ihre Gründe, um den ersteren Entschluß zu rechtfertigen, und sie wären gesonnen, den letzteren ebenfalls zu behaupten. Aber sie hatten sich verrechnet. Herr Carden sagte Nichts bei dieser Gelegenheit, sondern begann sofort, Schloß Barnane in Vertheidigungszustand zu setzen. Grobschmiede und Zimmerleute kamen und machten Thüren und Fensterblenden niet- und kugelfest; als dies gethan war, versah er sich mit einem guten Vorrath Lebensmittel. Man sagt auch, daß er die Treppe weggeschnitten habe, um das Innere seines Schlosses so einzurichten, daß er im Nothfalle, wenn man ihn aus dem unteren Stock vertriebe, in den zweiten hinaufflichen könnte vermittelst einer Leiter, die er nach sich zog. Jetzt, als dies geschehen war, fing er an, in den Gerichtshöfen zu operiren. Austreibungs-Decrete gegen die Pächter wurden dutzendweise eingeholt, und das Werk der Pächtervertreibung begann. Offener Krieg wüthete nun zwischen ihm und ihnen. Diejenigen, welche sich unterwarfen, erhielten ihre Ländereien zurück, gegen mäßigen Zins; Die, welche sich weigerten, wurden schonungslos vertrieben. Man schoß auf ihn — nicht ein Mal, sondern hunderte von Malen; er erhielt daher im Lande den Spitznamen Woodcock-Carden (Feldhuhn-Carden), weil er eben so häufig Zielscheibe der Kugeln zu sein pflegte, als ein Feldhuhn. Aber er kam immer mit heiler Haut davon. Eines Tages ritt er über die Landstraße nach Nenagh und wurde von zwei Pächtern auf dem Felde mit Schüssen bedacht. Er drehte sein Pferd um, setzte mit einem Sprunge über Graben und Gehäge, ritt auf seine Angreifer los und schlug den einen mit seiner mit Blei geladenen Reitpeitsche dermaßen auf den Kopf, daß er ohnmächtig am Boden liegen blieb. Dann ritt er dem andern nach, holte ihn ein, stieg vom Pferde und rang mit ihm, bis er ihn nach einem furchtbaren Kampfe zum Gefangenen machte. Er schnitt dann den Riemen vom Steigbügel seines Sattels, band den einen und den anderen Gefangenen zusammen und trieb sie beide nach Nenagh in's Gefängniß. Hier stellte man sie vor Gericht, überführte sie auf Aussage des Herrn Carden des Mordversuches, und Beide wurden bald nachher gehängt. Es war noch während desselben Pächterkrieges, als eines Morgens die rebellischen Pächter in Haufen vor Herrn Carden's Schloß rückten, aber seine Wohnung so vortrefflich verbarricadirt fanden, daß sie ihm Nichts anhaben konnten. In ihrem Aerger beschlossen sie jetzt, sich auf eine andere Weise zu rächen. Sie holten Pflüge und Pferde und fingen an, den schönen Rasen, der vor dem Portal des Schlosses liegt, umzupflügen. Sie hatten sich wieder verrechnet. Herr Carden hatte eben auf dem Schlosse eine Kanone angebracht, welche er vermittelst eines Dreh-Apparats nach jeder beliebigen Weltgegend richten konnte. Er lud seine Kanone mit Kartätschen und rief seinen Pächtern nach unten zu, er lasse ihnen zehn Minuten Bedenkzeit. Ehe fünf Minuten verflossen, hatten sie die Pferde ausgespannt und galoppirten davon."

Wir wünschen dem Werke viele deutsche Leser, und seinem Verfasser noch manches Jahr politischer Thätigkeit — sei es nun in London, oder in dem Dubliner Parlament der Zukunft, von welchem er träumt. Mit dem Grundprincip der Home-Rule-Partei, nämlich der Blüthe der Sonder-Parlamente, können wir uns, als Deutsche, nicht recht befreunden; für unser eigenes Vaterland wünschen wir möglichst wenig Home-Rule. Indessen scheuen wir uns, eine britische Local- und Specialfrage nach unseren deutschen Privatbegriffen zu beurtheilen, und wünschen vielmehr, daß Herr Sullivan und seine Partei die Lösung dieses anerkannt schwierigen Problems der modernen Gesetzgebungskunst in dem Geiste seines Buches und im Sinne ihrer bisherigen öffentlichen Wirksamkeit zu Ende führen mögen. Europa kann nur dabei gewinnen, wenn ernste, gemäßigte Männer uns die gefährlichen Experimente der Staatskunst vormachen, und uns durch ihren Erfolg oder Nichterfolg über den Ausgang des Unternehmens belehren.

Albert M. Selß.
(Dublin.)

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Zur Geschichte der Hansestädte.

Die Hansestädte und König Waldemar von Dänemark. Hansische Geschichte bis 1376 von Dr. Dietrich Schäfer, a. o. Professor der Geschichte an der Universität Jena. Gekrönte Preisschrift. Jena, Verlag von Gustav Fischer, vormals Friedrich Manke. 1879.

Als in jüngster Zeit endlich die Einigung Deutschlands zu Stande kam, insonderheit bei Aufrichtung des Norddeutschen Bundes im Jahre 1867, wurde zweckvoll eine gemeinsame Flagge durch Verbindung der ruhmvollen preußischen Farben mit den nicht minder ruhmvollen der alten Hansa geschaffen. Die Zeiten sollten vorbei sein, wo selbst das starke preußische Königthum für sich allein nicht im Stande war, eine der deutschen Nation entsprechende Seewehr in das Leben zu rufen, wo dem System der bewaffneten Neutralität, um einem maritim übermächtigen Gegner die erforderlichen Schranken zu ziehen, noch immer die wirksamen Mittel fehlten. Wie lebhaft hatte einst der große Kurfürst den Mangel bewaffneter Geschwader empfunden, nachdem zuvor ein Wallenstein nahe daran gewesen, gestützt auf Spanien und auf Polen, dieselben Gewässer unter seine Gewalt zu beugen, die einst von einer deutschen Seemacht beherrscht worden waren, ehe vor dem Aufsteigen nationaler Großmächte in West, Nord und Ost, wie auf dem Meere so auf dem Festlande, der deutsche Name zusammenzusinken drohte.

Daß das wiedererstandene Reich der Deutschen sich alsbald auch eine Achtung gebietende Flotte schuf, war unerläßlich. Eben so wenig von ungefähr aber ist es in der That gewesen, wenn in denselben Tagen nicht nur das Andenken an die alte hansische Größe lebendig wurde, sondern die Beschäftigung mit dem Ursprung, der Geschichte, dem Wesen des glorreichen Bundes in sachgemäßen Sammlungen der Urkunden und Acten und wissenschaftlicher Durchforschung aller in Betracht kommenden Documente einen überaus erfreulichen Aufschwung genommen hat.

Am 24. Mai 1870 veranstaltete die Stadt Stralsund eine Gedächtnißfeier des vor fünfhundert Jahren in ihren Mauern abgeschlossenen denkwürdigen Friedens, der die Besiegung des Dänenkönigs Waldemar Atterdag durch die Hansestädte zur öffentlichen Anerkennung brachte und die Glanzzeit des Bundes eröffnete. An demselben Tage wurde von vier norddeutschen Geschichtsvereinen, denen zu Hamburg, Lübeck und Bremen, so wie dem rügen-pommerschen Verein, als Preisaufgabe die Ausarbeitung eines Geschichtswerkes über das Thema: „Die deutschen Hansestädte und König Waldemar von Dänemark" ausgeschrieben. Ein Jahr später versammelte sich, aus derselben Anregung entsprungen, in der Pfingstwoche 1871 zum ersten Male in Lübeck der hansische Geschichtsverein, um in umfassender Weise die Sammlung und Herausgabe der Recesse, Urkunden und anderer Quellen in die Hand zu nehmen.

Digitized by Google

Fünf Jahre später, bei seiner sechsten Jahresversammlung im Hansesaale des Rathhauses zu Köln, wurde der Spruch der Preisrichter verkündet, welcher dem Dr. Dietrich Schäfer aus Bremen für die von ihm eingereichte Arbeit den Preis zuerkannte. Dieselbe ist nunmehr, nachdem sie inzwischen noch gar manche willkommene Zuthat empfangen, in einem starken Bande, trefflich ausgestattet, erschienen, drinnen und draußen eine schöne, reife Frucht, vor der fortan wol vereinzelte Stimmen des Unmuths verhallen werden, welche die gewissenhafte Verarbeitung des Quellenmaterials durch die gestaltende Hand des Geschichtschreibers nicht abwarten konnten. Die Leser des Schäfer'schen Buches werden sich gar leicht überzeugen, daß die Arbeit nicht nur von einem durchaus befähigten Gelehrten in die Hand genommen wurde, sondern daß der Verfasser, welcher Beides, zu forschen und darzustellen, versteht, mit der Herausgabe gerade so lange gewartet hat, bis er, selber sehr angelegentlich an den Unternehmungen des hansischen Geschichtsvereins betheiligt, seines Stoffes völlig Meister geworden war.

Fachorganen muß es vorbehalten bleiben, die Untersuchungen, die Controversen, welche nicht zu umgehen waren, die Resultate, zu denen der Verfasser gelangt, im Einzelnen zu prüfen, wo dann Kenner des Gegenstandes hier und da vielleicht abweichender Meinung sein werden, während sie in der Hauptsache doch nur einverstanden sein können. Hier kommt es vielmehr darauf an, rühmend hervorzuheben, wie das Buch, auf einen viel weiteren Leserkreis als den der Männer von Fach angelegt, diesem Zwecke in hohem Maße entspricht. Vor Allem nämlich weiß der Verfasser mit künstlerischem Sinn aus den Fundamenten aufzubauen, dem Gerüst die Mauern und Façaden einer überaus mannigfaltigen Architektur einzufügen und die Verzierung im Kleinen stilgerecht durchzuführen. Namentlich hat er seine besondere Aufgabe, die Darstellung des Conflicts der Städte mit König Waldemar von dessen frühesten Ursachen bis zu dem endlichen Erfolg, nicht für sich lösen, sondern auf das engste mit einer Geschichte des Kaufhandels der norddeutschen Städte, ihrer Einungen, ihres handelspolitischen Zusammenschlusses in der Hansa verbinden wollen. Da diese historische Entwickelung allen widerstrebenden Kräften zum Trotz, unter denen die ausgreifende Eigenmacht des Dänenkönigs denn allerdings bei weitem am meisten im Wege stand, sich vorzugsweise im Gebiete der Ostsee vollzog, so werden der dortigen Gestaltung mit Recht an der Reihe der deutsch-skandinavischen Contacte die Abwandlungen eines großen dramatischen Herganges beigelegt. Den überwiegenden Einfluß der Deutschen, den der rücksichtslose Herrscher überall, wo sich seine Interessen bewegten, wahrnahm, suchte er mit brutaler Gewalt zu zerstören. In einem glücklichen Waffengange hatte er denn auch die Gegner bereits auseinander geworfen, als sie, durch Verwickelungen, welche ganz Nordeuropa berührten, in einen zweiten Krieg getrieben, der eigenen Kräfte besser bewußt, sich einen Frieden erstritten, welcher nunmehr ihre Vormacht feststellte.

Vielleicht geht Schäfer zu weit in der detaillirten Auseinandersetzung der Beziehungen Dänemarks im vierzehnten Jahrhundert, die so ziemlich das ganze baltische Gestade umspannten und tief in die vielfach ungeordneten Zustände der schwedischen, norwegischen und norddeutschen Territorien eingriffen. Wer wird ihm aber nicht dafür dankbar sein, in diese Dinge, die ja nach der nationalen Auffassung sehr verschiedenartig und voll Widersprüche im einzelnen behandelt zu werden pflegen, einmal von einem umfassenden Gesichtspunkte Licht gebracht zu haben. Durch vollständige Bewältigung insonderheit auch der skandinavischen Quellenkunde und Literatur, die vielfach zu neuem Material und weiterer Erkenntniß verhelfen wird, durch persönliche Localanschauung, die er sich selbst in entlegenen Gebieten zu erwerben vermochte, hat er diesen Abschnitten keinen geringen Reiz verliehen. Die prächtige Schilderung des alten Wisby, welches Waldemar so schonungslos zerstörte, konnte nur aus dem verständnißvollen Anblick der großartigen Ruinen an Ort und Stelle entspringen.

Nichtsdestoweniger gestehe ich, wie es wol auch nicht anders wird sein können,

Digitized by Google

in seinen Zeilen das Werden, Gedeihen, Ringen und Zusammenhalten der deutschen Städte selber mit noch größerer Spannung verfolgt zu haben. In den ihnen vorzugsweise gewidmeten Abschnitten herrscht das meiste Leben und wärmste Mitgefühl. Einige Hinweise mögen genügen, um diesen schwerlich individuellen Eindruck zu bestätigen.

Nachdem die hohe Bedeutung der Niederlassungen deutscher Kaufleute im Auslande für die Verbindung der Städte beleuchtet worden, kommt die Rede auf Lübeck, das an die Spitze der wendischen Städtegruppe trat und, auf den Ostseehandel gestützt, in der Folge zum „Haupt unser aller", zu einer Art von Vorort für die Quartiere in Ost und West gedieh. Daß sein rasch wachsender Einfluß „nicht in die Bahnen einlenkte, die nach dem Zerfall der Kaisermacht im Reich die gewöhnlichen wurden, in die des Particularismus", dafür sorgte die feste Einheit, zu der sich die „Kaufleute des römischen Reiches auf einer Insel mitten in der Ostsee zusammengeschlossen hatten, aus den Tagen der Kaiserzeit her trotz mancher Unterschiede in Sprache und Recht dem Auslande gegenüber als Genossen sich fühlend. Die vielgeschmähte römische Kaiseridee, der wir trotz alledem doch wesentlich mit den Gedanken nationaler Einheit verdanken, zeitigte hier, als ihr Glanz schon im Erbleichen war, noch eine ihrer schönsten Früchte. Denn wer auf diese Gesellschaft der deutschen Kaufleute Einfluß üben, ihren Einfluß zu dem seinigen machen wollte, der durfte an dem Gedanken der Einheit nicht rütteln; der mußte, wie Lübeck es that, sich mit den anderen betheiligten Städten in Verbindung setzen, mußte, wie es in England geschah, particulare Bildungen zu durchbrechen suchen, mußte die Sache des geeinigten Kaufmannes in die Hand der geeinigten Städte übertragen. So führte in Deutschland zu festem Zusammenschluß, was die italienischen Handelsrepubliken zum Kampfe auf Tod und Leben gegen einander rief."

Ein ungemein lehrreiches Capitel und recht aus einem Guß geschrieben ist dann das siebente: „Die norddeutschen Städte um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts", in welchem die Ursachen und Aeußerungen ihrer Blüthe zusammengefaßt sind. Die expansive Kraft des auswärtigen Handels, mittels der alten fern in Ost- und Westsee gelegenen „Contore", steht natürlich vorne an. Es wird in die Handelsbewegung, die Waarenkunde, die Privilegien, Rechte und Gewohnheiten, die Mittel des Austausches, die Höhe des Betriebes und den ganzen Bereich einer großartigen, den halben Welttheil umspannenden Thätigkeit genau eingegangen. Eben so bestimmend aber wirkte das städtische Gewerbe, weßhalb denn die Stellung seiner Vertreter innerhalb der städtischen Politik ausführlich gewürdigt wird. Wohlstand, Luxus, Kunst, das tägliche, festliche, politische Leben gewinnt aus der Mannigfaltigkeit der Productionsgebiete, wie aus den ineinander greifenden und doch einander sich gegenüberstehenden Interessen der städtischen Stände sein volles, farbenreiches Bild.

Damit soll indeß nicht gesagt sein, als ob Schäfer nicht auch mit ähnlicher Plastik und handgreiflicher Wirkung im Uebrigen zu zeichnen wüßte. Unter vielem Anderen mag nur auf die Schilderung des Lebens, des Verkehrs und der Rechtsverhältnisse an der Schonenschen Küste hingewiesen werden, wo die Witten von Skanör und Falsterbo, nachdem dies Land von Dänemark der Krone Schweden entrissen worden, recht eigentlich die Veranlassung wurde, weßhalb die Städte alle eigenen Differenzen überwinden und, nach anfangs vergeblichen Anstrengungen, schließlich zu vollständigem Erfolge wider König Waldemar zusammenstehen mußten.

Aus der Darstellung der Kriege selber möchte ich ganz besonders die Sorgfalt und Genauigkeit hervorheben, mit der aus den vorhandenen Acten und Rechnungen die Kosten für Heer und Flotte zusammengestellt, die mancherlei Gattungen der Schiffe und Kriegsmaschinen, die Bemannung sowie die Truppentheile des Heeres je nach ihrer verschiedenen Bewaffnung, die Verpflegung und Verwendung veranschaulicht worden sind. Geschichte und Statistik der Preise jenes Zeitalters erhalten damit höchst willkommene Beiträge. Daß der Verfasser Alles in ausführlichen Noten und einigen speciellen Excursen gewissenhaft belegt, daß ihm in der

Digitized by Google

großartigen Quellenliteratur, die durch die Publication der Hanserecesse, allgemeiner und specieller Urkundenbücher gegenwärtig den allerwerthvollsten Zuwachs erhält, selbst die entlegensten Mittheilungen localen Ursprungs nicht entgangen sind, braucht schwerlich noch besonders erwähnt zu werden. Wir haben es eben mit einer seltenen Vereinigung gediegener Forschung und gewandter Verarbeitung zu thun.

Schäfer bestätigt eine oft beobachtete Erscheinung, daß nämlich der echt republicanische Geist, welcher den Vereinigungen des gemeinen Kaufmanns zu Grunde lag, und sich eigenthümlich bis in die Neuzeit in Gesellschaft und Politik der Hansestädte fortpflanzt, ein mächtiges Hervortreten auch der noch so bedeutenden Persönlichkeiten nicht duldet. Wie wesenlos und unfaßbar sind ihre Feldherren und Staatsmänner, die vielen Rathssendeboten, durch welche doch persönlich in die großen Ereignisse des vierzehnten Jahrhunderts eingegriffen wurde, von denen aber die Geschichte selten mehr bewahrt, als die kahlen Namen. Weder von Johann Wittenborg, dem lübischen Bürgermeister, der im Jahre 1362 die hansische Streitmacht unglücklich führte und wahrscheinlich doch nicht deshalb, sondern wegen eines anderen Vorwurfs auf dem öffentlichen Markte der Vaterstadt hingerichtet wurde, wissen wir mehr als seinen Namen und diese wenigen Thatsachen, noch von seinem glücklicheren Nachfolger, dem ersten Hauptmanne in dem die streitbaren Städte zum Siege führenden Kriege, Brun Warendorp, dessen Tod Angesichts des Feindes die stattliche Erztafel auf seinem Grabe in der Marienkirche verzeichnet.

Viel sicherer dagegen sind wir unterrichtet über den Hansetag zu Köln im November 1367, auf welchem die Epoche machende Conföderation zu Stande kam, welche nicht nur das große Resultat vom Jahre 1370 erzielte, sondern auch fernerhin ihre heilsame Nachwirkung auf die in ihrer Natur doch stets sehr lockere Bundesverfassung übte. „Jede Stadt," heißt es in einem Receß vom Jahre 1381, „soll der anderen Bestes bedenken, wie sie es mit Recht und Ehren thun mag, wie es zu Köln beschlossen wurde. Wäre es, was Gott verhüte, daß Streit unter Städten entstände, die in des Kaufmanns Recht sind, so sollen sie ihren Streit schlichten nach dem Rath der Nachbarstädte." Man sieht deutlich, wie aus der Kölner Einung die Bewahrung eines weiteren, dauernden Bundes abgeleitet wurde. Allein in der Epoche selber lag der Wendepunkt für die hansische Geschichte. Nicht von ungefähr wurden seit den sechziger Jahren die auf den hansischen Tagefahrten gefaßten Beschlüsse niedergeschrieben und, in der Form von Recessen, als gemeinsame Acten aufbewahrt. In Lübeck datirte man die Entstehung des hansischen Städtebundes bereits von der Greifswalder Conföderation von 1361. Drei Jahre früher, in einem Lübecker Receß vom 20. Januar 1358, begegnet zuerst die Bezeichnung der Städte als in oder van der Dudeschen hense. Der Begriff, der ursprünglich dem einer Gilde entsprach und auch fernerhin an Vereinigung einzelner Städte haften blieb, begann erst von nun an auf ihr gemeinsames Zusammenhalten als charakteristische Bezeichnung überzugehen.

Auf die Glanzzeit dieser Hansa blicken wir heute mit Stolz zurück, auch nachdem allerlei Phantasiegebilde vor der strengen Forschung haben weichen müssen. Aber der innige Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart besteht nichtsdestoweniger, und der Verfasser hat ihn selbst in der Widmung seines Buches an den Consul H. H. Meier in Bremen, „den verdienten Förderer deutschen Handels und deutscher Schiffahrt", zum Ausdruck gebracht. Hier gilt es unwandelbare Interessen, die auch gegenüber den jüngsten, für die, noch einen Rest ihres Sonderdaseins bewahrenden drei Hansestädte, wenig erfreulichen Erfahrungen, unmöglich in den Tagen eines starken Deutschen Reiches zurückgedrängt werden können hinter die Bahn, welche der alte Bund einst in den Zeiten des völlig zerfahrenen alten Reiches erfolgreich eingeschlagen hatte.

R. Pauli.

Digitized by Google

Kunst- und Kunstgeschichte.

Stammbuch der National-Galerie, Radirungen von Ernst Forberg, Hans Meyer und Anderen. Herausgegeben von Dr. M. Jordan. Berlin, Rud. Schuster (C. G. Lüderitz Kunst-Verlag) 1880.

Die öffentlichen Institute in Berlin haben jedes seine eigne geistige Atmosphäre. Wer die National-Galerie betritt, empfindet sofort die Aufmerksamkeit und das Entgegenkommen der Beamten dort und wird bald weiter entdecken, wie sehr der gesammte Organismus darauf berechnet sei, die Wünsche des Publicums zu befriedigen. Es darf als ein specielles Verdienst der Direction gerühmt werden, daß diese ihre Aufgabe nicht blos in der gewissenhaften Aufbewahrung der ihr anvertrauten Kunstwerke erblickt, sondern sich das Ziel gesteckt hat, das Publicum in Betracht der momentanen Kunstbewegung in Preußen auf dem Laufenden zu halten. Ein goldner Lorbeerkranz mit einem Trauerflor über einem Gemälde läßt erkennen, daß dessen Urheber vor Kurzem gestorben sei. Die Aufstellung eines Werkes an bestimmtem Platze sagt, daß dies eine neue Erwerbung sei. Der öftere Platzwechsel bedeutender Arbeiten zeigt an, wie sehr man sich bestrebe, das rechte Licht dafür auszuprobiren. Die vorzüglich angeordneten und gedruckten, dabei äußerst billigen Cataloge, deren neueste Auflage stets dem neuesten Stande der Dinge nach umredigirt wird, enthalten genügendes Material für Selbstbelehrung und haben zugleich ihre wissenschaftliche Bedeutung. Neben ihnen seien noch die Cataloge der kleineren Ausstellungen erwähnt, in denen die Werke eines bestimmten Meisters von Zeit zu Zeit dargeboten zu werden pflegen. Sie nehmen den Rang werthvoller Monographien ein, wie denn diese Ausstellungen an sich, anfangs kaum beachtet, jetzt jedesmal das größte Interesse erregen. Vielen Meistern ist durch sie erst eine feste Existenz in der Erinnerung der Berliner geschaffen worden. So bekannt Henneberg war, die ganze Liebenswürdigkeit seiner Kunst und seines Charakters kam erst zu Tage, als man auf der ihm geweihten Ausstellung seine Skizzen, Bilder, Studien und künstlerischen Tagebuchblätter in langen Reihen nebeneinander hatte. Dasselbe kann von Schirmer gesagt werden, dessen Namen Jeder kannte, dessen Arbeit man nun aber erst kennen lernte.

Die National-Galerie hat jetzt abermals einen Schritt vorwärts gethan. Mit ihrem Stammbuche wird etwas ganz Neues geliefert. Wir haben in musterhafter Ausstattung hier ein Werk vor uns, das, obgleich ein abgeschlossenes Ganze, den ersten Band eines biographischen Unternehmens bildet, dessen Bedeutung zumal unsere lebenden Künstler nicht unterschätzen werden.

Die National-Galerie beherbergt Werke verstorbener und lebender Künstler. Die verstorbenen Künstler sind eine geduldige Gesellschaft. Ihre Arbeiten werden mit ruhiger Kritik irgendwo angebracht, wohin sie der Meinung des Directors nach gehören. Dies Urtheil macht sich in der Stille geltend und kein öffentliches Geschrei wird darüber erhoben. Anders der lebende Künstler, der noch mitten in seinem Ruhme drinsteckt und Freunde und Verehrerinnen hat.

Ruhm wächst immer unregelmäßig und bedarf gärtnerischer Pflege. Es gibt Leute, bei denen der Mitwelt vor Augen gehalten werden muß, wie folgende Generationen sie einmal schätzen werden. Es gibt überhaupt aber keinen Künstler, auch

Digitized by Google

unter den voll anerkannten, dem es nicht wohlthätig wäre, daß das, was an allgemeiner Kenntniß über ihn im Volke umläuft, ein wenig in ein System gebracht werde. In diesem Sinne ist Max Jordan's Stammbuch der National-Galerie angelegt worden.

Mit einer Auswahl von zwölf Künstlern beginnt er. Allerdings drei darunter, die nicht mehr zu den Lebenden gehören, aber diese doch so vor Kurzem erst hinweggenommen, daß sie trotzdem noch dazu gerechnet werden dürfen. Von jedem dieser Zwölfe empfangen wir Porträt, kurze Biographie und Abbildung irgend eines seiner Werke, soweit die National-Galerie deren beherbergt: vierundzwanzig Radirungen. Die meisten darunter vorzügliche Platten. Das Lob darf im strictesten Sinne des Wortes so ertheilt werden.

Das Radiren ist unserer Zeit ein wenig abgekommen. Man muß diesen Blättern gegenüber sich wundern, daß sie überhaupt zu beschaffen waren. Ich frage, ob die besten Photographen Knaus, Bleibtreu, Reinhold Begas oder Steffeck so charakteristisch bewegt herausbringen würden. Die Darstellung der Gemälde (öfter nur einzelner Partien daraus) und Sculpturen ist zum Theil von gleicher Güte. Die beste Platte ist die Gruppe Wittig's „Hagar und Ismail". Begas' „Merkur und Psyche" ist nicht ganz so einheitlich ausgefallen. Entzückend die kleine Genregruppe nach dem Gemälde Meyerheim's, dessen Porträt in seiner besonderen Art wiederum besondere Erwähnung verdient. Menzel's Porträt nach Begas' Marmorarbeit könnte besser sein.

Die stilistisch sehr sorgfältig durchgearbeiteten Biographien sind in dem Tone gemüthlicher Anerkennung gehalten, der sich hier von selbst verstand. Sie greifen kurz zusammen, was von Lebenden zu wissen allgemeines Interesse hat. Ein Verzeichniß der bedeutendsten Leistungen nebst Entstehungsjahr und Ort, wo heute zu finden, hätte vielleicht noch beigegeben werden können. Dergleichen ist immer angenehm, dem Künstler selber wie dem Publicum.

Dem zweiten Theile des Stammbuches, der 1881 doch nicht ausbleiben wird, ist gleiche Vortrefflichkeit zu wünschen. In diesem darf vor Allen Drake nicht fehlen, den zu bringen diesmal wol nur unterlassen wurde, weil die National-Galerie keine bedeutendere Arbeit seiner Hand besitzt. Warum nicht?

Festschrift zur Eröffnung des Kunstmuseums in Bern. Beiträge zur Geschichte der Kunst und des Kunsthandwerks in Bern im 15., 16. und 17. Jahrhundert. Herausgegeben von der Bernischen Künstlergesellschaft zur Eröffnung des Kunstmuseums. Mit sieben Initialen, nach den Originalen gezeichnet von Chr. Bühler, Custos der Berner Kunstsammlung, vier Kunstbeilagen und zwei Illustrationen im Text. Bern, Verlag der J. Dalp'schen Buchhandlung (K. Schmid). 1879.

Das opulent ausgestattete Heft wird mit einem Vorworte eingeleitet, welches Prof. Trächsel als Präsident der bernischen Künstlergesellschaft unterzeichnet hat. Ihm entnehmen wir, wie der eben vollendete Museumsbau durch Zuwendung privater Mittel ermöglicht wurde. Ueberall in der Schweiz begegnen wir diesem großartigen Eingreifen der Privatleute. Das neue Berner Museum ist einstweilen weniger die Heimath bereits vorhandener Kunstschätze, als die lockende Aufnahmestätte für zu Erwartendes. Ohne Zweifel beherbergen die Berner Häuser noch Vieles, was allmälig an dieser Centralstätte eine Stätte finden wird.

Die Einrahmung des Titels ist in demselben Renaissancestile der Mitte und zweiten Hälfte des Cinquecents gehalten, in welchem wir die Titelornamentation des Stammbuches der National-Galerie durchgeführt sehen. Es ist auffallend, wie sehr sich im Allgemeinen der heutige Geschmack diesen Formen zuneigt, aus denen einst die ganze reiche und einheitliche Ornamentik des Jahrhunderts des dreißigjährigen Krieges sich entwickelte, und für die, nach dem sie völlig abgekommen war, seit 200 Jahren zum ersten Male wieder Verständniß erwacht. bkf.

Digitized by Google

Friedrich Kreyssig.

Indem wir den Namen, der so oft in diesen Blättern erschienen ist, an die Spitze eines Necrologs, wie auf einen Grabstein schreiben, ergreift uns auf's Neue der Schmerz über den Verlust des Freundes, dessen Platz leer bleiben wird, des Mitarbeiters, dessen Werk noch weit von dem Abschluß entfernt schien. Denn obgleich Friedrich Kreyssig das 61. Jahr seines Lebens überschritten hatte, als er am Vormittage des 20. December starb, so war er doch bis dicht vor seinem Tode von einer bewundernswürdigen Kraft und Frische und kein Zeichen deutete auf ein so nahes Ende, als wir, wenige Wochen vor dem Tage, der sein letzter sein sollte, noch einmal froh angeregte Stunden mit ihm verlebten.

Mit allen Traditionen seiner Bildung, mit allen Fasern seines Herzens in jenem Stück preußischer Erde wurzelnd, welches dem Königreich den Namen und in trüber Zeit den Halt gegeben, war er schon in dem Alter gewesen, in welchem Menschen und Bäume sich schwer verpflanzen lassen, als er — im Jahre 1869 — aus dem Osten der Monarchie weitweg in eine der neuen westlichen Provinzen versetzt ward. Er hätte nicht in diesem Lande des kategorischen Imperativ geboren, noch in der Stadt Kant's erzogen sein müssen, wenn er dem Rufe nicht gehorsam gewesen wäre, welcher in jenen Tagen, nicht lange nach der Annection, außer seiner pädagogischen auch seine sehr ernste politische Bedeutung hatte. Aber seine Seele hing an dem Lande seiner Jugend, in welchem er aus ungünstigen Anfängen und über Hemmnisse, die jeden Andern als ihn abgeschreckt haben würden, zu der geachteten Stellung eines Directors der Realschule in Elbing emporgestiegen war, die er seit 1859 einnahm; und sein Auge leuchtete, wenn er, noch lange nachher und umgeben von den Schönheiten des Rheines, für die er keineswegs unempfindlich war, von den alten Erinnerungen, den Genossen seiner Kämpfe, von den Männern und Frauen, den Städten und Wäldern seiner rauheren Heimath und von dem Meere sprach, welches deren Küsten bespült. Seinem Aufenthalte in Kassel, wo er die neubegründete Realschule zu organisiren hatte, bewahrte er stets ein liebevolles und dankbares Andenken. Schwieriger gestaltete sich die Führung des Amtes, welches ihm (seit 1871) von der polytechnischen Gesellschaft in Frankfurt a. M. als Director der sog. Wöhlerschule übertragen ward. Die Großartigkeit dieser Anstalt, welche sich aus einer Doppelrealschule erster Ordnung, einer höheren Handels- und Gewerbeschule zusammensetzt und weit über tausend Schüler zählt, stellte die höchsten Ansprüche an seine Kraft, welche mit der gesteigerten Schwere seiner Verantwortlichkeit zu wachsen schien. Hier in der That hat er, in der außerordentlichen Hebung des ihm anvertrauten Institutes als Schulmann und Organisator, sein Bestes geleistet, wie er denn auch in der treuen Anhänglichkeit des Lehrercollegs, der Liebe seiner Schüler, der Anerkennung seitens der Verwaltung und der Verleihung des Professortitels seitens des Ministeriums den wohlverdienten Lohn fand. Aber vielleicht war es dennoch selbst für ihn, den Unermüdlichen, zu viel, wenn er die Geschäfte der Woche durch jene Reihe von Vorträgen vermehrte, welche ihn bis in die fernsten Gegenden Deutschlands führten und ihn überall populär gemacht haben.

Mitten in dieser ungemein erfolgreichen, aber auch höchst anstrengenden amtlichen und außeramtlichen Thätigkeit erschien ihm oft, und zuletzt immer öfter, wie eine liebliche Fata Morgana das Bild einer ruhigeren Zeit, des ersehnten „otium cum dignitate", und diese Zeit der Ruhe war fast erreicht. Von dem Glücke niemals besonders verwöhnt, und nur im Besitze Dessen, was er sich in harter Arbeit errungen, aber freudigen Sinnes nach harmonischer Vollendung strebend, glaubte er an einen langen und schönen Lebensabend, welchen er der Ausführung frühe schon gefaßter, immer wieder zurückgedrängter literarischer Pläne zu widmen gedachte. Er träumte ein stilles, bescheidenes Heim in der Zurückgezogenheit, ein glückliches Alleinsein mit seiner Familie, seinen Büchern, ein ungestörtes Tagewerk, nur unterbrochen durch Begegnungen

Digitized by Google

mit den alten Freunden, welche nirgends ein herzlicheres Willkommen finden konnten, als unter seinem Dache. Die Aufgabe, welche ihm vorschwebte, war die populäre Geschichte zunächst der französischen, dann der deutschen Literatur; und wer hätte mehr dazu berufen sein können, als er, welcher — ein genauer Kenner beider Literaturen — zu der Darstellung der einen die durch kein Vorurtheil getrübte oder beengte Schätzung gallischen Wesens, zu der Darstellung der andern die Wärme des Patrioten mitbrachte, der stets von freisinnigen Anschauungen ausging und ganz von den nationalen Ideen erfüllt war? Es war sein heißer Wunsch, sein Vorsatz und seine Hoffnung, in dieser großen und würdigen Aufgabe sein, namentlich in der letzten Zeit ziemlich zersplitterte Leben noch einmal energisch zusammenzufassen. Aber so nahe das Ziel: er hat es nicht erreichen sollen. Im Anblick desselben ist er jach und plötzlich zusammengebrochen. Ob Ueberanstrengung, dieser Fluch deutscher Geistesarbeit, daran Schuld gewesen: wir wissen es nicht.

Seit der Begründung der „Rundschau", vor nunmehr bald sechs Jahren, ist er ihr treuer, immer bereiter und regelmäßiger Mitarbeiter gewesen. Er war unter den Ersten, welchen der Plan zu unserer Zeitschrift vorgelegt worden und Keiner hat ihn lebhafter, mit jener Theilnahme begrüßt, die so viel Anregendes und Förderndes in sich enthält; Keiner aber auch hat mehr, als er, durch Rath und That, zur Ausführung dieses Planes beigetragen. Er hätte keinen eigenen Erfolg mit größerer Genugthuung empfinden können, als er denjenigen der „Rundschau" mitempfand. Sie war ihm die Verwirklichung eines für die deutsche Literatur lange gehegten Wunsches; und wenn er an die Tage seiner Muße dachte, so dachte er dabei stets auch an die „Rundschau". Doch fast mehr noch als ihr Mitarbeiter war und blieb er bis an sein Ende der uneigennützige Freund unserer Zeitschrift, der zuerst an sie, zuletzt an sich dachte, und seine Interessen den ihren stillschweigend unterordnete. In den allerdings nicht häufigen Fällen einer Meinungsverschiedenheit war er es, der freiwillig zurücktrat. Nichts lag ihm, bei seiner decidirten Stellung in der Schulreform-Frage so sehr am Herzen, als die Förderung dieser Sache. Doch er ließ es ruhig geschehen, daß Männer, wie du Bois-Reymond und Karl Hillebrand, in dieser Zeitschrift sich mit dem ganzen Gewicht ihrer Autorität gegen die von ihm vertretene Ansicht aussprachen, und erwartete, ohne Drängen und Ungeduld, den Tag, an welchem er auch sein Wort sagen konnte[1]). Ebenso hegte er in den literarischen Dingen seine unbedingten Sympathien und seine nicht minder starken Antipathien. Aber niemals hat er auch nur den Versuch gemacht, die „Rundschau" in dieser Richtung zu beeinflussen, obwol nur wenige Hefte derselben erschienen sein mögen, an denen er nicht in irgend einer Weise betheiligt war. Unerschütterlich in seiner Ueberzeugung, war er tolerant gegen die Ueberzeugungen Anderer und hat sie respectirt. Seine Kritik konnte sehr scharf und schonungslos sein, wo es sich um Verirrungen und Mißbräuche handelte, welche der Literatur zum Schaden gereichen mußten; jedoch in ihrem Kerne war sie positiv, nicht negativ. Nichts machte ihm größere Freude, Nichts entsprach so sehr dem Bedürfniß seines Herzens, als Das zu loben, was Lob verdiente. In seiner Kritik spiegelte sich das ganze Wesen dieses trefflichen Mannes: sein Enthusiasmus für das Gute und Schöne, die fleckenlose Reinheit seines Charakters, seine Wahrheitsliebe, die Fülle seines wahrhaft goldenen Gemüthes. Auch die leiseste Regung von Selbstsucht lag fern von ihm ab; ganz und ohne Rückhalt ging er auf in seinem schönen Berufe, durch Wort und Schrift zu lehren, zu bessern, zu veredeln, die Jugend in diesen Zeiten der Verwilderung für das Ideal eines reinen, freien Menschenthums zu erziehen, dem reiferen Alter den Glauben an ein solches Ideal in Leben und Dichtung zu erhalten.

Brauchen wir zu sagen, was wir bei dem Hingang eines solchen Freundes, eines solchen Mitarbeiters empfinden? Fast mit der Feder in der Hand ist er gestorben, und das Letzte, woran er schrieb, war eine kritische Würdigung von Ebers'

[1]) Zur Reform unseres höheren Schulwesens. Deutsche Rundschau, 1878. Band XVI, S. 428 ff.

Digitized by Google

neuem Romane „Die Schwestern". Der Tod rief ihn ab, bevor er damit zu Ende gekommen; und statt seines Beitrages, der in dem vorliegenden Hefte für Februar erscheinen sollte, erscheint nun darin sein Nekrolog. „Life's but a walking shadow", wie sein Lieblingsdichter sagt.

So weit unsere Kenntniß reicht, dürfte sich außer den Entwürfen zu seinen Vorträgen und den Vorarbeiten zu seiner Literaturgeschichte kaum ein literarischer Nachlaß vorfinden. Die „Rundschau" besitzt noch einige kleinere Aufsätze von ihm, durch deren Publication sie das Andenken des Todten ehren wird.

Von seinen außerordentlichen Verdiensten als Schulmann, als pädagogischer Schriftsteller und als Meister des Vortrags zu reden, wollen wir uns nicht unterfangen. Denn der Schmerz macht egoistisch; und indem wir den Verlust Friedrich Kreyßig's beklagen, denken wir zunächst nur an Das, was wir an ihm verloren haben. Aber die Stadt Frankfurt und die Wöhler-Schule, sie werden ihrerseits den Mann und sein Verdienst nicht vergessen. In den Lehranstalten wird seine (zu Schulzwecken geschriebene) „Geschichte der französischen Nationalliteratur", in den höheren Kreisen unseres Publicums werden seine „Vorlesungen über Shakespeare" seinen Namen noch lange lebendig erhalten und in den zahlreichen Städten unseres Vaterlandes, die er während des Winters zu besuchen pflegte und in denen er immer ein so begeistertes Auditorium gebildeter Männer und Frauen fand, wird die zündende Kraft seines Wortes noch lange vermißt werden.

Wir aber, wenn wir an ihn denken, werden ihn immer vor uns sehen, wie in der Stunde des Abschieds, der für wenige Monate gemeint war, und ein Abschied ohne Wiedersehen werden sollte: frisch, heiter, in der Vollkraft des Lebens und der Lebenspläne. Sollen wir um ihn klagen, sollen wir ihn beweinen, der hinging ohne Ahnung des Todes und mit übergroßem Vertrauen auf die Zukunft? Die Ruhe, nach der er oft verlangt hat, ist ihm geworden — freilich eine andere, als die er gehofft — eine, die keinem Wunsche mehr Erfüllung lächelt, aber auch eine, die den mühevollen Gewinn des Lebens nicht länger in Frage stellt —

„Denn die der Tod hinraffte, rührt kein Leiden mehr!" (Sophokles.)

Beethoven's Briefe an Bettina.

Der Aufforderung Ehlert's im Octoberheft der „Deutschen Rundschau" (Band XXI, S. 162, 1879) entsprechend, wiederhole ich öffentlich, was ich Nohl vor Jahren gesagt: Ich habe 1839 Briefe von Beethoven an Frau von Arnim in Händen gehabt, und hingerissen von der Originalität derselben nach Form und Inhalt den Abdruck derselben gewünscht. Als ich 1840 aus Italien zurückkehrte, war derselbe erfolgt, und ich fand Nichts, was mir fremd erschienen wäre. Da die Echtheit der Briefe später angezweifelt wurde, habe ich mir befreundete Familienglieder des Arnim'schen Hauses gebeten, eine Ehrenpflicht an der Literatur durch authentische Veröffentlichung der Briefe Goethe's, der Frau Rath und Beethoven's mit Bettina mit wörtlicher Treue zu erfüllen. Bis jetzt aber wird der Schrank mit dem elterlichen literarischen Nachlaß von einem der Söhne unter Verschluß gehalten. Als Professor Ehlert nun mich von Neuem zu einer Erklärung drängte, kam mir der Gedanke, daß die in dem 2. Bande von „Ilius Pamphilius und die Ambrosia" wiederholt abgedruckten Beethovenbriefe, sammt denen an Frau Rath Goethe, wirklich in die Handschriftensammlung von Philipp von Nathusius gelangt sein könnten. Durch die Güte von Herrn Pastor Martin von Nathusius erfuhr ich, daß in der That als Geschenk von Frau von Arnim ein Brief von Beethoven und einer von Elisabetha Goethe vorhanden sei. Ich habe beide in Händen, die Abweichungen sind äußerst unwesentlich; beide werden zu Anfang des kommenden Jahres in der Allgemeinen conservativen Monatsschrift für das christliche Deutschland buchstäblich treu erscheinen.

München, im December 1879. M. Carriere.

Digitized by Google

r. **Johann Georg Rist's Lebenserinnerungen.** Herausgegeben von G. Poel. Erster Theil. Gotha, Fr. A. Perthes. 1880.

J. G. Rist, den Goethe-Freunden durch das Büchlein „Schönborn und seine Zeitgenossen" bekannt, ist 1775 in einem holsteinischen Pfarrhause geboren, hat das Hamburger Gymnasium, die Universitäten Jena und Kiel besucht und war von 1801—1815 als dänischer Diplomat thätig. So weit hat er sein Leben beschrieben, das mit einem zweiten Theile abgeschlossen sein wird. Er ist 1847 gestorben. Ein guter Erzähler, der viel gesehen hat und vortrefflich zu schildern weiß. In einer ereignißreichen Zeit konnte er wichtige Dinge in der Nähe sehen; sein Beruf führte ihn von Kopenhagen aus nach Rußland, nach Paris, nach Spanien und nach England, — so weit bis jetzt seine Selbstbiographie vorliegt. Der Historiker findet bei der Lectüre seine Rechnung ebenso sehr wie der Literaturfreund, nenn auch die Charakteristik politischer Persönlichkeiten überwiegt. Seinen Studentenjahren stellt der Verfasser in fast störender Weise wiederholt das Zeugniß aus, daß er sich „mit richtigem Tact", „mit richtigem Gefühl" nicht in die Nähe bedeutender Leute drängte, zu deren Gesellschaft er „noch nicht reif" gewesen wäre. Doch entwirft er immerhin ein hübsches Bild von Goethe, wie er sich unter die Jenenser Schlittschuhläufer mischt, unter denen seine gerade, starke Figur, die nicht aus dem Gleichgewichte des gravitätischen Schrittes kam, sein langer, braunrother Ueberrock und sein dreieckiger Hut nebst dem steifen Zopfe, seltsam abstach. Sehr anziehend schildert er die graziöse Gestalt von Sophie Mereau, der späteren ersten Frau Clemens Brentano's. Auch über Herder, Fichte u. A. hat er, wo nicht interessante Thatsachen, so doch werthvolle Eindrücke zu berichten. In Kopenhagen lernt er Friederike Brun, Baggesen, Niebuhr kennen; den „Proteus" Baggesen schildert er ganz (S. 135) wie ihn Achim von Arnim in der „Gräfin Dolores" porträtirt hat; über Niebuhr redet er wunderlich und als echter dänischer Diplomat. Ueber Fr. H. Jacobi hat er das hübsche Wort, er sei „der Gentleman unter den Dichtern und Philosophen" (S. 244). Im Ganzen aber sind, wie es in der Natur der Sache liegt, deutsche Personen und Verhältnisse weniger häufig berührt als auswärtige.

r. **Bilder und Geschichten aus Offenbach's Vergangenheit.** Eine Festgabe zur Hessischen Landes-Gewerbe-Ausstellung in Offenbach am Main von Emil Pirazzi. Offenbach, Selbstverlag des Verfassers. (In Commission bei Theodor Steinmetz.) 1879.

Wir erwähnen diese Schrift, welche zum großen Theil einen localen Charakter trägt und auch nur locales Interesse erregen wird, hauptsächlich wegen des letzten Capitels „Der Musensitz am Main", worin nicht blos eine Darstellung von Goethe's Liebe zu Lili versucht wird, sondern auch diejenigen Persönlichkeiten näher geschildert sind, zu welchen Goethe während der Lili-Episode in Beziehung stand und die zu Offenbach ansässig waren, wie André, Bernard, d'Orville, Ewald. Die genaueren Ermittelungen des Verfassers, welche überall von einer sicheren Kenntniß der Oertlichkeiten getragen sind, werden von den Goethe-Forschern gewiß nach Verdienst geprüft und dem Leben unseres großen Dichters eingereiht werden. Die populären Zwecke der gegenwärtigen Darstellung haben bewirkt, daß viele briefliche und poetische Documente aus Goethe's damaligem Liebeleben wörtlich eingeschaltet wurden, welche bereits in weiteren Kreisen hinlänglich bekannt sind. Aber dem Verfasser war es vergönnt, auch zwei bisher gänzlich unbekannte Billette aus dem Sommer 1775 zum ersten Male zu publiciren, welche den Stempel Goethe'schen Geistes, besonders die unwillkürliche Bildlichkeit seines Stiles, hier humoristisch gefärbt, an der Stirne tragen. Sie sind gerichtet an Rahel d'Orville, geborene Bernard. Deren Mann nennt er den „Rahm aller Ehemänner". Er erzählt: „Gestern führte mich ein böser Geist zu Lili in einer Stunde, da sie mich so ganz entbehren konnte, da es denn meinem Herzen ward, als wenn's gemangt würde, und ich mich eilig fortmachte." Das zweite Brieschen beginnt: „Da ist Käs, liebe Frau, und gleich in Keller mit ihm. Der Kerl ist wie ich, solang er die Sonne nicht spürt und ich Lili nicht sehe, so sind wir feste, tapfre Kerls. Drum in den Keller mit ihm, wie ich auch gegenwärtig in Frankfurt sitze, vollkommen wie in einer Eisgrube."

ξ. **Luca Signorelli und die italienische Renaissance.** Eine kunsthistorische Biographie von Robert Vischer. Leipzig, Veit & Co. 1879.

Der Verfasser entschuldigt in der Vorrede die Art, wie sein Buch zusammengestellt worden ist. Allerdings gibt er mehr die Materialien eines Buches über Signorelli als eine durchgearbeitete Biographie des Meisters. Niemand aber, der die Dinge kennt, wird das bedeutende Capital an Arbeit verkennen, das darin steckt. Kennt R. Vischer seinen Vortheil, so nimmt er einen neuen Ansatz und schreibt eine Geschichte des Pietro della Francesca und seiner Schule, wofür allerdings noch viele Vorarbeiten zu erledigen sind. Jedenfalls läßt uns, nachdem Crowe und Cavalcaselle vorangegangen, das Buch einen tüchtigen Schritt weiter in Erkenntniß der wunderbaren Malerei thun, die sich im Laufe des Quattrocento neben der florentinischen in den kleineren, zwischen Rom und Florenz gelegenen Städten entwickelte. Kräftige Naturen, sich selbst überlassen und durch kein übermächtiges übercritisches Publicum beängstigt, gehen unbefangen ihre eigenen Wege und erreichen Etwas dabei. Diese außerflorentinischen, einsamen, hierhin und dorthin berufenen Meister müssen auf den der tiefer in das Wesen eindringt, einen unwiderstehlichen Reiz ausüben. Sie zeigen die Anschauungen ihres Jahrhunderts in vielen Fällen reiner und schärfer als die Florentiner. Sie haben den ihrer Zeit eignen Ernst mehr bewahrt als diese und gehen directer auf den geistigen Kern der Dinge los, die zur Darstellung gebracht werden sollen. Signorelli war einer der bedeutendsten unter diesen Männern. Freilich, wenn man seine Werke sämmtlich nebeneinander denkt, empfindet man die vielen Wiederholungen, die er sich erlauben durfte, da seine Gemälde meist ziemlich weit auseinander ihre Stätte fanden:

Digitized by Google

keines darunter jedoch verleugnet das eminente Uebergewicht des Gedankens über die Form, das das Kennzeichen der Schule ist. Ihm lag in erster Linie daran das hervorzubringen, was den Betrachtenden durch die Seele gehen sollte vor seinen Werken. Der Verfasser ist darin besonders seiner Aufgabe gerecht geworden, daß er mit den einzelnen Untersuchungen, in die seine Arbeit zerfällt, den Hauptfragen zu Leibe ging. Es ist ehrenvoll, mit einem so inhaltreichen, ernst gemeinten Buche in eine Carriere einzutreten, welche, wie sich die Dinge in den letzten Jahren bei uns nun einmal gestaltet haben, Verlockung genug darbot, lieber mit einer schönrednerischen, oberflächlichen Wiederholung bekannter Dinge zu kommen.

fg. **Geschichte der Renaissance in Italien** von Jacob Burckhardt. Zweite vom Verfasser selbst durchgesehene und vermehrte Auflage. Mit 221 Illustrationen in Holzschnitt. Stuttgart, Verlag von Ebner & Seubert. 1878.

Die erste Auflage dieses Werkes erschien 1868 als erster Band einer von dem Verfasser im Verein mit Wilhelm Lübke unternommenen „Geschichte der neueren Baukunst", welche bestimmt war, als Ergänzung sich an Kugler's unvollendete „Geschichte der Baukunst" zu reihen. Nur mit Mühe und allmälig hat sich damals das Werk über die durch letztere Bestimmung gegebene Beschränkung hinaus so weit ausgedehnt, daß es schließlich in Gestalt dreier selbständiger Schriften in vier Bänden — außer dem jetzt in erneuerter Form vorliegenden Bande, Lübke's einbändige „Geschichte der Renaissance Frankreichs" und zweibändige „Geschichte der deutschen Renaissance" — noch nicht einmal vollständig zu Tage gekommen ist; denn es fehlt die aus Lübke's Feder verheißene Darstellung der gesammten modernen Baukunst vom 17. Jahrhundert an bis auf die jüngste Zeit. Die Verfasser haben eben die Wahrnehmung gemacht, daß auch die größte Pietät und Selbstlosigkeit nicht im Stande ist, das vom Tode abgebrochene Lebenswerk eines Anderen fortzusetzen und zu vollenden; ferner, daß ihr Stoff bei dem Versuch einer wissenschaftlich gründlichen Gestaltung sich noch viel reicher und ausgibiger erwiesen hat, als sie selbst es vorausgesehen; endlich, daß sie an Material und kunstmäßiger Darstellung desselben um so mehr bieten konnten, je weniger sie sich durch den Rückblick auf ein älteres, von ihnen nur so zu sagen zu vollendendes Werk in irgend einer Beziehung gebunden erachteten. So erscheint jetzt Burckhardt's Renaissance in Italien in ganz neuem Gewande, schon durch das veränderte Format — in einem großen, vornehm stattlichen Octav mit entsprechender Druckausstattung — von Kugler vollständig losgelöst. Hier bietet nun der Verfasser auch dasjenige, was er vormals aus Rücksichten unterdrücken zu müssen geglaubt hat: wir besitzen jetzt eine Geschichte der italienischen Renaissance-Architektur, ganz so, wie sie dem durch kein Beiwort mehr zu ehrenden Verfasser der „Cultur der italienischen Renaissance" als wünschenswerth und möglich vorgeschwebt hat. Im Vergleich mit diesem neueren Werke erscheint die frühere Auflage fast torsoartig; und in der That war selten eine Selbstbeschränkung übler angebracht als hier. Daß Burckhardt's Bücher stets nur den einen Fehler haben, zu kurz, zu aphoristisch zu sein, ist allbekannt. Insbesondere aber hier, wo für die Behandlung der neueren Kunst ein ganz neuer Weg eingeschlagen war, durfte nicht durch irgend welche Auslassungen die Einheimsung des vollen Gewinnes, der durch die neue wissenschaftliche Betrachtungsweise, in solcher Hand zumal, eingebracht werden konnte, in Frage gestellt werden. Denn ganz neu nenne ich mit Bewußtsein und Absicht diese Methode auch nach dem Vorworte der neuen Auflage, in welchem der Verfasser dieselbe einfach und bescheiden mit der „alt Winckelmann" in der Kunstgeschichte des classischen Alterthums üblichen identificirt. Diese Methode besteht darin, daß nicht nur eine Geschichte der Künstler und der Kunstwerke, sondern in einem zweiten „systematischen" Theil auch eine „Darstellung nach Sachen und Gattungen" gegeben wird, wobei dann in „paralleler Behandlung des Zusammengehörigen" allerlei Resultate ans Licht kommen, „welche die nach Künstlern erzählende Geschichte nicht zu betonen pflegt", oder unverblümter: nicht zu finden vermag. Es würde mich an dieser Stelle zu weit führen, wollte ich entwickeln, daß der sehr verschiedene Zustand der Ueberlieferung dieser Methode bei alter und bei neuer Kunst einen ganz anderen Sinn und ihrer Durchführung einen ganz anderen Werth gibt, und daß die Kreuzung der Kunstgeschichte mit den sonstigen Zweigen der Archäologie dieser Methode bei der antiken Kunst zu Leben und Geltung verholfen hat, während bei der modernen Kunst eine solche Kreuzung nicht stattfindet. Es genügt, zu constatiren, daß Burckhardt den Dualismus dieser Methode überwunden hat, ohne auf die Vortheile derselben, die reichere Auswahl des Stoffes und die vielseitigere, eindringendere Betrachtung desselben, zu verzichten. Für ihn existiren nicht nur Bauwerke als Gegenstand der baugeschichtlichen Schilderung, sondern ihm entfaltet sich ein richtiges Bild von der Baukunst jener herrlichen Zeit erst, wenn er Alles, was auf baukünstlerisches Schaffen Bezug hat, je nach seinem Umfang und Werth als Zug in dieses Bild an gehöriger Stelle eingetragen hat. So stehen die Entwürfe und Studien der Architekten neben den ausgeführten Bauten, die gesammte Decoration, welche das ganze Gebiet der „Kleinkünste" einschließt, gleichwerthig neben dem Bauwerk; die Theorie gestellt sich, mannigfach bestimmend, zur Praxis; die „Baugesinnung" erscheint als ein wesentlicher Factor beim Bauschaffen; Technisches greift an verschiedenen Punkten ein u. s. w.; und jeder der verschiedenen Gesichtspunkte ergibt ein eigenes perspectivisches Bild von der geschichtlichen Gesammtentwickelung. Ein abgerundetes, anschauliches Bild für sich, das doch sich mit den anderen im Geiste zu einer reich und klar gegliederten Anschauung verschmilzt wie Grundriß, Aufriß, Schnitte und Details eines Gebäudes. — Man hat selten die Freude, so eindringlich und angelegentlich ein Buch empfehlen zu müssen, wie dieses; um so lieber sei die hier gebotene Gelegenheit mit Eifer ergriffen.

Digitized by Google

Burckhardt's jetzt erst in seiner wahren Gestalt erschienenes Buch gehört durch die Eigenthümlichkeit seiner Methode, seinen erstaunlichen Reichthum und seine noch erstaunlichere Knappheit zu den sehr wenigen Werken, die auch der Fachmann nicht anders als gründlich studiren kann; es ist aber so lichtvoll klar geschrieben und macht in dankenswerthem Unterschiede von der „Cultur der italienischen Renaissance!“ — verhältnißmäßig — so wenig Voraussetzungen, daß es auch von dem ernsten Kunstfreunde mit vollkommenem Verständniß und sicherlich mit hohem Genuß gelesen werden wird.

βρ. **Geschichte der italienischen Malerei** vom vierten bis in's sechszehnte Jahrhundert von Wilhelm Lübke. Erster Band. Mit 160 Illustrationen in Holzschnitt. 1878. — Zweiter Band. Mit 137 Illustrationen in Holzschnitt. 1879. Stuttgart, Verlag von Ener & Seubert. 1878.

Wer, er mag so viel oder so wenig von dem ganzen weiten Kunstgebiet in sein Herz geschlossen haben, zählte nicht die italienische Malerei des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts zu seinen Lieblingen? und wen hätte nicht das Bedürfniß tieferen Verständnisses, wenigstens doch während einer Reise in Italien, auch zur Beschäftigung mit den Entwickelungsepochen dieser Malerei geführt? Ihnen Allen wird bei jedem neuen Streifzuge in das unerschöpfliche Gebiet Lübke's neues Buch ein willkommener Führer sein, um so mehr, als er sich auf Tritt und Schritt als Wegkundiger erweist; denn bei sehr wenigen Kunstwerken hat er das Bekenntniß abzulegen gehabt, daß er sie nur nach Zeugnissen Anderer, nicht nach eigener Anschauung, auf Grund selbständiger, vor den Dingen selbst, zum Theil zu wiederholten Malen gemachter Aufzeichnungen schildert und beurtheilt. Bemerkenswerth ist hierbei, wenn man bedenkt, daß sich die der gegenwärtigen Darstellung zu Grunde liegenden Studien durch mehr als zwanzig Jahre hinziehen, die gleichmäßige Frische und Lebhaftigkeit der Darstellung. Aber mit der Würdigung der Denkmäler stehen die orientirenden Theile des Werkes, die culturgeschichtlichen Einleitungen, die Uebersichten der Perioden und Schulen, die Lebens- und Charakterschilderungen einzelner Meister auf gleicher Höhe. — Auch die Illustration, auf die der Verfasser selbst viel Mühe und Sorgfalt, die Verlagshandlung namhafte Kosten gewandt hat, heischt Beachtung und rühmende Erwähnung. Es ist auf diesem Gebiete doch seit einigen Jahren Vieles anders und besser geworden. Hoffentlich bleibt es dabei.

ρ. **Kindermusik.** Von Marie von Olfers. Componirt von M. Riegler. München, Verlag von Fr. Bassermann.

Ein neues Werk der genialen Künstlerin, welches Heiterkeit und unschuldige Freude in viele Kinderzimmer und viele Kinderherzen bringen wird. Das Kätzchen, der Hahn, die Henne, die Gans, das Kükelchen, das Lämmchen, drei Vöglein im Nest, der Herr Kuckuck, die Biene, die Nachtigall — sie alle werden in ihren charakteristischen Gestalten und so zu sagen mit ihrer natürlichen Musik vorgeführt. Es ist bewunderungswürdig, wie Fräulein von Olfers das, was diesen tranlichen Geschöpfchen eigenthümlich ist, ihre Physiognomie und ihr Wesen zu treffen und zugleich mit einem unnachahmlichen Zauber von Schönheit, Poesie und Humor zu umgeben weiß! Wenn auch für Kinder bestimmt und im höchsten Grade geeignet, werden doch auch Erwachsene mit Rührung diese lieblichen Gebilde einer reinen Seele betrachten, aus welcher die Liebe zu jeder Creatur hervorleuchtet — jene Fülle von Liebe, die allein im Stande war, so Vollendetes zu schaffen.

αλ. **Sociale Fragen und Antworten.** Heft 1—8. 1878/79. Nordwestdeutscher Volksschriften-Verlag in Bremen.

Der Bremer Volksschriften-Verlag, nicht aus geschäftlicher Speculation entsprossen, wie so viele Unternehmungen mit ähnlicher Firma, sondern von gemeinnützigen und in Volksbildungsvereinen thätigen Männern aus unmittelbarer Erfahrung des Bedürfnisses heraus gestiftet, hat bis vor Kurzem außer einem schon erfolgreichen Kalender wesentlich nur Unterhaltungs-Literatur publicirt, aus Federn, wie Wilhelm Fischer, Melchior Meyr, Th. Messerer, Edmund Hoefer, Emmy von Dincklage, Adolf Wilbrandt u. s. f., sowie kleine geschichtliche Sachen von Ferdinand Schmidt u. A. Nach den vorjährigen Attentaten aber hat er eine höhere Stufe erklommen. Er hat sich die patriotische Aufgabe gestellt, in den von der Socialdemokratie aufgeworfenen wirthschaftlichen wie politischen Grundfragen ihrer gefährlichen Vereinung die guten Gründe des Bestehenden in faßlicher, lebendiger Sprache entgegen zu stellen. Dafür hat er die Stoffbeherrschung des Sachkenners mit der Formgewandtheit und Gemüthsfrische echter Volksschriftsteller vereinigt. Daß wirklich die Grundfragen jenes ja noch keineswegs abgethanen Zeitkampfes herausgegriffen sind, deuten schon die Titel der einzelnen Hefte an. Im vorigen Winter und Frühjahre erschienen: 1) Classenkampf, 2) das socialdemokratische Zukunftsreich, 3) Umsturz oder Fortschritt, 4) Eigenthum und Erbrecht, 5) Feierabend und Ruhetag, 6) das allgemeine Stimmrecht. Jetzt sind die ersten zwei von weiteren sechs Heften erschienen, 7) Sparsamkeit und 8) die Pariser Commune. Nr. 7, in Gesprächsform gefaßt, hat einem früheren Reichstags-Abgeordneten und Großindustriellen so wohlgefallen, daß er es in 11- oder 12 000 Exemplaren den Localblättern seiner Heimath zu Weihnachten beilegen ließ. In der That ist gewiß Nichts dringender, als mit allmälig wieder anhebender besserer Löhnung der Arbeiterclasse den ihr eingeimpften niederhaltenden Wahn auszutreiben, daß für sie Sparen sich nicht lohne. Das andere Heft behandelt seinen interessanten Gegenstand nothgedrungen nur ganz knapp, aber doch so, daß kein wesentlicher Zug und keine nützliche Lehre aus dieser unerhörten zeitgeschichtlichen Erscheinung dem Leser entgeht. Als Gegenstand der nächsten Hefte werden „Arbeiten um Lohn“ und „die englischen Gewerkvereine“ angekündigt.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 18. Januar zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit und Vorbehalten:

Auerbach. — Der Forstmeister. Roman von Berthold Auerbach. 2 Bde. 2. Aufl. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.

Baebler. — Samuel Henzi's Leben und Schriften von Professor Dr. J. J. Baebler. Aarau, H. R. Sauerländer. 1880.

Bauer. — Verschollene Herzensgeschichten. Nachgelassene Memoiren von Karoline Bauer. Bearbeitet von Arnold Wellmer. 1. Band. Berlin, S. Gerschel. 1880.

Bender. — Rom und römisches Leben im Alterthum geschildert von Professor Hermann Bender. Mit zahlreichen Abbildungen nach Zeichnungen von A. Gnauth, Director der Kunstschule in Nürnberg, Professor Riess und A. Schill in Stuttgart und Anderen. I. Halbband. Tübingen, Laupp'sche Buchhdlg.

Beyer. — Friedrich Rückert als Dichter und Freimaurer. Eine maurerische Studie von B. Dr. C. Beyer. Leipzig, C. Boese. 1880.

Bibliotheca Rabbinica. Eine Sammlung alter Midraschim zum ersten Male in's Deutsche übertragen von Dr. Aug. Wünsche. 1. Lfg. Der Midrasch Koheleth. Leipzig, O. Schulze. 1880.

Bilder, Historische, aus dem byzantinischen Reich. II. Kaiser Alexius. Von Dr. J. Pervanoglu. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1880.

Breitenstein. — Die Zukunft der Prager Universität von Max Breitenstein, Wien, Verlag der „Alma Mater". 1879.

Brueys. — Advocat Patelin. Lustspiel in 3 Acten von Brueys, für die deutsche Bühne bearbeitet von Anton Boesch. Frankfurt a/M., H. & J. Ohl. 1879.

Catull. — Ausgewählte Gedichte von Valerius Catullus. Metrisch übersetzt von B. Jacobson. Mit einer Einleitung von Karl Hillebrand. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1880.

Chopin. — Friedr. Chopin's Werke. Neue revidirte und mit Fingersatz bezeichnete Ausgabe. 9 Bände Fr. Stargardt, H. Alexander.

Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Vol.1808—1870. The letters of Charles Dickens. 3 Vols. Leipzig, B. Tauchnitz. 1880.

Dahn. — Gerald und Theano. Opernbichtung in vier Aufzügen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Delord. — Histoire illustrée du second empire par Taxile Delord. 1. Livr. Paris, Baillière et Cie.

Derbocek. — Spiedder un Spöhn. 1. Ut de Handbunkentid. Snatsche Vertelung von C. D. Derbocek. Berlin, O. Drewitz.

Dichter, Deutsche, des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. 13. Band. Die Schauspiele der englischen Komödianten in Deutschland. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1880.

Dünzer. — Goethe's Leben von Heinrich Düntzer. Mit authentischen Illustrationen, 50 Holzschnitte und 4 Beilagen (facsimilirte Autographien). Leipzig, Fues's Verlag (R. Reisland). 1880.

Droysen. — Geschichte Alexander's des Grossen von Joh. Gust. Droysen. 3. Aufl. Mit 5 Karten von Rich. Kiepert. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1880.

Engelhardt. — Mein-Album. Gedichte von Helene v. Engelhardt. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Erholungsstunden. Neue deutsche Romanzeitung. 1880. Heft 6. 7. Breslau, G. Schottländer.

Familienblatt, Deutsches. Eine illustrirte Wochenschrift. 1. Band. Nr. 1. Berlin, J. H. Schorer.

Faulmann. — Illustrirte Geschichte der Schrift. Populärwissenschaftliche Darstellung der Entstehung der Schrift, der Sprache und der Zahlen, sowie der Schriftsysteme aller Völker der Erde. Von Karl Faulmann. Mit 15 Tafeln in Farben- und Tondruck und vielen in den Text gedruckten Schrifttafeln, Schriftproben und Inschriften. Lfg. 18—20. (Schluss des Werkes.) Wien, A. Hartleben's Verlag.

Freniel. — Frau Benus. Roman von Karl Frenzel. 2 Bde. Stuttgart, Gb. Hallberger. 1880.

Gaudeamus! Carmina vagorum selecta in usum laetitiae. Editio Repetitia. Lipsiae, B. G. Teubnerus. 1879.

Gettke. — Separat-Abdruck des Artikels: Zur Literatur der Bühne aus dem Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger. Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner von Ernst Gettke. 8. Jahrg. 1880. Kassel, P. Voigt's Musikalien-Verlag.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Adolf Schill, Architekt in Stuttgart. 18. Jahrg. Heft 1. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Giers. — Die Tochter Rolands. Drama in vier Aufzügen. Nach dem Französischen des Dicomte Henri de Bornier von Dr. Anton Giers. Bonn, E. Strauß. 1880.

Gindler. — Waldvöglein auf der Lebensreise. Ein allegorisches poetisches Märchen für Jung und Alt. Von Friedrich Gindler. Berlin, Fr. Luckhardt. 1880.

Girard. — La Philosophie Scientifique Science, art et philosophie. Mathématiques, sciences physiques et naturelles, sciences sociales, art de la guerre par H. Girard. Paris, J. Baudry. — Bruxelles, C. Muquardt. 1880.

Glaser. — Wallfahrt. Ein Roman aus dem dreißigsten Jahrhundert. Von Adolf Glaser. 2 Theile in einem Bande. Berlin, H. W. Müller. 1880.

Glümer. — Georgine Schubert. Erinnerungsblatt von Claire von Glümer. Dresden, E. Pierson's Buchdlg. 1880.

Habicht. — In guten Händen. Drei Novellen von Ludwig Habicht. Mit einer Kupfer-Radirung von W. Georgi. Berlin, H. W. Müller. 1880.

Heer. — Die Urwelt der Schweiz von Oswald Heer. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Lfg. 3—7. (Schluß des Werkes.) Zürich, Friedr. Schulthess. 1879.

Heimgarten. — Eine Monatsschrift, herausgegeben von P. K. Rosegger. IV. Jahrg. Heft 4. Jänner 1880. Graz, Leykam-Josefsthal.

Heimgarten deutscher Dichtung. Ein Almanach vom Oberrhein. Herausgeber Friedrich Gehler, Ludwig Auerbach. 1. Jahrg. Lahr, Ger. Schauenburg.

Hertsch. — Die Donau von ihrem Ursprung bis zu die Mündung. Eine Schilderung von Land und Leuten des Donaugebietes. Von Alex. F. Hertsch. Mit 200 Illustrationen und einer Karte. Lfg. 6—12. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Henkel. — Wenn Frauen hassen. Roman von Fr. Henkel. 2 Bde. Stuttgart, Gb. Hallberger. 1880.

Henkel. — Die Herrin von Ibichstein. Roman von Fr. Henkel. 2 Bde. Stuttgart, Gb. Hallberger. 1879.

Herzfluttstamm. — Im Kirchenstreit. Zeitung und Betrachtung von Theodor Graf v. Heusenstamm (Theodor Stamm). Leipzig, Otto Wigand. 1880.

Homer's Ilias. Im Versmaß der Urschrift übersetzt von F. W. Ehrenthal. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Homer's Odyssee. Im Versmaß der Urschrift übersetzt von F. W. Ehrenthal. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Hüffer. — Der raffatter Congreß und die zweite Coalition. Vornehmlich nach ungedruckten archivalischen Urkunden von Hermann Hüffer. 2. Theil. Bonn, A. Marcus. 1879.

Jahrbuch der königlich preussischen Kunstsammlungen. 1. Band. 1. Heft. Berlin, Weidmann'sche Buchhdlg. 1880.

Imelmann. — Deutsche Dichtung im Liede. Gedichte literaturgeschichtlichen Inhalts gesammelt und mit Anmerkungen begleitet von Professor Dr. J. Imelmann. Berlin, Weidmann'sche Buchhdlg. 1880.

Jordan. — W. Jordan's Nibelunge. Zweites Lied. Hildebrant's Heimkehr. 4. Aufl. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1879.

Kaltenbrunner. — K. A. Kaltenbrunner's Gedichte aus Oberösterreich. Herausgegeben von Hedwig von Radics-Kaltenbrunner. (Mit einer Biographie.) Preßburg, G. Heckenast's Nachf. 1880.

Koch. — Das Quellenverhältniss von Wieland's Oberon. Von Dr. Max Koch. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhdlg. 1880.

Köhler. — Gegen den Strom. Gedichte von Hartwig Köhler (H. Kegel). 2. Aufl. Leipzig, A. Krüger. 1880.

Laube. — Heinrich Laube's dramatische Werke. Volksausgabe. 12 Bde. Leipzig, J. J. Weber. 1880.

Leo. — Die gesammte Literatur Walther's von der Vogelweide. Eine kritisch-vergleichende Studie zur Geschichte der Walther-Forschung von Willibald Leo. Wien, M. Gottlieb's Buchhdlg. 1880.

Liard. — Die neuere englische Logik von Professor L. Liard. Autorisirte Uebersetzung von Professor D. J. Imelmann. Berlin, Denicke's Verlag. 1880.

Licht, mehr Licht! Psychologisches Sonntagsblatt. Redigirt von Chr. Reimers und C. v. Rappard. 1. Jahrgang — October 1879. No. 1, 2, 3 und 4. Paris.

Lipiner. — Buch der Freude von Siegfried Lipiner. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Magazine, Illustrated, founded by Ferdinand Freiligrath in the year 1875. Conducted by Blanche Willis Howard. 1879. No. 26. 1880. No. 1. Leipzig, Ed. Hallberger.

Manthner. — Vom armen Franzischo. Kleine Abenteuer eines Kesselflickers. Von Fritz Manthner. 2. Aufl. Bern, G. Frobeen & Cie. 1880.

Manthner. — Nach berühmten Mustern. Parodistische Studien von Fritz Manthner. „Neue Folge". 6. Aufl. Bern, G. Frobeen & Cie. 1880.

Digitized by Google

Metternich. — Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers Fürsten Richard Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfons v. Klinkowström. Autorisirte deutsche Original-Ausgabe. 1. Theil. Bd. 1. 2. Mit dem Porträt des Staatskanzlers und zwei facsimilirten Beilagen. Wien, Pp. Braumüller, k. k. Hof- & Univ.-Buchhdlg. 1880.

Meyer. — Atlas zur deutschen Geschichte entworfen von Dr. C. Fr. Meyer. 16 Karten. Essen, G. D. Baedeker. 1880.

Meyer's Konversations-Lexikon. Jahres-Supplement. 1879—1880. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Muster-Ornamente aus allen Stilen in historischer Anordnung. Nach Originalaufnahmen von Jos. Durm, Fr. Fischbach, A. Gnauth, E. Herdtle, G. Kachel, A. Orlwein, R. Reinhardt, A. Schill, Vol. Teirich u. A. Lfg. 1. Stuttgart, J. Engelhorn. 1879.

Petermann's geographische Mittheilungen. 1879. Heft 12. 1880. Heft 1. Gotha, Justus Perthes.

Raeder, — Wolfheim da Fonseca. Eine biographische Skizze von G. Raeder. Berlin, G. Hempel. 1880.

Reden des Staats-Ministers Dr. Falk gehalten in den Jahren 1872 bis 1879. 3 Theile in einem Bande. Mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und ausführlichen Registern. 1. Theil. Reden über die gesammte Unterrichts- & Verwaltung. 1. u. 2. Heft. Berlin, Fr. Kortkampf.

Rittershaus. — Gedichte von Emil Rittershaus. 6. Aufl. Breslau, Ed. Trewendt. 1880.

Rodenberg. — Lieder und Gedichte von Julius Rodenberg. Vierte, vermehrte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.

Rosenthal-Bonin. — Der Bernsteinsucher. Roman von H. Rosenthal-Bonin. 2 Bde. Leipzig, B. Schlicke. 1880.

Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Arendts in München. II. Jahrg. Heft 3. 4. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Sailer. — Rauchbilder. Novelletten und Skizzen von Fr. Sailer. Berlin, Fr. Stahn. 1880.

Sammlung altdeutscher Werke in neuen Bearbeitungen. 7. Bändchen. Kleinere Dichtungen von Konrad von Würzburg. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt, mit Einleitung und Anmerkungen von Karl Bartsch. — 8. Bändchen. Albrecht von Eyb's Ehestandsbüchlein. Sprachlich erneuert und mit Vorwort von Karl Müller. Sondershausen, M. Faßheber. 1879.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 55. Unsere nächste Volkszählung am 31. December 1880. Von J. U. Dr. Vincenz Jahn. II. Die Bedeutung des Zählwerks und seiner Fragen.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. II, 3. Die Anfänge des Christenthums in der Stadt Rom. Von Lic. theol. R. Schmidt. — II, 4. Die Romantische Schule in Deutschland und in Frankreich von Professor Dr. Stephan Born. — II. 5—8. Das Protoplasma als Träger der pflanzlichen und thierischen Lebensverrichtungen. Für Laien und Fachgenossen dargestellt von Professor Dr. Johannes v. Hanstein. Mit 6 Holzschnitten. Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhdlg. 1879/80.

Schanz, — Ein Dichter der Monarchie (Vittoria Imbriani). Von Prof. Julius Schanz in Rom. Leipzig, W. Friedrich. 1880.

Schlagintweit. — Indien in Wort und Bild. Eine Schilderung des indischen Kaiserreiches von Emil Schlagintweit. Mit ca. 400 Illustrationen. Lfg. 1. 2. Leipzig, Schmidt & Günther. 1880.

Schulenburg. — Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald. Von Mikihalt von Schulenburg. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1880.

Schwicker. — Politische Geschichte der Serben in Ungarn. Nach archivalischen Quellen dargestellt von Dr. J. H. Schwicker. Budapest, L. Aigner. 1880.

Spectavir. — Aus der Burschenzeit. Der Roman eines Freundes (1874). Eine lyrische Novelle den Studenten Wiens erzählt und gewidmet von F. S. Spectavir (Franz Schaumann). Wien, Verlag der „Alma Mater". 1880.

Stent. — Chinesische Eunuchen, oder der Ursprung, Charakter, Habitus, Obliegenheiten und Zurichtung der Hämmlinge China's nach G. Carter Stent. Leipzig, O. Schulze.

Sulzberger. — L'art et l'église. Quentin Metsys par Max Sulzberger. Bruxelles, C. Muquardt. 1879.

Taschenbuch, Zürcher, auf das Jahr 1880. Herausgegeben von einer Gesellschaft Zürcherischer Geschichtsfreunde. Neue Folge. III. Jahrg. Mit 2 Abbildungen. Zürich, Orell Füßli & Co. 1880.

Taubert. — Der Goldschmied zu Bagdad. Ein morgenländisches Märchen. — Am Rochellee. Ein Elegieen-Cyclus. — Die Cicaden. Eine Geschichte in Terzinen. Von Emil Taubert. Leipzig, A. Krüger. 1880.

Universal-Bibliothek, 1257. Rota. Schauspiel in 3 Aufzügen von Henrik Ibsen. Deutsch von Wilhelm Lange. Leipzig, Phil. Reclam jun.

Walden. — Aus der Heimat. Zwei Erzählungen. 1. Die beiden Kellerer. — II. Zwei Jahre im Dorfe. Bern, B. F. Haller 1880.

Weddigen. — Schwertlieder eines Freiwilligen aus dem Feldzuge von 1870—1871. Von Dr. F. H. O. Weddigen. Essen, A. Silbermann. 1880.

Weidemann. — Der Musikkenner. Von Eugen Weidemann. Riga, W. Helms.

Willy. — Heros und Gros. Dichtungen von M. Willy. Leipzig, Rossberg'sche Buchhdlg. 1880.

Winchenbach. — Hirtlonklänge aus deutschem Wald. Lieder und Erzählungen zu Waldmanns Heil und Kurzweil von Dr. Richard Winchenbach. Leipzig, P. Wolff. 1880.

Wippchen's sämmtliche Berichte. Herausgegeben von Julius Stettenheim. II. Band. Mit einer Zeichnarte von Raul Meyerheim, dem Portrait „Wippchen als Kaffer" von Gustav Heil und Wippchen's Karte von Afghanistan. Berlin, B. Brigl. 1880.

Wohlrab. — Vier gemeinverständliche Vorträge über Platon's Lehrer und Lehren. Von Rector Martin Wohlrab. Leipzig, B. G. Teubner. 1879.

Wolff. — Graue Lieder. Von Louis Wolff. 2. Ausgabe. Kassel, Gg. H. Wigand. 1880.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Als Fortsetzung der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XIV. Bd. 5. Heft. Mit Gratisbeilage: Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, 1879. No. 8. 9. Berlin, Dietrich Reimer. 1879.

Zeitschrift, Historische, herausgegeben von Heinrich von Sybel. Neue Folge. 7. Bd. 1. Heft. (Jahrgang 1880. 1. Heft.) München, R. Oldenbourg. 1880.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Lotti, die Uhrmacherin.

Erzählung
von
Marie von Ebner-Eschenbach.

I.

Fräulein Lotti war so eben erwacht. Die Repetiruhr, die an einem zart geschweiften Schnörkel am rechten Kopfende des alterthümlichen, reich geschnitzten Bettes hing, schlug mit zartem Klange sechs Mal an. Gleich darauf begann die deutsche Stockuhr, eine solide Arbeit Meister Anton Schreibelmeyer's, von der Commode am Pfeiler aus, die Morgenstunde zu verkünden. — Auf, auf! befahl ihre gebieterische Stimme, an die Arbeit! der Tag beginnt! — Ihre Glocken hatten kaum ausgezittert, als auch schon die französische Wanduhr, in aller Bescheidenheit, eilig und leise zu melden begann: Sechs! sechs! gehorsamst zeig' ich's an.

Eine kleine Pause — und am linken Kopfende des Bettes erhob das Seitenstück der Repetir-, eine Spieluhr, ihre Silberstimme und gab ein Schäferliedchen zum Besten, so lieblich, als hätten kleine Engel es gesungen.

Mit unendlichem Wohlgefallen lauschte das Fräulein dem Concerte, das ihre Uhren abhielten, und hätte in den Schlußgesang beinahe mit eingestimmt, so fröhlich war ihr zu Muthe. An dem Lichte, das durch die herabgelassenen Vorhänge in das Zimmer drang, erkannte sie, daß es heute einen schönen Tag gebe — war das nicht genug, um den reichen Quell von Heiterkeit in ihrer Seele zum Ueberströmen zu bringen?

Sie stand auf und kleidete sich an; sehr sorgfältig zwar, aber ohne dabei mehr, als durchaus nöthig war, in den Spiegel zu sehen, denn — sie war sich kein angenehmer Anblick. Die Zeit, in welcher sie ihren Mangel an Schönheit gar schmerzlich und fast wie eine Schmach empfunden, war freilich vorbei. Jetzt, mit fünfunddreißig Jahren als ehrenfeste alte Jungfer, hatte sie längst aufgehört, ihr Aeußeres gehässig anzufeinden, aber so ganz erloschen war das letzte Fünkchen Eitelkeit in ihrem Frauenherzen doch nicht, wenn es sich auch nur in dem Gedanken aussprach: Es ist ein Glück, daß ich Anderen anders vorkomme als mir selbst, sonst könnte mich Niemand leiden.

Digitized by Google

Nach beendeter Toilette begab sie sich aus dem Schlaf- in das Wohnzimmer. Es war ein trauliches Gemach, dessen Fenster auf einen kleinen Platz sah — einen sehr kleinen, denn er wurde von nur vier Häusern gebildet; doch war er luftig und hell, und gewährte den Anblick eines beträchtlichen Stückes Himmel, was gewiß kein geringer Vorzug war. Es will Etwas heißen, im Herzen der Civilisation zu wohnen, im Mittelpunkt der Hauptstadt, tausend Schritte vom Dome, den zu sehen viele Leute tausend Meilen weit hergezogen kommen, und dabei von seinem Fenster aus Wetterbeobachtungen fast wie Knauer, und das Studium des Sternenlaufs, fast wie ein Chaldäer betreiben zu können, Wolken und Vögel ziehen, und der Sonne und dem Monde in's Gesicht zu sehen.

Dieses Stück Himmel — obwol nur aus einem Fenster sichtbar, erhellte dem Fräulein die ganze im Uebrigen ziemlich finstere Wohnung und ließ ihr das Erklimmen der drei Stockwerke, die zu derselben hinauf führten, als eine höchst anmuthige Promenade erscheinen, weniger beschwerlich als eine Bergbesteigung, und beinahe ebenso lohnend.

Aber nicht nur der Himmel über dem Platze, auch die Häuser auf dem Platze und die Menschen, die in ihnen wohnten, nahmen das Interesse Fräulein Lotti's in Anspruch. Die Fenster des gegenüber liegenden Hauses, das den Platz gegen Osten in einem schiefen Winkel abschnitt, glänzten schon im Sonnenschein. Bei den reichen Leuten in der Bel-Etage waren die Gardinen noch nicht aufgezogen; dort schläft man in den Tag hinein, sieht den Himmel nie in seinem ersten, sanft umflorten Blau, in seiner duftigsten Schönheit. Im dritten und vierten Stock hingegen gibt's freien Eintritt für Licht und Luft des goldenen Maimorgens.

Auf den Mauervorsprüngen der beiden Häuser nebenan trippeln dicke graue Tauben in großer Aufregung. Sie warten voll Ungeduld auf das Frühstück, das ihnen Lotti auf dem Fenstergesimse zu serviren pflegt. Kaum weniger gespannt als sie, sehen noch andere Geschöpfe dem anziehenden Schauspiel der Taubenfütterung entgegen. Es sind die nächsten Nachbarn des Fräuleins, und sie gehören zu ihren Bekannten, wenn auch nicht zu ihrem Kreise. Der Nachbar zur Linken erhält ihren ersten Gruß, dann kommen die Nachbarn zur Rechten. Jener, ein gebrechliches Männchen, engbrüstig und kahl, das Urbild eines alten Damenschneiderleins, diese, drei frische Jungen, mit runden, Dank der frühen Morgenstunde, sauber gewaschenen Gesichtern. Prächtige Burschе, noch zu jung für die Schule und doch beinahe schon der weiblichen Zucht entwachsen; mit Worten wenigstens richtet ihre Mutter nichts mehr bei ihnen aus, obwol sie dieselben nicht spart, die brave Frau. Der Mann und Vater hat seine Werkstätte nebenan in den Hof hinaus, und plagt sich an der Drehbank vom Morgen zum Abend. Er ist Pfeifenschneider, aber im Rohre scheint er nicht zu sitzen, und Ueberfluß hat er nur an Kindersegen. Die drei Erstgebornen haben angefangen sich um den besten Platz am Fenster zu balgen, die Mutter tritt unter sie, ein zweijähriges Mädchen auf dem Arme, zieht den Pantoffel vom Fuße und schlägt wacker auf die Buben los. Der Pantoffel fällt, gleich der Hand des Schicksals, ohne Unterschied auf das Haupt des Gerechten wie des Ungerechten, und bald herrschen Ruhe und Frieden. Die neuen Horatier liegen still nebeneinander im

Digitized by Google

Fenster, und beobachten die grauen Tauben, mit innigstem Verständniß für ihre Raufluft und ihren guten Appetit.

Die Aufmerksamkeit des Schneiderleins hingegen ist auf das Fräulein gerichtet. Das braune Mohair-Kleid, das seine Gönnerin heute zum ersten Mal angethan hat, ist seiner Hände selbsteigenes Werk. Der Schnitt hat sich seit wenigstens zehn Jahren als vortrefflich bewährt, und genäht und ausgefertigt ist das Kleidungsstück mit einer Sorgfalt, die ihres Gleichen sucht. Alles solid und geschmackvoll. Der Rock so faltenreich, die Taille weder zu lang noch zu kurz, sondern gerade dort angebracht, wo der liebe Gott sie hingesetzt hat. Sie wird von einem breiten Gürtelband umgeben, aus reiner Seide, fein weich und dauerhaft. Aus demselben Stoffe bestehen auch die Biais, die den Kragen und die enganliegenden Aermel schmücken. Von den letzteren heben sich die glatten Manchetten, welche das Fräulein zu tragen pflegt, gar schön ab, und diese bilden die schneeweiße Einfassung der zarten, schlanken Hände. Ach, diese Hände! das Schneiderlein vermag sie niemals ohne innere Rührung zu betrachten. Sie waren das Erste, was er erblickte in jenem unvergeßlichen Momente, in dem er die Augen aufschlug, die er für immer geschlossen zu haben meinte, freiwillig geschlossen, nach schwerem, entsetzlichen Kampfe. Der Alte besinnt sich heute nur noch wie eines bösen Traums des hoffnungslosen Elends, das ihn zu einer That der Verzweiflung getrieben; er hat die Ursache fast vergessen und begreift ihre Wirkung nicht mehr. „Ich muß wahnsinnig gewesen sein!" sagt er jetzt, wenn er der Stunde gedenkt, in welcher er sein kleines Töchterchen zu sich gerufen, Thür und Fenster desselben Zimmers, das er heute noch bewohnt, verriegelt, und das Kohlenbecken entzündet . . .

Damals hatte der Zufall Fräulein Lotti zur Retterin des armen Schneidermeisters gemacht, ihre Güte machte sie zu seiner Beschützerin. Nachdem er unter ihrer Pflege gesund und wieder erwerbsfähig geworden, sammelte sie allmälig für ihn einen kleinen Kundenkreis. Der Schneider befand sich jetzt in guten Verhältnissen, war sogar im Stande einen Sparpfennig zurückzulegen. Er hätte das ruhigste Leben gehabt, wenn nur die revolutionären Ideen seiner Tochter nicht gewesen wären. Aber die Leopoldine, ein ehrgeiziges junges Ding, ein Feuerkopf, hatte an den Arbeiten des Vaters immer Etwas auszusetzen, und schwärmte, zu seinem Grauen und Entsetzen, für die unsinnigsten, lächerlichsten, abscheulichsten Moden, nämlich für die neuesten.

Soeben haben sie wieder einen scharfen Streit gehabt und sitzen jetzt einander gegenüber im Fenster, und nähen an einer schwarzen Seidenmantille mit einem Eifer, den ihr nicht ganz ausgebrauster Zorn beflügelt. Die Mantille braucht erst morgen fertig zu werden, wird es aber gewiß heute noch, wenn die Furie anhält, mit der Vater und Tochter die Nadel führen.

Inzwischen hat sich das Dachfenster über der Schneiderwerkstätte geöffnet; eine Frau und eine Katze sind an demselben erschienen, beide wohlgenährt und weißhaarig. Die Katze schleicht zur Morgenpromenade auf das Dach hinaus, bleibt öfters stehen und wirft begehrliche Raubthierblicke nach den Tauben, die von Fräulein Lotti gefüttert werden. — Wer eine von Euch erwischen könnte!

Digitized by Google

denkt sie. Saubere Weltordnung, in der wir leben. — Gäb's eine Gerechtigkeit — ich hätte Flügel!

Frau Katze schüttelt den Kopf, schließt die Augen, leckt die fadendünnen Lippen und gähnt wie ein Tiger.

Ihre Gebieterin hakt den Fensterflügel ein, damit die Spaziergängerin bequem eintreten könne, wenn es ihr genehm sein würde heimzukehren. Die Rückkunft ihres Lieblings kann die Bewohnerin der Dachstube nicht abwarten, sie muß an ihren Posten, in den kleinen Laden im Durchhause nebenan, wo sie im Winter altgebackenes Brod, im Sommer auch Obst feilbietet, und zu allen Jahreszeiten Näschereien, die ihre Katze verschmähen würde, die aber an den Schulkindern beharrliche Abnehmer finden.

Fräulein Lotti sandte bereits viele Grüße zu der dicken Frau empor, die so freundlich aussah wie des Teufels Großmutter, und sich's lange überlegte, bevor sie mit einem kaum merkbaren Nicken dankte. Aber auch damit ist Lotti zufrieden. An Zuvorkommenheit von Seite der Frau Brodsitzerin wurde sie nie gewöhnt, und hat auch kein besonderes Herzensbedürfniß danach. Sie wünscht nur, conservativ wie sie einmal ist, daß Alles beim Alten bleibe, und daß sie sich täglich sagen könne, was die Potentaten jährlich einmal in ihren Thronreden sagen: „Unsere Beziehungen zu den Nachbarstaaten sind die freundschaftlichsten".

II.

Lotti schloß ihren unersättlichen Tauben das Fenster vor den Schnäbeln zu und zog sich in das Zimmer zurück. Auf einem Tischchen, in der Nähe des Kamins, hatte Agnes, die goldene Säule des kleinen Haushalts, schon alle Vorbereitungen zum Thee getroffen. Lotti begann nun ihn zu bereiten. Dabei musterte sie ab und zu ihr Stübchen mit wohlgefälligen Blicken.

Je länger sie es bewohnte, desto gemüthlicher erschien es ihr, desto mehr mußte sie selbst die geschickte Benützung des Raumes bewundern, die es möglich gemacht, so viele Tische, Schränke und Schränkchen in dem schmalen Zimmer unterzubringen. Sehr frei bewegen konnte man sich darin freilich nicht, am wenigsten dann, wenn zufällig mehrere Schrankthüren zu gleicher Zeit offen standen. Doch — was lag daran? Lotti empfing ja keine Gäste, hatte auch für solche nicht vorgesorgt. Außer dem Fauteuil, den sie bei ihren Mahlzeiten benützte, war nur noch ein Sitzmeubel vorhanden, ein altdeutscher, geschnitzter Holzsessel, ein wahrer Ausbund von Schwerfälligkeit. Er überragte, kaum beweglicher als ein Berg, einen Arbeitstisch, auf dem mehrere zerlegte Uhrwerke unter Glasglocken, und alle erdenklichen Uhrmacherwerkzeuge lagen. Auf der linken Seite des Fensters, in der dunkeln Ecke, welche das Zimmer dort bildete, befand sich ein großer, bis an die Decke reichender Schrank. Der glich einer gothischen Kapelle, war aber ein Schreibtisch, sehr schön, sehr merkwürdig und sehr unbequem — der Schreibtisch einer Person, die nicht schreibt. Um so zweckmäßiger war der niedrigere Bücherschrank, der den größten Theil der Längenwand, dem Eingange zu Agnesens Zimmer gegenüber, einnahm. Schlanke Säulen mit korinthischen Capitälchen verzierten die Glasthüren des Aufsatzes, hinter dessen blanken Scheiben eine sehr gemischte Gesellschaft friedlich beisammen wohnte.

Digitized by Google

Da standen Schiller's Werke in Einem Bande, im allerdings ziemlich abgenützten Prunkgewand aus rothem Saffian, neben zwei kleinen dicken Büchlein in schweinsledernen Schlafröckchen, den Mémoires du Maréchal de Bassompierre. Goethe's Benvenuto Cellini hatte zwei ganz unähnliche Nachbarn, Dom Jacques Martin's Histoire des Gaules und ein ehrwürdiges Incunabel: Unser lieben frawen psalter, gedruckt zu Augspurg. Von Luca Zeisselmair. Am mitwoch nach Jacobi. In dē iar als man zelet 1455. Gibbon's Geschichte des Verfalles des römischen Reiches blickte gnädig auf den Herrn Quintus Fixlein herab, Krummacher's Parabeln lehnten sich mit naiver Zutraulichkeit an die Annalen des Tacitus. Lessing's Laokoon war durch ein Versehen mitten hinein gerathen zwischen den Barometermacher auf der Zauberinsel und die Familie von Halden; Prinz von Gothland, der Bramarbas und Himmelstürmer, hielt sich ruhig neben dem weisen Pascal. Viele Classiker der Weltliteratur, alte und neue, fanden sich durch irgend ein Hauptwerk vertreten; vollständig vorhanden jedoch waren alle Lehrbücher der Uhrmacherkunst. Ihre lange, majestätische Reihe wurde durch Hieronymus Cardani (1557) eröffnet, und schloß mit M. L. Moinet's: Traité général d'Horlogerie.

Kein einziges von allen diesen Büchern war seiner Eigenthümerin ganz fremd, mit manchen stand sie auf dem vertrautesten Fuße, und gerade in diese vertiefte sie sich mit dem größten Vergnügen immer von Neuem. — Denn, meinte sie, ein schönes Buch nicht wieder lesen, weil man es schon gelesen hat, das ist, als ob man einen theuren Freund nicht wieder besuchen würde, weil man ihn schon kennt.

Uebrigens — ein gutes Buch, einen guten Freund, die lernt man nicht aus. Ein weises Buch ist eben so unergründlich wie ein großes Menschenherz.

Viele dieser Werke besaßen außer ihrem eigenen, auch noch einen besonderen, für Lotti unschätzbaren Werth. Sie waren mit Randbemerkungen von der Hand eines Mannes versehen, der ihr unter allen Lebenden am höchsten gestanden — ihres Vaters.

Sie meinte ihn sprechen zu hören, wenn sie die kurzen, zierlich geschriebenen Sätze, Früchte reiflicher Ueberlegung und solider Fachkenntniß, überlas.

Meister Johannes Feßler hatte nicht zu den Leuten gehört, die einen Gedanken deshalb schon für gut halten, weil er in ihrem Kopf entstanden ist. Das Handwerk, das er ein halbes Jahrhundert hindurch getrieben, hatte ihn gelehrt dreißig „vielleicht" und „ich glaube" leichter auszusprechen, als ein: „So ist's", oder ein: „Das steht fest".

Ein gewissenhafter Uhrmacher wie er gewesen, ein Mann, der so oft erfahren hatte, daß am Ende einer Reihe scheinbar richtiger Schlüsse ein Irrthum lauern kann, der hütet sich wohl, leichtsinnig Behauptungen aufzustellen. Dafür haben die seinen aber auch bei allen Leuten, die es verstehen einen Ausspruch auf dessen Feingehalt an Wahrheit zu prüfen, ihr gehöriges Gewicht.

Aus den Randglossen des Meisters ließ sich erkennen, wie ernst es ihm war mit seinem Beruf, und welche Liebe er für denselben gehegt. Man sah es wohl, was er auch gelesen hatte, wie sehr ein Buch seine Aufmerksamkeit gefesselt haben mochte, seines Handwerks hatte er dabei nie vergessen. Niemals war

Digitized by Google

ein bemerkenswerthes Ereigniß in der Geschichte der Menschen zu seiner Kenntniß gekommen, ohne daß er gesucht hätte, es mit einem eben solchen in der Geschichte der Uhren in Verbindung zu bringen. So befand sich zum Beispiel in einem historischen Werke, an einer Stelle, wo die Rede war vom Tode Kaiser Rudolph's von Habsburg, von Feßler's Hand die Anmerkung: — In demselben Jahre erhielt die Kirche von Canterbury eine Schlaguhr, für welche 30 Pfd. St. bezahlt wurden. Weiter, als der „goldenen Bulle“ Erwähnung geschah, hatte der Meister seinerseits erwähnt: Gleichzeitig ehrte die Stadt Bologna sich selbst, indem sie die erste öffentliche Uhr aufstellen ließ. — Noch weiter: Eduard III. entsagt seinen Ansprüchen auf den französischen Thron — und — fügte Feßler hinzu: ertheilte dreien Uhrmachern aus den Niederlanden Schutzbriefe, damit sie nach England kommen können. Anno 1368. — In demselben Geschichtswerke war der Beiname König Karl's V., der Weise, nachdrücklich unterstrichen und daneben stand: Muß, wie der gleichnamig große deutsche Kaiser, eine besondere Freude an den Werken der Uhrmacherkunst gehabt, ja vielleicht selbst dabei Hand angelegt haben. Der berühmte Meister Jouvence hätte sich sonst schwerlich erlaubt, eine seiner Uhren mit der Inschrift zu versehen:

Charles le Quint, Roi de France
Me fit par Jean Jouvence.

Der nämliche weise König ließ auch (1364) Herrn Heinrich von Wick nach Paris kommen, wo dieser eine Uhr für den Thurm des kgl. Schlosses verfertigte. Er erhielt Wohnung in demselben Thurm und eine Besoldung von sechs Sous täglich. —

Noch andere Randglossen machten darauf aufmerksam, daß Luther seine Bibelübersetzung zu derselben Zeit geschrieben hat, zu welcher Peter Hele, Andreas Heinlein und Caspar Werner in Nürnberg die ersten Taschenuhren zu Stande brachten; daß, im Jahre des Unterganges der spanischen Armada, Andreas Landeck, Schüler Abraham Habrecht's und Verfertiger der ersten Kirchenuhr in Nancy, zu Wertheim in Franken geboren wurde; daß Anno 1690 — glorreichen Andenkens für Deutschland wegen der Gründung der Universität Halle, und für Frankreich wegen der Siege Luxemburg's, Catinat's und Tourville's — in Paris, wo bisher nur kleine Taschenuhren beliebt gewesen, plötzlich sehr große in die Mode kamen ... Und so weiter! noch viele wichtige und höchst seltsame Zusammenstellungen, die jedem, der ein Herz hat für die Uhrmacherei, gar viel zu denken geben.

Was ihm selbst dabei eingefallen, hatte Meister Johannes niemals verrathen, sehr oft aber sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß er nur ein ungelehrter Mann war und nicht im Stande, eine ausführliche und genaue Geschichte der Entwickelung der Uhrmacherkunst zu schreiben. Das beste Material, das es geben kann — wenigstens zu einem Hauptzweig eines solchen Werkes — besaß er selbst. Er hatte im Laufe seines langen Lebens eine Sammlung von Taschenuhren zusammengebracht, wie sie vor ihm so vollständig und lückenlos, schwerlich ein Privatmann (Herrn Asthon Levers ausgenommen, das versteht sich!) besessen haben dürfte. Lauter seltene und auserlesene Exemplare! jedes der Vertreter einer eigenen Gattung, jedes werthvoll an und für sich, und doppelt

Digitized by Google

werthvoll als Theil des Ganzen, zu dem es gehört. Wäre diese Sammlung bekannt, sie wäre gewiß auch berühmt geworden, sie hätte die Bewunderung aller Kenner erwecken müssen. Aber dem Meister Johannes war um Berühmtheit gar nicht zu thun, und was die Bewunderung betrifft, die ihm eigentlich ganz recht gewesen wäre — wer hört nicht gern loben, was er liebt? — so hat sie doch meistens Neid und Verlangen in ihrem Gefolge, die Feßler um keinen Preis zu erwecken wünschte. Er freute sich im Stillen an seinem Schatze, was nicht heißen soll, daß er sich allein daran freute. Es gab zwei Getreue, die keine anderen Interessen kannten als die seinen, für die sein Wort das Evangelium war, sein Beifall das Ziel aller Wünsche, seine Zufriedenheit das höchste Lebensgut. Die Beiden waren seine Tochter Lotti und sein Ziehsohn Gottfried. „Meine Gesellen" nannte er sie in ihrer Kindheit, und später mit Stolz: „Meine Gehülfen". Endlich schien ihm auch diese Bezeichnung nicht mehr ehrenvoll genug und er sprach sie niemals aus, ohne sich dabei in Gedanken zu verbessern: „Ich sollte eigentlich sagen: Meine Berufsgenossen . . . solche noch dazu, die im besten Zuge sind, mich zu überflügeln."

Daß sie es doch möchten, und recht bald, und recht weit — sein liebster Traum wäre erfüllt. Aber nicht allein dieser, jeder Traum von Erfolg und Glück, den er für seine Kinder im treuen Vaterherzen hegte, schien in Erfüllung gehen zu wollen. Ihr Lebensweg lag so glatt geebnet vor ihnen, sie waren so ganz geschaffen die Bahn, die das Schicksal ihnen vorgezeichnet, eines auf das andere gestützt, ohne Abirrung, ohne Wanken und Straucheln zu verfolgen. Sie waren beide brav und talentvoll, hatten ein und dasselbe geistige Interesse und dienten ihm mit dem gleichen Eifer. Niemals war ihre Einigkeit getrübt worden. Von dem Augenblick an, in welchem Feßler den kleinen Gottfried, den Sohn eines in der Fremde verstorbenen Verwandten, in sein Haus aufgenommen, hatte sich dieser, so jung er selbst war, zum Beschützer des noch jüngeren Mühmchens aufgeworfen. Gottfried war völlig verwaist, Lotti hatte vor kurzer Zeit ihre Mutter verloren.

Die beiden Kinder wuchsen munter heran. Er wurde ein kräftiger, ernster Jüngling von nachdenklichem, etwas zurückhaltendem Wesen, sie ein hochaufgeschossenes, schlankes Mädchen, verständig, sanft und dabei immer lustig und guter Dinge. Sie bewunderte und verehrte ihren Vetter und fürchtete seinen Tadel mehr noch als den ihres Vaters. Ihren ersten großen Schmerz erfuhr sie, als Gottfried nach London geschickt wurde, um dort seine Lehrjahre durchzumachen. Er selbst hatte die Stunde der Abreise kaum erwarten können, aber als sie herankam, war sie so düster und leidvoll, wie sie aus der Ferne licht und freudig geschienen. Lotti schluchzte bitterlich. Der frohe Muth, mit dem sie bisher der Trennung von ihrem Jugendgespielen entgegengesehen, war plötzlich verschwunden, sie wollte nicht mehr begreifen, warum er denn fort müsse, und wie es sich ohne ihn leben lassen solle.

Feßler jedoch bestand auf seinem Sinne. Er umschloß seine beiden Kinder in einer Umarmung, dann trennte er sie sanft: „Leb wohl, Gottfried," sagte er, „In drei Jahren bist Du wieder bei uns. Geh', lieber Sohn. Im Vaterlande eines Harrison," in seinen feuchten Augen leuchtete es begeistert auf — „eines

Digitized by Google

Mudge, eines Arnold müssen unsere Meister leben. Wenn Du heimkommst, werde ich von Dir lernen!"

Allein dieses Wort sollte nicht zur Wahrheit werden. Als Gottfried's Lehrzeit um war und er nach Hause zurückkehrte, behauptete er, bei seinen neuen Meistern nichts so gut gelernt zu haben, als seinen alten Meister und dessen Kunst zu schätzen. So berühmt jene auch seien, so theuer ihre Arbeiten bezahlt werden, Feßler dürfe sich mit dem größten von ihnen messen. Eines nur verstände auch der geringste unter Allen besser, nämlich seine Geschicklichkeit geltend zu machen und zu verwerthen. Diesen Vorwurf wies Feßler lächelnd zurück. Beehrten ihn die vorzüglichsten Uhrmacher nicht mit ihren Bestellungen? zögerten sie ihren Namen in eine Uhr schreiben zu lassen, die aus seinen Händen kam?

Aber Gottfried schüttelte den Kopf und meinte, das sei es eben, was ihn kränke. — „Ihr Name auf Deinem Werk! wo steht denn der Deine? Wer kennt Dich? wer weiß etwas von Dir! ... Was hast Du von Deinen unvergleichlich schönen und genauen Arbeiten?"

„Die Freude, sie zu machen!" war die Antwort Feßler's, und das Herz schwoll ihm vor Wonne für die Anerkennung, die sein weitgereister Sohn ihm zollte.

Die kleine Familie verlebte damals eine herrliche Zeit. Eine Zeit voll beseligenden Friedens und erfolgreicher Thätigkeit. Feßler war mit der Vollendung eines Chronometers beschäftigt, den er selbst für sein bestes Werk hielt. Gottfried lieferte dazu eine Compensations-Unruhe von so einziger und zarter Ausführung, daß Meister Johannes bei ihrem Anblick laut ausrief: „Unübertrefflich!" — Dieses Lob hatte er noch nie einer Leistung gespendet, die aus seiner Werkstatt hervorgegangen war. Lotti hingegen gelang es, eine höchst merkwürdige und complicirte Taschenuhr aus dem XVI. Jahrhundert in Gang zu bringen. Es bedurfte dazu außerordentlicher Geschicklichkeit, unsäglicher Geduld — aber welche Freude, als sie belohnt wurden und das seltsame kleine Ding seine abenteuerlich geformten Räder in Bewegung zu setzen begann. Feßler und Gottfried lachten, staunten, bewunderten — das Herz des jungen Mädchens pochte vor Entzücken ... Ja, es war eine herrliche Zeit! warum mußte sie so rasch vergehen? Warum mußten ihr, die so erfüllt war von stillem und harmlosem Glück, Tage folgen voll Pein und Qual? Böse Tage, in denen die fleißigen Hände Lotti's ruhten, aus ihrer Seele jedoch die Ruhe gewichen war. Tage, in denen Alles, was sonst ihr Leben erhellte, ihr gleichgültig geworden, und das Leben selbst — eine Last.

III.

Diese schreckliche Zeit war nun längst vorüber; doch hielt Lotti die Erinnerung an sie in ihrer Seele wach. Sie wollte nicht vergessen, daß auch ihr ein gehöriges Maß an Leid und Enttäuschung zugetheilt worden, sie wäre sich sonst im Vergleich mit andern Menschenkindern ungerecht bevorzugt erschienen. Wie Vielen wird es denn so gut, mit ihr sagen zu können:

Ich habe das Leben, das ich brauche!

Ihrer alten Beschäftigung, zu der sie zurückgekehrt war, verdankte sie täglich neue Freuden, verdankte ihr Frieden, Frohsinn und Unabhängigkeit. Wäre ihr

Digitized by Google

Vater nur noch dagewesen, um dies Alles mit ihr zu genießen! Aber leider, Meister Johannes ruhte schon seit geraumer Zeit in der kühlen Erde.

Er hatte keine Mühseligkeit des Alters kennen gelernt; niemals hatten ihm Auge und Hand bei Ausführung der Gedanken seines erfinderischen Kopfes ihre Dienste versagt. Wol waren seine Haare weiß geworden, hatten seine Wangen sich entfärbt, aber aus seinen klaren Zügen leuchtete der Glanz einer unverwelklichen Jugend. Die Jugend des mit Bewußtsein Werdenden. Unermüdlich strebend und lernend, hatte er sich noch nicht Zeit genommen, recht zu überlegen, wie viel er schon erstrebt und erlernt — da plötzlich, ohne auch nur Einen seiner Vorboten geschickt zu haben, trat der Tod an ihn heran.

Und jetzt, im Angesicht der ewigen Trennung, fiel dem Meister der Gedanke schwer auf's Herz, daß er seine Tochter fast mittellos in der Welt zurücklassen müsse. Er hätte ihr so leicht eine behagliche Wohlhabenheit sichern können! — Vor einem Jahre noch fand sich die beste Gelegenheit dazu, da bot ein reicher Kenner, der sich in die Uhrensammlung Feßler's vernarrt hatte, eine Summe dafür, eine lächerlich hohe Summe, wahrhaftig ein Vermögen. Allein Johannes hatte nicht einmal geschwankt, war ruhig dabei geblieben: „Die Uhren sind mir nicht feil."

Ueber diesen Leichtsinn, diese thörichte Selbstsucht machte er sich in seiner letzten Stunde bittere Vorwürfe und bat noch sterbend seinen Sohn Gottfried, jenen abgewiesenen Käufer aufzusuchen und ihm zu melden, die Sammlung, nach welcher er so heißes Verlangen trage, stehe ihm nun zur Verfügung. Lotti jedoch erklärte, daß sie eben so gern ihre Seele verkaufen ließe, wie diese Uhren.

So blieben sie denn in ihrem Besitze, wenn auch nicht ohne manchen harten Kampf. Die Sammlung Meister Feßler's war allmälig doch in einem Kreise von Kennern und Liebhabern zu dem ihr gebührenden Rufe gelangt. Es fehlte nicht an zudringlichen Leuten, die trotz der standhaften Zurückweisungen, die sie erfuhren, immer wieder erschienen, immer neue Bewerbungen anstellten, immer glänzendere Anerbietungen machten. Das war denn oft herzlich langweilig, trug aber nur dazu bei, die Liebe, welche Lotti für ihre Uhren empfand, noch zu erhöhen. Sie hörte niemals auf, ihnen ihre Sorgfalt angedeihen zu lassen, und wenn es noch so viel zu thun gab und wenn die Zeit noch so sehr drängte, ging sie nicht an ihr Tagewerk, ohne ihren Uhren einen Besuch abgestattet zu haben. Hätte sie das jemals unterlassen müssen — die rechte Begeisterung, die rechte Lust zur Arbeit hätte ihr gewiß gefehlt.

Auch heute war sie an das Schränklein getreten, das in der Ecke stand neben der Schlafzimmerthür, dem großen Schreibtisch gegenüber. Eben fiel ein Sonnenstrahl schräg durch das Fenster auf das Kästchen, auf Lotti's Hände, und als sie die erste Lade öffnete, schlüpfte er sogleich hinein. Prächtig war's, wie er die kleinen ehrwürdigen Meisterwerke beleuchtete, welche darin auf einem Bettlein von purpurrothem Sammet lagen.

Die glatten Gehäuse aus Messing, Krystall, Silber und Gold und die reich verzierten, und die durchbrochenen und in diesen die sorgfältig geputzten, polierten und wieder zusammengesetzten Werke erglänzten und gaben dem leuchtenden Strahl des Lichtes, der sie in ihrer Verborgenheit und Ruhe besuchen kam, seinen Gruß zurück. Das war Lade Nummer Eins!

Digitized by Google

Sie enthielt drei sogenannte „lebendige Nürnberger Eier“ und drei „Halsuhrlein“. Kein einziges Stück jünger als dreihundert Jahre, manches noch älter und gerade die ältesten von der künstlichsten Beschaffenheit. Was wollten sie nicht alles können, diese kleinen Maschinchen, was trauten sie sich nicht zu? Sie begnügten sich keineswegs damit, die bürgerlichen Stunden anzuzeigen und zu schlagen und den Schläfer zu wecken, wann immer es ihm beliebte, auch den Wochen- und Monatstag verzeichneten sie, controlirten die Aspecte und Phasen des Mondes und behaupteten, den Stand der Sonne nachweisen zu können. Sie wandten den Himmelszeichen ihre Aufmerksamkeit zu, wußten Auskunft zu geben über die Sternzeit und nahmen Notiz vom türkischen Kalender ...

Wahrhaftig die braven Männer, denen sie ihre Entstehung verdankten, hatten sich schweres vorgesetzt — und mit wie geringen Mitteln gedachten sie es zu erreichen! — Mit Spindelechappements — mit Löffelunruhen, deren kläglich humpelnder Gang von einer Schweinsborste regulirt wurde! Sie verfertigten alle Räder aus Eisen, und von einer Schnecke war ihnen nicht einmal die Ahnung aufgekommen.

Aber — so ärmlich ihre Kunst, so reich war ihr Vertrauen. Sie wußten — das heißt sie glaubten, und weil sie glaubten, wußten sie — daß Schwäche zur Stärke erwachsen kann, wenn nur der rechte Segen auf ihr ruht. Kühn und demüthig zugleich riefen sie die Hilfe Desjenigen herbei, dem nichts unmöglich ist, und stellten die Werke ihres Fleißes unter seinen allmächtigen Schutz, empfahlen sie wol auch der Fürsprache der Muttergottes oder eines vornehmen Heiligen. Einer der alten Meister hatte in den Boden des Federhauses, das die Kraft umschließt, von welcher alle Bewegung ausgeht, die das ganze Getriebe gleichsam beseelt, den Namen Jesu eingegraben. Von einem andern war aus dem fein geschnittenen, prächtig ornamentirten Monogramm der heiligen Jungfrau Maria der Schutzdeckel des Zifferblattes gebildet worden. Auf der Innenseite des Gehäuses standen die Worte eingravirt;

Kaspar Werner hat mich gemacht
Vnd der heiligen Jvngfrav darbracht
Da · man · zelt · 1541.

Immer reichere Schätze gelangten zum Vorschein, als Lotti ein Lädchen nach dem andern öffnete und schloß. Taschenuhren in allen Formen und Gestalten, achteckig, rund, oval, elliptisch, sternförmig, in Gehäusen aus Gold und Silber, aus Smaragd, Rauchtopas, Bergkrystall. Unter andern gab es eine Uhr in Kreuzform, mit dem Augsburger „Stadtphyr“, „Wardein- und Wichszeichen“ versehen. Das Gehäuse, das Zifferblatt und der innere Deckel waren mit Darstellungen des Leidens Christi bedeckt, die dem besten Künstler zur Ehre gereicht hätten. Leider fehlte das Meisterzeichen. Aber mit Blindheit hätte man geschlagen sein müssen, um nicht sogleich zu erkennen, daß die prächtige deutsche Arbeit aus der Zeit Kaiser Rudolph's II. stammte und vermuthlich von Hans Schlotheim hergestellt worden war.

Ueber den Ursprung ihrer nächsten Nachbarin, gleichfalls kreuzförmig, mit Gehäuse aus Einem Stück Rauchtopas, konnte kein Zweifel obwalten. Ihr

Digitized by Google

Schöpfer hatte sie nicht namenlos in die Welt geschickt, sondern neben dem Stellungsrade brav und deutlich sein „Conrad Kreizer" eingeschrieben.

Eine ganze Schar anmuthiger Französinnen folgte. Köstliche Uehrchen, geschmückt mit Email-Malereien von den Brüdern Huant, oder mit erhaben geschnittenen Blumen, mit buntem Blattwerk, mit durchbrochenen Arabesken aus vielfarbigem Golde. Die Sammlung enthielt nicht minder merkwürdige Arbeiten von Tompion in England, Albrecht Erb in Wien, Gerard Mut in Frankfurt, Matthäus Degen, Christoff Strebell. Kurz, es fehlten wenig große Namen, und wer die vorhandenen mit recht scharfen Augen betrachtete, der sah mehr, als nur Namen in eine Metallplatte eingeritzt, der sah das Wesen des Meisters sich deutlich in seinem Werke spiegeln.

Nach all' den köstlich verzierten Stücken erschienen die einfachen Taschenuhren von Pierre le Roy, Berthoud, Breguet, eine Emmery ... Ach, die weckt traurige Erinnerungen, mahnt an die große Enttäuschung in Lotti's Leben. Mit einer solchen Uhr in der Hand trat dereinst ... Hinweg! — Schlafe du nur ruhig weiter. Hinweg von dir zu dem unerhörtesten Curiosum der Sammlung — zu der Seetaschenuhr von Mudge dem Ersten.

Die Geschichte will wissen, daß dieser berühmte und unsterbliche Mann in seinem Leben nur drei Seeuhren verfertigt hat, wovon die erste im Jahre 1774, und die beiden andern, der blaue und der grüne Zeithalter genannt, im Jahre 1777. Nun, die Geschichte hat einmal wieder geirrt. Hier war sie auf die gründlichste Art der Welt widerlegt: durch eine Thatsache — hier war: eine vierte Mudge. Zwillingsschwester der älteren, der von Maskelyn in Greenwich geprüften und sicherlich in demselben Jahre mit dieser entstanden, wie denn auch die beiden jüngeren in einem Jahr gemacht worden waren.

Die weltbekannten Beschreibungen, die wir von der ersten Seeuhr Mudge's besitzen, paßten genau auf die, welche sich in Lotti's Händen befand.

Die Uhr war echt, ihr edler Ursprung über jeden Zweifel erhaben, es war eine ganze Mudge — die Leistungsfähigkeit ausgenommen. Die durfte man freilich nicht mehr von ihr verlangen, der über hundert Jahre alten Greisin.

Die letzte Lade, die von Lotti geöffnet wurde, enthielt schöne Arbeiten von Arnold, Richard, Recorder, Robert, Courvoisier, Ruderas von hölzernen Unruhuhren Simon Henninger's und Lorenz Frey's und eine vollständig erhaltene hölzerne Taschenuhr von Andreas Dilger aus Gütenbach.

Ein Familienerbe! — Als Bräutigam hatte sie der Urgroßvater Lotti's ihrer Urgroßmutter zugleich mit seinem Herzen dargebracht. Gottfried nannte sie die Majoratsuhr. Sie war nie getragen worden, hatte als Schaustück im Glasschranke der Urgroßmutter paradirt, und inmitten der theuersten und der heiligsten Andenken im Reliquienschreine der Großmutter geruht. Nur an hohen Festtagen wurde sie hervorgeholt und zur Freude des Enkelchens Lotti aufgezogen. Dann setzte sie sich aber auch stracks in Bewegung und vollführte einen so accuraten und energischen Gang und bimbelte so fleißig fort, als ob sie noch in der Blüthe ihrer Jahre stände, und als ob sie all' die Zeit einholen wollte, die sie in unfreiwilliger Muße versäumt.

Wie war sie nett! Wie waren ihre hölzernen Räder, Platten, Kloben, so

Digitized by Google

bewunderungswürdig ausgearbeitet. Wie sauber ausgestochen der Unruhkloben und die Stellungsflügel, und wie schön verziert die beiden und die Klobenplatte. Man sah der kleinen Dilger gar deutlich die Liebe an, mit welcher sie ausgeführt, und auch die, mit welcher sie zeitlebens gehegt und gepflegt worden war. Ihr gehörte Lotti's letzter und zärtlichster Blick, bevor sie die Lade zuschob und dabei dachte: „Ja, meine Uhren — die machen mir noch das Sterben schwer!"

In diesem Augenblicke wurde die Zimmerthür geöffnet.

„Guten Morgen," sprach eine tiefe und wohlklingende Stimme.

Lotti wandte sich rasch: „Du, Gottfried? Ist es denn schon acht Uhr?"

„Noch nicht," war die Antwort, „ich bin heute unpünktlich."

„Zeichen und Wunder!" rief Lotti, „was ist geschehen? Was gibt's?"

Gottfried war an den Arbeitstisch getreten. Er hob die kleinen Glasglocken von den Uhren, welche darunter lagen, und nahm diese in den allergenauesten Augenschein.

„Du bist ja fertig," sagte er nach einer Weile.

„Beinahe — aber antworte mir doch — was gibt's?"

Er richtete sich empor, sah Lotti mit geheimnißvoller Miene, halb freudig, halb zweifelnd an und sagte: „Eine Ueberraschung."

IV.

„Eine Ueberraschung?" wiederholte Lotti mit einem Anfluge von Sorge, „wenn ich Ueberraschungen nur zu schätzen wüßte."

„Diese wird Dir schon gefallen," entgegnete Gottfried. „Ich habe einen Laden gemiethet und bereits eingerichtet."

Lotti schlug die Hände zusammen und konnte vor Staunen nur die Worte herausbringen: „Aber nein! . . . Aber wo?"

„Nun, nirgends anders, als gleich nebenan in der breiten, belebten Straße, die zum Domplatze führt. Ein allerliebster kleiner Laden, an dessen Ausschmückung seit acht Tagen eifrigst gearbeitet wurde, der ein schönes Fenster bekommen hatte aus Einem Stück thauklaren Glases, und eine geschmackvolle Vitrine mit feiner Einfassung aus Ebenholz. In dieser lagen seit gestern eine Kalenderuhr von Audemars und ein Chronometer von Dent inmitten anderer Uhren aus den vornehmsten Häusern."

Lotti war bewundernd vor ihnen stehen geblieben, aber heute erfüllte deren Kostbarkeit sie mit Schrecken. „Ein solcher Werth!" meinte sie, „ein so großes Capital!" es schien ihr fast zu kühn, daß Gottfried die Bürgschaft dafür übernommen hatte.

Er jedoch war durchdrungen von Ruhe und Zuversicht.

Seit langer Zeit hatte er seine Vorbereitungen getroffen. Der Meister, der ihn beschäftigte, die Freunde, die er sich noch während seiner Lehrzeit erworben, unterstützten und förderten ihn dabei auf das Kräftigste. Als ob es sich an ihm erproben sollte, daß nicht blos Diejenigen Vertrauen erringen, die es nicht werth sind, sondern manchmal doch auch Einer, der es verdient, fand er allenthalben bereitwilliges Entgegenkommen. Es wurden ihm so billige und günstige Bedingungen gemacht, daß er, um in seinem Geschäfte zu bestehen,

Digitized by Google

keineswegs auf ein besonderes Glück zu rechnen, sondern nur auf das Ausbleiben eines raffinirten Unglücks zu hoffen brauchte.

Das setzte er Lotti auseinander, die ihm aufmerksam und immer freudiger zuhörte und endlich meinte, in der ganzen Geschichte gäbe es zwei verwunderliche Dinge; erstens, daß er sich zu dem jetzt gefaßten Entschluß so lange *nicht* gebracht, und zweitens, daß er sich *doch* dazu gebracht. Was sie von der Sache halte, wisse er; hatte sie ihn nicht schon vor Jahren beschworen, sich auf eigene Füße zu stellen?

Gottfried erwiderte, seine Pedanterie sei Schuld, daß es nicht früher geschehen. Er hatte sich's einmal vorgesetzt, sein Geschäft nicht anzufangen, wenn er dazu auch nur einen Heller fremden Geldes brauchen würde. Um jedoch Alles aus Eigenem bestreiten zu können, dazu habe es eben viel Zeit gebraucht.

„Und gut angewandte, das weiß Gott," meinte Lotti. „Heil Dir, daß Du gleich so stattlich ausrücken kannst an der Spitze von Dent's und Audemars' ..."

„Die beide schon halb und halb verkauft sind," fiel er ihr in's Wort.

„Gottfried, Du machst mich übermüthig! Einen Wunsch hast Du mir erfüllt, der schon vor Altersschwäche erloschen war — jetzt wird ein zweiter, dem es ähnlich ergangen, lebendig. Du mußt heirathen, Gottfried."

Er richtete seine kleinen, glänzenden braunen Augen fest auf sie und sprach ganz unternehmend:

„Warum nicht?"

„Das sag' ich ja," rief Lotti, „warum nicht? Warum solltest Du die brave Frau nicht finden, die Du verdienst? Nur suchen heißt es, nur sich ein wenig bemühen, nur nicht, wie Du es bisher gethan hast, jeder Gelegenheit aus dem Wege gehen, mit einem jungen Mädchen zusammen zu kommen, das vielleicht denken könnte: dieser Gottfried Feßler wäre kein übler Mann für mich."

Er lachte. „Ein *junges* Mädchen denkt das nicht."

„Ich meine auch kein sechzehnjähriges."

Lotti hatte sich an den Arbeitstisch begeben und begann die reparirten Uhrwerke in ihre Gehäuse einzusetzen.

Gottfried stand im Fenster und sah ihr zu. „Wann wird die Bestellung abgeliefert werden?" fragte er nach einer kleinen Weile.

„Kann morgen geschehen."

„Thu' es selbst, ich bitte Dich, und nimm zugleich Abschied von dem Meister. Du darfst für ihn nicht mehr arbeiten."

Lotti blickte ein wenig betroffen empor. „Abschied nehmen — das wäre schon gut, aber — so plötzlich, so ohne Weiteres? Ich bin ihm Dank schuldig, er hat immer Rücksicht auf mich genommen, mich nie ohne Arbeit gelassen, immer gut und rasch bezahlt."

„Rasch ja, gut — nein. Mache Dir keine Sorgen. Ich habe den Herrn bereits darauf vorbereitet, daß er jetzt seine beste Arbeiterin verliert. Wie leid ihm ist, mag Gott wissen, aber begreiflich muß er's finden, daß Du Dich von nun an für Niemanden mehr plagen wirst als für mich, was so viel heißt, als für Dich selbst, denn — nicht wahr? ..." Er war plötzlich in heiße Verlegen-

Digitized by Google

heit gerathen und stockte. „O," nahm er bald wieder das Wort, „da hätte ich beinahe wieder vergessen! Der Herr bittet Dich nur noch um einen letzten Freundschaftsdienst. Du möchtest so gut sein, diese Uhr anzusehen. Ist sehr fein, sagte er, hat Dein Lieblings-Echappement."

„Duplex also."

„Jawol. Er weiß gerade keinen Arbeiter, dem er sich getraut sie in die Hand zu geben. Ueberdies hat's Eile. Morgen Abend möcht' er sie wieder haben."

Gottfried stellte ein hölzernes, mit Messing eingelegtes Kästchen vor Lotti hin. Die wandte demselben den Blick eines theilnehmenden Arztes für einen Patienten zu, und fragte:

„Was fehlt denn?"

„Weiß nicht," erwiderte Gottfried, „aber ich glaube, nicht viel. Der Herr hat mir eine lange Geschichte erzählt, er hat die Uhr von Einem, der sie aus Leichtsinn oder aus Noth losschlug, um ein Spottgeld. Will sie jetzt sehr theuer verkaufen, deshalb sollst Du die Herstellung besorgen. Er schwatzte ein Langes und Breites, ich habe nicht recht zugehört. Es wäre auch überflüssig gewesen, nachdem ich wußte, was mich dabei anging."

Lotti, die das Kästchen nicht mehr aus den Augen gelassen, hatte es geöffnet und dann auch — mit seltsamer Spannung und Hast — die Uhr, welche darin gelegen. Unverwandt starrte sie den Namen F. Alexy & Sandoz frères auf der Cuvette, und die Zahl an, die darunter stand.

„Verkauft — wie sagtest Du? — aus Leichtsinn oder aus Noth," sprach sie gepreßten Tones.

„Freilich, freilich," versetzte er, lehnte sich tiefer in das Fenster zurück, sah auf den Boden nieder und schien ernstlich und scharf nachzudenken. „Du wirst mich doch heute im Geschäft besuchen!" rief er plötzlich aus.

Lotti nickte bejahend; sie hatte bereits begonnen, die Uhr zu zerlegen.

„Das Schild ist noch nicht aufgemacht," fuhr Gottfried langsam und zögernd fort, „aber fertig ist es schon. Es wird nicht aufgemacht, bevor Du die Erlaubniß dazu gibst." Er hielt inne, er wartete, aber vergeblich. Lotti schwieg, und so hub er denn nach abermaliger Pause von Neuem an:

„Denk' nur, welche Freiheit ich mir genommen — denk' nur — ich habe auf das Schild schreiben lassen ... wie gesagt, oder nicht gesagt, auf jeden Fall wie selbstverständlich — es kann geändert werden, wenn Du es wünschest ..."

Jetzt erst wagte er es wieder, sie anzusehen. Sie war ganz versunken in ihre Arbeit — eine unbegreiflich schwere Arbeit für sie, die Meisterin! Ihre sonst so sichere Hand zitterte, ihr Gesicht war hochgeröthet, eine mühsam unterdrückte Erregung gab sich in ihrem ganzen Wesen kund.

Was ist ihr denn? dachte Gottfried. — Ahnt sie, was er ihr zu sagen hat und versetzt sie das in eine Befangenheit, die aussieht, wie Bestürzung? Wär's doch so! dann nimmt sie wenigstens die Sache ernst, und er braucht nicht zu fürchten, mit einem Scherze heimgeschickt zu werden, das Aergste, was ihm geschehen könnte, dem alten Menschen. Ihre sichtbare Unruhe befreit ihn von der Sorge und zugleich von aller Aengstlichkeit. Er athmet auf und spricht mit

Digitized by Google

einem gewiſſen unbeholfenen Humor, dabei aber höchſt bedeutſam und nachdrücklich: „Es wäre ſchade, wenn an dem Schilde etwas geändert werden müßte; es iſt ſehr hübſch ausgefallen ... Macht ſich wirklich gut, auf glänzend ſchwarzem Grund, das: G. & L. Feßler ... G. und L. ... Gottfried und Lotti ..."

Ihre Stirn glühte, ihre Wangen brannten, ſie beugte ſich tiefer über ihre Arbeit und wiederholte mechaniſch und ausdruckslos: „Gottfried und Lotti?"

Nein! ihre Gedanken waren nicht bei ihm. In der Weiſe hätte ſie ebenſo gut fremde Namen ausgeſprochen. Die Worte, die ſie vernommen, waren an ihr Ohr gedrungen, die ſchüchterne, inſtändig bittende Frage, die in ihnen lag, nicht an ihr Herz ...

Jetzt trat von allen Pauſen, die während dieſes Geſpräches gemacht wurden, die längſte ein. Still war's im Zimmer, Nichts hörbar, als das Ticken der vielen Uhren, und endlich ein tiefer, tiefer Seufzer aus Gottfried's Bruſt.

Lotti erhob den Blick und ſah trotz des feuchten Schleiers, der ſich vor ihre Augen gelegt hatte, den Ausdruck leidvoller Enttäuſchung in ſeinen Zügen.

„Was iſt Dir, Gottfried?" ſprach ſie.

„Du hörſt mich nicht an," entgegnete er unmuthig.

Sie nahm ſich mit Gewalt zuſammen: „Doch, ich habe Alles gehört."

„Haſt Du? Wirklich? und — haſt nichts einzuwenden? ... Es iſt Dir recht — Du weißt ..."

„Es iſt mir recht, gewiß. Aber wenn Du, Lieber, auf Dein Schild auch nur G. Feßler hätteſt ſchreiben laſſen, für uns hätte es dennoch und immer ‚Geſchwiſter Feßler' bedeutet."

„Geſchwiſter — ſo? — — ja, Geſchwiſter," murmelte er und zögerte, die Hand anzunehmen, die Lotti ihm reichte. Allein er ergriff ſie doch und drückte ſie feſt und treuherzig, als Lotti ſagte:

„Es verſteht ſich ja von ſelbſt, daß wir Zwei nach wie vor treu zuſammen halten."

„— Das Schild alſo wird aufgemacht," ſprach er, mit einem herzhaften Verſuch, vergnügt zu ſcheinen. „Komm' es bewundern, komm' bald!"

Er nahm ſeinen Hut und verließ das Zimmer.

Lotti war wieder allein und ſetzte ihre einen Augenblick unterbrochene Beſchäftigung emſig fort. Sie hatte an der Uhr, die Gottfried mitgebracht, alle Brücken abgeſchraubt, alle Räder ausgehoben, bis auf das Minutenrad. Das haftete noch, feſtgehalten vom Viertelrohr. Aber auch dieſes muß nun weichen, das letzte Rad liegt bei ſeinen Kameraden und Lotti hat gefunden, was ſie ſuchte, was ſie zu finden gewiß war. Ihren eigenen Namenszug und das Datum des 12. Mai, mit faſt unſichtbar kleiner Schrift in die Bodenplatte eingeritzt und verborgen durch die Zähne des Rohrs.

Am 12. Mai, an dem Tage, der ſich heute zum fünfzehnten Male jährte, hatte ſie dieſe Zeichen da hinein geſchrieben und dieſe Uhr ihrem Verlobten geſchenkt und dabei geſagt:

„Sie kann uns gute, ſie kann uns traurige Stunden anzeigen, aber keine, in der unſere Treue gewankt."

Digitized by Google

So vermessene Behauptungen wagt die Jugend aufzustellen, solche Schwüre schwört die kindische Liebe, die, kaum erwacht, auch schon die Kraft in sich fühlt, ewig zu leben. Thorheit ohne Gleichen! Ebenso gut könnte die Rose schwören, daß sie niemals welken wird, denkt Lotti, und halberloschene Erinnerungen tauchen in ihrer Seele auf. Bleiche Schatten ringen sich los aus der Nacht der Vergessenheit und gewinnen allmälig Farbe und Gestalt. Sie ziehen langsam vorüber, mächtig genug, um noch eine leise Wehmuth, nicht mehr mächtig, einen Schmerz zu erwecken. Sie gleichen dem Gedanken an einen dunkeln, peinvollen Traum, aus dem der Schläfer zum Licht und zum Frieden erwacht.

V.

Vor fünfzehn Jahren, an einem Winternachmittage, war ein junger Mann in der Werkstätte Feßler's erschienen und hatte ihm eine alte Uhr gebracht, mit der Bitte, sie zu schätzen. Während Feßler die Uhr betrachtete, betrachtete der junge Mann *ihn* so aufmerksam, wie ein Maler thut, der sich das Bild eines Menschen, den er aus dem Gedächtniß malen soll, einzuprägen sucht.

„Dies ist," sprach Feßler, nachdem er seine lange und sorgfältige Untersuchung beendet hatte, „ein kostbares Stück." Er rief seine Tochter herbei, um auch ihre Meinung zu hören.

„Wie?" sprach der Fremde ein wenig spöttisch und sehr erstaunt, „sind Sie Kennerin, mein Fräulein?"

Lotti fühlte den Blick auf sich ruhen, mit dem fast alle jungen Männer, denen sie zum ersten Male begegnete, sie ansahen; den Blick, der deutlich fragt: Was willst Du in der Welt? und an den ein nicht hübsches Mädchen sich gewöhnen muß.

Sie nahm die Uhr aus der Hand ihres Vaters und erkannte in derselben sogleich einen Taschenchronometer von Emmery mit Mudge'scher Hemmung.

Der Fremde lachte herzlich auf, als sie das sagte.

„Ist's richtig, Herr Feßler?"

„Ganz richtig," erwiderte dieser, unangenehm berührt von dem über Gebühr zutraulichen Wesen des jungen Mannes, der, an die Seite Lotti's tretend, in seinem früheren Tone fortfuhr:

„Sie können mir vielleicht auch sagen, was diese Uhr werth ist?"

Lotti schüttelte den Kopf! „Was sie jetzt werth ist, kann ich nicht sagen; als sie neu war, sind gewiß nicht weniger als 150 Guineen für sie bezahlt worden."

„Als sie neu war? Und wann mag das gewesen sein?"

„Vor siebzig Jahren etwa."

„Ich bewundere Sie!" rief der junge Mann äußerst belustigt; „das Alles erkennen Sie so auf den ersten Blick? ... Jetzt aber die letzte, wichtigste Frage: Wie viel ist sie heute, wie viel ist sie *Ihnen* werth?" fügte er zu Feßler gewendet hinzu.

„Sie wäre mir sehr viel werth, wenn ich nicht schon eine ganz ähnliche besäße," entgegnete dieser.

„Ah! in Ihrer Sammlung? ... Wenn Sie doch wüßten, Herr Feßler,

Digitized by Google

wie viel Gutes und Schönes ich schon von ihr gehört habe ... von dieser Sammlung, und wie glücklich ich wäre, sie kennen zu lernen ... Wenn Sie das wüßten — Sie würden mir den elenden Vorwand verzeihen, den ich gebraucht habe, um mich bei Ihnen einzuschleichen."

Er legte eine gründliche Beichte ab.

Er hieß Hermann von Halwig, war ein kleiner Beamter und nebenbei ein ganz kleiner Poet und arbeitete eben an einer Novelle, in welcher eine alte Uhr eine große Rolle zu spielen hatte. Die mußte geschildert werden, und um das zu können, brauchte er ein Modell, brauchte er vor Allem einige fachmännische Kenntniß.

„Nehmen Sie mich ein wenig in die Lehre, bester Meister," schloß er, „würdigen Sie mich eines Einblicks in Ihre Sammlung — Ihr Heiligthum, wie ich höre. — Daß ich ein ausgezeichneter Schüler sein werde, das verspreche ich nicht, aber ein dankbarer bin ich gewiß!"

Feßler sah den hübschen blonden Gesellen ein Weilchen nachdenklich an. Ihm gefielen seine fröhlichen blauen Augen und die sorglose Sicherheit, das muntere Selbstvertrauen, mit denen er sich auf die Reise durch's Leben zu begeben schien. Schweigend holte der alte Mann einige schöne Exemplare aus der Sammlung herbei und begann die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge derselben mit der Wärme eines Liebhabers auseinander zu setzen.

Halwig unterbrach ihn anfangs sehr oft; er konnte die Scherze nicht unterdrücken, die ihm alle Augenblicke auf die Lippen traten. Allmälig jedoch wurde er still. Das herablassende und oberflächliche Interesse, das er für einige „Favoritinnen aus dem Uhrenharem" gezeigt, verwandelte sich in ein gespanntes. Den Kopf in die Hand gestützt, sah er bald die Uhren auf dem Tische, bald den Meister, zuletzt nur noch diesen an, und dabei erhellte der Ausdruck einer so innigen Freude und Verehrung seine Züge, daß Feßler dachte: dem Burschen könnt' ich gut sein — trotz des Leichtsinns, mit dem er vorgab eine Emmery verkaufen zu wollen.

Der Bursche aber richtete sich plötzlich auf. „Was für Augen haben Sie!" rief er, „was Ihnen ein Mädchen, eine Spindel, ein Ornament, ein Stückchen Email nicht Alles erzählen! ... Was für Augen und was für ein Herz ... Sie sind ein Künstler! ..."

Er deutete nach dem Schranke, dem Feßler die Uhren entnommen. „Das Kästchen dort ist für Sie, was für einen Poeten ein Schrein voll der köstlichsten Werke großer Dichter, die vor ihm gelebt. Eine schweigende, todte Welt, die ein Blick zum Dasein erweckt, zu einem mächtigern, schönern Dasein, als das sogenannte wirkliche ... Ein Blick — ein sehender, der Blick des Verständnisses muß es sein ... Nicht wahr, lieber Meister? — Verständniß ist Alles — Weisheit, Liebe, Poesie ... Nach dem allein haben wir zu ringen, die wir uns einbilden, Dichter zu sein ... An Stoffen fehlt's, höre ich die Leute sagen? — Begreife das Begreifbare und aus Allem, was Dich umgibt, dringt die Fülle bildsamen Stoffes auf Dich ein, und wenn es Dir an Etwas fehlt, so ist's an Kraft, die wogenden Quellen zu fassen und sie zu leiten an ein gewolltes Ziel!"

Er sprang auf, ergriff die Hand Feßler's, nannte ihn einen edlen, einen

Digitized by Google

seltenen, einen herrlichen Mann und verabschiedete sich mit der Bitte, recht bald wiederkommen zu dürfen. Und er kam wieder, kam täglich, ganze Wochen hindurch, und wenn er ja einmal ausblieb, bedauerte dies Niemand mehr, als Feßler. Lotti sprach überhaupt nicht von ihm, vermied es sogar, seinen Namen zu nennen, und was Gottfried betraf, der meinte, es sei nicht übel, zwölf Stunden lang Ruhe zu haben in der Werkstatt. Er leugnete nicht, daß Halwig eine große Unterhaltungsgabe besitze, allein für seinen Geschmack machte „der Poet" einen gar zu häufigen Gebrauch davon.

„Wenn ich am Sonntag Unterhaltung habe, ist mir's genug, täglich Unterhaltung ist mir zu viel," sagte er und bewies es, indem er begann, das Haus zu den Stunden zu verlassen, in denen Halwig es zu besuchen pflegte. Dieser zeigte sich darüber gekränkt. Er war nicht gewöhnt, gemieden zu werden; er that sich etwas zu Gute auf die Macht, die ihm über die Gemüther der Menschen gegeben war. Keiner, um dessen Neigung er sich beworben, hatte ihm widerstanden, er hatte immer gehört und geglaubt, daß man ihn lieb haben müsse, wenn er es darauf angelegt. Bitter beklagte er sich bei Lotti über die Steifheit und Kälte ihres Vetters, versicherte, trotzig wie ein verwöhntes Kind, er werfe seine Freundschaft Niemandem an den Kopf und wenn Gottfried ihn hasse, so zahle er ihn mit gleicher Münze. Sobald sich Jener aber blicken ließ, kam er ihm wieder mit der alten und — darüber konnte kein Zweifel sein — aufrichtigen Wärme entgegen. Er bemühte sich, sein Interesse zu erwecken, ihm Theilnahme einzuflößen, er warb förmlich um ihn. Alle liebenswürdigen Eigenschaften seines beweglichen, frischen, herzgewinnenden Wesens kamen dabei zum Vorschein, rührten aber denjenigen nicht, dem zu Ehren sie sich in ihrem vollsten Glanze zeigten.

Eines Tages war Gottfried mit einer dringenden Arbeit beschäftigt von früh bis abends daheim geblieben und hatte im Eifer seines Fleißes die Stunde versäumt, zu welcher er jetzt regelmäßig seinen Rückzug vor dem „Luxusartikel", wie er Halwig nannte, anzutreten pflegte.

Zum Bewußtsein der Zeit wurde er durch Lotti gebracht, die eine Lampe auf seinen Tisch stellte und ihn mahnte, Feierabend zu machen.

„Ist denn so spät?" fragte er.

„Spät und nicht mehr hell, Du verdirbst Dir die Augen."

„Was liegt daran? — Was liegt an mir?" sprach er halblaut vor sich hin, wie Einer, der plötzlich geweckt, aus dem Schlafe redet. Er stöhnte schmerzlich auf und preßte beide Hände gegen seine Stirn.

Lotti wurde feuerroth; schweigend, mit einer Geberde der Mißbilligung wandte sie sich ab. Der Vater hatte seine allabendliche Zimmerpromenade unterbrochen, war vor Gottfried stehen geblieben und fragte, was ihm fehle?

„Nichts," erhielt er zur Antwort, „nur die Augen sind mir ein wenig müde geworden."

„Gönn' Dir Ruhe," sagte Feßler, „mach' es mir nach, ich spaziere schon lange müßig auf und ab und hätte ganz gut noch eine Weile schaffen können — die Tage wachsen, der Frühling kommt heran ... Ja, der kommt, man darf auf ihn zählen, der kommt. Wer aber ausbleibt," schloß der alte Mann seine

Digitized by Google

Betrachtungen, „das ist unser Hofpoet ... In drei Tagen hat er sich nicht blicken lassen, und auch heute — seine Stunde ist vorbei — er kommt nicht mehr."

„Um so besser!" rief Gottfried, „ich wollte, wir wären für immer von ihm befreit."

„Befreit! — Ist das Dein Ernst? ..."

„Leider ja," versetzte Lotti und ein tiefer Groll sprach aus ihrer erregten Stimme.

Gottfried erhob den Kopf: „Was sagst Du?"

„Daß Du ungerecht bist, zum ersten Mal in Deinem Leben; ungerecht und grausam gegen einen edlen und guten Menschen ... Es ist herzlos und thut ihm weh — gerade von Dir — denn Du bist es ja ..." Ihre Lippen zitterten, der Ausdruck des bittersten Schmerzes zuckte über ihr Gesicht — „der ihm der Liebste ist von uns Allen ..."

Sie hielt tiefathmend inne, Gottfried murmelte ein zorniges Wort und der Vater stand in sprachloser Betroffenheit vor seinen beiden Kindern. In seiner bisher allzu ahnungslosen Seele dämmerte das Bewußtsein zerstörter Hoffnungen, eines nahenden Unglücks auf. Eh' er sich's versah, bevor ihm zu einer Befürchtung Zeit geblieben, war der Friede aus seinem stillen Hause entwichen und aus den Herzen seiner Kinder ...

In dem Augenblicke wurde an der Hausglocke gestürmt, bald darauf durcheilten leichte Schritte das Vorgemach.

„Da ist er doch," sagte Feßler.

Halwig erschien auf der Schwelle, er schwenkte seinen Hut und sah so glücklich aus, als ob er eben eine Welt erobert hätte.

VI.

„Vater Feßler", rief er, „da ist es, da haben Sie's, mein Büchlein, mein erstgebornes! ... Sieht es nicht nett aus in seinem purpurrothen mit Gold geputzten Kleidchen? ... Lesen Sie was hier steht, auf der ersten Seite: „Johannes Feßler, meinem Lehrer, meinem Vorbild, meinem Freund ... " Es ist Ihnen gewidmet, Ihr Eigenthum, ich bringe, was aus meinem Herzen floß, und Ihnen gehört, und lege es Ihnen zu Füßen."

Er machte Miene das Büchlein wirklich auf den Boden vor Feßler hinzulegen; der aber hinderte ihn daran: „Geben Sie es mir in die Hand, das ist Ehre genug," sprach er und lächelte seinem Liebling zu, bei dessen Erscheinen der trübe Ernst verschwunden war, der eben noch die Stirn des alten Mannes umdüstert hatte. Er ließ sich erzählen, wie der Poet seit drei Tagen in verzehrender Erwartung seines Werkes gelebt, wie er jede freie Minute auf dem Postbureau zugebracht und durch die Ausbrüche seiner Ungeduld den Zorn eines Expeditors und das Mitleid zweier Briefträger erregt habe. Jetzt aber sei Alles gut, meinte er und flehte, die Familie möge ihm diesen Abend schenken und sich den Vortrag seiner Dichtung gefallen lassen. Er stellte die Lampe auf den Tisch inmitten der Werkstätte, und trug vier Sessel herbei. Lotti sollte ihm gegenüber sitzen, Feßler und Gottfried neben ihm.

„Auf diese Stunde," sagte er, als Alle Platz genommen hatten, „habe ich

Digitized by Google

mich gefreut von dem Momente an, in welchem mir der erste Gedanke meines Gedichts aufgegangen, bis zu dem, in welchem ich am letzten Verse gefeilt . . . Wie jetzt in der Wirklichkeit, umgaben Sie mich immerwährend im Geiste, Sie geliebten Drei!"

Seine Augen ruhten vor Innigkeit und Wärme leuchtend, auf seinem kleinen Auditorium, dann öffnete er das Buch und begann zu lesen.

Was er las, war nur eine einfache Herzensgeschichte — ähnliche sind wol tausend Mal berichtet, millionen Mal erlebt worden. „Abgedroschen!" wollte Gottfried schon ausrufen, aber er unterdrückte das Wort. Offenbar hatte der Dichter nicht durch das Interesse an seiner Fabel zu wirken gesucht; was da fesselte und bezwang, das war der Schönheitszauber, der in dem schlichten Bilde webte, das war die Wahrheit und die Leidenschaft die es athmete, und wen man darin am liebsten gewann, das war der Dichter selbst. Absichtslos, ja wider seinen Willen hob seine Gestalt sich verklärt aus seinem Werke und erschien so liebenswürdig wie die verkörperte Jugend. Er war von Begeisterung durchglüht, von Talent getragen; eine Unendlichkeit wogte in seiner Seele. Für Ernst und Scherz, für Zorn und Wehmuth, Haß und Liebe, für jede Stimmung und Empfindung der menschlichen Brust lag das Verständniß in seinem Herzen und der Ausdruck auf seinen Lippen. Kein Zweifel an sich selbst hemmte seinen Schwung, kein Mißtrauen in seine Kraft lähmte ihn, er hatte sie, er wußte es, er war ihrer Wirkung gewiß und baute auf sie mit der unerschütterlichen Zuversicht, die dem Erfolg vorangeht, die ihn oft erzwingt.

Und so fragte er denn auch als er geendet, voll freudiger Unbefangenheit: „Was sagen Sie . . . Ist es mir nicht gelungen?"

„Gelungen," erwiderte Feßler „es klopft ein Herz darin."

„Nicht wahr? . . . Und Sie, Gottfried — Ihre Meinung?"

Gottfried war die ganze Zeit hindurch dagesessen, den Ellbogen auf den Tisch und die Stirn in die Hand gestützt. Jetzt lehnte er sich in seinen Sessel zurück und sprach, ohne Halwig anzusehen: „Es ist schön, ganz schön."

„Ich danke, Freund! Ein solches Lob von Ihnen, das thut wohl . . . Aber Sie — Fräulein Lotti . . . Sie schweigen — Sie sagen mir nichts . . ."

In glühender Verwirrung blickte Lotti zu ihm auf:

„Ich kann nicht — Sie sehen . . ." stammelte sie, ein schmerzliches, vergeblich unterdrücktes Schluchzen erstickte ihre Stimme.

„Lotti! . . . Hab' ich verstanden Sie zu rühren, zu ergreifen? . . . Soll mein schönster Traum mir heute ganz in Erfüllung gehen?" Er sprang auf und eilte jubelnd auf sie zu.

Lotti streckte abwehrend die Hände aus; sie weinte, nicht sanft befreiende Thränen — Thränen qualvoller Beschämung und Empörung über sich selbst.

Halwig trat bestürzt zurück. Einen Augenblick stand er zweifelnd vor ihr, plötzlich aber leuchtete das Bewußtsein des Sieges, den er über diese Seele errungen, mit süßem Triumphe aus seinen Augen und er rief in einem Tone, aus dem Rührung, Entzücken und ein letztes Zagen zugleich heraus klangen: „Sie zürnen mir? soll ich dafür büßen, daß mein Gedicht Sie bewegte?"

„Zürnen? Wie können Sie glauben? . . . Eine neue Welt hat sich vor

Digitized by Google

mir aufgethan . . . Ich weiß nicht, ich kann nicht sagen, was ich am meisten bewundere — ich sehe nur wie groß, wie herrlich, und — wie fern . . ."

Ihre Stimme brach, sie erhob einen raschen, hilflosen Blick zu ihm, den er einsog wie himmlischen Thau.

„Nicht fern," rief er, „o nein! Ihnen ist sie es nicht, sie lebt von Ihrem Leben, ist von Ihrem Athem durchhaucht . . . Schöpferin meiner Welt, haben Sie sich in ihr nicht erkannt?"

Und schon lag er vor Lotti auf den Knieen, bedeckte ihre Hände mit seinen Küssen, nannte sie seinen Engel, seine Geliebte, seine Braut. Er pries die Stunde, in welcher sie ihm zum ersten Male begegnet war, und die noch schönere, ewig gebenedeite, in welcher er's zum ersten Male empfunden, daß sie ihn liebe. Das war nicht heute, war nicht vor Kurzem, das war sehr bald, nachdem sie einander kennen gelernt — er wollte gar nicht gestehen, wie bald . . . um nicht allzu vermessen zu erscheinen, so vermessen wie man eben wird, wenn man sich geliebt weiß von dem edelsten und reinsten Herzen.

„Jetzt aber sprich!" bestürmte er sie, „bestätige mir mein Glück vor diesen theuren Zeugen . . . Deinem Vater, Deinem Bruder, den Meinen von nun an — ein Wort, Geliebteste!"

„Was soll ich sagen — Du weißt Alles," war ihre Antwort und jauchzend faßte er sie in seine Arme. — —

Es war keine stumme Seligkeit die seine; unwiderstehlich brauste der Feuerstrom der Worte, die er ihr lieh dahin, und vermochte die Einwendungen Feßler's zu übertäuben, und vermochte Gottfried, sich ein Wort der Fürsprache für Denjenigen abzuringen, dem Lotti ihr Herz geschenkt. Freimüthig erzählte Halwig die Geschichte seines Lebens, sprach von dem Leichtsinn, mit dem er das Erbe seiner Eltern zersplittert, gestand, daß er im Begriffe gewesen, auf schlechte Wege zu gerathen, als sein schützender Stern ihn in das Haus Feßler's geführt. Von dem Augenblicke an war er ein anderer Mensch geworden. Er beschwor Feßler und Gottfried, Erkundigungen über ihn einzuholen. Seine Vorgesetzten im Amte, seine Freunde und Bekannten sollten entscheiden, ob er verdiene, hoffnungslos verworfen zu werden.

„Davon ist nicht die Rede," sagte Feßler, und Halwig rief:

„So lasset denn die Geliebte das Erlösungswerk vollenden, das sie an mir begonnen hat."

Sie wurde seine Braut; und der Mann, der ihr wie ein höheres Wesen erschien, machte sie zur Herrin seines Schicksals. Er unterordnete sich ihr, er wollte ihr Alles danken, was er besaß, er wollte Alles, was er war, nur durch sie geworden sein. Sein junges Haupt, das schon von der Morgenröthe des Ruhmes umglänzt wurde, beugte sich vor ihr, schmiegte sich demüthig an ihre Knie.

„Das heißt verwöhnen," sagte Vater Feßler, aber Gottfried's Meinung war: „Bete sie nur an, sie verdient's."

Einige Monate vergingen, da fiel der erste Schatten auf die bisher ungetrübte Seligkeit der Verlobten. Halwig hatte plötzlich den Staatsdienst verlassen, um sich ganz und gar seinem dichterischen Berufe widmen zu können,

Digitized by Google

der ihm täglich neue Erfolge brachte. Ein zweites Büchlein war dem ersten gefolgt. Es erfüllte reichlich die schönen Erwartungen, die jenes erregt hatte. Die kleine Gemeinde von Bewunderern, die sich um den Dichter zu sammeln begann, wußte seines Lobes kein Ende und begrüßte auch sein drittes Werk mit unbegrenztem Entzücken. Und gerade dieses, das er, um eine übernommene Verpflichtung zu erfüllen, in fieberhafter Hast begonnen und beendet, war ihm vor allen andern an's Herz gewachsen. Er hatte daran erprobt, daß er zu jeder Zeit Herr seiner Stimmung, seiner Phantasie, aller seiner Gaben sei, daß sein Talent ihm leisten und gewähren müsse, was immer er von ihm verlangte. Er wußte jetzt, daß sein Wollen unumschränkt über sein Können gebiete. Ganz erfüllt von dem Gefühl eines so vollkommenen Gelingens erschien er bei seiner Braut, und Lotti schwelgte im Anblick seiner stolzen Glückseligkeit. Als es jedoch hieß, ihre Meinung über die Arbeit auszusprechen, welche Hermann seine beste und reifste nannte, zagte sie und antwortete mit Befangenheit nach langem Zögern, daß ihr Alles gefalle, was von ihm ersonnen sei.

„Dieses," rief er, „müßte Dir auch gefallen, wenn ein Anderer es ersonnen hätte."

„Vielleicht — gewiß . . ." erwiderte Lotti, erschrocken über den Ausdruck von Enttäuschung, der sich in seinen Zügen malte.

Er fuhr erregt fort: „Du mußt lernen, ganz von mir abzusehen bei der Beurtheilung meiner Arbeiten. Daß Schönes geschaffen werde, daran liegt Alles, ob ich es geschaffen habe, ob Hinz oder Kunz, daran liegt Nichts . . . Der Standpunkt ist der einzige — der soll der Deine sein. — Deine Liebe zu mir darf sich nicht durch blinde Bewunderung äußern. Du mußt wissen, warum Du bewunderst — mußt Gründe haben für Dein Lob. Aufrichtigkeit verlange ich von Dir, und will hoffen, daß Du mich ihrer würdig hältst."

„Hermann — wie könnt' ich anders?" fragte sie mit einem ängstlichen Lächeln. „Ich sage Dir was ich denke, aber das hat ja keinen Werth . . . Mein Urtheil zu begründen muß ich erst lernen . . . jetzt bin ich noch nicht im Stande Dir zu sagen, warum ich Dir dieses Mal nicht so leicht — nicht mit so voller — wie soll ich's nennen? — so voller Hingerissenheit folgen konnte wie früher, wie besonders bei Deinem ersten, allerschönsten Gedicht . . ."

Nun brauste er auf. Er fragte, ob sie denn immer auf seine Anfänge zurückkommen wollte, ob ihr das Unbedeutendste am nächsten läge.

„Wenn Du bei dem Punkte stehen bleibst, von dem ich ausging, indeß ich vorwärts jage, werden wir bald auseinander gekommen sein!" rief er, war nicht zu beschwichtigen und verließ sie im Zorne.

Freilich war er am nächsten Tage wieder da, demüthigte sich vor ihr, und weinte vor Reue, als sie ihn, womöglich noch liebreicher als sonst, empfing, und ihm versicherte, nicht zu wissen, was sie ihm verzeihen solle. Er war so beschämt, und in seiner Beschämung so ausbündig und unwiderstehlich liebenswürdig, daß Lotti ihn bat, sich nur recht bald wieder einzubilden, er habe ihr weh gethan.

Diese Bitte wurde erfüllt, aber in anderem Sinne, als sie gestellt war. Hermann ließ es an Gelegenheiten nicht fehlen, ein gegen sie begangenes Unrecht gut machen zu müssen, aber dieselbe zu benützen verstand er bald nicht mehr.

Digitized by Google

Ein leiser Zweifel, eine Frage vermochten alle Dämonen in seiner Brust zu entfesseln und Lotti erkannte mit Entsetzen, daß es Augenblicke gebe, in denen er sie haßte. Da legte er den Ausbrüchen seines Zornes keinen Zügel an. Er litt und fand es natürlich und gerecht, daß diejenige, die ihn liebte, mit ihm leide. Wenn er sich von ihr mißverstanden oder im Stillen getadelt glaubte, warf er ihr ihre untergeordnete Thätigkeit, ihren beschränkten Wirkungskreis vor.

„Von Dem, was ich anstrebe, steht freilich nichts im Le Paute!“ rief er eines Tages, und Gottfried, der bisher männlich an sich gehalten, fuhr empor: „Noch ein solches Wort, und ich schlage Dir den Schädel ein!“

Dem heftigen Auftritt zwischen den beiden Männern, der darauf folgte, wurde mühsam genug von Feßler ein Ende gemacht; aber von nun an begann Gottfried sein passives Benehmen dem Brautpaar gegenüber aufzugeben.

„Du bist ein ungebärdiges Kind,“ sagte er zu Halwig, „Du wärst im Stande, das Liebste, das Du hast, in einem Anfall übler Laune zu zerstören, ich will strenge Wache über Dich halten.“

Halwig drückte ihm die Hand, er begab sich gern unter den Schutz seines besten Freundes.

„Verschwören wir uns gegen alle meine Fehler!“ rief er ganz beseelt von den edelsten Vorsätzen, „wenn Du mir treulich hilfst, will ich ihrer schon Herr werden!“

Lotti war mit diesem Bündnisse nicht zufrieden. Sie wußte, daß Hermann die Selbstbeherrschung, die es ihm auferlegte, ebenso wenig zu bewahren vermochte, wie er die Aufrichtigkeit vertrug, nach welcher er immer verlangte. Seine ganze Natur empörte sich gegen den Zwang, die leiseste Mißbilligung fraß ihm am Herzen, erbitterte ihn, machte ihn unglücklich und überzeugte ihn nie. Was ihn stählte, was alle seine Kräfte entfaltete, das war der Kampf gegen Haß und Verfolgung, und der Genuß überschwänglichen Lobes und verhimmelnder Liebe.

„Ich kann nur im Lichte gedeihen, und Ihr lebt im Halbdunkel,“ rief er einmal nach einer langen Controverse mit Gottfried, und verließ das Zimmer ohne Abschiedsgruß. Lotti erhob sich lautlos und ging ihm nach. Eine Weile darauf hörte man aus dem Vorgemache sein zorniges Sprechen herübertönen, manchmal unterbrochen durch ihr sanft beschwichtigendes Flehen. Dann wurde die Hausthür zugeschlagen, und eine lange Zeit verfloß, bevor Lotti, noch bleich und zitternd, in die Werkstätte zurückkehrte.

Am Abend sprach Feßler zu Gottfried:

„Was ich Dir sagen wollte: Gib Dein Erziehungswerk auf. Den Halwig änderst Du nicht. Laß ihn. Ihr ist er ja recht, wie er ist.“

„Aber Vater, er mißhandelt sie.“

Feßler seufzte und hob bedauernd die Achseln in die Höhe. „Seine Mißhandlungen sind ihr lieber, als die Liebkosungen eines Andern. Das ist so Weiberart.“

Gottfried schwieg und ließ fortan die Dinge gehen, wie sie gingen.

Die Besuche Halwig's wurden immer seltener, und wenn er kam, war er entweder düster und verschlossen, oder von einer aufgeregten und erzwungenen

Digitized by Google

Lustigkeit, die unter allen seinen wechselnden Stimmungen Lotti am Peinlichsten berührte. In eine solche gerieth er einmal, als Feßler über einige Vorbereitungen zur nahenden Hochzeitsfeier sprach, und plötzlich erklärte Lotti ihrem Vater, die Vermählung müsse hinausgeschoben werden.

„Hat er den Vorschlag gemacht?“ rief Gottfried.

„Ich wünsche es!“ entgegnete sie rasch.

„Warum? . . . Mißtraust Du ihm?“

„Vielleicht nur mir,“ war ihre Antwort. Scheinbar völlig ruhig begab sie sich an die Arbeit.

Kurze Zeit, nachdem Lotti diesen Entschluß gefaßt, schien Hermann ganz zu ihr zurückzukehren. Er hatte eine große Enttäuschung erlitten, er fand Trost bei ihr, die seinen Schmerz tiefer empfand, als er selbst. Sein gesunkener Muth wurde indessen bald wieder durch neue Erfolge gehoben, und die unausbleiblichen Früchte derselben stellten sich ein. Die Huldigungen, die ihm dargebracht wurden, wollten bezahlt werden, sie forderten ihren Lohn, machten Ansprüche auf die Persönlichkeit, auf die Zeit des Dichters. Verwandte, die sich vor Jahren von ihm losgesagt hatten, erinnerten sich plötzlich, und erinnerten ihn, daß er zu ihnen gehöre. Wenn er von seiner Verlobung mit der Tochter eines Uhrmachers sprach, hörten sie ihn mit der überlegenen Nachsicht an, die gescheidte Leute für Künstlerlaunen besitzen. Halwig begann sich einzubilden, daß er seine Braut nur um den Preis schwerer Opfer, harter Kämpfe werde heimführen können. Er ersparte und verschwieg ihr Nichts; kein noch so herbes Urtheil, das Menschen über sie fällten, die sie nie gesehen, kein Bedenken Derjenigen, denen er früher aus dem Wege gegangen, und die er jetzt „die Seinen“ nannte. Er schrieb diese grausame Offenheit dem unbegrenzten Vertrauen zu, das er für Lotti empfand, und die bestärkte ihn darin. Sie wußte, daß sie seine Liebe verloren hatte, aber den Schatten derselben, dieses Vertrauen, das ihr sein Herz öffnete, sie seine geheimsten Gedanken kennen ließ, an dem hielt sie fest, das hütete sie wie das heilige Feuer, wie ihr Lebenslicht. Als ob ihre Liebe in dem Maße wüchse, in dem die seine abnahm; als ob er sie durch Qual fester an sich ketten würde, wachte sie über dem kleinen Reste seiner Neigung in übermenschlicher Treue und Geduld. Ein Aufflackern seiner erlöschenden Empfindung war ihr, was der Mutter ein Lächeln ihres sterbenden Kindes ist.

Endlich kam die Stunde, in welcher sie ihre Kraft erlahmen fühlte, in welcher ihr glühender Entsagungsmuth sie verließ. Nach jahrelangem Ringen erwachte in ihr die unwiderstehliche Sehnsucht nach Frieden. Aber sie wollte diesen nicht mit einem Selbstvorwurf in der Seele dessen erkaufen, den sie so sehr geliebt hatte. Sie sprach das Wort der Trennung aus, sie schied sich von ihm. Sie that es an einem Tage, an dem er sich einmal wieder ihr gegenüber so herzlich, so warm, so voll Hingebung und Innigkeit gezeigt, wie in der Frühlingszeit ihrer Liebe.

Er war länger verweilt, als er beabsichtigte, und sprang erschrocken auf, als einige Uhren zugleich die fünfte Nachmittagsstunde schlugen.

„Ich sollte längst fort sein!“ rief er, „aber gleichviel . . . Bei Dir ver-

Digitized by Google

säume ich Nichts, ich gehe immer reicher, besser, als ich gekommen bin . . . Ich bin ein Narr, so selten zu kommen."

Sie traten Beide an das geöffnete Fenster, durch welches die sanft bewegte Luft des lauen Herbstabends hereinflutete. Die Sonne hatte sich hinter einer schweren Wolke verborgen, aber ihr Wiederschein säumte den Horizont mit Purpurstreifen. Breite, leuchtende Lichter lagen auf den Dächern der Häuser und behaupteten sich noch siegreich gegen die grauen Dünste, die von den Bergen herzogen und den östlichen Theil der Stadt schon in ihre wallenden Schleier gehüllt hatten. Drüben am Quai jagte Wagen an Wagen vorbei, drängte und tummelte sich das Menschengewühl, indeß der Strom lautlos und träge seine trüben Wellen rollte.

„Die Aussicht hab' ich lieb," sprach Halwig, „ich sehe gern das Treiben der großen Stadt so tief unter mir . . . Dein Vater hat recht, seine hohe, alte Warte nicht zu verlassen, wenn es ihm auch manchmal schwer fallen mag, sie zu erklimmen . . . Leb' wohl — das heißt: Auf Wiedersehen!"

„Nein, nein," sagte Lotti hastig, „es heißt Leb' wohl . . ." Eine brennende Röthe bedeckte ihre Wangen, und sie umspannte mit beiden Händen die Hand, die er ihr gereicht. „Wir wollen scheiden, wir müssen . . . als gute Freunde, aber für immer. Gib mir mein Wort zurück, wie ich Dir das Deine zurückgebe, Hermann . . ."

„Was heißt das? . . . Was ficht Dich an?" fragte er.

Sein Ton klang vorwurfsvoll, allein ein Blitz freudiger Ueberraschung, kaum sichtbar für ein anderes Auge als das ihre, hatte während ihrer vorhergehenden Rede in seinem Angesicht aufgeleuchtet.

„Ich kann Deine Frau nicht werden," fuhr sie fort, rascher jetzt und mit fliegendem Athem: „Schon lange wollte ich Dir das sagen . . . Ich ringe schon lange mit mir . . . Ich kann mich von meinem Vater nicht trennen, kann auch die Lebensweise nicht aufgeben, an die ich gewöhnt bin, von Kindheit an . . . die mir sehr lieb ist . . ."

„Ich meinte Dir noch viel lieber zu sein!" rief er, und setzte in unaussprechlicher Verwunderung hinzu:

„Du gibst mich auf?! . . . Du — mich?!"

„Du wirst Dich darein fügen — nicht wahr? . . . Sage nicht, daß es Dir unmöglich ist!"

Sie richtete die Augen mit einem festen Blick auf ihn und die seinen senkten sich.

Einen Augenblick flog es ihm durch den Sinn, daß sie ihm untreu geworden, daß sie einen Andern liebe, aber sogleich mußte er lächeln über diesen Verdacht. Er fragte sich, ob sie ihn auf die Probe stellen wollte, fragte sich auch, ob sie nicht vielleicht seinem Glück, seiner Zukunft, ein ungeheures Opfer bringe? Die ruhige Haltung in der sie vor ihm stand, machte ihn aber auch an dieser Vermuthung irre.

Er fuhr aus seinem Brüten auf und sagte mit dem Ausdruck eines echten Schmerzes:

„Und wir sollen uns niemals wiedersehen?"

Digitized by Google

„Doch ... wenn wir ganz vernünftig geworden sind."

„Du bist es schon jetzt!" entgegnete er voll Bitterkeit.

„Und Du wirst es werden — wirst mir danken ... Laß mir Deine Hand! wende Dich nicht ab ... Du hast keinen Grund mir zu grollen. Ich befreie Dich von einer traurigen Braut, bei der keine Freude zu holen ist —" sagte sie mit einem schwachen Versuch zu lächeln.

Er unterbrach sie, er wollte nicht weiter hören; er erklärte, daß er ein einmal gegebenes Wort nie wieder zurück nehme, und wenn es sein Unglück wäre ...

„Wenn es aber auch das meine ist?" fragte sie, und er rief halb zornig, halb verlegen:

„Wie Du mich mißverstehst! ... Wie Du nur glauben, es nur für möglich halten kannst, daß ich Dich aufgeben werde, ohne Grund ... Weißt Du denn einen? ... Daß ich mich von Dir trennen werde — so plötzlich ..."

Sie erhob das Haupt. „Wir sind längst getrennt," sprach sie. „Es ist aus. Frage Dich selbst, ob Du recht hättest, mich mitzuschleppen durch's ganze Leben, weil Du einmal geglaubt hast, mich zu lieben."

„Geglaubt? ... Ich habe Dich unaussprechlich geliebt — meine Liebe zu Dir war ..."

„Sie war!" fiel ihm Lotti mit einem schneidenden Schmerzenston in's Wort, der die Qual ihres Innern verrieth. „Täusche Dich nicht ... Wir wollen die Kraft haben einzugestehen, daß eine Empfindung, die wir für ewig hielten — erloschen ist. Und wir wollen nicht unsere Zukunft auf die erloschene bauen, nicht erwarten, daß ein Glück aus ihr erblühen könne ..."

Er starrte sie an und schwieg. Sein Verstand gab ihr recht, sein Herz stimmte ihr bei. Was sich in ihm noch regte und sträubte, das war ein leiser Gewissensvorwurf. Allein auch den vermochte Lotti zu beschwichtigen, indem sie sagte:

„Nur die Geliebte scheidet sich von Dir — die Freundin bleibt. Die wirst Du immer finden. Komm zu ihr, wenn Du ein Leid zu klagen hast, wenn Du verdrossen bist und schlimmen Muthes. Bedrückte Seelen warten — das verstehe ich, das ist die Kunst, die *ich* ausübe, das ist *meine* Virtuosität ..."

„Lotti!" rief er überwältigt, und zog sie an seine Brust. Plötzlich jedoch ließ er sie aus seinen Armen, warf sich in einen Sessel nieder und brach in heftiges Schluchzen aus. Sie trat zu ihm, beugte sich, ihre Lippen ruhten lange auf seiner Stirn ... regungslos mit geschlossenen Augen empfing er ihren schwesterlichen Kuß, und ihm war, als senke sich aus seinem innigen Berühren Frieden und Versöhnung in seine kämpfende Seele. Als er aufblickte, fand er sich allein, Lotti war in ihr Zimmer geeilt und er hörte sie den Riegel vorschieben. Er sprang auf, er rannte zur Thür und pochte und rüttelte daran wie ein Verzweifelter. Kein Laut antwortete seinem Drohen und Flehen.

Endlich mußte er sich ergeben — mußte sich fassen.

„Ich komme wieder, hörst Du mich? Ich komme wieder!" sprach er und schritt nach einem letzten Zögern, einem letzten, vergeblichen Erwarten, langsam aus dem Gemach.

Digitized by Google

VII.

Allein so oft er wiederkam, so ungestüm er nach ihr fragte — Lotti ließ sich nicht sehen. Er schrieb an sie, er bat sie um eine Unterredung, und sie entgegnete, sie wolle dieselbe gern gewähren, wenn er zuvor verspreche, ihres früheren Verhältnisses mit keinem Worte zu erwähnen. Auf diese Bedingung konnte er nicht eingehen, das erklärte er offen in einem zweiten Briefe, der unbeantwortet blieb.

Damit war zwischen ihnen alles zu Ende.

Als sie einander nach langer Zeit zufällig auf der Straße trafen, senkte Lotti die Augen und Halwig wandte die seinen ab. Später vermieden sie es nicht mehr, einen raschen Blick zu wechseln. Hast du mir Nichts zu sagen? fragte der ihre und wurde durch ein kaltes Lächeln, eine Miene spöttischer Gleichgültigkeit erwidert. Nach solchen flüchtigen Begegnungen kehrte Lotti heim mit fliegenden Pulsen und brennender Stirn, und am nächsten Morgen erzählten ihre müden und gerötheten Augen von einer durchweinten Nacht.

Aber auch diese letzte, thörichte Schwäche ward überwunden. Lotti gewöhnte sich, an dem einst Geliebten vorbei zu gehen, wie an einem Fremden; sie erröthete nicht mehr, wenn sein Name in ihrer Gegenwart ausgesprochen wurde; sie las auch seine Bücher nicht mehr. Sie wurde von ihnen allzu peinlich berührt. Es gab sich darin ein Haschen nach dem Absonderlichen und Unerhörten kund, ein Streben, gemeine Neugier zu wecken, eine Vorliebe, das Krasse, oft sogar das Widerliche zu schildern, die Lotti entsetzten und ihr wie Lästerungen an dem Gotte erschienen, den Halwig selbst sie verehren gelehrt: am Gotte des Schönen.

Jahre vergingen. Feßler starb — kurze Zeit nachdem ihm angekündigt worden, daß er seine „hohe Warte" verlassen müsse, weil das Haus zum Umbau bestimmt sei. Lotti bezog ihre jetzige Wohnung. Gottfried miethete sich bei dem Uhrmacher ein, für den er seit dem Tode seines Pflegevaters arbeitete. Des erlittenen Verlustes immer eingedenk, führten Beide still ihr Leben fort; Lotti war von ihrer ersten und einzigen Liebe so vollkommen geheilt, daß sie die Nachricht von Halwig's Verheirathung, die Gottfried eines Tages brachte, mit unbefangener Heiterkeit aufnahm.

Vor drei Jahren hatte sich's ereignet und Lotti besann sich heute noch des verstörten Gesichts, mit dem Gottfried damals bei ihr erschienen, der Verlegenheit, der unnöthigen Schonung, mit denen er, nach langem Hin- und Herreden seine Neuigkeit plötzlich hervorgestoßen und dabei so beschämt und elend ausgesehen, als ob er eben eine schändliche Handlung begangen hätte.

„Ich muß es Dir sagen," entschuldigte er sich, „Du hättest es vielleicht auf eine unangenehme Art erfahren können ... ganz unvorbereitet vielleicht ..."

Lotti sah ihn freundlich an und sagte:

„Nun — was hätte das gemacht?"

„Wenn Du ihnen aber begegnet wärest, wie ich — ganz unerwartet — beim Biegen um eine Ecke ... Arm in Arm ..."

„So hätte es mich gefreut," sagte Lotti.

„Hätte es? ..." Sein Gesicht hatte sich verklärt, er gerieth in Begeisterung und jetzt kam es heraus, daß er schon seit einigen Tagen von der

Digitized by Google

Verheirathung Halwig's unterrichtet war, daß er auch gehört habe, die junge Frau sei arm, vornehm und schön.

„Das letztere kann ich bezeugen," sprach Gottfried mit gedämpfter Stimme, als ob er ein Geheimniß anzuvertrauen habe, „Du und ich, wir haben nie etwas Schöneres gesehen. Sie ist groß — um ein Haar vielleicht größer als Du, und so zart, so ätherisch, als wäre sie aus Mondesstrahlen gewoben ... aber nein, das Bild paßt nicht; die Strahlen des Mondes sind kalt und sie sieht aus, wie das junge rosige Leben ... Ein Kind sag' ich Dir, und hat doch schon Etwas in den Augen ... Ich war eilig, und ging in Gedanken so hin, wäre beinahe an sie angerannt ... Er rief: „Holla!" und sie blickte mich mit diesen prächtigen, sonderbaren Augen unaussprechlich verwundert an, als ob sie fragen würde: Was fällt Ihnen denn ein? Ich bin es ja! ... so, daß ich ordentlich erschrocken stehen blieb und den Hut rückte. Da bemerkte ich erst, daß er den seinen abgenommen hatte. Gesprochen wurde Nichts, wir haben Beide nur getrachtet, so bald als möglich fortzukommen."

Gottfried nahm seinen gewohnten Platz in der Fensterecke, dem Arbeitstisch Lotti's gegenüber ein, und sie begann von anderen Dingen zu sprechen. Sie erzählte mit einer Art Entrüstung, daß der Uhrenliebhaber, der einst für ihre Sammlung jenes hohe Angebot gemacht, das Feßler bereute von der Hand gewiesen zu haben, sich wieder melde. Von Amerika aus, wo er lebte — er war ein Deutscher, der dort Glück gemacht — erneuerte er seinen Antrag in einem Briefe, den sein Agent Lotti überbrachte. Sie sann jetzt über ihre Antwort nach, konnte nicht Worte finden, scharf und bestimmt genug, um ihren unerschütterlichen Vorsatz, sich nie von ihrer Sammlung zu trennen, auszudrücken. Sie hatte Lust, dem „Amerikaner" mitzutheilen, was bisher Niemand außer Gottfried wußte, daß der Hausschatz nämlich, im Testamente Lotti's dem Museum ihrer Vaterstadt vererbt sei, wo er unter dem Namen: „Feßler'sche Sammlung," auf die Nachwelt übergehen sollte, zum Nutzen und zur Freude künftiger Generationen.

Gottfried gab ihr, etwas zerstreut, in Allem recht, sprang aber plötzlich von dem Gegenstand ihres Gespräches ab, und sagte: „Findest Du es nicht verwegen von ihm, ja sehr verwegen, in seinen doch schon reifen Jahren, ein Mädchen zu heirathen, wie gesagt, fast noch ein Kind und so wunderschön?"

„Von — ihm? ... Du sprichst von Halwig —" erwiderte sie mit einem verweisenden Blick. — Die sanfte Lotti war gegen Gottfried ausnahmsweise immer ein wenig streng. „Das muß man wissen ... Reife Jahre? Ach was! Künstler bleiben immer jung, nur wir altern, wir Arbeitsleute."

So hatte sie vor drei Jahren die Kunde von Hermann's Verheirathung aufgenommen und seitdem nichts mehr von ihm gehört.

Und jetzt, nachdem sie alles verschmerzt, vieles vergessen, kam ein Bote aus der langentschwundenen Zeit und weckte sie aus ihrer tiefen Ruhe. Sie staunte selbst über die Gewalt des Eindrucks, den sie plötzlich empfangen hatte, über die Pein, welche er verursachte. Doch versuchte sie nicht, sich ihr zu entziehen, dazu

Digitized by Google

kannte sie sich zu gut. Ihre Leiden wollten völlig durchlebt sein, bevor sie sterben konnten. Da half kein Wegschieben, keine Ueberredungskunst, sie forderten ihr ganzes Recht, und wichen erst, nachdem es ihnen geworden.

Sie nahm ihre Arbeit vor. Gleichförmig wie immer spann ihr Tagewerk sich ab. Nachmittags besuchte sie Gottfried in seinem Gewölbe. Allein was sie auch that und sprach, unabläßig summten ihr die Worte: „Aus Leichtsinn oder Noth“ im Ohr, und der Gedanke an Halwig verließ sie nicht eine Secunde. Sie durchwachte eine böse Nacht.

Am nächsten Morgen kam Gottfried und mahnte sie noch ein Mal, die bei ihr bestellten Arbeiten dem früheren Meister heute selbst zu überbringen.

Sie versprach es, lehnte aber Gottfrieds Antrag, sie zu begleiten, auffallend hastig ab.

„Wie Du willst,“ sagte er und verabschiedete sich ohne eine Spur von Empfindlichkeit.

Sie blickte ihm eine Weile nach. „Der beste Mensch!“ murmelte sie leise vor sich hin und begann ganz gegen ihre Gewohnheit müßig, mit gekreuzten Händen, im Zimmer auf und ab zu gehen.

Ihre alte Dienerin trat ein und verwunderte sich über die Maßen, ihre Herrin unbeschäftigt zu finden. Aber sie freute sich noch mehr, als sie sich verwunderte. Der Himmel selbst, meinte sie, bescheere ihr eine Gelegenheit, sich so recht nach Herzenslust über die interessanten Neuigkeiten auszulassen, die sie vom Markte mitgebracht. Leider fand sie nur geringe Theilnahme und wurde plötzlich durch die Worte unterbrochen:

„Agnes — ich gehe jetzt aus.“

Das war freilich leichter gesagt als gethan. Ausgehen? Jetzt? — die Alte entsetzte sich über „diese Idee“. Vor dem Essen war das Fräulein nie ausgegangen, warum denn heut'!

Die Frage, und die seltsam forschende Miene mit der sie gestellt wurde, machten Lotti erröthen; sie wandte das Gesicht verlegen ab und sagte: „Warum? — ja — — ich könnte eigentlich auch später — wenn Du Dich beeilen wolltest . . .“

Agnes entfernte sich, erschien jedoch bald wieder. Sie überbrachte die Visitenkarte eines fremden Herrn, der das Fräulein dringend zu sprechen wünschte.

Der Agent des „Amerikaners“ kam einmal wieder, die Anerbietungen seines Chefs in Bezug auf die Uhrensammlung zu erneuern.

Er wurde selbstverständlich abgewiesen. Allein statt sich damit zu bescheiden und sich — zufrieden oder nicht — zu empfehlen, nahm er auf das Breiteste Platz in dem Fauteuil und ließ alle fünf Minuten einige wegwerfende Worte über alte Uhren fallen. Nach einer tödtlich langen Stunde erhob er sich endlich mit der Versicherung, er wolle vor seiner Abreise noch einmal vorsprechen. Lotti erlaubte sich zu bemerken, das sei ganz überflüssig, worauf er verbindlich erwiderte, er danke, und werde sich gewiß einfinden.

Dieser Besuch schien Lotti den Appetit verdorben zu haben; denn sie ließ ihr Mittagsmahl, das von Agnes endlich aufgetragen wurde, unberührt.

Sie kleidete sich rasch und hastig zum Ausgehen an, und blieb dann zögernd

Digitized by Google

an der Thür stehen ... sie eilte die Treppe hinab und schritt langsam durch die Straßen ... immer langsamer, je näher sie ihrem Ziele kam.

Sie wollte sich Gewißheit über die Umstände verschaffen, unter denen ihr einstiges Geschenk verkauft worden war. Sie wollte es. Und doch erhoben sich Einwendungen in ihr gegen den unwiderruflichen Entschluß. — Was soll die Gewißheit, nach der Du strebst, Dir bringen? fragte sie. — Was hast Du zu erwarten? Du wirst von einem Leichtsinn hören, den Du nicht heilen kannst, oder von einer Noth, der abzuhelfen Du nicht vermagst. Laß ab! Was quälst Du Dich? ... Zu wessen Frommen? Du bist längst vergessen — vergiß auch Du!"

Lotti horchte den leisen, abrathenden Stimmen und — mit Bewußtsein handelte sie ihnen entgegen.

Jetzt stand sie an der Thür des Uhrmacherladens, jetzt drückte sie die Klinke ...

Der Laden war leer, aber aus dem anstoßenden offenen, mit Gaslicht hell erleuchtetem Raume schallte ihr ein lauter Wortwechsel entgegen.

„Ich weiß ja, daß ich eine Gefälligkeit von Ihnen verlange!" rief eine Stimme, deren Ton Lotti seit fünfzehn Jahren nicht mehr gehört, und die sie dennoch augenblicklich erkannte.

„Ich aber, entschuldigen Sie, bin nicht in der Lage Gefälligkeiten zu erweisen. — Entschuldigen Sie, da ist Jemand ..." sagte der Uhrmacher, der den Eingang zum Gewölbe nicht aus dem Auge gelassen hatte; „ah — Fräulein! — eben recht ..." Er eilte auf Lotti zu, indem er fortfuhr zu sprechen: „Vierundzwanzig Stunden bin ich im Wort gestanden; jetzt sind drei Tage vorüber; und mit dem besten Willen — wenn ich noch so gern möchte — ich könnte die Uhr nicht herschaffen, denn sie ist —" er warf Lotti einen Blick des Einverständnisses zu, „bereits in anderen Händen. Diese Dame kann es bestätigen."

Derjenige, dem die Rede galt, hatte sie mit Aeußerungen des Unglaubens begleitet. Als Lotti's Zeugniß angerufen wurde, richtete er plötzlich die Augen auf sie, verstummte und starrte sie so vernichtet, so völlig überwunden und rathlos an, wie ein Kind, das auf einer schlimmen That ertappt wird.

„Mein Gott — Sie? ..." stammelte er, „was werden Sie von mir denken?"

Lotti hatte sich rascher gefaßt als er; sie erwiderte:

„Nichts anderes, als daß es schön von Ihnen ist, sich so herzlich nach Ihrer alten Uhr zurückzusehnen."

Beide schwiegen und sahen einander an. Sie ihn, mit leiser, etwas peinlicher Ueberraschung; er sie, halb wehmüthig, halb freudig. Seine Verlegenheit war wie durch Zauber verschwunden, und ihm wurde leicht und wohl um's Herz. Ihm schien es, als träte ihm die Erinnerung an die beste Zeit seines Lebens verkörpert entgegen ... nicht die glänzendste, o bei weitem nicht! Aber die beste gewiß.

„Fräulein Lotti — Fräulein Lotti," wiederholte er mehrmals, ohne den Blick von ihr zu verwenden.

Er fand in ihrem Gesicht den Ausdruck, den er einst geliebt hatte, wieder.

Digitized by Google

Hübsch war sie nie gewesen, doch konnte sie schön sein, wenn ihre Seele sich in ihren Zügen spiegelte, wenn der Abglanz ihrer reinen Gedanken auf ihrer Stirn sichtbar wurde, wenn eine Gemüthsbewegung ihre Wangen röthete — so wie jetzt ... Was lag daran, ob leichte Falten diese Stirne furchten, ob diese Wangen schmaler geworden? Die Augen blickten so gütig wie je; die rosige Farbe der Lippen hatten die Jahre verwischt, den Zug von Sanftmuth und stiller Heiterkeit, der sie umspielte, jedoch nur tiefer eingeprägt ... Ja, sie war es noch! In ergrauenden Haaren noch sie, und — sie hat sich wenig verändert, dachte er.

Lotti hingegen dachte: er hat sich sehr verändert. Worin aber? fragte sie sich. Die Zeit ist ja doch schonend an ihm vorüber gezogen. Seine Gestalt hatte sich jugendlich schlank erhalten. Die Farbe seiner Haare und seines Gesichtes waren dunkler, sein Bart und seine Brauen waren lichter geworden. Die Augen lagen tiefer und schon bildeten sich Ringe um dieselben, doch funkelten sie noch feurig wie sonst; er war noch immer ein Bild männlicher Schönheit, sein Wesen noch immer anziehend und gewinnend. Allein der Charakter seiner Erscheinung hatte eine gewaltige Aenderung erfahren. Keine Spur des Künstlers war mehr an ihm. Er sah wie ein vollendeter Weltmann, sogar ein wenig stutzerhaft aus. Das Haar war kurz gehalten, der Backenbart nach englischer Mode zugeschnitten, und die nämliche und allerneueste Mode hatte auch die Form des langen lichten Oberrocks, den er trug, bestimmt, hatte bei der Wahl des glänzenden Cylinders, der sportsmäßigen Cravatte, der Handschuhe aus Hundsleder, den Ausschlag gegeben. Wenn Kleider Leute machen würden, hätte man ihn für ein Mitglied des Jockey-Klubs halten müssen. Er hatte jedoch nur die äußere Hülle eines Engländers, nicht dessen Art und Weise angenommen — vielleicht nicht anzunehmen vermocht. Es war nichts von jener steifen Gleichgültigkeit in dem Tone, in welchem er sich an Lotti wendete und sie versicherte, er freue sich des Wiedersehens, trotz der ihn beschämenden Umstände, unter denen es stattfand. Er bat sie, ihn anzuhören, bat, ihr seine thörichte und leichtsinnige Handlung, die allerdings unverzeihlich sei, wenigstens erklären zu dürfen.

Lotti unterbrach ihn und meinte, daß sich wol mehr werde thun lassen. Sie wandte sich an den Kaufmann und ihrer eindringlichen Fürsprache gelang es, nach einiger Bemühung den übereilten Handel rückgängig zu machen. Sodann verabschiedete sie sich von dem alten Geschäftsfreunde und verließ das Gewölbe zu gleicher Zeit mit Halwig.

„Ihre Uhr ist bei mir," sagte sie zu ihm, „in drei Tagen schicke ich sie hierher, da kann sie abgeholt werden."

Er wollte in Worte des Dankes ausbrechen, sie aber grüßte so deutlich verabschiedend, daß ihm Nichts übrig blieb, als diesem Winke zu gehorchen. Er verneigte sich, trat zurück, und sie schlug den Weg nach ihrer Wohnung ein.

Sie war schon eine ziemlich große Strecke gewandert, als sie durch rasch hinter ihr hereilende Schritte eingeholt wurde und Halwig an ihrer Seite erschien.

„Verzeihen Sie mir," sagte er, „verzeihen Sie, Fräulein Lotti ... eine große Bitte ..."

„Nun?"

„Erlauben Sie mir, meine Uhr selbst bei Ihnen abholen zu dürfen?"

Digitized by Google

„Das steht Ihnen frei," antwortete sie.

„In drei Tagen also! ... Um diese Stunde, nicht wahr? Ich komme, ich danke Ihnen ... das ist eine Freude! ..."

„Die hätten Sie sich längst machen können."

„Können! ..." wiederholte er fragend, „haben Sie mir nicht dereinst gesagt, nur wenn ich ein Leid zu klagen hätte, mög' ich kommen? Nun, Fräulein Lotti, ich hatte keines zu klagen, außer demjenigen, das Sie selbst mir damals angethan haben ... und das allein getragen und überwunden werden mußte ... In allem Uebrigen bin ich glücklich gewesen ..."

„Und davon sollte ich nichts wissen?" unterbrach sie ihn.

„Davon wollten Sie nichts wissen ..."

„O wie kindisch! Ist es möglich, Halwig, so kindisch sind Sie geblieben?"

Er fiel sogleich in den heitern Ton ein, den Lotti angestimmt hatte. Erst die Frage, die sie an ihn stellte, wie es denn komme, daß sie ihm seit Jahren nicht einmal mehr auf der Straße begegnet sei, stimmte ihn ernster.

„Ach," sagte er mit einem Seufzer, „ich bin ja wie der Vogel der Minerva. In der Dämmerung beginne ich meinen Flug. Tags über schmiedet mich die Arbeit an meine Stube fest... freilich, keine unnütze Arbeit — eine lohnende und erfolgreiche ..." Er warf den Kopf stolz zurück. „Ueberdies," setzte er, als Lotti schwieg, mit veränderter Stimme hinzu, „habe ich diesen Winter und den vorigen in England zugebracht, die Gesundheit meiner kleinen Frau machte einen längeren Aufenthalt in einer kräftigeren Luft nothwendig."

„Sie ist leidend?"

„Nichts von Bedeutung. Gott sei Dank, nichts, das mir den geringsten Grund zu Besorgnissen gäbe."

„Sie müssen mir von Ihrer Frau erzählen, Halwig."

„Ich will sie Ihnen bringen!" rief er, hielt aber sogleich inne, wie Jemand der ein übereiltes Wort gesprochen hat, und setzte zögernd hinzu: „Das heißt, wenn meine Frau — ich wollte sagen, wenn Sie es mir erlauben."

„Erlauben — wie denn? — Ich bitte Sie darum."

Sie waren bei dem Hause Lotti's angelangt und diese blieb stehen. „Hier wohne ich," sprach sie, „hoch oben im dritten Stock."

„Hier also — gut — hier suche ich Sie auf, in drei Tagen ... Wie glücklich wäre ich, unser kaum begonnenes Gespräch jetzt schon fortsetzen zu können — aber ich bin ein Sclave ... ein freiwilliger natürlich — einer der vernarrt ist in seine Sclaverei ... Auf Wiedersehen denn!" Er ergriff ihre Hand und drückte sie mit Wärme: „Fräulein Lotti — so haben wir uns doch endlich wieder gefunden!"

„Und wie mir scheint," antwortete sie, „als ganz gute Freunde."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Prosper Mérimée.

Ein Essay
von
Georg Brandes.

Von den hochbegabten Männern, die in den letzten Regierungsjahren Karl's X. und in den ersten des Julikönigthums die große literarische Renaissance Frankreichs herbeiführten, ist nur ein Einziger noch am Leben, der berühmteste unter ihnen allen, Victor Hugo; der in dem geistigen Befreiungskrieg der Erste war, ist auch der Letzte geblieben. In dem Zeitraume 1869—76 verlor jenes Geschlecht seine noch übrigen großen Vertreter: Sainte-Beuve, Mérimée, Alexander Dumas, Théophile Gautier, Vitet, George Sand. Unter diesen vor Kurzem Gestorbenen gibt es indessen einige, mit denen man sich nach ihrem Tode fast mehr beschäftigt hat, als während sie noch lebten. Die lange Reihe von Publicationen aus Sainte-Beuve's Briefen, nachgelassenen Papieren und Gedichten haben der Physiognomie des großen Kritikers wenn auch nicht mehr Anziehungskraft, doch neues Leben und schärfere Züge gegeben; Feydeau's und Bergerat's Werke über Gautier haben den Kreis von Bewunderern dieses zu seinen Lebzeiten nur von den künstlerisch Gebildeten verstandenen Schriftstellers so bedeutend erweitert, daß er fast populär geworden ist, und endlich gaben die nach Mérimée's Tode veröffentlichten größeren und kleineren Sammlungen vertrauter Briefe des im Leben so verschlossenen und zugeknöpften Autors vielfach zu einem erneuerten Studium desselben Anlaß. Die besten Kritiker Frankreichs (Sainte-Beuve, Taine, Paul de Saint-Victor, Blaze de Bury, Loménie) haben sich über ihn ausgesprochen und das Thema kann erschöpft scheinen; vielleicht läßt sich jedoch aus einem etwas vernachlässigten Gesichtspunkte ein frischer Eindruck des Gegenstandes gewinnen.

Die Jetztlebenden, die in Victor Hugo's „Histoire d'un crime" die höhnischen Worte über Mérimée gelesen haben und geneigt sind, in Jenem nur den lyrisch-rhetorischen Republikaner, in Diesem den feinen und sarkastischen Secretär der Liebeshöfe des zweiten Kaiserreichs zu sehen, stellen sich schwerlich vor, daß die beiden Männer, welche poetische und politische Antipathien nach und nach so weit aus einander führten, als Jünglinge demselben Lager angehörten und friedlich,

Digitized by Google

ja freundlich mit einander verkehrten. Und doch sah in den schönen Frühlingstagen der Romantik die allschauende Sonne einmal den correcten Verfasser „Mateo Falcone's" in Hemdsärmeln und mit einer Schürze versehen in der Küche Victor Hugo's, wie er, von der ganzen Familie umgeben, der Köchin des Hauses eine erfolgreiche Lection in der Zubereitung von Macaroni à l'italienne ertheilte, und man erzählt, daß Hugo eines Abends — vielleicht durch die Erinnerung an jene vorzüglichen Macaroni zur Begeisterung gestimmt — aus dem Namen Prosper Mérimée's das schlagende und schmeichelnde Anagramm bildete: M. Première Prose[1]).

Victor Hugo selbst würde gewiß jetzt nicht mehr die Umschreibung gelten lassen, — er, der später einmal, als Jemand den nüchternen Stil Mérimée's lobte, „die Nüchternheit eines schlechten Magens" einwarf; aber man irrt kaum in der Behauptung, daß jenes Anagramm ganz genau die Ansicht der älteren Generation in Frankreich ausdrückt. Für den vierzigjährigen, feingebildeten französischen Weltmann geht noch heutzutage kein Prosastil über den Prosper Mérimée's. Für den Weltmann sag' ich; denn für die jetzigen, malerischer und sinnlicher angelegten Prosaisten und ihr Publicum sind einfache Natürlichkeit des Ausdrucks, Klarheit und Kürze, wenn auch anerkennenswerthe, doch nicht die höchsten Eigenschaften der Darstellung. Der weltmännisch gebildete Franzose dagegen liebt die Erzählung und mag die Schilderung nicht, er ist (ohne es zu wissen) ein doctrinärer Anhänger der Principien Lessing's im „Laokoon", ein echter Rationalist, aller „naturalistischen" Beschreibungssucht abhold, und hat immer die Schreibweise Voltaire's derjenigen Diderot's weit vorgezogen. Wer ihm, ohne Nachtheil für die Uebersichtlichkeit, so viel Thatsächliches wie möglich innerhalb des möglichst engen Raumes bietet, entspricht seinem künstlerischen Ideal, und verwirklicht es geradezu, wenn er wie Mérimée mit dieser Gedrängtheit den Ton und die Haltung der vollständigen Selbstbeherrschung vereinigt. Die ältere französische Generation, für welche das Wort „Romantik" nach und nach fast mit Ueberschwänglichkeit gleichbedeutend geworden ist, fängt heutzutage an sich zu wundern, daß man überhaupt jemals Mérimée zu den Romantikern gerechnet hat; sie räumt wol ein, daß er an dem ersten romantischen Feldzug Theil nahm, aber sie betont, daß dies halbwegs aus Versehen geschah. Als Jules Sandeau den Nachfolger Mérimée's, Louis de Loménie, in der französischen Akademie empfing, erzählte er, um Mérimée's Kampfgenossenschaft mit den Romantikern zu illustriren, die alte Anekdote von jenem Gentleman, der in den Julitagen 1830 einem der Empörer, der mit seinem Gewehr nicht umzugehen verstand, ungeduldig die Waffe aus den Händen nahm, nach einem der Schweizer in den Tuilerienfenstern zielte, ihn tödtete und dann die Aufforderung des Insurgenten, das Gewehr, dessen er sich so vortrefflich bediente, zu behalten, mit den Worten höflich ablehnte: „Ich danke Ihnen, ich bin nicht Republikaner." Solcherweise sei Mérimée eigentlich immer ein Classiker gewesen und wenn er am Anfang seiner Laufbahn die Romantiker fast überbot, habe er nur der Versuchung, ihnen den Gebrauch ihrer Waffen zu zeigen, nicht widerstehen können.

[1]) Victor Hugo, raconté par un témoin de sa vie II. 159; Eug. de Mirécourt: Mérimée 25.

Digitized by Google

Ist die Auffassung, die hinter dieser scherzhaften Uebertreibung liegt, auch zutreffend? Es kommt mir nicht so vor. Es scheint mir nicht schwierig darzulegen, daß Mérimée als Dichter der classischen Reinheit und Zurückhaltung seines Stils zum Trotz in vielen Hinsichten ein ausgeprägter Repräsentant der französisch-romantischen Geistesrichtung ist. Dieser allgemeine Zug seines Wesens springt hervor, wenn man sich in die individuelle Eigenthümlichkeit seiner Natur vertieft.

I.

Prosper Mérimée (geboren 28. September 1803) entstammt einer Künstlerfamilie. Sein Vater war ein tüchtiger, mehrseitig gebildeter Maler, der ein Buch über die Technik seiner Kunst veröffentlicht hat; seine Mutter eine besonders für Kinderporträts beliebte Malerin, die Erzählertalent besaß und gewohnt war, durch amüsante Geschichten die Kinder zum Stillsitzen, während sie gemalt wurden, zu bringen. Das Bildniß, das sie von ihrem einzigen Sohne in dessen fünften Jahre ausgeführt hat, gibt eine ebenso vortheilhafte Idee von ihrer künstlerischen Begabung wie von dem Aeußeren des Kindes. Das Gesicht ist von einer bei einem so kleinen Knaben ganz ungewöhnlichen Art von Schönheit, denn es liegt etwas von dem Stolz und der intellectuellen Ueberlegenheit des Mannes in dieser von seidenen Locken umrahmten, vornehmen Kindesphysiognomie. So rein und frei wie der Blick ist, so schalkhaft ist die Wellenlinie der kluggeschnittenen Lippen; die Haltung des Kopfes ist die eines kleinen Prinzen [1]). Man versteht, daß dieser Knabe, nachdem er eines Tages entdeckt hatte, daß die Eltern sich gegen ihn nur zornig stellten und hinter seinem Rücken über seine reuevollen Thränen lachten, den Entschluß faßte, „nie um Verzeihung zu bitten", ein Vorsatz, dem der Mann sein Lebelang treu blieb. Die Mutter, mit der Mérimée bis zu ihrem Tode im Jahre 1852 zusammenwohnte, war eine Frau von seltener Charakterstärke, in welcher die Bildung des vorigen Jahrhunderts einen so ausgeprägten Widerwillen gegen jeglichen religiösen Glauben erzeugt hatte, daß sie den Sohn nicht einmal taufen ließ, bei welchem Umstand dieser als reifer Mann mit einem gewissen sarkastischen Behagen zu verweilen pflegte. Einer frommen und liebenswürdigen Dame, die, um ihn zum Empfang der Taufe zu bewegen, ihre ganze Beredtsamkeit in's Feuer führte, antwortete er: „Ich gebe nach, doch unter der einen Bedingung, daß Sie meine Pathen werden; ich werde ganz weiß gekleidet sein und Sie werden mich auf dem Arme tragen."

Die äußeren Schicksale seines Lebens sind bald erzählt. Nach den gewöhnlichen juristischen Pflichtstudien eines jungen wohlhabenden Franzosen debütirte er, erst 22 Jahre alt, mit Glanz als Dichter, führte, in den Kreisen der liberalen Opposition verkehrend, bis zu seinem 28. Jahre ein unabhängiges, zwischen der Literatur und den Zerstreuungen getheiltes Jugendleben, und wurde, nachdem seine politischen Freunde an's Ruder gekommen waren, 1831 als Nachfolger

[1]) Eine Abbildung des Porträts findet man in Maurice Tourneux': Prosper Mérimée. Ses portraits, ses desseins, sa bibliothèque.

Digitized by Google

Vitet's, in dessen Spuren er schon als Dichter getreten war, zum Inspector der historischen Monumente Frankreichs ernannt, welches Amt er mit Eifer und Verständniß ausfüllte. Zahlreiche Reisen in Spanien und England, eine Reise nach dem Orient, zwei nach Griechenland vervollständigten seine völlig originelle Bildung und bereicherten ihn um so mehr mit den verschiedenartigsten Eindrücken fremder Charaktere und Sitten, als er mit seinen außerordentlichen Sprachkenntnissen sich in den fremden Ländern wie ein Eingeborner bewegte. Seine (in Frankreich besonders seltene) sprachliche Begabung war so groß, daß er Englisch, Spanisch, Italienisch, Neugriechisch, Russisch sprach, das Spanische sogar in den verschiedenen Dialekten, die Zigeunermundart mit einbegriffen; er hatte die Literaturen dieser Sprachen gründlich studirt und beherrschte außerdem die altgriechische und römische Literatur wie ein Philologe. Nachdem er von Amtswegen mehrere gelehrte Berichte über seine Reisen in Frankreich, und als Historiker Studien über Episoden der römischen Geschichte veröffentlicht hatte, wurde er 1841 in seiner Eigenschaft als Archäologe in die Académie des inscriptions aufgenommen; 1844 erhielt er einen Sitz in der französischen Akademie. Nach der Begründung des zweiten Kaiserreichs wurde er, der als vieljähriger Freund der Gräfin Montijo der kaiserlichen Familie nahe stand, und der mit Octave Feuillet lange fast die einzige literarische Zierde des neuen Hofes war, schon 1853 zum Senator ernannt, eine Würde, für die er zu gut war und die ihm keine Ehre einbrachte, obwol er sich fast nie in die Verhandlungen mischte. Er erlebte noch, todtkrank, den Zusammensturz der Napoleonischen Herrschaft und starb in Cannes am 23. September 1870.

Sein inneres Leben, wie es in seinen Werken zu Tage tritt, ist lange nicht so einfach. Die Anlagen des Jünglings, der mit dem achtzehnten Jahre in die Welt trat, waren besonders complicirter Natur. Er war sehr stolz, zugleich kühn und scheu. Er hatte einen verwegenen Geist und einen schüchternen Charakter. Um seine natürliche Schamhaftigkeit, über die sein Stolz erröthete, zu verschleiern, zeigte er sich entweder steif oder kalt oder frivol mit einem Anstrich von Cynismus. Er hatte ein leichtbewegliches, warmfühlendes Herz und einen kritischen, mißtrauischen Verstand. Gewiß erschien er nicht in seiner frühen Jugend so mißtrauisch und zurückhaltend wie später; aber man irrt, wenn man seine Skepsis aus irgend einer bestimmten, einzelnen Enttäuschung erklären will. Selbstverständlich wurde er mannigfach getäuscht und enttäuscht; wir werden es alle; er wurde betrogen in der Freundschaft, geopfert in der Liebe — d'Haussonville („Revue des deux mondes", 15. Aug. 1877) erzählt den bestimmten Fall — er lernte die Welt kennen und erfuhr, daß das Leben ein Krieg ist, und daß der Mensch sich nicht nur gegen falsche und unzuverlässige Freunde, verkappte und offene Feinde, sondern auch gegen die, welche, wie er in einem Briefe sagt, „das Böse um des Bösen willen thun", zu wehren hat. Wäre er aber nicht vom Anfang an mit dem Keim zum Mißtrauen in das Leben getreten, so würden zehn auf einander folgende Erfahrungen bitterster Art ihn nicht von seinem Vertrauen geheilt haben; denn der auf Vertrauen Angelegte hat immer zugleich zehn widersprechende Erfahrungen gemacht, die jene ersten aufwägen. Er hatte aber ein ebenso kritisches wie poetisches Naturell, und der

Digitized by Google

Grundsatz, der für den wissenschaftlichen Kritiker gilt, daß er Vertrauen nur in demselben Grade verdient, in welchem er Mißtrauen gehabt hat, wird von solchen Gemüthern leicht auch als Lebensregel adoptirt. Man ahnt, wie viel Leid die allzeit große Sensibilität des Dichters ihm bei einem so entwickelten kritischen Sinne bereitet hat.

Der kritische Geist ist vor Allem wahrheitsliebend, und Mérimée war es in hohem Grade. Seine angeborene Kühnheit trieb ihn ferner dazu, ohne Rücksicht auf gegebene Convenienzen, die Wahrheit so auszusprechen, wie er sie fühlte. Er wollte nicht heucheln, er wollte nicht schweigen, und so denke ich mir, daß er, freimüthig und zu gleicher Zeit mißtrauisch, wie er war, auf dem ersten Stadium seiner Entwickelung dem Princip gehuldigt hat, das Géruzez einmal in diese Maxime kleidete: „Sois franc et défiant! dis ce que tu crois et ne crois pas ce qu'on te dit!“ Man sieht aus seinen Briefen, wie offen er von Natur aus war, welch einen Hang er hatte, die Wahrheit in ihrer ganzen Schroffheit auszusprechen und wie ungeduldig er über die conventionellen Lügen, ja selbst über Euphemismen und Milderungen ward. Die ersten „Lettres à une inconnue“ sind in dieser Hinsicht besonders lehrreich. Mérimée wird in einer Liebescorrespondenz fast grob, sobald er die Geliebte auf irgend einer conventionellen Ansicht ertappt zu haben meint. Obwol er mit seiner Furcht vor den Lachern und seinem mit den Jahren zunehmenden Skepticismus weder zum wandernden Ritter noch zum Märtyrer das Zeug hatte, sieht man ihn deshalb noch in seinem funfzigsten Jahre eine solche ritterliche Thorheit begehen, die sonst nur in den ersten Jünglingsjahren eines Weltmannes sich zu finden pflegt. Als sein Freund, der berühmte Libri, verurtheilt wurde, weil er seine Stellung als Bibliothekar dazu gemißbraucht hatte, eine Menge der kostbarsten Bücher aus den französischen Bibliotheken zu entfernen und zu verkaufen, ergriff Mérimée, der dem Freunde durchaus keine solche unwürdige Handlung zutrauen konnte, mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre, seine Partei, und fiel in einem glänzend witzigen, an Paul Louis Courier's Pamphlete erinnernden Artikel in der „Revue des deux mondes“ (1852 S. 300 ff.) über die Untersuchungscommission und die Richter her. Die Antwort der Commission zeigte, daß seine anscheinend so solide Argumentation irrthümlich war, und er wurde für Angriffe auf das Gericht zu vierzehntägiger Gefängnißstrafe und tausend Francs Buße verurtheilt. Ein Don Quichote vom Fach hätte nicht schlimmer hereinfallen können. Und selbst unter dem Kaiserreich und als Hofmann bewahrte er seine freie Sprache. Ich denke nicht daran, daß er sich meistens ziemlich herabsetzend über Napoleon III. äußerte, denn dies geräth ihm zu keiner besonderen Ehre, da er sich seiner Regierung so eng anschloß; aber man sieht, daß er selbst in Gesprächen mit den Personen der kaiserlichen Familie den Freimuth mit der Feinheit zu vereinigen wußte. Er erzählt z. B. in einem Briefe vom 20. Juli 1859, wie die Kaiserin nach der großen Rede, die Napoleon nach der Rückkunft aus Italien hielt, ihn spanisch gefragt habe, wie er dieselbe finde. „Ich antwortete,“ schreibt er, „um den Hofmannston mit der Geradheit zu versöhnen: ‚Muy necesario!‘ (sehr nothwendig).“

Dieser Trieb zur rücksichtslosen Offenheit wurde nun wiederum bei Mérimée

Digitized by Google

von dem Stolz und der Schüchternheit seines Charakters stark gehemmt. Er hatte früh gelernt, daß der, welcher naiv mit seinem Gefühlsleben auf den Weltmarkt tritt, sich nicht allein den Spöttern preisgibt, sondern das Mitgefühl und die Familiarität des Gesindels herausfordert; er war schon als Jüngling entschlossen, sein Herz nicht den Hunden vorzuwerfen. Er brauchte ferner nicht einmal so mißtrauisch zu sein, wie er war, um zu erkennen, daß die, welche um ihn her so naiv und bieder ihre Gefühle zur Schau stellten, in der Regel sehr wohl wußten, was sie thaten und warum sie es thaten. Wer auf dem großen Markt der Oeffentlichkeit seinen Edelmuth, seine ernste Gesinnung, seine Liebe zur Sittlichkeit und Religion, seinen Patriotismus u. s. w. ausruft, scheint dem kritisch Angelegten immer nach Beifall zu angeln oder ein gutes Geschäft machen zu wollen. Der kritische Zuschauer hat vielleicht Unrecht; aber es ist ihm schwer, nicht zu sehen, wie gut es sich in der Regel lohnt, erhabene Gesinnungen und warme Gefühle zu äußern, und dann wird es ihm noch schwerer, die Unwissenheit über diese Thatsache bei den Andern vorauszusetzen. Er kann sich wenigstens nicht dazu bequemen, es ihnen gleich zu machen. Es gibt deshalb Naturen, und nicht die herzlosesten, die es nicht über ihre Lippen bringen, daß sie die Tugend lieblich und das Laster abscheulich finden, die nie in ihrem Leben als Fürsprecher des „Guten, Wahren und Schönen" aufzutreten vermögen, die mit dem Dichter wünschen, daß Alle die Sittlichkeit übten und kein Mensch weiter davon spräche, und die, wenn ihr Vaterland sie fragte: „Wie hoch liebst Du mich?" so sehr fürchten würden, die Miene eines Stellenjägers zu haben, daß sie wie Cordelia antworten möchten: „So hoch wie es meine Pflicht ist." Mérimée war eine Natur dieser Art. Und um sowol dem profanen Haufen einen Einblick in sein intimes Gefühlsleben zu versperren, wie um jeder Gemeinschaft mit den berechnenden Gefühlsmenschen zu entgehen, ergriff er den Ausweg, sein vibrirendes Gefühl hinter einer stahlglatten Ironie wie hinter einem Panzer zu verbergen. Er drängte gewaltsam jede directe Aeußerung seines Gefühls zurück und setzte, getreu dem Princip des heiligen Bernhard, mit dem er sonst so wenig gemein hatte („Plus labora celare virtutes quam vitia"), sich lieber der Gefahr aus, schlechter zu scheinen, wie er war, als der andern, mit den Mustermenschen verwechselt zu werden. Er arbeitete in diesem Streben so sehr mit sich selbst, daß die ganz einfache, allerfrischeste Natürlichkeit des Wesens ihm abhanden kam, und an ihre Stelle ein noch immer natürlicher, aber raffinirt einfacher Grundton trat. In „Le vase étrusque", derjenigen von seinen Erzählungen, die den besten Einblick in sein ursprüngliches Gemüthsleben gibt, heißt es von der Hauptperson Saint-Clair: „Er war mit einem zärtlichen und liebenden Herzen geboren; aber in einem Alter, in welchem man allzuleicht Eindrücke aufnimmt, die das Leben hindurch dauern, hatte seine allzu mittheilsame Sensibilität ihm die Verspottungen seiner Cameraden zugezogen. Er war stolz, ehrgeizig; er hielt auf die Meinung Anderer, wie die Kinder es thun. Von der Zeit ab machte er sich ein Studium daraus, jedes äußere Zeichen dessen, was er als eine entehrende Schwäche betrachtete, zu unterdrücken. Er erreichte sein Ziel, aber der Sieg kam ihm theuer zu stehen. Er konnte den Andern die Gemüthsbewegungen seiner allzu zärtlichen Seele verbergen; aber indem er sie in sich selbst verschloß,

Digitized by Google

machte er sich dieselben tausendmal peinlicher. In dem geselligen Leben erhielt er den traurigen Ruf, gefühllos und leichtsinnig zu sein, und wenn er allein war, schuf seine unruhige Einbildungskraft ihm Qualen, die um so viel fürchterlicher waren, als er sie Niemandem anvertrauen wollte." Es ist unmöglich, in diesem Passus die, nur etwas zu melancholisch gefärbte, Selbstschilderung zu verkennen.

II.

So vorbereitet lernte Mérimée in seinem neunzehnten Jahre den zwanzig Jahre älteren Henri Beyle, den unter dem Pseudonym Stendhal bekannten Schriftsteller, in dem Salon der berühmten Sängerin, Frau Pasta, kennen, und nothwendigerweise mußte Beyle einen bedeutenden Einfluß auf den so viel jüngeren Geistesverwandten gewinnen. Es ist zwar nicht möglich, diesen Einfluß direct nachzuweisen, da Mérimée, bevor er die Bekanntschaft Beyle's machte, Nichts geschrieben hat; wenn man aber die Werke der beiden Schriftsteller vergleicht, ist die Uebereinstimmung ihrer Gemüthsart in die Augen springend, und der Vergleich ist um so lehrreicher, als durch ihn die Eigenthümlichkeit Mérimé's am schärfsten hervortritt. Wenn dieser in seiner biographischen Notiz über Beyle den Satz an die Spitze stellt, daß sie beide, obwol Freunde, kaum ihr Lebelang zwei Ideen gemeinsam gehabt hätten, so ist diese augenscheinliche Uebertreibung vielleicht durch den Wunsch verursacht worden, die naheliegende Anwendung abzuwehren, die man von verschiedenen der Aeußerungen über Beyle auf Mérimée selbst machen könnte.

Stendhal, der lange vor Victor Hugo Shakespeare auf Racine's Kosten verherrlicht hat, ist ein Romantiker, der wie Mérimée eine ganz unromantische Prosa schreibt; war es doch eins seiner Lieblingsworte, daß er sich am Morgen früh zum Schreiben durch die Lectüre einiger Seiten in dem „Code civil" vorbereite. Er und Mérimée sind sich vor Allem in der Liebe zur Thatsache ähnlich. Denn was schildert Mérimée? Die nackte Thatsache, die sich präcise nachweisen läßt, die scharf gezeichnete Einzelheit. Und Beyle hat einen solchen Haß gegen das Abstracte, daß er, selbst wo er sich als Philosoph versucht, nie anders raisonnirt, als in Beispielen und Anekdoten. Ja, man kann sagen, daß die Anekdote die natürliche Form seines Gedankens ist. Und diese Anekdoten, die er erzählt, sind in ihrer markigen Kürze packend, niemals alltäglich, ein schlagender Ausdruck für das Wesentliche der Sache. Paul Heyse, einer der wenigen Deutschen, die Beyle kennen und schätzen, rühmt (in seiner Novelle „Frau von F.") das Interesse seiner kurzen Geschichten, „die starken, rücksichtslosen Leidenschaften ohne jede Selbsttäuschung mit einer — kalten oder heißen — Unbedenklichkeit bis auf's Messer". Konnten diese Worte nicht über die Novellen Mérimée's geschrieben sein?

Beyle, der die Rhetorik der zeitgenössischen französischen Classiker verurtheilte und verspottete, zeichnet sich von den späteren Romantikern dadurch aus, daß er jene Rhetorik nicht durch Lyrik ersetzen wollte. Er hat nie einen Vers geschrieben. Ihm fehlte das Gehör für den einfachsten metrischen Rhythmus; ja, wie sonderbar es auch klingt, er betrachtete die metrische Form als bloßes Ge-

Digitized by Google

dächtnißmittel und fand sie ungereimt, wo sie nicht zum Auswendiglernen einer Wortreihe diene. War diese Aeußerung Ernst oder Scherz? Sie war jedenfalls eins der vielen Paradoxen, in welchen Beyle das, was er meinte, etwas anders, als er es meinte, zu sagen pflegte. Man findet denselben Unwillen gegen die Versform bei Mérimée. Er hat eine solche Scheu gegen die weichliche und schwärmerische Musik des Reims, daß die Menge von Gedichten, die in seinen Werken vorkommen, ohne Ausnahme in Prosa geschrieben sind; ja, er läßt die übersetzten Gedichte lieber ihren Charakter verlieren, als daß er sie in gebundener Rede wiedergibt. Die Annahme liegt nahe, daß er sich nicht zutraute, das Versmaß beherrschen zu können. Ich glaube eher, daß sein Stolz zu empfindlich war, um ein Gedicht fremden Augen vorlegen und Kritik darüber ertragen zu können. Da er, wie die „Briefe an eine Unbekannte" lehren, im Stande war, englische Verse zu schreiben, wird es ihm kaum an Fähigkeit der Sprachbehandlung gefehlt haben. Er entwickelte aber diese Fähigkeit nie; der Unwille gegen Herzensergüsse, die große Schamhaftigkeit des Gefühls führte dasselbe Resultat wie bei Beyle herbei.

Und Mérimée begnügt sich nicht damit, die lyrische Form aus seinen Werken zu verbannen, er verzichtet auf die Lyrik an sich, auf jeglichen Aufschwung; sein Wesen ist oben vermauert. Die Prosa, die er schreibt, ist die am wenigsten lyrische, die es gibt. Wenn der alte Satz: „Man ist nicht Dichter ohne Lyrik" wahr wäre, müßte man Mérimée den Dichternamen verweigern.

Man vergleiche, um den vollen Eindruck seines dichterischen Positivismus zu gewinnen, seine Erzählungen mit den zeitgenössischen George Sand's. Man öffne ihre ersten Werke „Indiana", Valentine", Jacques" u. s. w., die das Verhältniß zwischen Mann und Weib in der Liebe und Ehe behandeln und kritisiren. Obwol das, was in diesen Büchern dargestellt wird, etwas ganz Objectives ist, das Leben des jungen weiblichen Herzens, die Verschämtheit, die instinctive Keuschheit, das Bedürfniß der Hingebung und die Empfänglichkeit für die Leidenschaft, die vor ihr keine Frau mit solcher Geistesüberlegenheit uns enthüllt hatte, hat George Sand doch am Tiefsten in ihrer Seele eine Sache, die sie willkürlich oder unwillkürlich führt; sie hat ein Unrecht zu rächen, eine Erbitterung zu befriedigen; sie sieht nicht die Leiden des weiblichen Geschlechts als kühle Beobachterin an; sie strebt nicht zu verhehlen, daß ihr Herz geblutet hat. Mérimée dagegen hat keine Sache, keine Theorie, nicht die leiseste politische oder sociale Tendenz. Er schwärmt für Nichts, er glaubt an Nichts, an kein System der Philosophie, an keine Schule in der Kunst, an keine Lehre der Religion, kaum an einen geschichtlichen Fortschritt. Er verhärtet sich in seinem weltmännischen Skepticismus allen Reformatoren, Missionären, Weltverbesserern und Menschheitsrettern gegenüber. Er beantwortet nicht die Frage, ob er mit ihnen einig sei; er kehrt ihnen das taube Ohr zu. George Sand begeistert sich für den guten Kern in dem Saint-Simonismus, für die philantropischen Ideale des Socialismus, Mérimée bittet um die Erlaubniß, ungestört in seiner Werkstatt sitzen zu dürfen. George Sand zeigt, was die französische Ehe ist, und fragt mit bebender Stimme ihr Publicum: „Was sagt Ihr denn, kann dieses geduldet werden?" Mérimée schreibt „La double méprise" und schließt die

Digitized by Google

Erzählung ohne eine Miene in seinem Gesicht zu verziehen. Im innersten Herzen ist George Sand also ein Lyriker. Ob sie Eros zum Helden ihres Werkes macht, ihm jedes Recht und alle Sympathie schenkt, selbst wenn er eine Unwürdige beseelt (wie in dem merkwürdigen Roman „Valvèdre"), oder über den Muth, die Charakterstärke, den angeborenen Edelmuth der besten ihres eigenen Geschlechts hingerissen wird, immer theilt sie selbst die Gemüthsbewegungen und Gefühle ihrer Personen, sie wird von Stimmungen umhergeschleudert, jubelt, weint, seufzt und lächelt. Mérimée dagegen concentrirt seine Sensibilität so stark wie möglich und gebietet dem in seinem Herzen verschlossenen Gefühle Schweigen, das absolute Schweigen des in ein Zellengefängniß Gesperrten. Direct darf es sich nicht mittheilen, nie in seinem eigenen Namen sprechen; nur die indirecte Mittheilung durch völlig verantwortliche Persönlichkeiten wird ihm gestattet. Hierdurch erreicht aber der Dichter, daß die Physiognomien dieser Persönlichkeiten Umrisse von einer selten oder nie gesehenen Schärfe erhalten, und daß sie die kürzeste und energievollste Sprache sprechen. So hat sein Gefühl, je inniger und zärtlicher es ursprünglich war, eine um so stolzere Haltung nach außen hin erreicht. Es hat nichts Weibliches oder Weibisches. Mérimée schildert nicht einmal das im engeren Sinne Weibliche bei der Frau; seine Frauengestalten sind in ihrer Leidenschaft männlich und consequent, fast ohne Ausnahme Charaktere; selbst die leichtsinnigsten oder leichtfertigsten unter ihnen gehen mit Festigkeit in den Tod (Arsène Guillot, Julie de Chaverny, Carmen). So stimmt er denn mit Beyle darin überein, seinem Gemüthsleben einen unpersönlichen dramatischen Ausdruck zu geben und übertrifft nur den Vorgänger durch die höhere Kunst.

Das kleine, objectiv hingestellte Drama, die novellistische Anekdote sind das Feld, wo Beyle und Mérimée sich begegnen. Bei Jedem von ihnen hat jedoch die mitgetheilte Geschichte einen so verschiedenen Sinn, daß man leicht die Grenzen des Beyle'schen Einflusses auf den jüngeren Schriftsteller entdeckt. Für Beyle ist die Begebenheit, der Charakterzug immer nur Beispiel, Specimen eines allgemeinen Gesellschaftszustandes oder einer Raceneigenthümlichkeit, die aufzuklären er sich angelegen sein läßt. Wenn er z. B. sein Buch „De l'Amour" mit Anekdoten überfüllt, geschieht es nur, um auf eine eindringliche und praktische Weise zu erklären, was er mit den verschiedenen Namen meint, die er den Abarten und Varietäten des Gefühles gibt. In seinen Romanen wirkt diese Neigung zu verallgemeinern, besonders das Bestreben, Racenpsychologie zu treiben, fast störend; allzu häufig wird dem Leser erklärt: „So und so that sie, weil sie eine Italienerin war, eine Französin würde sich natürlich ganz anders benommen haben." Bei Mérimée findet sich keine Spur von etwas Aehnlichem: keine Reflexionen oder Digressionen, strenge Genauigkeit und Festigkeit in der Darstellung des Thatsächlichen; über dies hinaus Nichts. Hat er sich sein Curiosum gewählt — am häufigsten irgend einen Ueberrest der Wildheit primitiver Sitten, der ihn in der Gegenwart anzieht, wie eine alte Medaille unter modernen Scheidemünzen den Kenner — dann gilt es ihm nur darum, es durch eine leichte, zweckmäßige Aenderung der Proportionen so energisch wie möglich aus dem modernen Niveau der Fadheit und Flachheit hervortreten zu lassen; er bricht alles Beiwerk nieder, was das merkwürdige Ueberbleibsel der Vorzeit hindern würde, zur

Digitized by Google

Geltung zu gelangen; aber es auf den allgemeinen Begriff — es sei nun ein socialer, religiöser oder politischer — dessen Spur es an sich trägt und von dem es ein Fall ist, zurückzuführen, das fällt ihm niemals ein. Der Totalüberblick paßt nicht für ihn; er überläßt die Vogelperspective Anderen. Er sucht sich ein Unicum der Wirklichkeit auf, zeichnet es ab und flößt ihm während der Reproduction etwas von seinem eigenen Leben ein; aber er hält den Fall rein als Unicum. Dieser realistische Zug seiner Darstellungsweise bringt auch in seiner Auffassung der Werke Anderer durch. Man fühlt ihn z. B., wenn er (in seinem „Mélanges historiques et littéraires") gegen jegliches symbolisches Verständniß des „Don Quichote" eifert, in welchem er durchaus Nichts als die Parodie der Ritterromane sehen will. „Laßt uns," sagt er, „feierlichen deutschen Professoren das Verdienst überlassen, entdeckt zu haben, daß der Ritter von la Manca das Symbol der Poesie und sein Waffenträger das der Prosa sei. Ein Commentator wird immer in den Werken eines genialen Mannes tausend schöne Intentionen entdecken, die er nicht hatte." Wie viel feiner sagt nicht ein Kritiker, wie Sainte-Beuve von „Don Quichote": „Dieses Buch war eine Gelegenheitsschrift und ist ein Weltbuch geworden. Es hat sich für immer einen Platz in unserer Phantasie erobert. Jeder Leser hat nach seiner Luft daran mitgearbeitet, und hat es nach seinem Geschmack zugeschnitten. Cervantes dachte nicht daran, aber wir denken daran. Jeder von uns ist den einen Tag Don Quichote, den anderen Sancho Pansa. Mehr oder weniger deutlich findet sich bei Jedem diese Verbindung des exaltirten Ideals und des gesunden Menschenverstandes, der sich an der Erde hält. Bei Vielen ist es sogar nur eine Altersfrage, man schläft als Don Quichote ein und erwacht als Sancho Pansa." Beyle hätte diese Sätze gern unterschrieben: Mérimée hielt die Scheu vor allgemeinen Ideen zurück.

Die französischen Romantiker standen bekanntlich, wie die deutschen, von Anfang an in keinem feindlichen Verhältniß zum Katholicismus. Sie waren der Religion gegenüber pietätvoll oder indifferent. Anders Beyle und nach ihm Mérimée. Beyle war ein Materialist aus der Schule der Encyklopädisten, und als solcher dogmatisch, doctrinär. Er hat seine Philosophie, den Epikuräismus, seine Methode, die psychologische Analyse, seine Religion, die Vergötterung der Schönheit im Leben wie in der Musik, der bildenden Kunst und der Literatur. Er war im Grunde seiner Seele ein phantasievoller Enthusiast. Mérimée hat keine Philosophie; man kann nicht weniger doctrinär sein, als er mit seiner halb stoischen, halb skeptisch genußsüchtigen Gemüthsstimmung es ist, und er hat keine Religion, er betet Nichts an. Er hütet sich endlich vor der Begeisterung, wie vor einer Krankheit. Man fühlt das recht schlagend, wo er in seinem großen Aufsatz über Grote's „Griechische Geschichte" auf die Schlacht bei Thermopylä und Leonidas kommt. Er erzählt, daß er selbst einige Jahre zuvor drei Tage bei Thermopylä verbracht hat, und gesteht, daß er, „so prosaisch er auch ist", nicht ohne Bewegung den kleinen Hügel erklommen habe, wo die letzten der Dreihundert starben. Er läßt sich aber nicht von der Gemüthsbewegung beherrschen. Er hat die Pfeilspitzen der Perser untersucht und gefunden, daß sie aus Feuerstein waren; den Europäern gegenüber seien diese Asiaten als arme Wilde zu betrachten. Wenn man Ursache habe, sich über Etwas zu verwundern,

Digitized by Google

dann wäre es, daß sie überhaupt durch den Paß drangen. Er kritisirt Leonidas: dieser handelte sehr unklug darin, daß er sich selbst auf den uneinnehmbaren Posten stellte und den anderen weniger schwierigen Engpaß einem Feigling überließ. Gewiß — er starb als Held; aber man stelle sich, wenn man es kann, seine Rückkunft nach Sparta vor, nachdem er den Barbaren den Schlüssel Hellas' überlassen hätte. Das Resultat Mérimée's ist also dies, daß Herodot die Sache als Poet erzählt hat, und zwar als griechischer Poet, der vor Allem das Schöne in's Relief stellen will, und er wirft schließlich die Frage auf, ob denn nicht die Fiction mehr werth ist, als die Wirklichkeit. Unter hundert Menschen würden neunundneunzig ohne Bedenken mit „Ja" antworten. Mérimée thut es nicht. Er schreibt im Jahre 1849 und, mit den kürzlich erlebten historischen Tragödien vor Augen, antwortet er: „Vielleicht; aber es war durch den Mißbrauch, der mit Thermopylä getrieben wurde, durch Vorspiegelung der Leichtigkeit, mit welcher dreihundert freie Männer drei Millionen Sclaven bekämpfen könnten, daß die Redner Italiens die Piemonteser dazu trieben, sich allein in Krieg mit den Oesterreichern einzulassen."

Beyle's Freidenkerei hatte einen leidenschaftlichen Charakter. Er leugnete das Dasein Gottes und benahm sich nichts desto weniger als ein persönlicher Feind der Vorsehung. Sein Abscheu vor den officiellen Repräsentanten der officiellen Religion strömt jeden Augenblick über. Ganz im Geiste des achtzehnten Jahrhunderts war er nie zu überreden, daß ein kirchlich Gläubiger wirklich glaube. Nur selten entschlüpfte ihm eine so ruhige Aeußerung über diese Materien, wie sein bekannter Aphorismus über den persönlichen Gott: „Ce qui excuse Dieu, c'est qu'il n'existe pas." Er hat seine Meinung ohne Vorbehalt über Alles gesagt. Man findet keinen ehrlicheren, auch keinen originelleren Geist als ihn in der französischen Literatur der zwanziger Jahre. Aber er war sich seiner Originalität bewußt, er wollte sie mit aller Macht ausprägen. In diesem Punkte bildet Mérimée seinen schärfsten Contrast. Nie zeigt er mehr, als die Spitze eines Fingers unter seinem schwarzen Domino. Deswegen fühlt man z. B. nie bei ihm, wie bei Beyle, den Haß gegen den Katholicismus zu Worte kommen. Es amüsirt ihn, verliebte Pfaffen zu schildern, er führt gern die Replik, wenn eine seiner Personen von der Taufe, der Beichte oder anderen religiösen Ceremonien spricht, mit dieser Parenthese ein: „(mit einem sehr devoten Nasenton)"; höchstens drückt er sich aber in seinem eigenen Namen so vorsichtig und leicht ironisch aus, wie in dem folgenden Passus: „Das Buch, das Frau de Piennes nahm, war ein Gebetbuch; ich will den Titel desselben nicht nennen, erstens um nicht dem Verfasser Unrecht zu thun, zweitens weil man mich vielleicht anklagen würde, irgend einen boshaften Schluß über diese Art von Werken im Allgemeinen ziehen zu wollen: Es genügt zu sagen, daß dies Buch von einem neunzehnjährigen jungen Mann verfaßt war und bestimmt, verhärtete Sünderinnen zu bekehren, daß Arsène [die arme Sünderin der Novelle] sehr ermüdet war und in der vorigen Nacht kein Auge geschlossen hatte. Als Seite 3 vorgelesen wurde, geschah, was mit jedem anderen Werk eingetroffen sein würde, das Unvermeidliche trat ein; ich meine, daß Arsène ihre Augen schloß und in Schlaf fiel."

Digitized by Google

In seiner Charakteristik Beyle's hat Mérimée, nach Sainte-Beuve, als einen der hervorragendsten Züge desselben die Besorgniß hervorgehoben, nicht düpirt zu werden. „Daraus entsprang," sagt er, „diese künstliche Verhärtung, diese verzweifelnde Analyse der niedrigen Beweggründe aller edlen Handlungen, und dieser Widerstand gegen die ersten Antriebe des Herzens, der nach meiner Ansicht bei ihm viel mehr affectirt als wirklich war. Der Widerwille und die Verachtung, die er vor der Sentimentalität hatte, ließen ihn oft in die entgegengesetzte Uebertreibung verfallen, zum großen Aergerniß derjenigen, die ihn nicht genauer kannten, und das, was er über sich selbst sagte, buchstäblich nahmen." Diese Furcht, düpirt zu werden, mit all den von Mérimée hier aufgezählten Folgen derselben war mindestens ebenso früh entwickelt bei ihm selbst, wie bei Beyle; nur mußte er mit seiner feineren und vornehmeren Natur sich weit mehr Gewalt anthun, um den cynischen Ton, der ihm zuletzt geläufig wurde, anzuschlagen. Auch ihn amüsirte es in seiner Jugend, für ein Monstrum der Immoralität zu gelten, und nur bisweilen, wenn irgend ein komischer Vorfall, wie die Angst einer Provinzdame davor, mit ihm allein in der Diligence zu reisen („Lettres à une inconnue" I, 72) ihm seinen schlechten Ruf nahe legte, ärgerte er sich ein paar Tage hindurch über seine Unvorsichtigkeit. Aus lauter Angst, es wie die Heuchler zu machen, wurde er eben selbst ein Heuchler — der Frivolität und der Hartherzigkeit, und aus lauter Besorgniß, nicht „dupe" zu werden, führte er nicht nur die Anderen hinter das Licht, sondern betrog nicht selten sich selbst um die reinen Genüsse einer harmlosen Anschauung. Der alte Grieche Gorgias sagte mit Hinblick auf die poetische Illusion, daß im Theater der Betrogene weiser sei, als der Nicht-Betrogene. Man könnte hinzufügen: Nicht selten auch außerhalb des Theaters. Auch im Leben ist der, welcher nicht immer auf seiner Hut den Illusionen gegenüber verbleibt, manchmal nicht nur glücklicher, sondern weiser, als derjenige, der um jeden Preis dem Getäuschtwerden entgehen will. Es war jedoch nicht zu erwarten, daß ein Jüngling mit den Anlagen Mérimée's, von einem Manne wie Beyle beeinflußt, dieser Erwägung Raum geben könne.

III.

So wird der Ausgangspunkt Prosper Mérimée's als Dramatiker und Novellist ein literarisch polemischer. Obwol er auf die Beobachtung angelegt ist, verfolgt er nicht — wie Balzac z. B. — den Zweck, die Welt, die er um sich sieht, in ihrer Breite darzustellen; er hat nicht den Ehrgeiz, daß man die Cultur und die Gefühle seiner Zeit in seinen Werken studiren könne; er will dem herrschenden Geschmack seiner Landsleute trotzen, will necken oder empören und wählt sich dazu mit Vorliebe Stoffe, die der modernen gebildeten Gesellschaft fern liegen.

Es war natürlich, daß sein Unwille sich am frühsten gegen die literarische Sentimentalität wandte. Der stolze und spröde Jüngling war von dem Gedanken durchdrungen, daß ein Schriftsteller die Pflicht habe, dem Publicum seine Ideen zu geben, seiner Manneswürde aber schuldig sei, seine Gefühle für sich selbst zu behalten. Mit diesem Gedanken stand er aber in der damaligen französischen

Digitized by Google

Literatur fast allein. Rousseau hatte mit seinen Romanen und besonders mit seinen „Confessions" einem Schwelgen in halbwahren Gefühlen und einer Mittheilsamkeit, die Nichts zurückhielt, die Bahn gebrochen. Schriftsteller, denen es nie eingefallen zu sein schien, daß der Geist seine Schamhaftigkeit hat wie der Körper, zogen sich nackt aus vor den Augen der Lesewelt, schnitten ihr Herz auf, um dem verehrten Publicum den Einblick zu gönnen, gaben sich, kurz gesagt, auf jegliche Weise der vulgären Neugierde der Menge Preis. Und warum? Um ihre Theilnahme zu gewinnen. Mérimée ist tausendmal zu stolz, um die zu wünschen. „Um des Himmels Willen keine Beichte!" sagt er bei sich, indem er zum ersten Male die Feder ergreift. Um nicht sentimental und elegisch zu werden, verbirgt er sich also ganz hinter die Menschen, die er schildert, läßt sie und ihr Schicksal walten, gibt selten oder nie seine Meinung über ihr Betragen zu erkennen, macht sich unsichtbar, unhörbar, unaufspürbar. Dies kann er aber nur, indem er wieder diese Menschen zu geschlossenen und festen Charakteren macht, die ohne langes Plaudern oder weitläufiges Raisonnement ihrer Eingebung folgen, von ihren Leidenschaften fortgerissen werden und plötzlich zur Handlung schreiten. „Mir," sagt der südamerikanische Schiffscapitän in der Vorrede zu dem Drama „Die Familie Carvajal", „sind alle Tragödienhelden eine Art phlegmatischer Philosophen ohne Leidenschaften, die Rübensaft statt Blut in ihren Adern haben. Wenn einer dieser Herrn seinen Nebenbuhler im Duell oder anderswie todtschlägt, ersticken ihn die Gewissensbisse sogleich, so daß er so weich wird wie ein Scheuerlappen. Ich habe 27 Jahre im Dienste gestanden, ich habe 41 Spanier getödtet und nie hab' ich etwas Aehnliches gespürt . . . . Wir hatten einige Bände Theaterstücke an Bord; wir fingen an, sie Abends in der Kajüte vorzulesen. Sie können nicht glauben, wie sie uns langweilig vorkamen. Personen, Gefühle, Begebenheiten, Alles schien uns falsch. Es waren lauter Fürsten, die sich toll vor Liebe nannten und nicht wagten, die Fingerspitzen der Prinzessinnen anzurühren, wenn sie eine Bootshakenlänge von ihnen entfernt waren. Dieses Benehmen und ihre Liebeserklärungen dabei verwunderten uns Seeleute, die gewohnt sind in galanten Angelegenheiten unverdrossen an's Werk zu gehen." Mérimée schreibt also nicht für Spießbürger, denen die geringste nervöse Bewegung die Thränen in die Augen drängt, er wendet sich an stärkere Nerven, die kräftigerer Erschütterungen bedürfen, um bewegt zu werden. Darum nicht mehr diese langen reglementsmäßigen Einleitungen, Vorbereitungen und tragödienhaften Vorbedeutungen! Menschen mit Blut in den Adern bedenken sich nicht so lange, und die Nervenschwachen geben in der Länge nur für die Blutlosen ein interessantes Schauspiel ab. Wenn eine Frau liebt, was ist dann einfacher, als daß sie es sagt, alle Rücksichten sprengt und den Abstand so kurz wie möglich macht zwischen dem ersten Geständniß, dem ersten Kuß und der ersten Umarmung? Wenn ein Mann haßt, und sein Haß ein Haß ist, wie er selbst ein Mann, was ist denn natürlicher, als daß er mit einem Stoß oder einem Schuß seiner Qual und dem Leben seines Gegners ein Ende macht? Will man keine gezähmte und geschwächte, sondern eine kräftige Menschenrace schildern, dann verhält es sich wenigstens so; und hieraus folgt bei dem Verfasser die Neigung, jedem Gefühl den Charakter der Leidenschaft zu geben, und das Be-

Digitized by Google

dürfniß, den Tod, nicht den scenischen, sondern den wirklichen Tod in seiner ganzen Unbarmherzigkeit, hart und kalt, die Krone jedem Werk aufsetzen zu lassen, das aus dieser Künstlerwerkstatt hervorgeht. Hieraus mit einem Worte das Grausame bei Mérimée.

Er ist mit dem Tode vertraut. Wenn die alten Bezeichnungen ihm gegenüber zureichten, würde man ihn einen großen Tragiker nennen können; aber Mérimée glaubt nicht an das, was aristotelisch erzogene Doctrinäre die tragische Versöhnung zu nennen pflegen. Er scheint von der Darstellung der großen Katastrophe bei den übrigen Dichtern mit Schiller zu sagen: „Aber der Tod, ihr Herren, ist so ästhetisch doch nicht.“ Schildert er eine Schlacht, wie in den merkwürdigen paar Blättern, die „Die Erstürmung der Schanze“ betitelt sind und die wol in plastischer Kraft unübertroffen dastehen, dann ist es die dunkle, traurige Seite des Krieges, die hervorgehoben wird und unvergeßlich sich einprägt. Vergleicht man dieses Stück Prosa mit Beyle's Schilderung der Waterloo-Schlacht in „La Chartreuse de Parme“ — wol die zwei besten Schlachtengemälde in Prosa, die es gibt — dann findet man bei Beyle die Begeisterung eines Jünglings für Napoleon und die Kriegerehre mit milder Ironie und doch mit lebhafter Sympathie dargestellt, bei Mérimée nur den halb mechanischen Sturm auf eine Verschanzung, und es ist der Krieg als Krieg, den er ohne Rücksicht auf die Vaterlandsliebe, die Begeisterung oder irgend ein höheres Gefühl als den Soldatenstoicismus und die Aussicht auf Avancement, mit der kühlen Festigkeit eines Gérôme malt.

Am tiefsten in seiner Seele liegt die Liebe zum kräftigen Charakterzug. Er liebt das ursprünglich Tüchtige im Charakter und das energisch Entscheidende in der Begebenheit; und natürlich genug fängt er an, die Poesie der entscheidenden Begebenheit wiederzugeben, lange bevor er reif genug ist, um einen kräftigen Charakter wahr zu zeichnen. Von allen Begebenheiten ist jedoch der Tod die entscheidendste, und so kommt es, daß er sich in den Tod verliebt, nicht wie er von Spiritualisten oder Gläubigen aufgefaßt wird, sondern als den gewaltsamen und grimmigen Zufall, der mit großen, blutigen Zügen einen Abschluß zeichnet. Er ist wie Siéyes für „la mort sans phrase“.

Die Annahme könnte nahe liegen, daß trotz alledem eine gewisse Gefühllosigkeit, ein gewisser Hang zur Grausamkeit bei Mérimée als Menschen die Grundlage für diese literarische Hartherzigkeit bilden müsse. Daß die extravaganten Züge dieser Eigenschaft jedoch, wie ich eben bemerkt, durch die polemische Stimmung gegen die poetische Rührseligkeit verursacht worden sind, läßt sich durch directe Aeußerungen Mérimée's fast beweisen. Ich finde in seinem Aufsatz über seinen Jugendfreund Victor Jacquemont diesen Passus: „Ich habe nie ein in Wahrheit gefühlvolleres Herz gekannt als das Jacquemont's. Er war eine liebende und zärtliche Natur, aber er wandte eben soviel Sorgfalt an, um seine Gemüthsbewegungen zu verbergen, wie Andere, um ihre schlechten Neigungen zu verhehlen. In unserer Jugend waren wir von der falschen Sensibilität Rousseau's und seiner Nachahmer zurückgestoßen worden, und eine übertriebene Reaction trat ein, wie das gewöhnlich geschieht. Wir wollten stark sein und wir machten uns über die Sentimentalität lustig.“

Digitized by Google

Es versteht sich jedoch von selbst, daß dieser Haß gegen das Weichliche und Thränenreiche, der so stark gegen die hypersentimentalen Anfänge zeitgenössischer Talente wie Lamartine und Sainte-Beuve absticht, und diese Vorliebe für das Gewaltsame und Brutale nicht auf purer Widerspruchslust beruht. Um die Stärke der Neigung Mérimée's in dieser Richtung zu messen, braucht man nur einen Blick auf seine Schriftstellerlaufbahn zu werfen. Bei jedem Andern müßte man erwarten, eine solche Sympathie für blutig brutale Katastrophen durch die lichtere und leichtere Laune der Jugendzeit gehemmt und durch die abnehmende Kraftfülle des Alters gemildert zu sehen. Aber keins von beiden ist bei Mérimée der Fall. Seine Liebe zu den gewaltsamen Entscheidungen ist so alt bei ihm wie seine Liebe zu Feder und Tinte, und das Abschreckende und Scheußliche, das in den Werken seiner Mannesjahre, durch Innigkeit und Geist beseelt, tragisch wirkt, schrumpft wieder in einigen der Erzeugnisse seines Alters zum widerwärtig Unheimlichen zusammen.

Man sieht in dem ersten Buch, das Mérimée, nur 22 Jahre alt, herausgab, in dem „Theater der Clara Gazul" auf die interessanteste Weise die jugendliche Heiterkeit mit jener tief eingewurzelten Vorliebe für das Gewaltsame und Wilde kämpfen. Oberflächlich betrachtet scheint dieses „Theater" ziemlich ernst. Es unterscheidet sich jedoch, obwol es für spanisch ausgegeben wird, von der spanischen Schauspielliteratur durch viele der wesentlichsten Eigenschaften. Weit entfernt, wie die Mantel- und Degen-Stücke einförmig dieselben Charaktertypen und dieselben aus der Eifersucht und dem empfindlichen Ehrgefühl hervorgegangenen Situationen zu wiederholen; weit entfernt, ihnen durch eine vorurtheilsvolle moralische Etiquette ähnlich zu sein, haben die sehr verschiedenen kleinen Dramen, aus denen es besteht, scharf und individuell gezeichnete Charaktere, die anstatt übermenschliche Resignation zu zeigen, ihren Leidenschaften unterworfen sind. Noch weniger Aehnlichkeit haben diese Schauspiele mit der großen Gruppe phantastischer und romantischer Märchendramen mit oder ohne katholische Weihe, in denen Calderon's Poesie ihren höchsten Glanz und ihr buntestes Farbenspiel erreicht. Nur mit einzelnen düstern spanischen Dramen (wie Calderon's „El alcalde de Zalamea" oder Moreto's „El valiente justiciero) stimmen einige unter ihnen, z. B. „Ines Mendo" im Grundton überein. Durchschnittlich genommen ist das Buch aber nur anscheinend ernst. Es ist ausgelassen, kühn, übermüthig und durch das spanische Schauspielerin-Costüm blickt echt französischer Spott und Leichtsinn durch. Das Werk bringt, wie es in der Vorrede zu „Ein Weib ist ein Teufel" heißt, verschiedene Personen auf die Bühne, die „unsere Ammen und Kindermädchen uns gelehrt haben mit Ehrfurcht zu betrachten". Die Verfasserin hofft, daß „die aufgeklärten Spanier" dies nicht übel aufnehmen wollen. Das Theater Clara Gazul's ist ein lustiges Buch; die gute Dame, die es geschrieben hat, trägt keine langen Unterröcke. Aber welch' eine sonderbare Lustigkeit ist dies! Eine Lustigkeit, die sich daran ergötzt, mit Messern zu werfen; eine Ausgelassenheit, zu welcher die Sprünge und Spiele eines jungen Panthers ein Seitenstück abgeben. Mérimée kann nicht gut schließen, ohne alle seine Hauptpersonen todtzuschlagen, und die Dolchstöße folgen fast marionettenartig auf einander. Aber sehr ernstlich ist es nicht gemeint, denn es amüsirt ihn, unmittelbar nach der

Digitized by Google

Katastrophe die Illusion zu vernichten, indem er die Spielenden aufleben und z. B. einen unter ihnen den Zuschauern für ihre Aufmerksamkeit danken läßt, so daß Alles in Scherz sich auflöst.

„Doña Maria.

Hilf ihr! Sie hat Gift genommen, sie ist von mir vergiftet. Ich will mich strafen, wie ich es verdient habe. Der Klosterbrunnen ist nicht fern. (Sie läuft hinaus.)

Fray Eugenio

(an das Publicum).

Nehmt mir es nicht übel auf, daß ich den Tod dieser zwei liebenswürdigen Damen veranlaßt habe, und seid so gut, die Fehler des Verfassers zu entschuldigen."

So endigt das leidenschaftliche Stück „L'occasion". Die witzigste Kritik, die es über diese Stücke und diese Manier gibt, obwol sie kaum speciell auf Mérimée gemünzt war, ist ein Passus in den antiromantischen Briefen Alfred de Musset's „Lettres de Dupuis et Cotonet": „Und dann haben wir Spanien mit seinen Castillanern, die sich die Hälse abschneiden wie wir ein Glas Wasser trinken, und mit seinen Andalusierinnen, die sich noch schneller auf ein weniger entvölkerndes Unternehmen einlassen, mit seinen Stieren, Toreadoren, Matadoren u. s. w." Das Spanien der jungen romantischen Schule, zu welchem Musset mit seiner Andalusierin aus Barcelona, die man an dem bleichen Gesicht und dem braunen Hals erkennen könnte, selbst einen Beitrag geliefert hat, war in Wirklichkeit nicht allein bei Mérimée so heißblütig und schnellebend. Aber Niemand hatte die Freude daran wie er. Und dieser Jugend-Manier Mérimée's entsprechen auf's Genaueste die Sujets, die er in seinem Alter wählt.

Seine letzte Novelle „Lokis" ist die Geschichte eines jungen lithauischen Grafen, der durch mysteriöse Vererbung momentan die Instincte eines Raubthieres in sich spürt, und der in der Brautnacht wahnsinnig wird und seiner Braut die Kehle durchbeißt. Sein Charakter ist mit seiner Kunst geschildert, die Entwickelung der Tollheit mit ein paar leichten Zügen veranschaulicht, und es hat Mérimée augenscheinlich besonderes Vergnügen gemacht, die Gestalt des jungen Grafen in ihrer ganzen Wildheit als Seitenstück zu einem unendlich braven und zahmen deutschen Professor, zu zeichnen, der als Gast in dem gräflichen Hause verweilt, jeden Abend seiner Verlobten, Fräulein Gertrude Weber schreibt und dem Leser die schauderhafte Begebenheit mittheilt. Aber der Schlußeindruck dieser Vampyrgeschichte ist der des widerwärtig Entsetzlichen, und die Meisterschaft der Erzählung, der in dem Vortrag der Brutalität bewiesene Tact, die Eleganz, mit der das Abscheuliche gehandhabt wird, erinnert fast an die Glacéhandschuhe des Scharfrichters. Die Erzählung ist nur als Zeugniß für die Stärke einer ursprünglichen Grundneigung des Verfassers psychologisch interessant.

Individuell und originell war diese Neigung ganz gewiß; aber doch kann es keinem in der modernen Literatur einigermaßen Bewanderten entgehen, daß dieselbe mit der Tendenz der ganzen Schule, die Southey als die „satanische" stempelte, zusammenfällt. Der Einfluß Byron's ist unverkennbar. Man war gegen das Jahr 1830 in Frankreich, wie schon früher in England, in weiten Kreisen der „immanuelischen" Poesie der Reactionszeit satt. Das Scepter der Dichtung glitt aus Lamartine's Händen und fiel in die Hand Victor Hugo's,

Digitized by Google

dessen Gedichtsammlung „Les Orientales“ die blutigsten Bilder der Kriegsgräuel gibt. Lamartine selbst, der frühere seraphische Dichter par excellence, schlug bald mit seinem Gedicht „La chute d'un ange“ in die satanische Richtung ein. Und in der Schule Victor Hugo's gab es einen jungen Dichter, der fast gleichzeitig mit Mérimée, und ohne von ihm im Geringsten beeinflußt zu sein, haarsträubende Sujets in kleinen, sehr kunstvoll geschriebenen Novellen behandelte, ich meine Petrus Borel, der so arm und unberühmt lebte und starb, und der erst nach dem Tode ein wenig Liebe und Ruhm gewonnen hat. Die Novellensammlung von Petrus Borel, die den Titel führt: „Champavert. Contes immoraux“, enthält eine kleine gedrängte Erzählung: „Dina, la belle Juive“, die sich mit den Schreckensnovellen Mérimée's parallelisiren läßt. Der arme Borel war ein Schwärmer, ein glühender Enthusiast und Moralist, der mit einer verzehrenden Indignation, die sich hinter der objectiven Darstellung verbirgt, das Pathos des Lesers gegen die Gewaltthaten, die er schilderte, hervorrufen wollte. Der feine, geschliffene Mérimée stellt sich oft genug nur so blutdürstig dar, weil es ihm Spaß macht, den Leser und besonders die Leserin zu erschrecken. Aber eine echt romantische Herausforderung der „Philister“ liegt doch in beiden Fällen vor.

Nicht ungestraft hat Mérimée dem literarischen Blutdurst gefröhnt. Entging er auch zu seinen Lebzeiten der Nemesis, nach seinem Tode hat sie ihn ereilt. Als Loménie die Lobrede auf Mérimée in der französischen Akademie hielt, sprach er zum Schluß die Ansicht aus, daß Mérimée das Glück des häuslichen Heerdes immer vermißt habe und mit „vier bis fünf Kindern zu erziehen“ glücklicher gewesen wäre. Und als seine Freundin, die Gräfin Lise Przedrzerska, seine gewiß nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Briefe an sie als „Lettres à une autre inconnue“ in den Druck gab, bestimmte sie den Ertrag zu Seelenmessen für das Heil Mérimée's.

So ergehe es allen Bluttrinkern!

(Ein Schlußartikel im nächsten Heft.)

Digitized by Google

Autobiographische Blätter aus dem Leben eines preußischen Generals.

VII. Berlin Ende der dreißiger Jahre.

Mit außerordentlichen Erwartungen trat ich in das mir gebotene neue Leben ein. Ich vermeinte die kleine Stadt, die fast kümmerlich eingeengt in ihren Interessen und Gesichtskreisen, zu vertauschen mit dem Mittelpunkte unsres Staats- und Heerwesens, mit der Residenz unsres Hofes, mit der hervorragendsten Pflegstätte deutscher Wissenschaft; die Pforten jener Militär-Akademie sollten sich mir erschließen, die, von Scharnhorst geschaffen, dazu bestimmt war, seinen Geist und den seines großen Schülers Clausewitz auf die nachgeborenen Geschlechter zu übertragen; ich glaubte um sie vereint die tüchtigsten, angeregtesten jüngeren Officiere aller Heerestheile und aller Waffen zu finden; ich hoffte, in das regste wissenschaftliche Streben eingeführt zu werden, begierig, an ihm Theil nehmen zu dürfen, wenn auch vorerst nur zaghaft zuschauend und bescheiden zurückhaltend. In dem Allen fühlte ich mich zunächst enttäuscht und das um so empfindlicher und niederdrückender, als ich vorher zu sanguinisch mir das zu Erwartende ausgemalt hatte. An der Spitze der Kriegsschule stand allerdings noch ein Name von bestem Klange, der General Rühle von Lilienstern. Nicht allein, daß ihm als einem der fruchtbarsten und hervorragendsten Militär-Schriftsteller die volle Berechtigung für seine Stellung beizuwohnen schien, er hatte sich auch practisch bewährt; es war bekannt, was er schon 1806, dann 1813 bis zum Waffenstillstande, namentlich aber als Beirath Stein's während der militärischen Organisationen des Winters 1813 auf 1814 in Deutschland geleistet hatte. Er empfing uns ernst gemessen, sprach in kurzen, wohlgesetzten Worten von der Aufgabe, die uns gestellt sei, und — sah uns nimmer wieder. Er verschmähte es, irgend welchen persönlichen Einfluß auf die zusammengeführten Officiere zu üben; er entzog sich uns vollständig, lebte nur seinen wissenschaftlichen Studien und überließ die Kriegsschule der rein disciplinarischen Aufsicht zweier alter Obersten, denen ihre Stellungen als die Dienstzeit verlängernde Sinecuren zugewiesen waren.

Auch die Vorträge lagen nicht in durchweg hervorragenden Händen. Einzelne Koryphäen der Wissenschaft, wie der Geograph Carl Ritter und der Physiker Paul Erman, die seit langen Jahren an der Kriegsschule lehrten, waren alt

Digitized by Google

geworden. Wie der erstere nichts weiter gab, als das zum neunzehnten Male dictirte Heft, so konnte die Magerkeit dieser Kost selbst nicht durch die überaus anziehende und liebenswürdige Persönlichkeit, der wir aber vollständig fern blieben, aufgewogen werden. Erman war noch immer geistig belebt, aber so confus, daß kein irgendwie positives Resultat dem, was er sprudelnd und sprühend sprach, abzugewinnen war. Allgemeine Geschichte las der bekannte Philologe Zumpt; er war ganz zu Hause in seinem Fach, wenn er römisches Leben, römische Entwickelung und römische Größe zu schildern hatte; man folgte ihm mit großem Interesse nach Pompeji, in dessen Ruinen sich der deutsche Professor mit Schlafrock und langer Pfeife heimisch gefühlt hatte, aber für das Mittelalter und die Reformation, für die Gestaltung des modernen Staats fehlte ihm das eigne Verständniß. Es war ihm nicht möglich, uns gerade da zu orientiren, wo wir die Anknüpfung für die Beurtheilung der Gegenwart und ihrer Entwickelung zu suchen hatten. Der Vortrag des Hegelianers von Henning besprach Anthropologie und Logik; die Hegel'sche Terminologie wußte er mit dürren Begriffen in Verbindung zu bringen, geistige Anregung entwuchs seinen Darlegungen sehr wenig. Belebender und fördernder war ein andrer Schüler Hegel's, Hotho, der Literaturgeschichte im dritten Jahrescurse las. Er verstand es in Wirklichkeit, dem Standpunkte und den Zwecken seiner Zuhörer entsprechend, positive Resultate in eine Form zu kleiden, die fesselte und zu weitern Studien aufforderte. Aber ehe ich zu ihm gelangen sollte, hatte ich noch zwei Jahre lang mich durch unfruchtbare Lectionen hindurch zu arbeiten. Auch Dove, dem damals nur ein an Zeit sehr knapp bemessener Vortrag über physikalische Geographie zugewiesen war, vermochte hiermit nicht ausreichend zu beleben. Die rein militärischen Vorträge aber, denen doch die vornehmlichste Wichtigkeit zugesprochen werden mußte, entsprachen, einschließlich derjenigen über Mathematik, in so weit sie Officieren überlassen waren, mit wenigen Ausnahmen auch nicht den billigsten Anforderungen. Jene Ausnahmen bildeten der Vortrag des Majors von Griesheim über Taktik und derjenige des Majors von Höpfner über Kriegsgeschichte, von denen der erstere dem ersten und zweiten, der letztere dem dritten Jahrescurse zufiel. Beide vereinigten eingehendes Studium und Wissen mit gesunder, klarer und ansprechender Darstellung. Sie hielten sich durchaus fern von einem eitlen Haschen nach Originalität oder nach jenen Gedankenblitzen, die Gründlichkeit und Ernst ersetzen, ihr Fehlen verdecken sollen. Den lebendigen Gestaltungen des Krieges gewannen sie wie reife Früchte die Grundsätze ab, auf welche sie ihre Lehren bauten. Jeder ihrer Zuhörer wird sich der Vorträge dankbar erinnern. Wir erhielten durch sie nicht allein eine Erweiterung unsrer Kenntnisse, sondern zugleich die volle Zuversicht, daß die practische Schule des Studiums, die sie begründeten, von richtigen Voraussetzungen ausgehend, zutreffende Ergebnisse fördern müsse. Indessen diese Anschauungen gaben doch erst im Laufe der Zeit ihre Befriedigung. Zunächst, im Beginn des ersten Cursus, trat gegen die Menge anderen, weniger gut angeordneten Stoffes auch der Griesheim'sche Vortrag zurück und war nicht im Stande, die Enttäuschung zu beseitigen. Die letztere erwuchs auch nicht allein aus dem Mangel belebender, in den Vorträgen gebotener Anregung, sie ergab sich namentlich auch aus der

Digitized by Google

Stellung, die uns als Schülern angewiesen wurde, und die in ihrer beengenden und controlirenden Weise weder dem Alter der Officiere, noch der ihnen sonst zugestandenen socialen Stellung entsprechend war. Wol mochten diese Maßnahmen Mißbräuchen entwachsen sein, deren sich die Besucher der Kriegsschule schuldig gemacht hatten. Nicht alle Officiere, ja ich mußte mir bald sagen, nur eine Minderzahl derselben, führte das Verlangen nach wissenschaftlicher Ausbildung nach Berlin. Den verschiedensten Zwecken sollte das betreffende Commando dienstbar sein; die Einen wollten die große Stadt und die von ihr gebotenen Genüsse auskosten; die Andern hofften ihrer militärischen Laufbahn dadurch nachzuhelfen, daß sie sich in der Residenz des Hofes zeigten, sich „Connexionen" verschafften, die Aufmerksamkeit der über die Beförderung der Officiere entscheidenden Persönlichkeiten auf sich zogen; Einzelne vermeinten mit dem Mephisto im Faust, der Besuch der Kriegsschule sei Nebensache, wie überhaupt die graue Theorie den Mann nicht fördere, es komme darauf an, in's große Leben einzutreten, eigne Anschauungen und Friction mit Andern zu gewinnen; ja Etliche verhehlten nicht, daß ihnen die Garnison nicht die Gelegenheit geboten, eine reiche Partie zu machen, Berlin eröffne günstigere Chancen. Da schienen denn bindendere Vorschriften zur Festhaltung des wesentlichen Zweckes des Lehrinstituts nothwendig geworden zu sein, wobei vergessen war, daß derartige Anordnungen, wenn sie gegen junge Männer angewendet werden, die die Kinderschuhe fortgeworfen haben, diejenigen, die sie treffen sollen, nicht bessern, die aber, welche von Innen heraus getrieben werden, verletzen und entfremden. Hier kann nur die Belassung möglichster Freiheit für jede individuelle Entwickelung zum erwünschten Ziele führen, und das um so mehr, als es unerreichbar sein wird, alle, die einen bestimmten Studienweg einschlagen, ihn mit Erfolg auch einhalten zu sehen. Es wird immer nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl sein, die an der Endstation derartig anlangen, daß sie den vollen Austrag des dargebotenen Lehrstoffs sich zu eigen gemacht haben.

Es verging eine längere Zeit, bevor ich mich in den Hörsälen der Kriegsschule heimisch zu fühlen vermochte. Erst während des zweiten Cursus fand ich einen engern Umgangskreis mit Officieren, die gleichzeitig mit mir commandirt waren, der dann aber auch fest zusammenhielt und aus denen einzelne dauernde freundschaftliche Verbindungen hervorgingen. Ich nenne nur die Namen v. Stosch, Lieutenant im 29. Infanterie-Regiment, jetzt General der Infanterie und Marine-Minister; von Kameke, Lieutenant im 11. Infanterie-Regiment, gestorben 1864 als Regiments-Commandeur in Schleswig; von Pannewitz, Lieutenant im 22. Regiment, als Obristlieutenant geblieben bei Königgrätz 1866; von Sandrart, Lieutenant im 2. Infanterie-Regiment, jetzt Generallieutenant und Commandeur der 10. Division; von François, Lieutenant im 37. Infanterie-Regiment, als Generalmajor geblieben bei Spichern 1870, und von Diepenbroick-Grüter, Lieutenant im 8. Husaren-Regiment, als Generalmajor schwer verwundet bei Vionville und gestorben 1870.

Wenn aber die Kriegsschule mich das zunächst nicht finden ließ, was ich gesucht hatte, so blieb Berlin noch viel mehr hinter meinen Erwartungen zurück. Man möge sich vergegenwärtigen, daß die letzten Regierungsjahre Friedrich Wil-

Digitized by Google

helm's III. einer absterbenden Zeitperiode angehörten. Jedes öffentliche Leben war dem Erlöschen nahe. Die eigentlichen Träger der Wissenschaft, welche ihr in Berlin den eigenthümlichen Charakter der Periode gegeben hatten, Schleiermacher und Hegel waren gestorben; die Schüler des Letzteren hatten vorherrschend die Leitung übernommen, gewiß mit kritisch zersetzendem Talente, aber ohne erwärmende, schöpferische Kraft. Die Tagespresse erlag den Kürzungen und Beengungen der Censur; jede politische Discussion war zum Schweigen verurtheilt; ja selbst die Kunst ward gehalten, sich fein säuberlich eng gesteckten Schranken anzubequemen. Mit Aengstlichkeit wurde Alles vermieden, was das Bestehende hätte gefährden können. Alles geistige Streben zog sich in kleine abgeschlossene Kreise zurück, in welche Zutritt zu gewinnen dem Fremden schwierig war. Der König selbst, jeder Störung oder Beirrung der gewohnten Umgebung abgeneigt, jede wichtigere Entscheidung nach Möglichkeit zurückschiebend, ängstlich den Rathschlägen Gehör gebend, die von Wien oder Petersburg an ihn gelangten, in seinem äußern Auftreten zurückhaltender wie je, begünstigte nur die Lethargie, die mehr und mehr Platz griff. Auf militärischem Gebiete hatte die Russomanie immer größere Fortschritte gemacht; Petersburg bestimmte den Schnitt der Uniformen, beherrschte die Mode. Man zehrte überall nur von den Resten einer glänzenden Zeit, eines gehaltvolleren Lebens. —

Die Stadt Berlin hatte allerdings seit dem Frieden erheblich zugenommen, war mit ihrer Einwohnerzahl bis auf gegen 300,000 gelangt, aber der Aufschwung, welcher sie nach der Wiederherstellung Preußens ergriffen, war bis auf das geringste Maß abgeschwächt. Die großen Schinkel'schen Bauwerke waren vollendet, es schien damit ein Abschluß gewonnen, den man froh war erreicht zu haben, ohne noch Neigung zu empfinden, Weiteres in Angriff zu nehmen. Man baute in den Straßen der Friedrich-Wilhelmstadt in einem Kasernenstil der traurigsten Art, ohne Schmuck und ohne Aufwand irgend welcher Mittel, die über das Nothdürftigste hinausgingen. Die Stadt machte, wenn man die große Verkehrsader vom Brandenburger Thor über den Schloßplatz, die Königsstraße nach dem Alexander-Platze und die derselben zunächst anliegenden Plätze davon ausnahm, den Eindruck, ich will nicht sagen der Armuth, aber doch der Mittellosigkeit. Die großen Plätze, wie der am Opernhause, die an den Thoren, der Wilhelmsplatz lagen ohne Schmuck und Anlagen da und dienten, zum Theil tief sandig, fast ausschließlich als Reitplätze; es fehlte an Verkehr; von Eisenbahnen war die Berlin-Potsdamer Bahn, nur für das locale Bedürfniß berechnet, 1838 eröffnet und fristete kaum ihr Leben; Preußen schien von andern deutschen Bundesstaaten, die viel energischer sich die Herstellung der neuen Verkehrswege angelegen sein ließen, überholt werden zu sollen. —

Auf den Straßen sah man außerordentlich wenig Luxus; die Equipagen des Königs waren über die Maßen einfach gehalten; eine reiche Aristokratie, die in Berlin den Winter zugebracht hätte, existirte nicht; noch weniger eine Bourgeoisie, die über Geld und Geschmack verfügte. Die wenigen glänzenden Equipagen, die hier oder da einmal auftauchten, gehörten der Diplomatie an. Brillirende Läden oder Kaufhallen, die Pracht und Glanz verbreitet hätten, sah man selbst unter den Linden nicht. Einzelne Vergnügungsorte und Restaurationen waren die

Digitized by Google

einzigen Merkmale großstädtischen Gesellschaftslebens. Von den einst berühmten „Brühl'schen Bällen", auf denen der König mit den Prinzen in Civil erschien und damit der gesammten Gesellschaft den Zwang der Etiquette nahm, ohne den feinen Ton guter Sitte zu schmälern, fiel der letzte in den Winter 1839—1840. Der König nahm an denselben keinen Theil mehr.

An großen Theatern hatte Berlin das Opernhaus, das Schauspielhaus und das Königstädter Theater. In ihnen empfand man noch einige Lebenskraft, wie sie sich denn auch das Interesse des Königs erhalten hatten. Indessen auch sie neigten dem Verfalle zu. Im Opernhause herrschte Spontini; seine Compositionen bildeten den Haupttheil des Opern-Repertoires. Daneben diejenigen Gluck's, Mozart's, Weber's. Mit Meisterhand dirigirte Spontini sein Orchester, war aber fast Despot und in beständigem Kriege mit Intendanz und Kritik. Eine mehr gelegentliche, als dauernde Coalition beider brachte ihn zum Sturz. Er hatte in einer öffentlichen Erklärung, die sich über die Bedingungen seiner Anstellung aussprach, nicht die strengen Grenzen der Ehrerbietung gegen den König, der jene selbst betrieben und vollzogen hatte, eingehalten. Nichts konnte beiden Gegnern willkommener erscheinen. Auf der einen Seite wurde die gesammte Meute der Claque unter der Führung des bekannten Ludwig Rellstab gegen ihn losgelassen, auf der andern dies geduldet. Zufällig war ich gegenwärtig. Spontini erschien eben auf seinem Dirigenten-Stuhl im Orchester, um die Ouverture des Don Juan beginnen zu lassen, als sich ein Toben erhob, wie es das Opernhaus wol ähnlich nie gehört. Unbeirrt brachte er die Ouverture zu Ende; als aber der Vorhang nicht gezogen wurde, vielmehr eine Aufforderung der Intendanz an ihn erging, die Direction des Orchesters abzugeben, verließ der alte Mann seinen Platz, um ihn nie wieder einzunehmen. Es machte einen tiefergreifenden Eindruck, den bewährten Meister in dieser unwürdigen Weise niederwerfen zu sehen, ohne daß sich für ihn eine schützende Hand erhob. Er blieb noch mehrere Jahre lang nominell in seiner Stellung, ohne wirklich zu functioniren, siedelte dann aber nach Paris über. Für die Leitung des Orchesters fand sich zunächst kein ebenbürtiger Ersatz. —

Zum Personal der Oper zählten noch jene bekannten Sänger, die einst den Ruf der Berliner Bühne weithin begründet hatten; ich habe noch Bluhme und Bauer im Don Juan, Bader im Cortez gehört; indessen mußte ihr unvergleichliches Spiel und ihre Schule vergessen lassen, daß von ihren Stimmmitteln nur ein schwacher Rest übrig geblieben war; dagegen lernte ich Mantius, und die Sängerinnen Loewe, Faßmann und Grünwald in der Glanzzeit ihrer Leistungen kennen. Sie blieben aber weit hinter ihren Vorgängerinnen zurück. Die Bevorzugung, die dem Ballet auf der Berliner Bühne bis auf den heutigen Tag geworden, datirt wesentlich von der Vorliebe Friedrich Wilhelm's III. für dasselbe. Je älter er wurde, desto mehr leistete er ihr Vorschub. Der eigentlichen Kunst gegenüber war darin unzweifelhaft ein Symptom für ihren Niedergang zu erkennen.

Dem Schauspiel waren allerdings Künstler wie Devrient und Frau Unzelmann schon längst verloren gegangen; indessen vertraten die Crelinger und Char-

Digitized by Google

lotte Hagn, Seidelmann, Rott, Weiße, Grua, Gern und Andere die Bühne, an der Iffland gewirkt hatte, so würdig und tüchtig,, daß man der vergangenen Größe vergaß. Das Repertoire war ein beschränktes: alles Moderne, wenn es nur irgend Verwandtschaft mit dem „jungen Deutschland" hatte, war verbannt und wurde fern gehalten. Es war ein Ereigniß, als anfangs 1840 das Trauerspiel Gutzkow's „Richard Savage" zur Aufführung kam. Die Censur führte unerbittlich ihren Griffel. Der König besuchte das Schauspiel eigentlich nie, desto lieber erschien er im französischen Theater, das auf seinen besonderen Wunsch seit dem Jahre 1815 stehend unterhalten wurde. Die Zeit der Scribe'schen Bühnen-Dichtungen war in vollster Blüthe. Seine „Comédies" und „Vaudevilles" wurden mit viel esprit und sehr graziös vorgeführt; einzelne der Darsteller, wie der Komiker M. Francisque genossen einer weit verbreiteten Popularität. Wir Kriegsschüler waren in Bezug auf das französische Theater ganz besonders bevorzugt. Der König ließ der Anstalt zu jeder Vorstellung eine größere Anzahl von Billets überweisen, so daß uns neben der Freude an der Darstellung auch die Gelegenheit geboten war, unser Verständniß der französischen Sprache zu fördern.

Das Königsstädter Theater, am Alexanderplatz gelegen, war in Privathänden, wurde aber vom Hofe sehr protegirt. Es hatte seine Blüthezeit gehabt, als in ihm Henriette Sonntag Zuhörer und Zuschauer entzückte. Nachdem sie den Grafen Rossi geheirathet und zunächst Berlin, dann überhaupt die Bühne verlassen hatte, kränkelte die Oper; sie konnte mit der Königlichen um so weniger concurriren, als ihr Repertoire zu Gunsten jener eng beschränkt war. Selbst Künstlerinnen wie die Hänel, die 1839 und 1840 dort sang, vermochten ihr Siechthum nicht aufzuhalten. Dagegen waren das volksthümliche Lustspiel und die Posse ganz vortrefflich durch Fritz Beckmann vertreten, dessen naiver Humor und geniale Komik unendlich erfrischend in jener sonst so öden Zeit wirkten.

Andere allgemein zugängliche Privattheater existirten damals nicht; ein viel besuchtes Local, das Gräbert'sche, in welchem der Berliner Witz frechster Art seine burlesken Funken sprühen ließ, verdiente kaum den Namen eines Winkeltheaters, die Derbheit mußte den eigentlichen Humor ersetzen. Indessen verspürte man hier noch immer den dem localen Volksleben entnommenen eigenthümlichen Charakter, während diese Originalität einem andern Unternehmen, das, ein Erzeugniß jener Jahre, viel von sich reden machte, bei Lichte besehen abgesprochen werden mußte. Ein speculativer Weinhändler, Namens Drucker nahm, um seiner Waare mehr Abnehmer zu verschaffen, dazu seine Zuflucht, daß er das sich zu dem Ende in ein großes Auditorium verwandelnde Publicum mit politisch und sittlich zweideutigen Erzählungen unterhielt. In beiden Richtungen streifte er beständig die äußerste Grenze des überhaupt Zulässigen und lag wol namentlich hierin der Reiz, der ihm immer von Neuem Zuspruch verschaffte.

Auch an Concerten gab Berlin nicht ein Vorbild nach großstädtischem Maßstabe. Die Singakademie hatte nicht mehr die Bedeutung, die ihr unter Zelter's Leitung allgemein zugestanden war. Die nach Geburt und Schule Berlin zugehörigen beiden Componisten Meyerbeer und Mendelssohn lebten und wirkten fern von ihrer Heimath. Kurschman, Kücken, Taubert repräsentirten eine mehr oder weniger weichliche,

Digitized by Google

sentimentale Romantik. Vor einer verhältnißmäßig nur kleinen Zuhörerschaft suchte im Saale des Hôtel de Russie Capellmeister Moeser den Geschmack für classische Concertmusik zu pflegen. Selbst die Leistungen der Militär-Musikchöre standen weit hinter denjenigen österreichischer Regiments-Capellen zurück. Ueberall gewahrte der Aufmerksamere Stillstand, und die Klage, daß dies so sei, brach sich in zum Urtheil berechtigten Kreisen mehr und mehr Bahn.

Auch die Akademie der bildenden Künste belebte nicht mehr die Jugendkraft Schadow's. Er war alt geworden. Die Düsseldorfer und Münchener Maler-Schulen hatten die Berliner vollständig in Schatten gestellt. Krüger und Magnus lieferten gute Porträts, der erstere glänzte in der Darstellung von Paraden und Pferden; Hosemann, Hopfgarten, Meyerheim und Andere erwarben sich Beifall, aber Alles bewegte sich doch nur in kleinerem und untergeordnetem Genre. Nur die Bildhauer Rauch, Tieck, Wichmann, Drake hatten ihre alte Kraft bewahrt und konnten mit Schwanthaler und Dannecker in die Schranken treten, wie denn gerade in jener Zeit das Denkmal Friedrich's des Großen Rauch in Bestellung gegeben wurde.

An größeren Zeitungen hatte Berlin außer der knapp gemessenen, eigentlich ausschließlich Hofnachrichten bringenden „Staatszeitung" nur die „Vossische" und „Spener'sche Zeitung". Beide wurden im Sinne eines bürgerlichen Philisterthums geistlosester Art redigirt und suchten sich, abgesehen von Theater-, Circus- und Concert-Artikeln, ihre Erträge vornehmlich durch die Massenhaftigkeit der Inserate, in Bezug welcher sie mit dem „Intelligenzblatt" concurrirten, zu sichern. Politische Färbung oder gar politischer Charakter fehlte Beiden gänzlich. Ein kleineres Blättchen, der „Beobachter an der Spree", fand seine Verbreitung bei dem kleinen Bürger, war vielleicht gesunder in Anschauungen als jene, aber auch ohne irgend welche Bedeutung. Dagegen vertrat das „Politische Wochenblatt" als Zeitschrift in sehr geschickter und geistvoller Weise die Ansichten der historischen Schule, deren Anhänger sich wesentlich um den Kronprinzen gruppirten. Von Jarcke begründet, vom Herzog Karl von Mecklenburg, dem Präsidenten des Staatsraths, bis zu seinem Tode gestützt, wurden die Grundsätze der Legitimität ebensowol dem Liberalismus wie der Büreaukratie gegenüber verfochten.

Je weniger nun die Berliner Tagespresse selbst bot, desto mehr wurde der auswärtigen zugesprochen. Die großen Conditoreien bildeten ihre Depots, um die sich die zahlreichen Leser sammelten. Hier mischten sich die Repräsentanten aller gebildeten Stände; kleinere, bevorzugtere Kreise discutirten. Es war wunderbar, wie genügsam sich das Publicum in dunklen, dumpfen Localen begnügte, wenn nur seinem Verlangen nach Tageslectüre entsprochen wurde. Man saß eng zusammengedrängt und suchte in englischen und französischen Zeitungen das zu finden, was die heimathlichen versagten. Und wie hier Comfort, Eleganz und Ausstattung fehlten, so war es ebenso in den großen Vergnügungsorten des Thiergartens „Unter den Zelten" und „beim Hofjäger"; dieser unvergleichliche Zufluchtsort der in Staub und Dürre verkommenden Berliner bot überhaupt einen ganz andern Eindruck dar, als jetzt; viel beschränkter und ungeregelter, viel weniger eingeschlossen von Villen und Gartenanlagen, erschien der Thier-

Digitized by Google

garten als ein weit ausgedehntes Gehölz zu beiden Seiten der Chaussee nach Charlottenburg, mit vielen Wegen und einzelnen Anlagen längs der ihn durchschleichenden Gewässer. Der Platz, der jetzt das Siegesdenkmal umgibt, war zu jener Zeit ein tief sandiger Detail-Exercierplatz der Garnison und es gehörte zu den Meisterstücken der Commandeure der Garde-Cavallerie, auf ihm im Frühjahr ihre Regimenter dem Könige trotz seiner Beengung den damaligen Ansprüchen gemäß vorzustellen. Wo jetzt der Schifffahrtscanal Berlin im Süden umzieht und in großartigster Weise der Entwickelung der Stadt Direction und Förderung geboten hat, kroch ein dunkles, schlammiges Wasser in einem ekeln Graben durch dürre Felder dem Thiergarten zu und verdarb mit seinen Ausdünstungen die Luft. — Man möchte sagen, wohin man sah, war Dürre und verhaltene Bewegung. Der geistig immerhin aufgeweckten Bevölkerung blieb nichts anderes übrig, als in dem jeden Idealismus verspöttelnden Witze Zuflucht zu finden, der nach und nach ein Charakterzug der Berliner geworden ist, und der damals naiver und harmloser als jetzt ergötzte und sehr anregend unterhielt.

Durch verschiedene Beziehungen fand ich Einführung in Familien, deren gastliche Häuser mich nach und nach vertrauter machten mit dem eigenthümlichen Reize des Berliner Lebens. Ich wurde Kreisen nahe geführt, in denen dem Verlangen, das mich nach der Hauptstadt als dem Mittelpunkte geistigen nationalen Schaffens geführt hatte, volles Genüge gegeben wurde. Es kam ja auch bald eine Zeit, die Alles mit fortriß und zündend ergriff. Aber die ersten Eindrücke, die Berlin zur Zeit meines Eintreffens daselbst auf Jeden hervorrufen mußte, waren außerordentlich sterile und enttäuschende. Dazu kam eine überaus scharfe Sonderung der Stände. Der Officier wurde damals noch in den gebildeten bürgerlichen Kreisen mit großem Vorurtheil empfangen; und oft bin ich dem Zugeständniß begegnet, wenn nähere Bekanntschaft zu freundschaftlichen Berührungen geführt hatte, daß man mir als Lieutenant ungern den Zutritt in die Familie gestattet habe.

Sehr freundliche Aufnahme fand ich in dem Hause des bekannten practischen Arztes Dr. Horn, des Vaters des jetzigen Oberpräsidenten von Preußen. Er war damals schon bejahrt und körperlich leidend, aber voll geistigen Lebens, das in den pikantesten Glossen und ätzendsten Bemerkungen petillirte. Aus einer sehr reichen Vergangenheit, in der er mit Hufeland, Heim, Rust und Andern Vertreter der glänzendsten Periode medicinischer Praxis gewesen war, und welche ganz besondere Verdienste während der Ueberhäufung Berlins mit Kranken und Verwundeten aus den Kämpfen der Freiheitskriege aufzuweisen hatte, erzählte er gern und fesselnd. Die kleinen Diners, die er sonntäglich um sich versammelte, boten die anregendste und belebendste Unterhaltung. In größeren Kreisen lernte ich interessante Persönlichkeiten der verschiedensten Kreise kennen. Ich will hier nur den häufiger Berlin besuchenden, damaligen Oberpräsidenten von Posen, nachherigen Minister Flottwell nennen, dessen schön geformter Kopf mit den mächtig sprechenden Augen imponirend anzog und dessen Verwaltung die Germanisirung der widerstrebenden polnischen Provinz mit fester Hand vorwärts trieb. Sodann den berühmten, geistig feingeschnittenen Bürgermeister von Bre-

Digitized by Google

men Smidt, welchem die Hansestadt nicht allein die Erhaltung ihrer Selbständigkeit während des Wiener Congresses, sondern auch ihr rasches Aufblühen nach dem Frieden zu verdanken hatte.

Ein anderes Haus, dem ich empfohlen war, war das des Generals von Reiche, eines geborenen Hannoveraners. Er hatte mit zu dem Kreise gehört, der, vorzugsweise von Scharnhorst geleitet, schon vor dem Jahre 1806 bestrebt gewesen war, die aus der französischen Kriegsführung zu entnehmenden Erfahrungen für die preußische Armee nutzbar zu machen, hatte im Stabe Bülow's während des Krieges 1813 und 1814 großen Einfluß geübt, sodann 1815 als Chef des Generalstabes beim 1. Corps dem General von Ziethen zur Seite gestanden und war jetzt hoher Officier des Ingenieur-Corps. Er berichtete in anschaulicher Weise von seinen Begegnungen mit dem Kronprinzen von Schweden, von den schweren Krisen der Schlachten von Großbeeren und Dennewitz, von dem eigenthümlichen Verhältniß zu dem eitlen, nach politischem Einfluß strebenden und schreiblustigen General von Ziethen; Erzählungen, wie sie in den von seinem Neffen Weltzien herausgegebenen Memoiren Platz gefunden haben. Um den behaglichen Theetisch seiner Schwester, die ihm das Haus führte, versammelte sich häufig auch ungeladen ein Kreis liebenswürdiger Persönlichkeiten. Unter ihnen war unstreitig der hervorragendste der General von Wolzogen, einer der letzten damals noch lebenden Zöglinge der berühmten Karlsschule. Seine geistvollen Gesichtszüge, seine vornehme Haltung und der in ihr sich aussprechende freundliche Ernst trugen das Gepräge des bedeutenden Mannes, dem es gestattet gewesen war, im Rathe des Kaisers Alexander von Rußland während der Jahre 1811 bis 1813 einen weit über die ihm zugewiesene Stellung hinausgehenden Einfluß zu üben. Er war zuletzt unser Militär-Bevollmächtigter am Bunde in Frankfurt gewesen und lebte seit 1836 verabschiedet während des Winters regelmäßig in Berlin. Neben ihm interessirte mich ganz besonders der General Dumoulin, der während der belgischen Revolution deutscher Commandant von Luxemburg war und durch seine entschlossene Festigkeit auch in den schwierigsten Lagen Ruhe und Ordnung inmitten der außerordentlich erregten und unterwühlten Bevölkerung aufrecht erhalten hatte. Seine kurze gedrungene Figur und sein blitzendes Auge ließen mit voller Bestätigung auf die von ihm bewährte Entschiedenheit und überlegene Umsicht schließen. Ein sehr gern gesehener Gast war auch ein Oberst von Roeder, der als Gesandter oder Ministerresident gleichzeitig ein ganzes Mandel oder noch mehr deutsche Souveräne beim preußischen Hofe vertrat und dessen launige, im ausgeprägtesten Idiom seiner sächsischen Heimath vorgetragenen Anekdoten der harmlosesten Heiterkeit seiner Zuhörer andauernde Nahrung zu geben verstanden. Auch eine damals viel genannte Reisende, Fräulein von Dinklage, die den sehr ungastlichen und unwegsamen Peloponnes durchzogen hatte und sich eben zu einer neuen Excursion nach Egypten rüstete, lernte ich kennen. Sie erlag den in jenen Jahren noch sehr erheblichen Mühen ihrer Unternehmung und starb in Cairo. Emancipirte Frauen wurden zur Zeit, wenigstens in Deutschland, noch angestaunt; sie gehörte nicht zu den reizvolleren Erscheinungen ihrer Kategorie.

Ausgedehnter und mannigfaltiger war der gesellige Verkehr im Hause des

Digitized by Google

sehr angesehenen und geachteten Bankiers Alexander Mendelssohn. Jeden Mittwoch Abend durften die Eingeführten erscheinen; man fand stets neben den Berliner Bekannten Fremde, die dem Hause adressirt waren. Hier sah ich auch Alexander von Humboldt, der regelmäßig seine Parthie mit der sehr bedeutenden und geistvollen Mutter des Hausherrn spielte. Auch der Vater lebte noch, der bekannte Interpret des Dante, Joseph Mendelssohn, nahm aber am geselligen Verkehr wenig Antheil. Gelehrte und Künstler, Staatsdiener und Officiere, Geschäftsmänner und geistvolle Müßiggänger fanden sich in dem gastfreien Hause zusammen; es wurde musicirt und getanzt und nie fehlte es an anregendster Unterhaltung.

Mehr aber als das, was mir geboten war, zog mich ein Freundeskreis an, der sich wesentlich um den damaligen Legationsrath Guido von Usedom gruppirt hatte. Die Persönlichkeit des Letzteren hatte etwas wahrhaft Bezauberndes. Der seelenvollste Adel sprach aus Wort und Blick, aus jeder seiner Bewegungen, aus seiner ganzen Erscheinung; sein Wissen bot reiche Fundgruben zur bereitwilligsten und beredtesten Mittheilung; dem Idealen zugewandt in seinem Streben wie in der Welt seiner Gedanken und seiner Phantasie, fesselte er jeden, der nach seiner eigenen geistigen Anlage ihm näher trat, mit magischer Anziehungskraft. Schon in Schulpforte hatten sich ihm einzelne der Genossen eng angeschlossen und waren so auf der Universität innig verbunden geblieben. Das Schleiermacher'sche Haus und ihm geistig verwandte Kreise hatten dem Freundesbunde auch edle Frauen zugeführt; der Jakoby'sche „Woldemar" schien dem gemeinsamen Empfinden Ausdruck und Bekenntniß zu geben. Das reale Leben mit seinen Anforderungen hatte die Freunde auf die verschiedensten Verhältnisse praktischer Berufsthätigkeit angewiesen; Usedom, unabhängig durch einen bedeutenden Besitz, hatte länger als sie die Freiheit idealen Schwelgens genießen können, hatte sich dann früh verheirathet mit einer Pflegetochter Schleiermacher's und war als Legationssecretär Bunsen in Rom attachirt gewesen. Jetzt zurückgekehrt, war er dem Kronprinzen und nachherigem Könige nach Anlage und Richtung nahe geführt, entzog sich auch den Standeskreisen nicht, auf die ihn Geburt und Beruf hinwiesen, fand aber doch vorherrschend in jenen alten Verbindungen den Genuß behaglichen geistigen Beschauens und entgegenkommenden Verständnisses. —

Unter den Frauen jenes Kreises waren es zwei, die in anmuthigster Ergänzung noch enger geeint die Vermittlerinnen seines Zusammenhalts und gewissermaßen seiner Tradition bildeten. Die Freunde nannten sie den Schwan und die Eule, so schön und würdevoll still war die Eine, und so sinnig klug und ernst glich die Andere dem Vogel der Minerva. Wie von selbst, ungemahnt und ungefordert blieb alles Unedle ihnen fern; unbewußt waren sie die Wächter der Sitte. Ein Hauch poetischer Stimmung und klaren, heitern Erkennens ging von ihnen aus, beherrschte das Gespräch und den Austausch der Gedanken und Mittheilungen.

Das Haus der einen der beiden Freundinnen bildete den Mittelpunkt des Verkehrs; hier wechselten in der Unterhaltung die gewiegte Beurtheilung dessen, was der Tag brachte an Erzeugnissen der Kunst und Literatur oder an Begebnissen der Politik, mit dem Scherz und Humor, die flache Gespreiztheit geißelten

Digitized by Google

oder fader Sentimentalität den Krieg machten. Von den verschiedensten Seiten wurde Stoff zugetragen und keiner der Betheiligten ermüdete, sein Eigenstes zu geben; erhielt er es doch reicher und erweitert zurückerstattet. Niemandem aber konnte ein solcher Umgang gleichzeitig fördernder, befriedigender und erquicklicher sein als mir, der in langem Entbehren geistiger Speise das Begehren derselben verloren hatte, jetzt aber mit dem Erkennen des Versagten Verlangen danach stets wachsend empfand.

Der Winter von 1839 auf 1840 verging rasch; das Frühjahr war im Anzug. Berlin hatte für mich das Neue verloren; aus der zuerst wenig zusagenden Gewöhnung hatte sich Behagen und Vorliebe entwickelt. Mit vollster Theilnahme begleitete ich Alles, was speciell den Berliner interessirte. Auch in militärischen Kreisen wurde der im Februar 1840 erfolgte Tod des Dichters Gaudy besprochen. Er war Officier gewesen, war wegen Schulden von der Garde „zur Linie vertrieben"; die geistige Misère des Garnisonlebens hatte ihn veranlaßt, 1833 den Abschied zu nehmen. Wenn er sich dann auch ganz den militärischen Kreisen ab und den literarischen zugewandt hatte, so folgte ihm doch noch die Theilnahme aller strebenden Officiere. Ich hatte ihn oft gesehen, ohne ihn kennen zu lernen. Sein rothes Haar und sein sarkastisches Auge gaben ihm das Gepräge des Satyrikers; die Lebhaftigkeit seines Gefühlsausdrucks ließ das innere dichterische Feuer ahnen, das ihn verzehrte. Er starb noch nicht 40 Jahre alt; man hatte viel von ihm erwartet, und um so mehr, als er mit Wilibald Alexis, Kopisch, Gruppe u. A. recht eigentlich zu den Repräsentanten der Berliner schöngeistigen Richtung jener Tage gehörte.

Gaudy war viel besprochen, dann bald vergessen worden; dagegen wurde wenige Wochen nach seiner Bestattung Berlin in weiten Kreisen durch eine Persönlichkeit in Anspruch genommen, deren Eigenthümlichkeit gerade den Berlinern und nirgends mehr als bei ihnen absonderlich und fremdartig erscheinen mußte. Die berühmte Quäkerin Mrs. Fry traf im April ein, begleitet von ihrem Bruder Gurney, um für diejenigen Classen der Gesellschaft einzutreten, die das Verbrechen geächtet und ausgeworfen hatte. Ich war Zeuge einer ihrer Ansprachen, die sie im Hotel de Russie an ein zahlreich zusammengedrängtes Publicum richtete und dem ein unbeschreiblicher Reiz der Milde und des verständnißvollsten Wohlwollens beiwohnte. Der Eindruck, den ihre Worte machen sollten, verlor wol, weil sie jedesmal erst verdeutscht werden mußten, bevor sie den Hörern allgemein zugänglich wurden; sie fanden aber in der Würde ihrer Gestalt, in dem Klange ihrer Stimme, in dem Adel ihrer Gesichtszüge eine so sprechende Ergänzung, daß Niemand sich ihrem Zauber entziehen konnte. Und ebenso war es bei ihren Besuchen der Gefängnisse und Strafanstalten; gewisse Verbrecher der verstocktesten Gemüthsart waren, wenn sie ihnen zusprach, in Thränen ausgebrochen, hatten ihre Hand, ihr Kleid geküßt. Den Herren der Criminaljustiz, die büreaukratisch das fiat justitia pereat mundus gehandhabt hatten, war sie zunächst schrecklich unbequem; sie konnten aber nicht anders, als den neuen Gesichtspunkten, die ihnen gegeben wurden, Rechnung tragen. Manche überkommene Barbarei wurde an's Tageslicht gezogen, das ursprünglich

Digitized by Google

Fremde fand da, wo man sich besonders gebrüstet hatte, eine Pflegstätte der Humanität zu sein, wenn auch widerstrebend, Anklang und Boden.

Aber mehr als diese vereinzelten Vorgänge wurde die hundertjährige Wiederkehr des Regierungsantritts Friedrich's des Großen und die Grundsteinlegung des ihm zu errichtenden Monuments zum Ereigniß des Tages. Nach langem Zögern war man endlich zum Entschluß gelangt; der Platz war bestimmt und der König, trotz der Abnahme seiner Kräfte und wirklich körperlichen Leidens, drängte darauf, mit der Feier, die den Charakter einer nationalen haben sollte, am 1. Juni vorzugehen. Für alles wirklich Volksthümliche war aber fast der Maßstab verloren gegangen; es mußten die Elemente, aus denen die Feier zu construiren war, erst wieder wach gerufen werden. Die alten städtischen Gliederungen, die Zünfte und Innungen hatten keine Kraft mehr; die Gewerbefreiheit hatte sie lahmgelegt; das Vereinsleben, wie es die Neuzeit hervorgerufen, war noch vollständig unbekannt. Man zweifelte vielfach am Gelingen, hörte auch ebenso oft von dem Versuche, die Feier noch über eine militärische hinaus auszudehnen, mit Geringschätzung sprechen. Indessen, so entschieden war das Bedürfniß einer lebendigen Betheiligung aller Classen der Nation an der Bethätigung ihres Lebens, daß, kaum nachdem nur der Anstoß gegeben worden war, sich eine alle Welt überraschende Regsamkeit und ein Bemühen entwickelte, das, ich möchte sagen, fast bestürzt machte. Es zeigte sich nach langen Jahren zum ersten Male ein ungestümes Verlangen nach Hervortreten und Sichgeltendmachen in Schichten, denen jede Berechtigung dazu gleichsam als selbstverständlich abgesprochen war. Ein großartiger Zug der Gewerke wurde vorbereitet, mit kunstreich gefertigten Emblemen, mit Fahnen und Läufern, welche letztere man aus dem Königreich Sachsen hatte kommen lassen. Die Schützengilde zog mit aus, Kunst und Wissenschaft, die Schulen und die Universität sandten ihre Vertreter. Die Veteranen aus der Staatsdienerschaft und der Armee, die noch unter Friedrich gedient hatten, den ehrwürdigen Staegemann an der Spitze, stellten sich ein. Vom herrlichsten Wetter begünstigt, vollzog sich die Feier auf dem wundervollen Platze, den jetzt das Monument einnimmt, unter allgemeiner, begeisterter Theilnahme. Der Minister Rochow, der Gouverneur Müffling sprachen, der Bischof Neander segnete, die gesammte Garnison war in Parade aufgestellt, die sämmtlichen Prinzen waren gegenwärtig und vollzogen die üblichen Hammerschläge. Nur der greise König konnte nicht an der Stätte, wo der Grundstein geweiht wurde, erscheinen; er ließ sich nur für einen Augenblick an sein Fenster im Palais, das jetzt, umgebaut und erweitert, der Kronprinz bewohnt, bringen, und schaute herab, müde und ruhebedürftig, aber gewiß mit dem Gefühle der Erhebung und Befriedigung, daß es ihm vergönnt war, an dem Tage, welchen er der dankbaren Erinnerung Friedrich's geweiht hatte, die Monarchie desselben nicht allein unangetastet, sondern vergrößert, zugleich aber in Frieden gesegnet und geachtet dastehen zu sehen. Des Königs Ende war nicht mehr fern.

Das Pfingstfest hatte mich mit einem Gefährten zu einer Excursion nach der Insel Rügen verlockt. Einige Studenten, die den gleichen Zweck verfolgten, hatten sich uns angeschlossen. Die Schiffer in Swinemünde wollten uns nicht hinüberbringen, die See war sehr bewegt, nachdem es Tags vorher gestürmt hatte,

Digitized by Google

und der Wind war nicht günstig. Wir mußten nach Peenemünde gehen, von dort ward die Ueberfahrt in einem leichten Segelboote ermöglicht; wir wurden an der Küste von Mönchgut an's Land gesetzt. In ausgelassenster Stimmung durchzogen wir die Insel; es waren helle warme Frühlingstage, Laub, Himmel und See hatten ihr frischestes Farbenkleid angelegt. Da, im Begriff von Putbus aus über Greifswalde zurückzukehren, erfuhren wir, daß am ersten Pfingsttage, am 7. Juni, der König verschieden sei. Wir eilten, ohne noch Sinn und Geschmack für Reisefreuden zu haben, nach Berlin zurück. Es ist mir unvergeßlich, wie verändert ich die Stadt fand. Es waren nicht zwei Wochen vergangen und sie hatte sich im glänzendsten und belebtesten Schmucke der Feier gezeigt. Jetzt lag über Allem eine fast erdrückende Stille, es war, als wenn die Wagen sich scheuten, rasch zu fahren; Alles sprach mit gedämpfter Stimme; man blickte nur auf ernste Gesichter; man sah nur schwarze oder doch dunkle Kleider, auch der Aermste versuchte es, ein Zeichen der Trauer anzulegen. Der König, der 43 Jahre lang des Landes Berather gewesen, seines Volkes Freund, der schwere Tage erlebt und freudige hatte wiederkehren sehen, der nicht glänzend, nicht prächtig und strahlend seine Lebensbahn gegangen war, aber treu und gutherzig und echt, Er lag auf der Todtenbahre. Und zugleich trug Jedermann das Gefühl in sich: eine ganze Zeitperiode ist zum Abschluß gekommen; es beginnt eine neue Zeit; was wird sie bringen? — Friedrich Wilhelm IV. hatte das bekannte Testament seines Vaters veröffentlicht. Man hatte eine andere Stimme vernommen, nicht so schlicht und wortkarg, die Antwort abschneidend wie die des Vaters; die Worte des Sohnes wandten sich dem tiefinnersten Gefühle des Volkes zu, das gleichsam schlummernd gelegen, es wach rufend, es herausfordernd; sie bezeugten das unbezwingliche Verlangen eines königlichen Herzens, sich seinem Volke nahe zu stellen, es zu sich heranzuziehen als den Theilhaber seiner königlichen Aufgabe, wie sie ihm der Vater hinterlassen hatte.

Es folgte unsere Vereidigung, die Ausstellung der königlichen Leiche auf dem Paradebette, die Einsegnung derselben, dann ihre stille, ernste, nächtliche Ueberführung nach Charlottenburg. Alles ergriff mich auf's Tiefste. Die allgemeine Trauer, die sich derjenigen der königlichen Familie anschloß, ließ mir den Gedanken zur Klarheit werden, der mir bis dahin kaum deutlich gewesen, daß ich als Preuße mittrauerte, daß ich vollständig Preuße geworden, daß auch ich den Landesvater begrub. Ich hatte mein Dienstverhältniß unbewußt wol nur als ein isolirt auf Grund einer eingegangenen Verpflichtung gebundenes angesehen; jetzt empfand ich den Pulsschlag gemeinsam mit dem, was mich umgab, und wurde Diesem unwillkürlich vollständig zu eigen.

VIII. Das Jahr 1840—41.

Unser Jahrescursus auf der Kriegsschule war bald beendet; Anfangs Juli kehrte ich zum Regimente zurück, ging dann auf Urlaub nach Hannover. Mein Vater hatte nur meines Eintreffens gewartet, um mit mir eine Reise nach Bonn anzutreten. Mein Onkel Brandis war dorthin mit seiner Familie vor nicht langer Zeit zurückgekehrt, nachdem ihn eine Berufung nach Athen als Lehrer und Rathgeber des Königs Otto nahezu drei Jahre lang in Anspruch genommen

Digitized by Google

hatte. Eine höchst interessante Zeit lag hinter ihm. Alles was damals an Schätzen der antiken Kunst in dem jungen Staate aufgeschlossen wurde, war ihm zugänglich gewesen; in der Umgebung des Königlichen Paares hatte er das Land durchreist, hatte seine Sitten und seine Sprache, die innern Zustände in ihrer Zerrüttung und die Hoffnung sie neu aufzubauen auf's Genauesten kennen gelernt. Er war mit dem lebendigsten Enthusiasmus an seine Aufgabe gegangen, und wenn er auch in manchen Richtungen enttäuscht war, so hatte er doch viel davon erhalten, auch in seinem persönlichen Verhältnisse zum Könige und namentlich zur Königin. Es wurde ihm auch in spätern Jahren sehr schwer, die hoch gespannten Erwartungen auf ein Minimum herabzustimmen.

Seitens meiner Verwandten wie bei meinem Vater war das Verlangen, sich nach einer so langen und bedeutsamen Trennung wieder zu sehen, ein sehr lebhaftes; für mich speciell war ein erneuter Besuch Bonns und zwar in Gemeinschaft mit meinem Vater eine ganz besondere Freude. Ich fand alle die Stätten wieder, deren landschaftlicher Reiz mich als Kind, 16 Jahre früher, entzückt, und deren Romantik mich in ihre Zauberkreise gezogen hatte. Ich fand mich ganz wieder in ihnen zurecht, konnte jetzt auch mit dem Dampfschiffe den Rhein bis Bingen befahren, den Niederwald besuchen; ich genoß es in vollen Zügen, wie sie

„Märchenhaft vorüberzogen
Berg und Burgen, Wald und Au!"

ja auch die schöne Frau fehlte nicht, in deren Auge ich das Alles glänzen sah.

In den westlichen Provinzen war die Trauer um den verblichenen König rascher als im Osten dem Jubel gewichen, den die ersten Schritte Friedrich Wilhelm's IV. hervorgerufen. Der schwere Druck, den die kirchlichen Wirren auf die allgemeine Stimmung geübt, wich einem erleichternden Aufathmen. Namentlich aber hatte die Reactivirung F. M. Arndt's Alles electrisirt. Wir waren gerade zum richtigen Moment gekommen, um Zeugen zu sein, wie man dem Könige diesen Act der Gerechtigkeit dankte und wie man den nun siebenzigjährigen, aber überaus rüstigen und lebensfrischen Greis feierte, ihm als den wiedergegebenen, lange Jahre im Bann gehaltenen Patrioten geradezu huldigte. Als er zum ersten Male nach Verlauf von zwanzig Jahren den Hörsaal wieder betreten wollte, empfing ihn gleichsam die ganze Universität. Festdiners wurden ihm gegeben, die Studenten brachten Fackelzug und Nachtmusik. Deputationen kamen von allen Seiten, ihn zu begrüßen; die Dampfschiffe wollten nicht müde werden, wenn sie an seiner Terrasse vorüberfuhren, anzuhalten und ihm zu salutiren; Gesangvereine und Liedertafeln sangen ihm seine Lieder; an seinen Namen, an seine Person heftete sich der allgemeine Ausbruch nationaler Freude, die wie ein Frühlings Erwachen erschien nach langer winterlicher Rast.

Es war ein wunderbarer Uebergang von der Trauer zum Jubel; von spannender Befangenheit zum Jauchzen der Freude. Die Reactivirung Arndt's; die Berufung Boyen's in den Staatsrath; ieb Ernennung Eichhorn's zum Cultus-Minister an Stelle des kurz vor Friedrich Wilhelm III. verstorbenen Altenstein; die Antworten des Königs, die den beglückwünschenden Deputationen geworden waren, Alles das hatte einen Ton angeschlagen, der unmittelbar zum Herzen der

Digitized by Google

Nation sprach; der Huldigungsact in Königsberg am 10. September, bei dem der König unaufgefordert geradezu gegen das Programm der Etiquette und der Tradition das Wort ergriffen und in hinreißendster Beredsamkeit sein Herrscher-Gelübde dem versammelten Volke entgegengerufen hatte, war von einer so überwältigenden Wirkung, daß sich ihm auch nicht die innigste Pietät für den alten, lieben verblichenen Herrn, nicht die nüchternste Erwägung entziehen konnte. Alles war bezwungen von der Macht eines großartig aufwallenden, begeistert entflammten, persönlichen Eintretens in die Regentenpflicht Seitens des angebornen Herrschers. Die Unmittelbarkeit, in der der König sich gab, sowol in seinen vom Moment eingegebenen Worten als in dem, wie er zwischen sich und dem Volke jede trennende Schranke bei Seite schob, sie war es, die bezauberte und hinriß.

Der erste Act, mit dem die Nation ihm antwortete, war der Einzug, den die Stadt Berlin dem Königspaare bei der Rückkehr aus den östlichen Provinzen am 21. September bereitete; die Kunde von seiner Großartigkeit ging durch's ganze Land; ihm folgte die Huldigung am 15. October, ebenfalls in Berlin. Ich konnte dieser persönlich beiwohnen.

Es war fast nicht möglich, ein Unterkommen für die Nacht zu finden! Aus allen Provinzen drängten sich die Massen her, Berufene und Unberufene; man wollte mit huldigen und Treue geloben, auch unaufgefordert, aus innigstem patriotischen Verlangen. Nur mit großer Mühe gelang es mir und meinem Freunde Grüter hoch unterm Dach nach hinten heraus in der Mauerstraße in einer Kammer ein Bett und einen Lehnstuhl für beträchtliches Geld zu erobern; den Zutritt zu der Huldigungsfeier sicherte uns die Uniform; Einladungen zu dem Feste, das die Stadt und die märkischen Stände am 17. und 18. October im Opernhause unter Zuhilfenahme eines den ganzen Opernplatz einnehmenden, rasch aufgeführten Anbaues veranstalteten, waren trotz der besten Verbindungen nicht zu bekommen. Wir sahen uns auf den großen öffentlichen Act der Huldigung und auf das vom Könige im Schloß gegebene Fest beschränkt; ersterer gab auch so viel, daß wir kaum ein Mehr verlangten. Wir hatten unsern Platz unmittelbar an der vordern Freitreppe, die vom Lustgarten aus nach dem in gleicher Höhe mit dem Altan der ersten Etage erbauten, mit rothem Scharlachtuch ausgeschlagenen Huldigungs-Throne führte. Wir übersahen den Platz vor uns mit seinen vielen Tausenden von Menschen; sie nahmen ihn ganz ein vom Schloß bis zum Museum, vom Dom bis zur Spree und zur Schloßfreiheit. Die Gewerke und Schützen vom 1. Juni waren wieder da; hohe Maststäume mit buntfarbigen Wimpeln bezeichneten die große breite Brücke; auf dem Flusse hatte sich Kahn an Kahn gelegt und sich auf's Schönste geschmückt; alle Gebäude, soweit der Blick reichte, waren bis in die Dächer und Giebel hinauf mit Menschen besetzt; vor dem Museum war eine große Tribüne erbaut; ähnliche standen rechts und links bis in die Höhe des Zeughauses und bis an den Dom heran, überall sah man Kopf an Kopf; zu beiden Seiten der vordern Freitreppe wie auf den Seiten-Freitreppen reihete sich Uniform an Uniform, ein bunter Glanz flimmerte um den Huldigungs-Thron. Die Massenhaftigkeit der Ansammlung Feiernder,

Digitized by Google

Huldigender imponirte ebenso sehr wie der Schmuck, der dem Gesammtbilde überbreitet war.

Als dann nach längerem Harren der königliche Zug sich die Freitreppe herab nach dem Dom in Bewegung setzte und zum ersten Male die Menge losbrach in nie endenden Jubelruf, da durchzitterte jeden Einzelnen die Macht des Augenblicks. Indessen war Manches dazu angelegt, der begeisterten Stimmung Abbruch zu thun. Der Gottesdienst entzog den König zu lange den in Spannung Wartenden; Regenschauer machten den Aufenthalt doppelt empfindlich; Tausende von Schirmen wurden aufgespannt; es war kaum möglich, den einmal gewonnenen Platz zu verlassen; Zeichen der mannigfachsten Ungeduld wurden laut. — Endlich hatte der königliche Zug sich nach dem Schlosse zurück bewegt; neues langes Harren. Die Huldigung der Fürsten und Herren, der Ritterschaften, der Geistlichkeit und anderer Corporationen, die im Schlosse vor sich ging, forderte neue Zeit. Endlich, endlich begann die Ceremonie der Huldigung der Stadt und der Bürger; die Huldigungsformel war von halber Freitreppe herab verlesen, viel tausendfache Antwort war erklungen, da trat der König auch hier vor und sprach jene denkwürdigen Worte, von denen keins überhört wurde und die damals jenen Widerhall der Begeisterung fanden, an der Theil genommen zu haben jedes Herz, ob es auch noch so alt geworden, sich glücklich preisen wird.

Wir standen so günstig, daß weder unsern Augen noch unsern Ohren irgend Etwas entgehen konnte. Wir sahen in das edle, flammende Antlitz des Königs, seine gleichsam gehobene Gestalt stand vor uns, der wunderbare Wohllaut seiner Stimme tönte uns entgegen. Die kräftigsten Männer weinten, so ergriffen waren sie; Andere umarmten sich und dankten Gott mit lauter Stimme, daß sie diesen Tag erlebt hätten. —

Und doch, als die Ceremonie zu Ende war, als die Gewerke und Gilden mit Musik davon gezogen waren, als die Menge sich verlaufen hatte, da wurde so manches Bedenken laut, da klang auch mir so manches schwer wiegende Wort in's Ohr, so daß das Herz, das fast gewaltsam erschlossen war, sich erschrocken krampfhaft zusammenzog.

Wird der König Herr dieser von ihm wach gerufenen Stimmung bleiben? Welche Thaten muß er diesen Worten folgen lassen, wenn er den Erwartungen, die ihnen entwachsen, gerecht werden will? Wem gilt denn eigentlich dieser maßlose Enthusiasmus? Allein der Person des Königs? Hat man nicht zu fragen, welches sind denn seine Regierungs-Maximen? Seine Pläne und Absichten? Schon damals, am Tage der Huldigung selbst, fehlte es nicht an wohlmeinenden Warnungsrufen. Man fragte sich, wie sich denn der Standpunkt des Königs, den er in der ablehnenden Antwort eingenommen, die er dem preußischen Landtage auf dessen Bitte um Gewährung von Reichsständen gegeben, aufrecht erhalten lassen würde, wenn er gleichzeitig durch sein persönliches Auftreten politische Hoffnungen und damit Leidenschaften entfesselte? Man sagte es offen, daß, jemehr die Nation erregt werde durch die begeisternde Führerschaft, die der König übernommen, desto schwieriger würde es sein, sie auf Wege zu leiten, deren es mit seinen Ideen und Wünschen entwöhnt sei. — Solche Be-

Digitized by Google

denken wurden zunächst noch überhört, ja herbe zurückgewiesen; die unbewußte Freude, der Jubel verurtheilten sie; es dauerte nur kurze Zeit, und ihre Berechtigung brach sich Bahn. Nur ein gewaltiger, seine Zeitgenossen weit überragender Charakter konnte die Saat, die der König in jenen Tagen in die Herzen seiner Unterthanen ausgesäet, zu gedeihlicher Frucht bringen. Die Erregung war zu gewaltig, es mußten Thaten folgen, wenn sie zum Heile des Ganzen fruchtbringend werden sollte.

Es schien eine Zeitlang, als wenn Verwickelungen der äußeren Politik sofort die Gelegenheit geben könnten, dem Taumel des Enthusiasmus, der die Nation erfaßt hatte, Directive und Sammlung zu geben. Den Zwistigkeiten gegenüber, welche zum Kriege zwischen dem Sultan und seinem Vasallen, dem Vicekönig von Egypten, Mehemed Ali, geführt hatten, nahm Frankreich eine, von den übrigen Großmächten vollständig abweichende Stellung ein. Seine Isolirung war zur Demüthigung geworden, als die letzteren ihren Willen durch eine gemeinsame Action zu Gunsten der Türkei durchgesetzt hatten. Das Verlangen nach einer ausgleichenden Genugthuung hatte die eitle Nation, von Thiers geleitet, im höchsten Grade aufgeregt, und der Ruf nach der Rheingrenze ertönte durch die Organe aller Parteien. Man war in Preußen, und speciell in Berlin, auf's Aeußerste gespannt auf die Entwickelung. Die Nachrichten aus Frankreich wurden mit lautester Ungeduld erwartet, mit Ungestüm geradezu verschlungen. Die Lesecabinets in den Conditoreien waren noch mehr überfüllt als sonst, wer die betreffende Zeitung zuerst erfaßt, sprang auf einen Stuhl oder Tisch, und las sie vor. — Es war in diesen Tagen, daß das Becker'sche Rheinlied, so unbedeutend an sich, einen so durchschlagenden Erfolg hatte; man sang es überall, selbst in den sonst so zahmen Cirkeln der Theetische; die verschiedensten Melodien tauchten auf und keine wollte dem patriotischen Fluge entsprechen, der Alles mit sich fortzureißen verlangte.

Nirgend wurde natürlich die Frage: ob Krieg oder Frieden? mehr besprochen, als in den jungen militärischen Kreisen. Wir sahen uns schon auf dem Marsche an den Rhein, inmitten einer Auszeichnung und Beförderung gebenden Verwendung.

Indessen das Ministerium Thiers war am 21. October zurückgetreten, der nüchterne Guizot übernahm die Leitung der französischen auswärtigen Politik und das Kriegsgeschrei verhallte. Das einzige Resultat, das Preußen der Krisis abzugewinnen verstand, war der Versuch, einen Druck auf die deutschen Bundesstaaten zum Zweck einer strengeren und exacteren Durchführung der Bundes-Kriegsverfassung auszuüben. Nachdem man sich mit Oesterreich verständigt hatte, wurde der Oberst von Radowitz vom Könige an die verschiedenen Höfe entsandt, um in jenem Sinne zu wirken und sie für Schritte bei der Bundesversammlung günstig zu stimmen, welche die Einzelstaaten nöthigen sollten, der vereinbarten Bereithaltung der Contingente und des Kriegsmaterials gewissenhaft nachzukommen.

Radowitz war im December auch in Hannover eingetroffen, hatte den König Ernst August überaus bereitwillig gefunden, auf die von ihm vertretenen Ideen einzugehen, und den Erfolg gehabt, daß dieselben sofort in's Concrete übertragen

Digitized by Google

wurden. Mein Vater schrieb mir darüber. Ernst August hatte die eingehende Bearbeitung anderweitiger Friedensetats befohlen; Vorschläge zur Erweiterung der Vorrathsbestände, zur rascheren Completirung der Mannschaften mußten mit höchster Beschleunigung aufgestellt werden. Es war dem königlichen Herrn willkommen, Handhaben zu gewinnen, seine widerstrebenden Stände zu größeren Geldbewilligungen für seine Armee, die er auf einen höhern Friedensfuß gebracht haben wollte, zu zwingen. Ein Brief meines Vaters lautet wie folgt:

„Ernst August ist Soldat und eines durchdringenden, energischen und gesunden Verstandes. Er hat in langen müßigen Jahren sich mit dem Gedanken assimilirt, daß er das Königreich Hannover regieren, eine Armee halten müsse, es möge ihm kosten, was es wolle. Und diesen Zweck verfolgt er ausdauernd und halsstarrig, wie sein ganzes Gemüth ist. Es scheint mir, daß er die jetzigen Zeitläufte benutzen will, seine Armee zu verstärken, wenigstens um acht Escadrons; seine Artillerie soll stets bereit sein, nach vier Wochen 36 mit Allem versehene Geschütze in's Feld zu stellen; dazu gehören im Frieden 2001 Mann, statt der jetzigen 1370; die Infanterie will er um sechs Landwehr-Regimenter vermehren. Zu dem Allen werden etwa 500,000 Thaler mehr auf das jährliche Militär-Budget, ohne das erste Einrichtungs-Capital, gebracht werden müssen. Diese Summen aber können Wir von Unsern getreuen, selbst allergetreuesten Ständen wol nicht erhalten, ohne daß der Bundestag als Ober-Militär-Behörde nachhilft. Solche Schritte bearbeiten Wir jetzt.

„Es ist einmal gewiß, daß die militärischen Einrichtungen in allen Mittel-Staaten des Bundes den Militär-Bundesbestimmungen nicht entsprechen. Es ist keiner der Staaten im Stande, in vier Wochen sein Contingent marschiren zu lassen, zehn Wochen später eine Verstärkung von einem Drittel des ersten Contingents marschfertig zu haben und alsdann alle sechs Wochen ein Sechstel als Ersatz absenden zu können. Sollen diese Bestimmungen eingehalten werden, so muß die Bundes-Militärbehörde andere Maßregeln treffen, und die Regierungen gegen ihre Stände, welche sich gewaltig in Opposition setzen werden, unterstützen. Und gerade dies ist es — ich halte mich davon überzeugt — was Wir wollen."

Aehnlich wie hier in Hannover lagen die Dinge auch in andern deutschen Staaten und so gewann der erste Schritt, den Friedrich Wilhelm recht eigentlich in deutschem Sinne und im Interesse deutscher Einigung und Kräftigung that, einen feindseligen Charakter ständischen Rechten gegenüber. Fast überall in den deutschen Mittelstaaten waren zu jener Zeit die Landesvertretungen im Kampf mit den Regierungen, sei es über die Auslegung von Verfassungs-Paragraphen, sei es in Bezug auf Schmälerung oder Erweiterung einseitiger Rechtsansprüche. Die öffentliche Meinung stand, man kann es dahingestellt sein lassen, ob mit Recht oder mit Unrecht, auf Seite der Landesvertretungen und der Wahlkörper, die sie geschickt hatten. Machte der Bundestag seinen Einfluß zu Gunsten der Regierungen in einer Richtung geltend, so wirkte das zurück auf das Gesammtverhältniß zwischen Ständen und Regierung. Nicht der Zweck, nicht das Ziel jener Einrichtungen wurde gewogen, sondern allein die Stärkung, welche der Regierung zu Theil wurde. Hatte nun der Bundestag seinen Rückhalt an Preußen und speciell hier am Könige, so trat dieser, wenn auch sein Streben noch so gerechtfertigt, noch so getragen war von dem lebendigsten Interesse für das gemeinsame Vaterland, weil es ausschließlich die Mitwirkung der Regierungen in Rechnung stellte, in einen entfremdenden Gegensatz zu den Bevölkerungen. Man könnte den Mißerfolg Friedrich Wilhelm's, der seine Gesammtregierung begleitete, in dem Angedeuteten charakterisirt sehen. Er wandte

Digitized by Google

sich einerseits mit seiner ganzen eminenten Persönlichkeit unmittelbar an das Volk und rief sein: „Erwache" bis in die untersten Schichten hinein, mißachtete aber gleichzeitig die dem Volke selbst innewohnenden treibenden Gewalten und erkannte als seine berechtigten Organe einzig und allein die Souveräne und ihre Regierungen an.

Für den Augenblick war die politische Gefahr, welche die in alle Kreise durch das erste Auftreten des Königs geworfene Erregung nach Außen hätte ableiten können, beseitigt; die ganze Spannung wandte sich wieder den inneren Verhältnissen zu. Ich hatte mein Studium wieder aufgenommen, die mir lieb gewordenen Kreise wieder aufgesucht. Die Physiognomie Berlin's hatte sich wesentlich verändert; an die Stelle einförmigen Abspinnens des Alltäglichen war eine überall bemerkbare Unruhe getreten. Man verlangte danach, daß der König bestimmte Stellung zu den großen Fragen der Gegenwart nähme; die Berufung einzelner hervorragender Männer gab darüber keinen Aufschluß; vertraten dieselben doch die verschiedensten Richtungen. Auf der einen Seite gehörten die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm zu den sieben Professoren, die 1837 den gegen die Aufhebung des hannover'schen Staatsgrundgesetzes gerichteten Protest unterschrieben hatten und die deshalb von Göttingen entlassen waren; ihnen folgte aber unmittelbar ihr Landsmann Hassenpflug, dessen Regiment in Kassel den Ruf ungebundenster Willkür hinterlassen hatte. Rückert und Tieck wurden willkommen geheißen als deutsche Dichter, denen man auch die neue Ehre gern bereitet sah und die in Berlin zu wissen schmeichelte; als aber Stahl und Schelling erschienen, da wollte man in ihnen Repräsentanten von Richtungen sehen, die denen, welche in Preußen vorherrschend Geltung gehabt hatten, entgegentraten, sie zu bekämpfen ausersehen schienen. Man verlangte nach Beseitigung oder doch Einschränkung der Censur. Was in dem Sinne gegeben wurde, erfolgte zögernd und zurückhaltend. Man vermißte eine kühn hervortretende Leitung der öffentlichen Angelegenheiten mit schöpferischen Gedanken, man verlangte dringend nach dem bestimmenden, Ziel und Färbung gebenden Steuermann. Und weil dies in der Heimath nicht erfolgte, weil das neu erwachte Interesse sich getäuscht sah, so wandte man sich um so lebhafter erregt den außerpreußischen Vorgängen zu. In den deutschen Mittelstaaten, in Belgien sah man constitutionelle Monarchien aufgerichtet und in Wirksamkeit, man suchte dort die Muster, die man auf Preußen passend wähnte und denen gemäß man die Modelung der eigenen Gestaltungen fordern zu können vermeinte. Das Interesse für die neue politische Entwickelung hatte unendlich erweiterte Kreise erfaßt; die Unterhaltung beschäftigte sich fast ausschließlich mit ihr; nur die Wenigsten gelangten zu klaren Anschauungen, zu einer festen Abgrenzung ihrer Grundsätze, aber außerordentlich Viele gaben sich Wünschen und Tendenzen hin, die freiheitliche Institutionen anstrebten, ohne dieselben ihren Vorstellungen in bestimmter Form vorzuführen. Zeitschriften wie die „Hallischen Jahrbücher" fanden einen Boden, der, zu ihrer Aufnahme bereit, wuchernd meistens ungesunde Frucht entkeimen ließ. Es fehlte alle Gegenwirkung und auch jeder Impuls, dieselbe hervorzurufen, weil alle organischen Maßnahmen zurückgehalten wurden.

Wer jene Jahre in Berlin mit durchlebt, ihren Einfluß mit voller Em-

Digitized by Google

pfänglichkeit entgegen genommen hat und jetzt auf sie zurückblickt, der wird sich der Ueberzeugung nicht entschlagen können, daß, wenn der König eine Mitbetheiligung der Nation an der Gesetzgebung, wenn er ihren Vertretern das Steuerbewilligungsrecht zugestehen, die Volksvertretung aber nach ständischer Gliederung, und nicht nach den Grundsätzen einer Repräsentativ-Verfassung an sich heran treten lassen wollte, er mit den dazu führenden Schritten unmittelbar nach seiner Huldigung hätte vorgehen müssen. In dem Momente konnten sie noch Boden gewinnen, würden dem stürmenden Drange der Bewegung, die er selbst hervorgerufen, Genüge gethan haben. Der König übernahm dann die Leitung und Führung, und schon in dem Gefühle, daß Etwas gegeben, dessen organische Weiterentwickelung möglich, hätten sich die Gemüther beruhigt, die Begriffe geläutert. Es galt hier dasselbe wie im Kriege, wo nach Scharnhorst's Ausspruch es häufig mehr darauf ankommt, daß Etwas, als daß das Richtigste geschieht. Dem Verhalten, dem Zögern, dem anscheinend zurückschiebenden Versagen gegenüber bildete sich jene Verstimmung und in ihrem Gefolge eine Unzugänglichkeit für alle Pläne und Ideen des Königs, die dann endlich das Scheitern der Letzteren zu Wege brachte.

Wenn ich den ganzen Proceß, welchen die Jugend jener Tage in sich durchmachte, in meinem Innern miterlebte, wenn den Anschauungen, wie sie uns damals vorschwebten, die Reife fehlte, so war dies die natürliche Folge einer ohne Leitung gelassenen, großartigen Entwickelung, der die gesammte Nation unterworfen war. Je lebhafter und wärmer die Tageseindrücke in dem Einzelnen reflectirten, desto schwieriger wurde es diesem, Maß zu halten und auf einen Standpunkt zu gelangen, von dem aus er den Werth der vielfach als Forderungen der Zeit proclamirten liberalen Losungsworte unbefangen abzuwägen vermochte. Von außerordentlicher Bedeutung wurde mir gerade damals die Correspondenz mit meinem Vater. Unabhängig in seinem Urtheil und frei von Vorurtheilen, wies er immer wieder auf die praktische reale Unterlage hin, der jede politische Entwickelung in erster Linie Rechnung zu tragen habe. Vom Könige Ernst August in einer Dienstsache auf das Empfindlichste verletzt, hatte er seine Verabschiedung erbeten. Sie war in einer, seine treuen Dienste anerkennenden Weise versagt worden. Das Gesammtverfahren des Königs hatte aber von Neuem dargethan, daß rücksichtsvolles Wohlwollen den Schritten des hohen Herrn vollständig fern lag. Um so entschiedener trennte mein Vater in seinen Aeußerungen die Person von der Sache, stellte unbedingte Ergebenheit für monarchische Grundsätze als den Ausgangspunkt seines Handelns hin und forderte das Gleiche von mir in meinen preußischen Dienstverhältnissen. Er folgte meinen Mittheilungen aus Berlin mit dem lebendigsten Interesse.

Man wird nie anerkennend und dankbar genug der unendlichen Thätigkeit erwähnen können, die Friedrich Wilhelm IV. in seinen ersten Regierungsjahren entwickelte. Auf allen Gebieten, mit denen er in Berührung kam, wirkte er belebend und erregend. Es charakterisirte das gerade am Entschiedensten seine Persönlichkeit, und wenn man bedenkt, wie apathisch und stagnirend während der letzten Jahre vor seinem Regierungsantritt die allgemeinen Zustände fortvegetirt hatten, so wird man den Gegensatz zu würdigen wissen, in den sich die

Digitized by Google

neu beginnende Zeit mit der ebenverflossenen setzte. Der König ergriff Alles mit leidenschaftlicher Freude. Es ist bekannt, wie die großartigsten Baupläne von ihm ausgingen, wie er Meyerbeer und Mendelssohn berief, die Aufführung antiker Dramen in's Leben rief. Im Domchor wurde alter Kirchengesang gepflegt, Cornelius, und später Kaulbach schlugen ihre Werkstätten in Berlin auf. Alexander v. Humboldt fand stets das Ohr des Königs, wenn es galt, seinen Schutz oder seine Begünstigung wissenschaftlichen Unternehmungen oder strebenden Talenten zuzuwenden. Bethanien erstand als Mutterhaus weiblicher Krankenpflegerinnen. Wie auf politischem, so wurde auch auf kirchlichem Gebiete die Bewegung und der Kampf wachgerufen. Der Bau der Eisenbahnen gewann größere Dimensionen, der Zollverein wurde erweitert. Wohin man sah, regte sich der Unternehmungsgeist.

Auch innerhalb der Armee machte sich diese charakteristische Einwirkung des Königs geltend. Es ging von Mund zu Mund, daß die königlichen Urtheile nach den Frühjahrsbesichtigungen der Garde-Truppen 1841 sich auf das Entschiedenste gegen die Paradedressur ausgesprochen, daß sie die Forderungen des Waffengebrauchs und des Krieges als maßgebend für die Anlage der Uebungen bezeichnet hatten, daß sie das Terrain berücksichtigt haben wollten. Der König befahl, ihm Vorschläge für eine zweckmäßigere Uniformirung und Ausrüstung aller Waffen vorzulegen; Mann und Pferd sollten erleichtert werden, dem Körperbau des Soldaten entsprechend sollte das breite Riemenzeug, das seine Brust einengte, verschwinden, sollte die Belastung mit dem Tornister und mit der Munition anderweitig geregelt werden, aus den Exercitien mit dem Gewehr sollte Ueberflüssiges verschwinden, das bis dahin mit der entsetzlichsten Quälerei dem Mann eingedrillt war. Boyen war nach des General von Rauch's Tode zum Kriegsminister ernannt; sein Einfluß machte den Mißbräuchen ein Ende, welche die Ableistung der Dienstpflicht der einjährigen Freiwilligen zu einer bloßen Spielerei herabgedrückt hatten. Er stellte die Bedeutung, welche das System der allgemeinen Dienstpflicht sowol dieser Kategorie von Dienstpflichtigen an sich, wie ihrer militärischen Ausbildung zuwendet, in's richtige Licht und sorgte dafür, daß den Landwehrofficieren schon im Frieden die entsprechende Verwendung als Compagnieführer gegeben wurde. Der König hatte bei allen diesen Maßnahmen mit dem sehr entschiedenen Widerstande einer großen Zahl einflußreicher Persönlichkeiten zu kämpfen. In seiner unmittelbaren Nähe wurden Stimmen laut, die den „altpreußischen Geist" und die „altpreußische Disciplin" gefährdet meinten, und die in dem Tragen des Gewehrs mit dem rechten Arm die Quintessenz aller kriegerischen Befähigung sahen.

Auch die geringen Geldbezüge der niedern Officiercharge suchte der König zu verbessern. Das Monatsgehalt des Seconde-Lieutenants wurde um drei Thaler erhöht, und so das der Infanterie von 17 auf 20 Thaler, das der Cavallerie auf 23 Thaler gebracht. Die jüngere Hälfte der Premier-Lieutenants, die bis dahin nur das Gehalt der Seconde-Lieutenants bezogen, wurde auf gleichen Fuß mit der älteren Hälfte gebracht. Wie nothwendig dies war, möge man danach erwägen, daß die Zahl der Officiere, die eben zu Premier-Lieutenants befördert waren und doch schon zwanzig Jahre und darüber als Officiere

Digitized by Google

dienten, nicht gering war. Um den Lieutenants, die schon die Campagne mitgemacht hatten und noch nicht zum Hauptmann oder Rittmeister hatten befördert werden können, gerecht zu werden, wurde denselben eine außerordentliche Zulage von zehn Thalern monatlich bewilligt. Die Armee nahm diese Zugeständnisse mit lebhaftem Danke entgegen.

Mir war für die drei Monate nach Schluß des zweiten Cursus der Kriegsschule bis zum Beginn des dritten zu einer Reise nach dem deutschen Süden Urlaub bewilligt worden. Mit einem Paß wohl versorgt ging ich, nachdem dem Regimente ein Besuch abgestattet war, nach Dresden, machte einen Abstecher in die sächsische Schweiz, fuhr nach Prag und erreichte glücklich Wien. Es war das nicht so einfach, wie heut zu Tage. Eine Eisenbahn hatte ich nur zwischen Leipzig und Dresden benutzen können. Die Schwierigkeiten, die dem Reisenden durch die Polizei und die Steuerbehörde bereitet wurden, waren namentlich im Kaiserstaate ganz entsetzlich. Nicht allein, daß man an der Grenze durchsucht wurde; wo ein Nachtquartier genommen ward, mußte der Paß zur Polizei gebracht werden, er blieb dort bis zur Abreise; an den Thoren von Prag und Wien wurde der Reisende von Neuem der strengsten Controle unterzogen. Man forschte namentlich auch danach, ob nicht verbotene Bücher und Schriften, ob nicht Briefe, die ausschließlich mit der Post versendet werden sollten, mitgeführt wurden. Man mußte sich der peinlichsten, sich bis auf die Unterkleider erstreckenden Revision unterstellen. Dazu waren die österreichischen Posten unbequem. Ich war von Prag bis Wien zwei Tage und zwei Nächte gefahren, und kam wie gerädert an.

Indessen wie rasch lassen Jugend und Frohsinn dies Alles vergessen. Wie viel Neues und Schönes hatte ich gesehen! Dresden mit seinen Kunstschätzen und seiner Terrasse, die Bastei mit dem herrlichsten Sonnenuntergange, das Schlachtfeld von Culm, Prag, die alte Czechenstadt, und nun das heitere, fröhliche Wien. Mit wahrhaft andächtiger Gewissenhaftigkeit und gut vorbereitet hatte ich in Dresden und Prag Alles besucht, was Malerei, Sculptur und Architektur Schönes und Interessantes darboten. In der Kaiserstadt gab es dessen allerdings auch die Fülle, aber das Anziehendste war doch das unbefangene, heitere Genußleben der gesammten Bevölkerung. Gleich am ersten Abend hörte ich im alten Kärntnerthor-Theater den „Don Juan". Das war eine andere Theilnahme des Publicums, als in dem steifen, kritisch zugeknöpften Berlin; hier waren Wechselbeziehungen zwischen Orchester, Bürgern und Publicum, die nach allen Seiten belebten und elektrisirten. Wer konnte da unberührt bleiben! Und wie hier die Oper als ein Lebenselement der Wiener sich mir darstellte, so sah ich überall nur naive unbekümmerte Lebenslust; ich mochte dem Wogen und Treiben am Prater oder in Hietzingen, bei Strauß und Lanner, im Volksgarten oder in der Biern, in Raymund's Zauberopern oder im Theater der Leopoldsstadt beiwohnen, sie nahm mich vollständig mit, die unüberwindliche Jugendfrische, die gutherzig und anspruchslos das alte Wien so glücklich machte.

Ich hatte einen frühern Bekannten, einen jungen, sehr ausgezeichneten und liebenswürdigen Arzt angetroffen, der mit zahlreichen Genossen aus allen Theilen

Digitized by Google

Deutschlands, durch die damals an der Universität lehrenden Heroen seiner Wissenschaft, Scoda, Rokitanski und Oppolzer angezogen, in Wien seine Studien vervollständigen wollte. Er war vorzüglich orientirt, und von ihm geleitet gelang es mir in drei Wochen, die ich der Donaustadt bestimmt hatte, das Nützliche mit dem Angenehmen in bestes Einvernehmen zu bringen. Ich gewann den vollsten Eindruck von der Eigenthümlichkeit Wiens der übrigen deutschen Welt gegenüber, wie sie jetzt wesentlich abgeschwächt sein mag. Die alte Residenz der Habsburger, von der aus sie ihre Hauspolitik getrieben und in der sie den Anprall des Ostens zurückgewiesen, war damals noch mit all' ihren geschichtlichen Erinnerungen erhalten; und wenn auch der Kaiser Ferdinand persönlich den Eindruck eines körperlich und geistig verkommenen Epigonen machte, so wurde man doch auf das Gewaltigste erfaßt von all den Erinnerungen, die in der Kaiserburg wie bei den Kapuzinern, im Zeughaus wie im Schloß Belvedere, ja überall in der engen alten Stadt deutlich und leserlich geschrieben standen. Von den Wällen, welche den Türken Widerstand geleistet hatten, hatte man noch den Ueberblick über das Gewimmel der Glacis und der Vorstädte, konnte den Weg verfolgen, auf dem der bedrängten Stadt Entsatz geworden, sah auf die vielen Verzweigungen der Donau, längs deren Ufern deutsche Cultur nach dem Osten vorzudringen sucht, und erfreute sich an den Contouren der Alpen. Die Repräsentanten des Orients und der zahlreichen Völkerstämme des slavischen und magyarischen Ostens gaben mit ihren mannigfaltigen Trachten dem bunten Leben auf den Straßen, den Plätzen, den Kaffee's und den verschiedenen Stätten des Handels und Verkehrs einen besondern Reiz. Die Uniformen der alten österreichischen und ungarischen Regimenter, der Nobelgarde und Schloßgarden erinnerten an das, wenn auch oft gebeugte, doch nie gebrochene Oesterreich. Man fühlte es überall, daß man sich inmitten einer vollständig andern Welt bewegte, als im übrigen Deutschland, einer Welt, innerhalb deren das deutsche Element nur eines der vielen, aus deren Mischung und Beeinflussung sie erwachsen war, und die in viel engern Wechselbeziehungen zu außerdeutschen, slavischen, magyarischen, italienischen und romanischen Lebenskreisen stand, als unser Norden. Fast schien es da eine Anomalie, wenn das Burgtheater das reinste und beste Deutsch darbot, wenn man in ihm eine geläutertere Weise, unsere Muttersprache vorzutragen, fand, als in den Residenzen an der Spree und an der Elbe. Freilich belästigten dann auch wieder die Einseitigkeit und Engherzigkeit der Theater-Censur, wie denn der schöne Chor im Don Juan: „Es lebe die Freiheit!" nicht mit diesem Text, sondern statt seiner mit dem: „Es lebe die Schönheit!" gesungen werden mußte.

Auch Ausflüge in die engere und weitere Nachbarschaft konnte ich machen, nach Laxenburg und Baden, nach Wien-Neustadt und nach dem Schneeberg, der bestiegen wurde und uns den köstlichsten Einblick in die österreichische Alpenwelt darbot. Ueberaus belebt und befriedigt, wurde es mir schwer, mich von Wien zu trennen; indessen es mußte doch sein, und so bestieg ich das Donau-Dampfschiff, um aufwärts Linz zu erreichen.

Digitized by Google

— Hier enden die im Jahre 1875 aus dem Gedächtniß niedergeschriebenen Blätter! Es war die Absicht des Verfassers, nunmehr, unter Benutzung eines reichen Materials an Briefen und Aufsätzen der eigenen Hand, die vielseitigsten Erfahrungen aus Kriegs- und Friedenszeiten bis zum Abschluß seiner öffentlichen Wirksamkeit diesen Memoiren einzuweben. Das lebhafte Interesse an der Gegenwart lenkte indessen die Feder in andere Bahnen!

Einzelne Blätter jenes vielfach historisch werthvollen Materials werden der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten bleiben, aber der lebensvolle Zusammenhang wird ihnen fehlen!

Mögen sie alle, wie die Einleitung zu dem vorstehend Publicirten es ausspricht, Etwas dazu beitragen, das richtige Verständniß für vergangene Zustände und Verhältnisse zu fördern. —

Digitized by Google

Beiträge zur Geschichte des letzten polnischen Aufstandes.

Von * * *

VI.[1])

Die Geschichte des letzten, ungefähr drei Monate umfassenden Capitels polnischer Revolutionsversuche ist die Geschichte des langsamen Hinsiechens der von Romuald Traugut, Iwan Eseranski, Krajewski, Toziski und Shulinski geführten Nationalregierung. Das Loos ihrer sämmtlichen Vorgängerinnen theilend, hatte diese Regierung von den demagogischen Neigungen der eigenen Freunde eben so viel zu leiden, wie von den Verfolgungen der immer energischer und erfolgreicher vordringenden russischen Feinde. In demselben Maße, in welchem die äußeren auf dem Traugut'schen Regiment lastenden Schwierigkeiten zunahmen, häuften sich auch die inneren Bedrängnisse: außer Stande, ihre Autorität durch Erfolge im Stile der Heldenthaten vom Sommer und Herbst 1863 aufrecht zu erhalten, von der russischen Polizei fortwährend bedrängt und verfolgt, lebten die Häupter der „weißen" Regierung während der ersten Monate des J. 1864 eigentlich nur noch von den Hoffnungen, welche manche Leute an das Erscheinen der von Gesinnungsgenossen Traugut's Hauke-Bossak und Wrublewski geführten Banden gesetzt hatten. Nach der (weiter unten näher zu erörternden) Vernichtung dieser Freischaren, d. h. seit Ende des Februarmonats waren Zweifel über die Aussichtslosigkeit eines weiter fortgesetzten Widerstandes nicht mehr möglich: nur der Ehre halber verharrten der Dictator und dessen „Directoren" noch auf ihren Posten, deren Bedeutung in dem Schmutz des hauptstädtischen Demagogenthums längst untergegangen war. Was von revolutionären Gewalten überhaupt noch übrig geblieben war, gruppirte sich um den „Warschauer Stadthauptmann", um den „Chef der revolutionären Warschauer Polizeihauptmannschaft" und um das von einem ehemaligen Secretären Miroslawski's begründete „Revolutions-Comité", eine geheime Gegen-Regierung, welche sich während der letzten

[1]) Vergl. „Deutsche Rundschau", 1880, Januarheft (Bd. XXII, S. 92 ff.).

Digitized by Google

dem revolutionären Treiben überhaupt noch gegönnten Frist, die Beseitigung des „weißen" Traugut'schen Systems und die Einsetzung eines „zeitgemäßeren", d. h. vorgeschritten demokratischen Regime's zum Ziel gesetzt hatte. Die Seele der gesammten dem Dictator bereiteten Opposition war während dieser Zeit der uns bekannte Alexander Waszkowski, jener Waghals, der sich durch Plünderung der Hauptcasse des Königreichs und Entführung der Karten des Landesvermessungsbüreau's die revolutionären Sporen erworben hatte, und dessen Denken und Wollen nur auf das eine Ziel gerichtet zu sein schien, es zu dem Posten des revolutionären Stadthauptmanns zu bringen. Schon zu Ende des Jahres 1863 hatte dieses einst vielumworbene Amt zufolge der verschärften Strenge der russischen Polizei so erheblich an Anziehungskraft verloren, daß der letzte Inhaber desselben, Przbilski, dasselbe freiwillig aufgab und sich (dem „Zuge der Zeit" folgend) eine Mission in's Ausland übertragen ließ, deren bescheidener, aber entscheidender Vorzug darin bestand, nicht direct lebensgefährlich zu sein. Traugut war jetzt in der Lage, Herrn Waszkowski zur Erreichung des Ziels seiner Wünsche zu verhelfen und sich selbst auf bequeme Weise eines Gegners zu entledigen, der unter Umständen hätte unbequem werden können. Waszkowski umgab sich sofort mit einem aus eifrigen Gesinnungsgenossen ausgewählten Stadtrath und machte Anstalten, eine Thätigkeit in großem Stil aufzunehmen. In einer Anfang Januar abgehaltenen Versammlung eröffnete er seinen Collegen, daß eine neue Nationalanleihe aufgenommen werden solle, und daß die Finanzverwaltung beschlossen habe, alle größeren Capitalisten zu derselben heranzuziehen; wer 100,000 Gulden (50,000 M.) besitze, werde mit einem Procent herangezogen werden, größere Vermögen würden mit je $1^1/_2$, 2 und 3 % besteuert werden. Hundert Blankets wurden sofort unter die Anwesenden vertheilt und sollten binnen kürzester Frist unterzeichnet zurückgeliefert werden. Man versuchte in herkömmlicher Weise zuerst freiwillige Unterzeichner heranzuziehen, dann durch die Androhung von „Zwangs-Executionen" dem erlahmenden patriotischen Eifer nachzuhelfen — beides ohne den geringsten Erfolg; als schließlich einer der Herren „Stadträthe" constatirte, daß der so pomphaft angekündigte Plan nur dazu führen könne, die Ohnmacht der revolutionären Behörden öffentlich zu constatiren, und daß es lächerlich sei, Verfügungen über Hunderttausende zu treffen, während der Stadthauptmann seines Lebens nicht mehr sicher sei, Tage lang nicht aus den Kleidern komme und häufig bei seinen guten Bekannten die Runde mache, um die zu einem bescheidenen Mittagessen erforderlichen wenigen Gulden aufzutreiben — ließ man den Anleiheplan fallen und hörten schließlich auch die längst zwecklos gewordenen Stadtrathsitzungen auf.

Inzwischen hatte sich ein anscheinend unbedeutendes, in seinen Folgen außerordentlich wichtiges Ereigniß zugetragen: am Abend des 24. Januar n. St. war auf Grund einer Polizeivorschrift, welche während der Abendstunden das Tragen von Laternen bei Strafe anbefahl, ein Gymnasiast, Liczkewicz, verhaftet worden, dessen Laterne zufällig erloschen war. Da der junge Mensch verschiedene Papiere bei sich führte, die auf nahe Verbindungen mit der revolutionären Organisation schließen ließen, wurde er streng inquirirt und schließlich zu dem Geständniß genöthigt, die Stunden vor seiner Verhaftung bei einem Studenten

Digitized by Google

der Hochschule, Wladislaw Boguslawski, verbracht zu haben. Eine bei diesem unvermuthet vorgenommene Haussuchung führte auf die Spur des revolutionären Polizeihauptmanns Lauber — nachdem dieser verhaftet worden war, hatte man die zu der Nationalregierung führenden Fäden in der Hand. Denselben sofort und ohne Weiteres nachzugehen, war allerdings noch nicht möglich. Trotz aller angewendeten Zwangsmittel verharrten die meisten Verhafteten auf so mannhaftem Schweigen, daß noch fast zwei Monate vergingen, bevor Traugut und dessen Genossen ergriffen wurden — einer der Hauptverdächtigen brachte einundsiebzig Tage in einem ungeheizten Kerker bei ungekochter Nahrung zu, ohne zum Geständniß gebracht werden zu können.

Noch wäre dem Dictator und den „Directoren" möglich gewesen, dem ihnen drohenden sicheren Verderben durch die Flucht in's Ausland zu entrinnen, — sie glaubten indessen auf ihren Posten bleiben und abwarten zu müssen, daß das um sie gespannte Netz sich vollständig zusammenzog. Da die Reihen des revolutionären Beamtenthums durch Desertionen und Verhaftungen stark gelichtet waren, wurde die Organisation vereinfacht, das sog. Secretariat aufgehoben, die „Stadtverwaltung" mit der Centralregierung in engeren Zusammenhang gebracht. Der in der Capitelgasse belegene Wrublewski'sche Kuchenladen und die Mukłanowicz'sche Apotheke vermittelten die Correspondenz zwischen der rzad und den übrigen „Behörden" — die an den genannten Stellen eingegangenen Packete und Briefschaften wurden meist durch Frauenzimmer abgeholt —, einen Theil dieses gefährlichen Geschäfts besorgte der Secretär des „Departements der auswärtigen Angelegenheiten", P. Arthur Wolinski, in eigner Person. Nach wie vor suchte Traugut den Muth der Patrioten durch hochtönende Proclamationen neu zu beleben, — weder die Gleichgültigkeit des Publicums, das diese ohnmächtigen Erlasse kaum mehr der Lectüre würdigte, noch die Zunahme derjenigen Partei, welche Alles für verloren erklärte und zur Unterwerfung unter das Gebot der Nothwendigkeit rieth, vermochten den unerschütterlichen Fanatiker von dem abwendig zu machen, was er für seine Pflicht hielt: fuhren die Pariser Freunde des Dictators doch fort, denselben zum „Ausharren um jeden Preis" zu ermahnen und für unumgänglich nothwendig zu erklären, daß Europa von der Fortdauer der revolutionären Bewegung überzeugt werde.

Der Gang der Ereignisse und die Umkehr in der Stimmung der Massen ließen sich indessen nicht mehr aufhalten. Während die von dem General-Polizeimeister des Königsreichs, General Trephof, und dem Warschauer Ober-Polizeimeister, Baron Frederiks, geleitete Polizei immer neue Verhaftungen vornahm und dem Centrum der Bewegung immer näher auf den Leib rückte, gab der Statthalter den Befehl, zunächst die Bewohner der kleineren polnischen Städte und des flachen Landes zu Ergebenheitsadressen an den Kaiser zu bestimmen und dadurch auf einen Umschwung in der europäischen öffentlichen Meinung hinzuwirken. Die erste dieser Adressen wurde Namens der Bewohner des an der preußischen Grenze belegenen Städtchens Neczawa überreicht — andere Städte mußten diesem Beispiel folgen und während der drei ersten Monate des Jahres 1864 wurden nicht weniger als zehntausend solcher Adressen (darunter diejenigen der Bewohner von Radom und von Warschau) zu Stande gebracht und durch

Digitized by Google

das officielle Organ des Statthalters, den Dnewn. Powcz., zum Abdruck gebracht, ohne daß der rzad es zu verhindern vermocht hätte. Dann wurden die Redactionen der Warschauer Zeitungen durch einen Machtspruch Berg's genöthigt, sich wieder mit öffentlichen Lustbarkeiten, namentlich mit Theatervorstellungen, zu beschäftigen und — zum ersten Male nach Jahr und Tag — Besprechungen derselben zu veröffentlichen. Ende Januar beschloß der seit dem Rücktritt Sigismund Wielopolski als Stadtpräsident fungirende Generalmajor Witkowski einen Schritt weiter zu gehen und durch Abhaltung eines in dem Palais des Statthalters abgehaltenen, Namens der „Bewohner der Stadt Warschau" gegebenen öffentlichen Balles der Welt zu beweisen, daß die Tage der Revolution und des revolutionären Terrorismus vorüber seien. Eine Anzahl obscurer Warschauer Familien wurde polizeilich angewiesen, am Abend des 18./30. Januar festlich geschmückt im Palais zu erscheinen und an dem Tanzvergnügen Theil zu nehmen, dem die zahlreich anwesenden russischen Officiere und deren Damen sich hingaben. Da man wußte, daß der revolutionäre Stadthauptmann Waszkowski und der zum Nachfolger Lauber's ernannte Polizeichef Pankowski Ordre gegeben hatten, die Abhaltung des Balles um jeden Preis zu verhindern oder doch zu stören, war das Palais den gesammten 18./30. Januar über von einer doppelten Kette russischer Polizeiofficianten umgeben und gegen die Außenwelt abgesperrt. Nichtsdestoweniger gelang es zwei tollkühnen Revolutions-Gensd'armen, sich durchzuschleichen und eine der in den Ballsaal führenden Treppen in Brand zu stecken; trotz der vorgerückten Stunde (es war bereits vier Uhr Nachmittags, als der Feuerlärm erscholl) wurde diese Feuersbrunst bewältigt und die Abhaltung des Festes möglich gemacht. Dasselbe wurde so wichtig genommen und als so glänzender Sieg über die Revolutionspartei angesehen, daß ein Feldjäger durch den Ballsaal geführt und noch in derselben Nacht nach St. Petersburg gesendet wurde, um dem Kaiser über dieses „événement" und die bei Gelegenheit desselben gehaltenen patriotischen Tischreden (an der Spitze eines Dutzends mühsam zusammengepreßter Warschauer Bürger hatte General Witkowski den Statthalter in polnischer Sprache feierlich haranguirt) Bericht zu erstatten. — Einige Wochen später konnte eine andere, wichtigere öffentliche Feierlichkeit in Scene gesetzt werden: umgeben von phantastisch geschmückten Herolden erschien der aus St. Petersburg entsendete kaiserliche General-Adjutant Graf Baranow auf den fünf Hauptplätzen Warschau's, um das kaiserliche Manifest über die Umgestaltung der Agrarverhältnisse des Königreichs öffentlich verlesen zu lassen. Vergebens hatte der „Stadthauptmann" Waszkowski die Uebernahme des Heroldsamts bei Todesstrafe verboten — in Warschau wie in den übrigen vom Grafen Baranow aufgesuchten polnischen Städten fanden sich Leute, die diese Functionen übernahmen und sich der Pflichten derselben ungestört entledigten (Ende Februar).

Die Wirkung, welche die öffentliche Verkündigung des die polnische Agrarreform betreffenden Manifestes ausübte, ließ nicht lange auf sich warten. Der Protector des letzten rzad und unermüdliche Prediger des bis auf's Aeußerste fortgesetzten Widerstandes, Fürst Wladislaw Czartoriski, legte in den ersten Tagen des März 1864 sein Amt als „General-Bevollmächtigter der polnischen National-Regierung für das Ausland" nieder. Um den Eindruck dieses un-

Digitized by Google

erwarteten Zwischenfalls möglichst abzuschwächen, erließ der Dictator Traugut einen vom 6./18. März datirten Aufruf an „sämmtliche in Europa lebende Polen" — wenige Tage darauf gelang der russischen Polizei die Ermittelung der Wohnung des Unermüdlichen und wurde derselbe Nachts im Bette überrascht, in Ketten geworfen und in die Citadelle abgeführt. Drei Tage später erfolgte die Verhaftung der Frau Majewska, der Hauswirthin des Dictators. Die Papiere und das Siegel des rzad hatte die umsichtige Dame kurz zuvor dem „Staatssecretär" Janowski übergeben und dieser nichts Besseres zu thun gewußt, als dieselben in die Hände des Oberhauptes der revolutionären Gegenregierung (des Revolutions-Comités), Brzhesinski, niederzulegen. Zwischen Brzhesinski und dem „Stadthauptmann" Waszkowski brach jetzt ein lebhafter Streit über den Besitz dieser Symbole der höchsten Regierungsgewalt aus, der damit endete, daß der Schwerpunkt der revolutionären Organisation in's Ausland verlegt und daß von einer Anzahl in Dresden lebender Polen (Gutry, Bossak-Hauke, Kottkowski und Kurshina, dem Secretär Miroslawski) eine „patriotische Gesellschaft" gebildet wurde, welche als Theil des rzad fungirte und mit Hilfe eines ad hoc creirten Rechnungshofs die von den Ueberbleibseln der Warschauer „Regierung" aufgemachte Rechnungsablegung prüfen sollte.

In Warschau war es mit der revolutionären Organisation seit der Verhaftung Trauguts und seiner Collegen thatsächlich vorbei. Nicht die Fortsetzung des Aufstandes, sondern der den Führern desselben gemachte Proceß beschäftigte während des Frühjahrs und Sommers 1864 die kleine Schar verzweifelter Fanatiker, welche sich um den noch immer auf seinem Posten ausharrenden „Stadthauptmann" Waszkowski geschart hatte. — Der Ausgang dieses Processes erräth sich von selbst. Die sämmtlichen Mitglieder der letzten Nationalregierung, der Dictator Traugut, der Director des Departements der inneren Angelegenheiten Krajewski, der Commissar für das Communicationswesen Eseranski, der Chef der Expeditur, Shulinski und der Director des Finanzdepartements Toszicki wurden zum Tode durch den Strang verurtheilt und an einem und demselben Tage, dem 5. August 1864, auf dem Glacis der Warschauer Citadelle hingerichtet. Wie im Leben, so ging Traugut auch im Tode den Gefährten voran; unter dem Galgen benahm er sich eben so kalt und gleichgültig, wie weiland in den Tagen der Belagerung Sewastopols — während das Todesurtheil verlesen wurde, unterhielt er sich eifrig mit seinem neben ihm stehenden Beichtvater. Ebenso kaltblütig benahmen sich die übrigen vier Verurtheilten, nur Eseranski zeigte eine gewisse Bewegung, — Shulinski war eine seiner Schwestern bis an den Fuß des Schaffots gefolgt, um dem Sterbenden ein letztes „Bracie otwaga" (Muth, Bruder!) zuzurufen. — Waszkowski ließ sich nicht nehmen, seinen ehemaligen Vorgesetzten einen tief bewegten Nachruf zu widmen. Tags nach der Hinrichtung der „fünf Märtyrer" wurde ein „Tagesbefehl des Stadthauptmanns" veröffentlicht, der die Verdienste der Verstorbenen pries und alle Patrioten aufforderte, „ihre Bemühungen darauf zu richten, daß die Leichen unserer Brüder dereinst in freier Erde ruhen". Exemplare dieses Actenstückes wurden dem Statthalter und verschiedenen anderen russischen Würdenträgern zugestellt — ihrem Urheber auf die Spur zu kommen, erwies sich

Digitized by Google

unmöglich, und die Polizei war froh, einige Wochen später die Druckerei ermitteln zu können, welche das Wagestück des Abdruckes dieser Kundgebung unternommen hatte: dieselbe war das Eigenthum einer Frau Nowakowski, deren Mann und Söhne bereits nach Sibirien versendet worden waren und die, unter Verlust ihres Eigenthums, denselben Weg antreten mußte. — Einige Wochen später (15. 27. September) ließ der Stadthauptmann sich abermals vernehmen; offenbar nur um zu zeigen, daß er noch am Leben und in der Lage sei, in dem scheinbar unterworfenen Warschau Druckschriften anfertigen und verbreiten zu lassen, kündigte sein Tagesbefehl gewisse Veränderungen in der „Organisation der Verwaltung" und der „Art der Steuererhebung" an, um mit einer Warnung vor „unvorsichtigen Gesprächen" zu schließen. Graf Berg, dem dieses Actenstück in einem von Waszkowski eigenhändig adressirten Packet durch Vermittelung der Post zukam, gerieth in maßlosen Zorn, ertheilte sämmtlichen Polizeibeamten strenge Vorwürfe und befahl kategorisch, dem Urheber dieser „Frechheit" um jeden Preis auf die Sprünge zu kommen. — Volle drei Monate vergingen indessen noch, bevor dieser Befehl in Ausführung gebracht werden konnte und daß das überhaupt gelang, hatte Waszkowski lediglich seiner eigenen Unvorsichtigkeit zuzuschreiben. — Nach Erlaß seines letzten Tagesbefehls hatte der „Stadthauptmann" für gerathen gehalten, seine fernere Thätigkeit einzustellen und allein auf die eigene Sicherheit Bedacht zu nehmen. Er versteckte sich in einer der russischen Regierung gehörigen Kornmühle, unter den Brettern eines Raumes, der unmittelbar unter den Mühlsteinen belegen war; wochenlang lebte er hier ohne sich je umkleiden oder reinigen zu können, — alte Säcke dienten ihn zum Lager, heimlich zugetragene Speisereste zur Nahrung. Schließlich vermochte der Unglückliche diese Einsperrung und den Mangel an allen Nachrichten aus der Stadt, deren erster Beamter er zu sein wähnte, nicht mehr zu ertragen; er ließ einer seiner Schwestern einen Zettel zukommen, in welchem er dieselbe einlud, ihm am Morgen des 19./31. December (1864) in einem näher bezeichneten Hause an der Kurfürstenstraße ein Stelldichein zu geben. Auf dem Rückwege von dieser (wahrscheinlich wegen der Aengstlichkeit der Schwester nicht zu Stande gekommenen) Zusammenkunft überfiel den sonst so muthigen Mann eine plötzliche Todesangst: er schlug den Kragen seines Bärenpelzes auf und suchte seine Schritte in so auffälliger Weise zu beschleunigen, daß er die Aufmerksamkeit eines ihm begegnenden Agenten der Untersuchungscommission auf sich zog, von diesem erkannt und von einem herbeigerufenen Polizeibeamten verhaftet wurde. Im Gefängniß verließen Selbstbeherrschung und Besonnenheit den unglücklichen Stadthauptmann so vollständig, daß ein von ihm unternommener thörichter Versuch, durch Vermittelung des Gefängnißaufsehers mit seinen Freunden und Verwandten in Briefwechsel zu treten, verschiedene Personen schwer compromittirte; u. A. hatte er dem genannten Beamten einen „Tagesbefehl des Stadthauptmanns" zur Besorgung gegeben, der in der Nowakowskischen Buchdruckerei vervielfältigt und durch dieselbe versendet werden sollte. Am 5./17. Februar 1865 hauchte er gleichzeitig mit einem seiner früheren Untergebenen, dem Arbeiter Schafarczick, unter einem in der Warschauer Citadelle errichteten Galgen seinen letzten Seufzer aus.

Die Hinrichtung Waszkowski's war die letzte, welche auf Anordnung des

Digitized by Google

Statthalters vorgenommen wurde; selbst Jaroslaw Dombrowski, der als Begründer eines revolutionären Clubbs unter St. Petersburger Officieren, als Mitglied des Centralcomités und als ehemaliger Stadthauptmann ungleich schwerer als dieser compromittirt war, kam mit der Verurtheilung zu fünfzehnjähriger Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken davon, entwischte auf dem Wege in den fernen Osten, flüchtete nach Frankreich, nahm an dem Berefowski'schen Attentat gegen den Kaiser Alexander II. Theil und fiel als Anführer im Commune-Aufstand von 1871. Ebenso gelang es dem auf dem Schaffot begnadigten und nach Sibirien verbannten Bandenführer Ljändowski in's Ausland zu entfliehen. Die Mehrzahl der übrigen Großwürdenträger des Aufstands hatte sich, wie wir wissen, schon früher in Sicherheit gebracht, — andere waren in den zu Anfang des Jahres 1864 geführten Kämpfen gefallen.

— Die Aufzeichnungen N. W. Berg's, denen wir in dem vorliegenden Berichte der Hauptsache nach gefolgt sind, zeichnen sich im Allgemeinen durch eine Unparteilichkeit aus, die ihnen den Beifall nicht nur der russischen, sondern auch eines großen Theils der polnischen Presse erworben haben. Der Tüchtigkeit, Entschlossenheit und Selbstlosigkeit der hervorragenderen Führer des Aufstandes läßt der russische Verfasser volle Gerechtigkeit widerfahren, indem er gleichzeitig ziemlich deutlich zu verstehen gibt, daß er nicht in der Durchführung der Murawjew-Miljutin-Tscherkassti'schen Russificationspolitik, sondern einzig in einem billigen Ausgleich zwischen den beiden, Jahrhunderte lang verfeindet gewesenen ostslawischen Stämmen die Lösung der polnischen Frage sieht. Ausdrücklich ist das nirgend gesagt, — zwischen den Zeilen der Berg'schen Darstellung steht indessen deutlich geschrieben, daß der Verfasser nicht sowol ein Feind des Polenthums, als des Deutschthums ist und daß der „deutsche Drang nach Osten" ihm die schwerste aller dem russischen und dem slawischen Interesse drohenden Gefahren bedeute. Diese Tendenz verräth sich in doppelter Weise: durch die Geflissentlichkeit, mit welcher Preußens Verdienste um die Bewältigung des Aufstandes von 1863 verkleinert und die Dinge so dargestellt werden, als sei die berühmte Februar-Convention weder geschlossen noch in Ausführung gebracht worden — und durch die Erzählung des nachstehenden, höchst effectvoll an den Schluß seines Berichtes gestellten Märchens:

„Zu Anfang des Jahres 1865, als wir mit der Bewältigung des im Erlöschen begriffenen Aufstandes und mit der Wiederaufrichtung der Ordnung noch alle Hände voll zu thun hatten, sandte Fürst Bismarck den General-Adjutanten v. Treskow nach Dresden, wo derselbe dem dortigen bevollmächtigten Agenten des rzad, Klobukowski, mittheilen sollte, „daß er (Fürst Bismarck) demnächst nach Petersburg reisen und natürlich Gelegenheit haben werde, in den höchsten Gesellschaftskreisen über die Geschicke Polens zu verhandeln. Es frage sich, ob die Polen nicht für angemessen (wörtlich: für am Platze) halten würden, eine Schwenkung auf die Seite Preußens zu machen und feierlich zu erklären, daß sie nicht unter russischer Botmäßigkeit bleiben wollten, sondern eine deutsche Herrschaft vorzögen. Auf ein solches Factum gestützt, werde Fürst Bismarck in Petersburg eine politische Combination vorschlagen, in Folge deren Rußland aller Wahrscheinlichkeit nach den an der Weichsel belegenen Theil des Königreichs Polen (die einstmals von dem General v. Knesebeck vorgeschlagene Grenze) Preußen abtreten werde; mindestens werde Bismarck Vorschläge in dieser Rücksicht machen.

Klobukowski begab sich, nachdem er diese Mittheilung des General v. Treskow entgegengenommen hatte, zu dem bekannten polnischen Schriftsteller Kraczewski und suchte diesen zur

Digitized by Google

Inscenirung einer Demonstration zu Gunsten Preußens zu bestimmen, was bei der damals allgemeinen Erbitterung der Polen gegen die Russen in der That nicht schwer gehalten hätte.

Kraczewski gab zur Antwort, daß er zu einem derartigen Unternehmen keinerlei Vollmachten seiner Landsleute besitze, auch nicht Parteiführer sei und sich darum auf Nichts einlassen könne. Er schlug Klobukowski vor, nach Paris zu Czartorisky zu gehen und diesen und dessen Freunde zu einer Berathung über diese wichtige Frage aufzufordern, indem er ihm zugleich einen Einführungsbrief an Czartorisky anbot.

Klobukowski nahm den Kraczewski'schen Brief an sich und begab sich in das Hôtel Lambert. Czartorisky überflog die ersten Zeilen dieses Schreibens und sagte, nachdem er gesehen, worum es sich handle, ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen: „Zu den Deutschen, um keinen Preis der Welt!"

Damit war diese berühmte Geschichte zu Ende. Ob Bismarck in St. Petersburg irgend welche auf die „Knesebeck'sche Grenze" bezügliche Winke gegeben hat, ist unbekannt geblieben."

Wie sich erwarten ließ, ist diese abenteuerliche Erzählung von officieller Seite als durchweg erfunden bezeichnet worden. Die „Nordd. Allg. Ztg." schrieb darüber u. A. das Folgende:

„Es ist nicht wahr, daß der General-Adjutant v. Treskow 1865 oder zu anderer Zeit nach Dresden oder überhaupt irgend wohin an einen Agenten der polnischen Nationalregierung gesandt worden wäre. Die preußische Regierung hat niemals Unterhandlungen mit irgend einem Agenten der polnischen Nationalregierung geführt oder gesucht, und Niemand hat im auswärtigen Ministerium um die Existenz eines Herrn Klobukowski*) gewußt. Im preußischen Ministerium ist das Maß von Unbekanntschaft mit den Thatsachen niemals vorhanden gewesen, welches erforderlich wäre, um zu glauben, daß man die Mitwirkung der polnischen Revolutionspartei zu dem Zwecke erlangen könne, um die Abtretung irgend eines Theiles von Russisch-Polen an Preußen herbeizuführen.

Die Möglichkeit einer solchen Abtretung ist allerdings seit dem Tode Kaiser Alexanders I. wiederholt angeregt worden, aber nur durch russische Initiative in antipolnischem Sinne zur Erleichterung der Beherrschung der Polen."

VII.

Unseres Verfassers Darstellung der zwischen dem Februar 1863 und dem März 1864 in den verschiedenen Theilen des Königreichs Polen geführten Kämpfe bietet im Großen und Ganzen ein nur untergeordnetes Interesse; zu einem Theil ist diese Darstellung nach officiellen russischen, zum andern nach polnischen Quellen gearbeitet und hie und da durch dem Verfasser direct gewordene Mittheilungen ergänzt worden. Die nachstehend gegebene Uebersicht über diese Kämpfe verfolgt lediglich den Zweck, an der Hand von Berg's eigener Erzählung den Nachweis zu führen, daß die verhältnißmäßig rasche Bewältigung des bewaffneten Aufstandes nur durch den Vorschub möglich geworden ist, den die preußischen Behörden der russischen Regierung leisteten und daß ein der Haltung Oesterreichs analoges Verhalten Preußens das auf den Russen lastende Maß von Schwierigkeiten zum Mindesten verdoppelt haben würde.

Obgleich dem während der zweiten Hälfte des Januar 1863 ausgebrochenen bewaffneten Aufstande eine mehrjährige halb öffentliche Agitation vorhergegangen war, wurden die Russen von dem Ausbruch desselben fast allenthalben überrascht. Nicht nur, daß man die beispiellose Unvorsichtigkeit begangen hatte,

*) Auch K. hat Berg's Erzählung als Lüge bezeichnet.

Digitized by Google

den im Spätherbst 1862 zur Rückkehr in ihre Heimath designirten Kosaken-Abtheilungen „aus Sparsamkeitsrücksichten" den Verkauf ihrer Pferde zu gestatten und dadurch die Errichtung einer aufständischen Reiterei zu ermöglichen und daß gerade während der dem Aufstande unmittelbar vorhergehenden Wochen die Officiere zahlreicher kleinerer Garnisonen durch von den polnischen Gutsbesitzern gegebene Verbrüderungsfeste in eine wahrhaft unbegreifliche Sicherheit gewiegt worden waren, — unter dem ersten Eindruck der von allen Seiten auf ihn einstürmenden Aufstandsnachrichten hatte der Oberbefehlshaber der im Königreich stationirten Truppen, General Baron Ramsey, den Kopf so vollständig verloren, daß er die Ordre gab, sämmtliche kleinen Truppenabtheilungen, einschließlich der Grenzwache, sollten ihre Standquartiere verlassen und sich auf die strategisch wichtigeren Punkte begeben. Die Folge dieses zu drei verschiedenen Malen (am 11., 12. und 15. Januar) wiederholten Befehls war, daß trotz der innerhalb des Königreichs vorhandenen beträchtlichen Masse von 87,000 Soldaten weite Strecken Landes vollständig sich selbst wiedergegeben waren und daß die Grenzen desselben längere Zeit jedes Schutzes entbehrten, jedem Zuzug aus den polnischen Gebietstheilen Oesterreichs und Preußens offen standen; die Grenzwache hatte sich fast allenthalben auf die sog. dritte Linie zurückgezogen. Wesentlich mit Rechnung darauf machten die aufständischen Banden die Grenzprovinzen des Königreichs zu Tummelplätzen ihrer Unternehmungen. Es hatte Anfangs den Anschein, als ob das dem Bandenführer Eduard Rolski zugetheilte, Preußen benachbarte Gouvernement Ploçk einer der Hauptmittelpunkte der Bewegung werden sollte; auf die Stadt Ploçk und eine Anzahl kleinerer Orte dieser Provinz wurden combinirte Angriffe gerichtet, die bei Beginn des Aufstandes aus Warschau entwichenen Insurgenten hieher beschieden und Anstalten getroffen, auch die aus Posen erwarteten Hilfstruppen in das alte Masovien zu dirigiren. Mit der zu wiederholten Malen von der Nationalregierung abgegebenen Erklärung, „daß es allein den Kampf gegen die Moskowiter gelte und daß die österreichischen und preußischen Landestheile von dem Aufstande nicht berührt werden sollten," glaubte man die Passivität der beiden Nachbarstaaten erkaufen zu können. — Wenige Wochen später hatte die Scene sich vollständig verändert: die Pünktlichkeit, mit welcher die preußische Regierung ihre in der Februar-Convention übernommenen Verpflichtungen in Ausführung brachte, den Zuzug aus Posen hemmte und die auf ihr Gebiet übergetretenen Banden unschädlich machte, veranlaßte die Aufständischen, ihre Hauptmacht nach Süden und Südosten zu werfen und die österreichische Grenze zum Ausgangspunkte fast sämmtlicher größerer Operationen zu machen. Indirect wird das von Berg selbst bezeugt; reichlich die Hälfte der Schilderungen, welche er von den während des Frühjahrs und Sommers 1863 geführten Kämpfen entwirft, haben die Gouvernements Radom, Kielçe und Lublin zum Schauplatz. Hier trieben die Banden Michalski's, Eseranski's, Ljäsztowski's und Lakinski's ihr Wesen, hier schlugen die Dictatoren Mirosławski und Langiewicz ihre Hauptquartiere auf, hier war das Gefühl der Unsicherheit so groß, daß die russischen Beamten vielfach ihre Functionen einstellten und daß die Bewohner der Städte und Flecken nur durch das Erscheinen russischer Truppenabtheilungen von öffentlicher Parteinahme für den Aufstand abgehalten werden konnten; hier wurden zu wiederholten Malen polnische Siege erfochten, in größerer Anzahl russische Ge-

Digitized by Google

fangene gemacht und russische Kriegscassen weggenommen. Verglichen mit den durch die zuwartende Haltung der österreichischen Behörden ermöglichten Erfolgen, welche die Aufständischen im Süden erfochten, nahmen die im Gouvernement Augustowo von den Banden Andruschewski's und des „Woyewoden" Ramotowski geführten Kämpfe sich wie bloße Scharmützel aus.

Selbst in den Lithauen benachbarten Landestheilen ging es vor dem Amtsantritt Murawjews ungleich lebhafter zu, als in dem der preußischen Grenze benachbarten, anfangs zum Hauptstützpunkt der Bewegung bestimmten Gouvernement Płock. Wiederholt drohte der mit dem Oberbefehl über diese „Woyewodschaft" betraute Padlewski, seinen Abschied zu nehmen — all' seine Tagesbefehle sind von Klagen über die Zurückhaltung der Bewohner — und über das Ausbleiben von Zuzügen aus dem preußischen Gebiete erfüllt. Kurz vor seiner Ende April erfolgten Gefangennahme richtete dieser Bandenführer an den „Regierungs-Commissar für Westpreußen" ein Schreiben, das mit den folgenden Worten beginnt: „Obgleich ich wiederholt durch Nachrichten getäuscht worden bin, welche die Ansammlung von Mannschaften in Westpreußen ankündigten und obgleich — zuwider allem Anstande — noch kein einziger Mann aus dieser Landschaft herübergekommen ist, bin ich bereit zu glauben, daß' nicht Mangel an Patriotismus oder an Muth, sondern lediglich die Incongruenz meiner Anordnungen der Grund davon gewesen ist" u. s. w. — Wie in Płock ging es auch in dem zwischen Lithauen und Ostpreußen eingekeilten Gouvernement Augustowo zu, wo die Bewältigung der von dem erwähnten Ramotonski geführten Banden mühelos gelang; der dritten Preußen benachbarten Provinz, des Gouvernements Kalisch geschieht in Berg's Berichten über die während der *ersten* Monate des Jahres 1863 geführten Kämpfe überhaupt kaum Erwähnung. Erst Ende April begannen sich in diesem Theil des alten Kujawien einige größere Banden zu bilden, an deren Spitze Seyfried Taczanowski und der Franzose Jung von Blankenstein standen, und die von dem Posener „weißen Comité" unterstützt wurden. Daß die Bewältigung dieser, schließlich auf einige Tausend Mann angewachsenen Insurgenten-Abtheilungen mehrere Wochen in Anspruch nahm und nicht ganz unbedeutende Menschenopfer kostete, lag der Hauptsache nach an der Unthätigkeit des Generals Brunner, des Oberbefehlshabers von Kalisch, der versäumt hatte, die seinem Garnisonsort benachbarten Landschaften rechtzeitig absuchen zu lassen und sich über die Stärke des Feindes zu unterrichten. Die zur Bekämpfung derselben ausgesendeten Detachements des Majors Nelidow und des Prinzen von Sayn-Wittgenstein waren so schwach, daß sie mühelos von den Insurgenten bewältigt wurden und daß es der Entsendung einer unter dem Befehl des Generals Kostanda stehenden größeren Truppenabtheilung bedurfte, damit die Ruhe wiederhergestellt wurde. Die während der folgenden Maiwochen im Gouvernement Płock geführten Kämpfe, an denen sich vornehmlich der Generalmajor Graf Toll und die Obristen Walujew und Emanuel betheiligten, hatten nicht die Grenzbezirke zum Schauplatz, sondern concentrirten sich um die tief im Innern des Landes belegene Stadt Pultusk, in deren Umgegend die Aufständischen verschiedene Proviant- und Waffendepots errichtet hatten. Das eigentliche Centrum des *bewaffneten* Aufstandes lag aber auch während dieser die Sommermonate um-

Digitized by Google

fassenden Periode in den Galizien benachbarten Provinzen Kielce, Radom und Lublin, wo die Generale Tschengeri und Chrustschow alle Hände zu thun hatten, um mit den verhältnißmäßig gut organisirten, durch galizische Zuzüge fortwährend verstärkten Banden Czachowski's, des Obristlieutenants Kononowicz, des Garibaldianers Nullo, Lüttich's, de la Croix's u. s. w. fertig zu werden und die Bevölkerung zum Gehorsam zurückzuführen; noch Ende Juni gelang es dem früheren russischen Generalstabs-Officier Michael Heydenreich (gewöhnlich mit dem Pseudonym Kruk bezeichnet) bei dem Flecken Shirshin eine reiche Casse wegzunehmen und von den die Bedeckung derselben bildenden Mannschaften, 181 Mann zu tödten, 132 zu verwunden und 150 gefangen wegzuführen. Die erbeutete Casse nahm ungestört ihren Weg über die österreichische Grenze und wurde in Lemberg „abgeliefert".

Diesen Antecedenzien entsprach es, daß die während des Herbstes und Winters auftauchenden Banden den der galizischen Grenze benachbarten Süden des Königreichs zum ausschließlichen Schauplatz ihrer Thaten machten und daß im Gouvernement Radom weiter gekämpft wurde, als das übrige Land längst bewältigt und zum Gehorsam gegen den Sieger zurückgeführt worden war. Während des Augustmonats mußte Major Tichozki mit den Ueberresten der Heydenreichschen Bande aufräumen, Major Gorelow eine unter der Führung Jordan's über die Grenze gekommenen Bande zurückweisen. — Mitte September tauchten zwei gleichfalls aus Galizien eingebrochene Banden auf, die von dem früheren russischen Generalstabs-Officier Wladiczanski (gewöhnlich Zaremba genannt) und einem ungarischen Abenteurer Otto befehligt wurden, — am 6. October drang der gefürchtete Czachowski an der Spitze von 1300 in Galizien organisirten Freischärlern bis in die Nähe Sandomir's vor, um in einem am 25. October gelieferten Treffen den Tod zu finden. — Die letzte Unternehmung in größerem Stil wurde von dem Grafen Joseph Hauke in die Hand genommen, der Ende October des Jahres 1863 an der Spitze einer größeren Bande im Gouvernement Radom erschien, um der halb erloschenen Revolution neues Leben einzuhauchen und dadurch dem Ansehen der „weißen" Partei und des kurz zuvor von derselben eingesetzten Dictators Traugut zu Hilfe zu kommen.

Joseph Graf Hauke (in der revolutionären Organisation Bossak genannt), ein Neffe des während der Revolution von 1830 auf die russische Seite getretenen letzten königlich polnischen Kriegsministers Grafen Moritz Hauke, und Vetter der mit dem Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt vermählten Gräfin Battenberg (der Mutter des Fürsten von Bulgarien), war im Alexandrow'schen Cadettencorps erzogen worden, und als Verwandter des Bruders der jetzigen Kaiserin von Rußland, früh mit den St. Petersburger Hofkreisen in Berührung gekommen, in seinem Herzen aber stets ein eifriger polnischer Patriot geblieben. 1851 als Lieutenant in das Leibgarde-Husarenregiment getreten, wurde er (gleichzeitig mit 12 andern Garde-Officieren) bereits 1853 entlassen, weil er bei Ausbruch des orientalischen Krieges einen Paß in's Ausland verlangt und dadurch seine unrussische Gesinnung offen bekundet hatte. Nach längerem Aufenthalt in Paris, kehrte Graf Hauke 1857 nach Rußland zurück, wo er durch Vermittelung seiner vornehmen Verwandten zum Adjutanten des Kriegsministers und trotz einer bereits im folgenden Jahre unternommenen Reise nach Frankreich zum

Digitized by Google

Rittmeister, dann zum Obristlieutenant befördert wurde, um an Barjätenski's Kämpfen gegen Schamyl Theil zu nehmen, den Stanislaus-Orden zweiter Classe und einen goldnen Ehrensäbel mit der Inschrift „für Tapferkeit" zu erwerben und sich sodann mit dem Rang eines Obristen in St. Petersburg niederzulassen. Trotz seiner zweifelhaften Antecedenzien zum kaiserlichen Flügel-Adjutanten designirt, ließ Graf Hauke sich mit den polnisch-revolutionären Kreisen der russischen Hauptstadt so tief ein, daß seines ferneren Bleibens in derselben nicht war; er ging nach Warschau, wo er die vorschriftsmäßige Meldung bei dem Statthalter unterließ und wandte sich dann nach Paris, um unter den Auspicien der Czartorisky an dem bald darauf ausgebrochenen Aufstande Theil zu nehmen. Dem Namen nach „Höchstcommandirender in den Woywodschaften Sandomir und Krakau" spielte Hauke-Bossak während der in den Monaten Juli und August geführten Kämpfe neben den Bandenführern Chmelenski und Heydenreich-Kruk indessen eine so untergeordnete Rolle, daß sein Name kaum bekannt wurde, und daß er zu Beginn des Herbstes tief verstimmt nach Paris zurückkehrte. Erst die Ersetzung des bisher von den ihm feindlichen „Rothen" geführten Regiments durch die Dictatur seines Parteigenossen Traugut bot dem Grafen Aussicht auf eine ersprießlichere Thätigkeit. Ende October erschien er zum zweiten Male im Gouvernement Radom, um den Oberbefehl über sämmtliche innerhalb desselben vorhandene Freischaren zu übernehmen, den bisherigen Befehlshaber derselben Chmelenski zu seinem Stabschef zu machen und gegen die unter dem Commando des Generals Tschengeri stehenden Truppen loszuschlagen. Das Glück war ihm indessen so wenig günstig, daß er bis zum Anfang des December eine ganze Reihe von Niederlagen erlitt, in einem bei Werschbinkow gelieferten Treffen seinen Stabschef verlor und dann für einige Wochen vollständig verschwand. Anfang Februar (1864) tauchte er noch einmal auf; bei Opatowo (11.—23. Februar) abermals auf's Haupt geschlagen, suchte er die in den schneebedeckten Wäldern des Radom'schen Gouvernements umherirrenden Ueberbleibsel seiner „Armee" zusammen. Ungunst der Witterung und allenthalben zunehmender Kleinmuth decimirten diese versprengten Scharen indessen so rasch, daß an weitere Unternehmungen nicht mehr zu denken war und daß der unglückliche „General" Anfang April den Schauplatz seiner Mißerfolge für immer verließ. — Hauke's Ende ist bekannt; er ging nach Paris, trat bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges in französische Dienste und fiel im Januar 1871 in einem bei Dijon gelieferten Treffen.

Das Gefecht bei Opatowo war das letzte ernstere Treffen, zu welchem die Aufständischen sich überhaupt aufzuraffen vermocht hatten. Von den Banden Wrublewski, des Befehlshabers im Gouvernement Lublin, Kopernizki's im Gouvernement Kalisch und Kuczleika's war bei Ausgang des Winters Nichts mehr zu hören, — die von Callier, dem Woywoden Masoviens in der Provinz Posen gesammelten Scharen wurden von preußischen Truppen gefangen genommen, bevor ihnen auch nur gelungen war, bis an die Grenze vorzudringen.

Auf die Einzelnheiten, welche das Berg'sche Buch über die während des Jahres 1863 gelieferten Gefechte, die zahlreichen größeren und kleineren Banden und deren Führer mittheilt, haben wir uns absichtlich nicht eingelassen. Die vorstehende Aufzählung derjenigen Landschaften, welche die Haupttummelplätze

Digitized by Google

dieses Partisanen-Krieges bildeten, reicht zu dem Erweise aus, daß die Strenge, mit welcher preußischerseits über die Sicherheit der Westgrenze des Königreichs gewacht wurde, den Russen die halbe Arbeit abgenommen und dieselben in die Lage versetzt hatte, ihr Hauptaugenmerk auf den Süden des Königreichs zu richten, der im Norden und Nordwesten aufgetauchten Banden aber so gut wie anstrengungslos Herr zu werden. Aus Berg's eigener Darstellung geht deutlich hervor, daß die Hartnäckigkeit und lange Dauer der in den Gouvernements Radom und Siedlce geführten Kämpfe nur dadurch ermöglicht worden war, daß die Aufständischen an dem nördlichen Galizien ein Hinterland besaßen, in welchem sie ihre Mannschaften organisiren und die sonst erforderlichen Vorbereitungen treffen und in welches sie sich zurückziehen konnten, wenn die Uebermacht des Feindes eine Fortsetzung der bewaffneten Feindseligkeiten unmöglich machte. Was geworden wäre, wenn Schlesien und Posen den Aufständischen gleichen Rückhalt geboten und über die Gouvernements Kalisch und Płock dieselben Schwierigkeiten und Gefahren heraufbeschworen hätten, mit denen die russischen Befehlshaber in Lublin und Radom zu kämpfen hatten, braucht nicht erst auseinandergesetzt zu werden. Wenn unser Verfasser diese Seite der Sache nichts desto weniger außer Betracht läßt, wenn er der in den preußischen Grenzprovinzen vorgenommenen beträchtlichen Truppenzusammenziehungen ebenso wenig Erwähnung thut, wie der guten Dienste, welche die nach Warschau commandirten preußischen Stabsofficiere der russischen Sache durch ihre Auskunftsertheilungen über die Vorgänge in Posen erwiesen, — wenn er endlich des für die preußische Regierung so außerordentlich unbequemen, lediglich Rußland zu Liebe angestrengten Polenprocesses von 1864 gar keine Erwähnung thut, so prägt das seiner Darstellung den Charakter einer Parteilichkeit und Befangenheit auf, die für die gegenwärtig in Rußland herrschende Stimmung außerordentlich bezeichnend ist. In dem Munde eines Schriftstellers, der über die Sachen genug Bescheid gewußt hat, um bis in's Einzelne die Zahl der Gewehre und Munitionsstücke angeben zu können, welche von den preußischen Behörden weggenommen worden, — in dem Munde eines solchen Schriftstellers sind Redensarten, wie „die unzugänglichen Schlupfwinkel der Rebellion in Galizien und in Posen", „die verrätherische Haltung unserer nächsten Nachbarn Oesterreich und Preußen" und Märchen von der Art des über Herrn von Treskow's Mission erzählten — nur aus einer bestimmten Absicht zu erklären. — Diese Absicht liegt auf der Hand: dem größeren russischen Publicum sollte jede Erinnerung daran, daß der Petersburger Regierung durch die preußische Allianz zur Zeit des letzten polnischen Aufstandes Dienste von unvergänglichem Werthe erwiesen worden, *ferngehalten*, der Sache der in majorem Slawiae gloriam betriebenen polnisch-russischen Aussöhnung aber dadurch Vorschub geleistet werden, daß der „unparteiische" Verfasser zugleich für die Perfidie des ehemaligen russischen Verbündeten und für die Großherzigkeit des Polenthums Zeugniß ablegte, das nicht einmal in der Stunde erbittertsten Bruderzwistes von den „Deutschen" Etwas wissen — geschweige denn auf die Seite derselben treten wollte!

Digitized by Google

Tirolische Culturzustände.[1])

1879.

Von

Ludwig Steub.

Von dem tirolischen Adel.

In der Nacht des tirolischen Mittelalters leuchten manche adelige Gestirne in großem Glanze; so die Grafen von Andechs, von Eppan, von Tirol, später die von Rottenburg, Taufers, Matsch und Andere mehr. Sie waren zwar immer in eifrigster Thätigkeit, aber fast nur, um sich und die beiden Kirchenfürsten zu Brixen und Trient zu befehden. Bei der rauhen, gebirgigen Natur des Landes, welche damals noch nicht durch Straßen, noch weniger durch Eisenbahnen gemildert wurde, war jener Beruf sehr mühsam, und wenn die Götter, wie Hesiodus singt, vor die Tugend den Schweiß gesetzt, so wäre es dieser Ritterschaft sehr leicht gewesen, ungemein tugendhaft zu werden. Doch läßt sich in dieser Richtung wenig melden — die Geschichte erzählt wol hier und da von einem gestifteten Spital oder Kloster, aber in der Hauptsache dennoch nur von berannten Schlössern, verbrannten Dörfern, von Mordthaten und andern ritterlichen Stücklein, die nur geringen moralischen Werth in Anspruch nehmen.

Endlich nach langem Ringen blieben die Grafen von Tirol die Herren im Lande, welches dann nach ihrem Aussterben 1363 an die Herzoge von Oesterreich kam. Doch hatte Herzog Friedrich mit der leeren Tasche (1406—1439) noch harte Arbeit, um die Ritterschaft, die sich wieder erhoben, zu bändigen

[1]) Die „Drei Sommer in Tirol", welche in erster Auflage 1846 erschienen, enthielten am Schlusse einen „Nachtrag", der die Culturzustände des Landes besprach. In der zweiten Auflage (1871) blieb dieser Nachtrag weg, weil er mir veraltet schien. Einige Freunde behaupteten aber, der „Nachtrag" werde ungern vermißt, und wenn ich nicht den alten geben wollte, so hätte ich einen neuen ausarbeiten sollen. Auf diese Anregung hin habe ich denn im Laufe der Zeit verschiedene Betrachtungen dieser Art zusammengestellt, welche nun hier für sich erscheinen, da sie für die zweite Auflage, in der man sie zu finden gewünscht, selbstverständlich viel zu spät kommen. Sie sind, wie gerne zugegeben wird, sehr fragmentarischer Natur. Das politische und parlamentarische Leben, die Stellung des hochwürdigen Clerus, der Zustand der Schulen und andere Gegenstände dieser Gattung sind gar nicht oder nur sehr flüchtig berührt. Der Verfasser bittet, dies zu entschuldigen, denn zu einer eingehenden Behandlung jener schwierigen Aufgaben hätte ihm, wenn nicht die Lust, doch jedenfalls die Zeit gefehlt.

Digitized by Google

und den allgemeinen Landfrieden herzustellen. Unter seinem Nachfolger, Sigmund dem Münzreichen (aber geldarmen), dessen lange Regierung in die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts fällt, warf sich der Adel auf die parlamentarische Laufbahn und setzte im Verein mit dem Clerus, den Städten und dem Bauernstande dem verschwenderischen Landesherrn manche wohlthätige Schranke. Damals zeigte Tirol die besten Anlagen, das reichste Land der Welt zu werden. Die Bergwerke und der Handel gaben fabelhaften Segen, wogegen die europäischen Kriege fast spurlos an dem Lande vorüber gingen, wie es denn auch der dreißigjährige nur sehr wenig berührte. Als Luthers neue Lehren eindrangen, entstanden allerdings sehr bedenkliche Aufstände der Bauern, aber nachdem diese niedergeschlagen, konnte der Adel die „Giebigkeiten", die er früher, für oder gegen den Landesherrn, im Sattel verzehrt hatte, ruhig einheimsen, aufspeichern und sich friedlich seines Lebens freuen. Nun wurden ihm auch bald seine schmalen Thürme zu eng und seine alten Burgen zu finster; er ließ seine Schlösser, wie z. B. Tratzberg, Schenna u. a., mit großem Aufwande umbauen und breite Treppen, helle Säle und schöne Gärten herstellen, oder er zog sich aus seinen Felsennestern ganz heraus und siedelte unten im Thale, in den großen Dörfern an. Dort entstanden nun jene „Ansitze", die eine Eigenthümlichkeit der gefürsteten Grafschaft sind — hohe, stattliche Häuser, zuweilen mit Eckthürmen, immer aber mit Erkern, hohen Marmorportalen und hohen vergitterten Fenstern versehen.

Der tirolische Adel war zur Zeit der Renaissance den schönen Künsten und den Wissenschaften ungemein zugethan. Er sammelte Bücher, Bilder, Rüstungen und Alterthümer. Herrliche Waffen, kunstreiche Zimmerdecken, eingelegte Tische und anderer Hausrath der werthvollsten Art zeigt, so weit er sich noch erhalten, von dem Reichthum, dem Geschmack und der Pracht jener Zeiten.

Die neuen Lehren hatten in Tirol den Bürger- und den Bauernstand bald gewonnen, aber da sich zugleich allenthalben die Wiedertäufer aufthaten und Gemeinschaft der Güter, der Weiber und aller irdischen Herrlichkeiten predigten, so schloß sich der Adel nur um so enger an den Landesherrn, den Erzherzog Ferdinand, der Philippine Welser glaubensfesten Gemahl, welcher die Sectirer jeder Sorte mit Feuer und Schwert vertilgte. Bald kamen auch die Jesuiten in das Land, und die Ritterschaft scheint sich mit diesen dahin verständigt zu haben, daß sie zwar beim wahren Glauben verbleiben, dafür aber für alle anderen menschlichen Schwächen immer gnädige Beichtväter finden sollte. Die Vorliebe für Künste und Wissenschaften verlor sich, die lutherischen Bücher wurden, wie ihre Besitzer, verbrannt und der Adel ergab sich einem Schlaraffenleben ohne Gleichen. Zu diesem mußte ihn auch die üppige Hofhaltung ermuntern, welche dazumal in Innsbruck aufgeschlagen war. Seit dem Jahre 1564 residirten nämlich in jener Stadt habsburgische Nebenlinien, die mit Erzherzog Ferdinand begannen und mit Erzherzog Sigmund Franz 1665 wieder ausstarben. In dieser Zeit wurden zu Innsbruck und Trient, wie an den Höfen Italiens und Spaniens, viele glänzende Feste gefeiert, Turniere, Ritter- und Schauspiele, auch großartige Umzüge veranstaltet, Triumphbogen errichtet, Thiergärten angelegt und Hetzjagden gegeben.

Wie sehr die Tiroler aus den „bessern" Ständen trotz der fortwährenden

Digitized by Google

Klagen der Landtage über die wachsende Noth dazumal den Tafelfreuden ergeben waren, läßt sich z. B. daraus entnehmen, daß der Rath von Hall einmal verordnete, es sollten bei den festlichen Mahlen, die sich zu Ehren der Aderlaß- und Hochzeitstage, der Kindstaufen, der Doctorpromotionen, der Amtsantritte und überhaupt aller glücklichen Familien- und Stadtereignisse fast ununterbrochen folgten, nie mehr als acht Gänge aufgestellt und zu jedem Gang nicht mehr als acht Maß Wein getrunken werden.

Ueber diesen Lustbarkeiten verlor aber die Ritterschaft den Freiheitssinn und die Thatkraft, die sie ehedem ausgezeichnet, so daß sie am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, wie Dr. Egger in seiner Geschichte des Landes sagt, „ganz lendenlahm dastand und einen jämmerlichen Eindruck machte". Und zu guter Letzt ging es dem tirolischen Adel wie dem Herrn von Rodenstein, den uns Victor Scheffel als warnendes Beispiel besungen hat. Es kam die Zeit, wo man sich gestehen mußte, daß Burgen und Schlösser und Ansitze, daß Alles verlottert und vertrunken sei. Jetzt räumte man die Burgen, die Schlösser und die Ansitze sorgfältig aus und verkaufte sie an die Bauern, die zwar heutzutage noch darinnen sitzen, aber sie zu Ruinen werden lassen. Jetzt vertrödelte man unter der Hand den Brautschmuck der Großmutter und der Urgroßmutter, die Bücher, die Bilder, die Rüstungen und die Alterthümer, die Kunstschätze und Alles, was verkäuflich war. Was da im Stillen die Antiquare und Kunstkenner davon geschleppt, ist unermeßlich. Aber der Reichthum ging so tief, daß er noch immer nicht ganz erschöpft ist. Das Land gleicht noch immer einem offenen Schatzkästlein, in das Jedermann hineinlangt. Wenn ein Familienhaupt zu München seine Stube nach der neuen Mode, d. h. altfränkisch einrichten will und eine geschnitzte Decke braucht, so geht es nach Tirol und holt sich eine. Der Raritätentrödel beschäftigt jetzt dort Ritter, Bürger und Bauer. Wer einen alten Schrank, ein altes Bild, ein altes Kleinod auftreibt, denkt nie daran, wie der Schatz dem Lande zu erhalten, sondern wie er einem Fremden möglichst theuer aufzuhängen. „Was hilft uns der alte Plunder?" entgegnet der Tiroler, wenn man ihn darüber zur Rede stellt. „Das Geld dafür ist uns viel nützlicher." Die nächste Generation wird in dieser Beziehung vielleicht anders denken — allein dann wird es wahrscheinlich zu spät sein.

Daß der Umschwung jetzt noch nicht allzu nahe ist, geht aus allerlei Gerüchten hervor, die bald da bald dort im Lande auftauchen. Noch immer hört man von ausgeleerten Archiven, wenn auch nicht mehr von vertrödelten Eisenstuben, d. h. von den Waffenkammern, deren oft sehr schätzbarer Inhalt aus den Schlössern um einen Bettel an die Hufschmiede gerieth. Die Urkunden des Hauses Wolkenstein-Rodenegg wurden vor vier Jahren sehr billig an das germanische Museum zu Nürnberg verkauft, weil die jetzigen Erben keinen Werth auf sie legten. Im Archive zu Trostburg, das dem anderen Zweige des Hauses gehört, sollen die wichtigsten Urkunden fehlen, weil sie Beda Weber, der Freund der Familie, in guter Absicht mit nach Frankfurt genommen und nach seinem Tode sie Niemand zurückgefordert habe. Immer hört man wieder von alten Baudenkmälern, Bildern, Statuen, die plötzlich verschwinden, weil sie unwissende Curaten beseitigen ließen, oder analphabete Maurer sie zerschlugen. Drei oder vier Wochen danach er-

Digitized by Google

scheint dann regelmäßig ein gebildeter Mann, der in den Landeszeitungen über solchen Vandalismus großen Lärm aufschlägt. Im April dieses Jahres (1879) hieb ein Müller zu Bozen in seinem Garten eine Pinie um, die vielleicht die älteste, größte und schönste zwischen dem Brenner und der sicilischen Meerenge war. Franz Defregger ging selber hin, um den Baum zu retten, aber sein Zureden half Nichts. Der Müller behauptete, er brauche den Platz zu einem Pferdestalle; die Bozener meinten aber, er habe den Baum nur umgehauen, um die Leute zu ärgern.

Um aber wieder auf die tirolische Ritterschaft zurückzukommen, so lebt jetzt zwar ein zahlreicher niederer Adel im Lande; die alten großen historischen Familien dagegen, selbst jene der zweiten Schichte, die sich im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert aufthaten, sie sind fast alle ausgestorben oder ausgewandert. Ersterer, der niedere und junge Adel, die Herren von, haben ihre Würde zumeist in Kriegsdiensten oder in der Kanzlei erworben und leben größtentheils in bescheidenen Verhältnissen; die wenigen Reste des höheren und alten Adels halten sich mit einigen eingewanderten Familien des gleichen Standes in der Landeshauptstadt zusammen und machen ebenfalls sehr wenig Lärm. Es gibt da kein high life, keine Equipagen, keine Diners, keine Thees, keine Duelle, keine Entführungen, keine noblen Passionen, nicht einmal eine chronique scandaleuse.

Der Adel des ehemaligen Fürstenthums Trient ist verhältnißmäßig viel zahlreicher und hat sich besser conservirt, obgleich in neuester Zeit doch auch manche Zeichen des Verfalles sichtbar werden. Er nennt sich nicht nach alten Raubnestern, sondern meistens nach Taufnamen, die im Laufe der Zeit zu Familiennamen geworden. So gibt es Conti Alberti, Giovanelli, Martini, Melchiori, Salvatori, Sizzo u. s. w., deren gräfliche Titel aber auch zumeist aus dem Jahre 1790 stammen, wo nach dem Tode Kaiser Joseph's II. der Churfürst Karl Theodor von Baiern für einige Monate das Reichsvicariat übernommen hatte und für Geld und gute Worte mit Titeln aller Art sehr freigebig war. Man nennt daher jene Herrschaften auch die Conti di nonanta. Im Grund des Herzens sind wir Deutsche doch alle Romantiker, und diese Grafen, deren Vorfahren nie eine Burg berannt, nie einen Bauernhof verbrannt, nie einen Prälaten umgebracht, kurz nie eine bedeutende Scheußlichkeit verübt, sie machen uns kaum den Eindruck einer alten und ehrwürdigen Aristokratie.

Ganz andern Schlages, als dieser italienische Stadtadel, der um den fürstbischöflichen Hof erblühte, hochromantisch und echt deutsch war die alte, berühmte Ritterschaft, die einst in den zahlreichen Burgen des wälschen Nonsberges (Val di Non) ihr Wesen trieb. Da waren die Grafen von Thun, Kuhn, Spaur, Arz, Coreth u. s. w. Noch bis in's letzte Jahrhundert standen diese Familien in großem Ansehen, manches Glied derselben prangte in hohen Kirchenwürden — aber jetzt ist auch ihr Glanz verblichen und der ehemalige Reichthum zumeist vergangen.

Von der Bildung der Tiroler.

Wie Jacob Grimm behauptet, ist das Bedeutendste in unserer Literatur des Mittelalters den Schwaben und den Baiern zu verdanken. Letztere, zu

Digitized by Google

denen natürlich wie die deutschen Oesterreicher so auch die Tiroler zählen, haben sich bekanntlich aus der schwäbischen Gesellschaft bald nach der Reformation zurückgezogen und unter Leitung der Jesuiten ein Leben für sich angefangen, in dem sehr viel Andacht getrieben, aber wenig gesungen und gedichtet, geschrieben und gelesen wurde. Es war ein zweihundertjähriger Geistesschlaf, der den Tirolern wie den übrigen Bajuvaren zur Stunde noch in den Gliedern steckt. Die aufgeklärte Regierung zu München (1806—1814) gab sich zwar sehr viele Mühe, ihre lieben „Südbaiern" aufzurütteln, aber ihre guten Absichten wollten, wie wir uns Alle erinnern, nicht recht gedeihen.

Die baierische Regierung erschien übrigens den damaligen Gebildeten, deren Zahl allerdings sehr gering war, bei Weitem nicht so widerwärtig wie dem Bauernstande und dem ehrwürdigen Clerus. Jene freuten sich über den frischen Geist, der jetzt durch's Land ging, wenn sie auch mit allen Neuerungen, die ihnen von München aus beschcert wurden, und namentlich mit der rücksichtslosen Art ihrer Durchführung keineswegs einverstanden waren. Die mangelhaften Schulen konnten freilich nicht sogleich in besseren Stand gesetzt werden, weil hierzu die besseren Lehrer fehlten, aber das alte mönchische Wesen war doch beseitigt. Es zeigten sich damals sogar literarische Bestrebungen, und was die stürmische Gegenwart versagte, erhoffte man von einer schöneren Zukunft.

Das System des Fürsten Metternich mit seiner Censur und seiner Polizei zertrat aber alle diese Hoffnungen. Das Ländchen wurde so still, daß es kaum mehr zu athmen schien. Um zu zeigen, daß es nicht gänzlich ausgestorben, thaten sich 1828 drei junge Männer zusammen, Dr. Johannes Schuler, P. Beda Weber, Dr. Streiter, und gaben einen Almanach unter dem Titel: Alpenblumen aus Tirol, heraus. Das zarte Pflänzchen verwelkte aber schon im zweiten oder dritten Jahre, weil die Tiroler seine Nothwendigkeit nicht anerkannten und ihm keine Unterstützung gewährten.

Mit Anfang der vierziger Jahre regte sich in der tirolischen Literatur auch wieder einiges Leben, welches freilich noch ziemlich schüchtern auftrat, jedoch viele schöne Hoffnungen erweckte. Es hatte sich nämlich um Johannes Schuler, der als ständischer Archivar zu Innsbruck lebte, ein strebsamer Kreis von jungen Professoren, Geistlichen und Beamten gebildet, der sich aus Deutschland die besten neuen Bücher und namentlich die verbotenen, wie Strauß, Feuerbach und dergleichen verschrieb und sie emsig las und studirte. Wir wollen es übrigens hier bei diesem kurzen Gedächtniß jener Zeiten bewenden lassen, da diesem Theil der tirolischen Geschichte neulich im Wiener Literaturblatt eingehendere Besprechungen zu Theil wurden.

Damals fing auch der Bürger, der Landbeamte und der Landgeistliche zu lesen an, namentlich in J. J. Staffflers „Tirol und Vorarlberg", einer gründlichen Beschreibung dieser beiden Länder, die eben in wohlfeilen Heften ausgegeben und allenthalben freundlich aufgenommen wurde. Nunmehr war dem Tiroler auch Gelegenheit geboten, sein engeres Vaterland kennen zu lernen, welches ihm bis dahin eine terra incognita gewesen. Der Tiroler ist nämlich allerdings sehr wanderlustig, aber seine Sehnsucht geht immer in die Ferne, in die weite Welt. Auf seinen eigenen Bergen, in seinen eigenen Thälern herum-

Digitized by Google

zustreifen, das hat er erst in unseren Tagen begonnen. Von der Tafelrunde, die sich damals um Johannes Schuler geschart, war vielleicht nur der einzige Dr. Stotter, der Geologe, im hinteren Oetzthale, in Gröden und Enneberg gewesen. An solche Orte kamen damals außer den Naturforschern fast nur die Viehtreiber und die Holzhändler. Dagegen sind jetzt schon mehrere Alpenvereine erstanden, und deren Mitglieder zeigen bereits einen edlen Ehrgeiz, mit den Höhen und Tiefen der Heimath ebenso vertraut zu werden, wie es die Fremden sind.

Damals aber nahmen die Gebildeten und die Halbgebildeten ihren Staffler zur Hand und sie begannen zu ahnen, daß ihr Land eigentlich „ein Land der Räthsel und der Wunder" sei. Damals traf man an den Landstraßen und in den Seitenthälern allenthalben Beamte, Curaten, Schulmeister und Wirthe, die in ihrer Nachbarschaft ganz gut Bescheid und über Kirchen und Schlösser willkommenen Aufschluß zu geben wußten. Diese Kenntnisse finden sich jetzt nicht mehr so frisch und vollständig beisammen. Man liest auch den Staffler nicht mehr und was man vor dreißig Jahren darinnen gelesen, hat man längst vergessen. Es ist daher sehr verdienstvoll, daß die Wagner'sche Buchhandlung zu Innsbruck jetzt eine neue Ausgabe jenes trefflichen Werkes unternimmt.

Das Jahr Achtundvierzig mit seinen Lenztagen, welche in Tirol so freudig begrüßt wurden, wie im übrigen Deutschland, brachte plötzlich ein reges politisches Leben in das Land und die Aufhebung der Censur band alle literarischen Geister los. Die jungen Leute trachteten dazumal sämmtlich als Poeten berühmt zu werden und binnen Jahr und Tag war wol ein Dutzend neuer Bändchen mit lauter Versen erschienen, die jetzt alle vergessen sind. Unter den Erzeugnissen dieser Art hat überhaupt nur Eine Sammlung höheren Werth, die aber damals nicht erschienen ist, da sie der Dichter aus verschiedenen Gründen bei seinen Lebzeiten nicht herausgeben wollte. Dieser Dichter hieß Hermann von Gilm. Er starb am 31. Mai 1864 als Statthaltereisecretär zu Linz. Nach seinem Tode unternahm es eine andere Hand, jedoch unter geistlicher Censur, seine Gedichte drucken zu lassen. Leider wurden dabei manche der besten zurückbehalten, manche verstümmelt und das tirolische Publicum verlangt daher dringend eine andere, weniger befangene Redaction derselben.

In jenen hoffnungsvollen Tagen unternahmen es etliche Studenten, auch ein Literaturblatt herauszugeben und legten diesem den bedeutungsvollen Namen „Phönix" bei. Allein dieses Pflänzchen verwelkte ebenfalls schon im zweiten Jahre.

Wenn man übrigens in jenen Tagen erwartete, daß mit der Freiheit auch die literarische Bildung sich heben und entfalten, daß auch in Tirol alle einschlägigen Bestrebungen warme Theilnahme und werkthätige Aufmunterung finden würden, so hat man sich mehr oder weniger getäuscht. Die älteren Männer wenigstens, deren Erinnerungen noch in den Vormärz hineinreichen, behaupten nicht ungern, daß damals, als Dr. Schuler noch seine verbotenen Bücher im Land herumschickte, als der Staffler ein wahres Füllhorn von neuen Notizen ausstreute, mehr literarischer Sinn und mehr Wißbegierde zu finden gewesen, als jetzt.

Diese vormärzliche Wißbegierde stand übrigens auf sehr dünnem Boden.

Digitized by Google

Einer der bedeutendsten Fabrikanten des Landes, der wenigstens ein Gymnasium besucht hatte, erklärte mir damals, daß er nie einen Geschäftsbrief selber schreibe, weil er die Orthographie nicht „derlernt" habe. Der Lehrer der deutschen Sprache am Gymnasium zu Bozen, welches die Franziskaner hielten, also selbst ein Franziskaner, brachte mir einst, als ich dort bei Dr. Streiter auf Besuch war, zur gutachtlichen Durchsicht einen selbstgeschriebenen Aufsatz, in welchem er viel von den „dollen Jdäen" der Zeit sprach. Einmal kam ich damals in das Klösterlein zu Seefeld und fragte den ehrwürdigen Vater, der mich als Cicerone herumführte, mehr zur Prüfung als aus Wissensdurst, wer das Gotteshaus wol gestiftet habe. „Karl der Große," sagte er. „Oho," entgegnete ich, „das werden Sie schwerlich beweisen können." „Nein, nein," erwiderte der Pater fröhlich, als wenn ihm soeben der rechte eingefallen wäre — „nicht Karl der Große, sondern Karl der Siebente." „Noch weniger," sagte ich, „der hatte hier gar nichts zu thun." „Nu, meinetwegen," versetzte der ehrwürdige Vater lachend, „da wird's wol einer zwischen drin gewesen sein."

Man erzählt auch folgende Geschichte, welche uns übrigens lebhaft an ein italienisches Sprichwort erinnert. Ein norddeutscher Forscher kam nämlich eines Tages in die Abtei zu ** und wünschte die Bibliothek zu sehen. Große Verlegenheit, denn gerade diesen Ort hatte schon lange Niemand mehr betreten und man wußte auch nicht, wo der Schlüssel zu finden. Endlich wurde dieser beigebracht, allein Schloß und Schlüssel waren so verrostet, daß die Thüre nicht aufging und erst durch den Schlosser geöffnet werden mußte.

Auch in den Erlassen und Kundgebungen der höchsten Landesbehörde, des k. Guberniums, fanden sich damals gar oft Schreibungen und Wendungen, welche die Schulmeister diesseits der Alpen unbedenklich für fehlerhaft erachtet hätten. Nun kann man zwar zugeben, daß sich die Erlasse und die Ausschreibungen der jetzigen Statthalterei einer fehlerlosen Sprache erfreuen, aber die literarischen Zustände des Ländchens haben sich seit dreißig Jahren doch nicht viel verändert.

Der junge Tiroler verlebt wol an der Hochschule ein paar muntere Jahre, in denen er auch von Kunst und Wissenschaft spricht und sich etwas darin zu leisten vornimmt; aber sobald er die Landeshauptstadt verlassen hat und in seinen Beruf getreten ist, versinkt er als Geistlicher, Beamter oder Arzt sehr schnell in ein höchst illiterates Philisterium. Die Freistunden scheinen ihm dann viel angenehmer im goldenen Löwen oder im schwarzen Adler zu vergehen, als über einem Buche, und wenn er den „Tiroler Boten" gelesen, so glaubt er über alles Wissenswürdige vollkommen unterrichtet zu sein.

Gleichwol findet man in Tirol sehr wenig unterrichtete Leute, und dieser Umstand befremdet um so mehr, als es gerade dort sehr viel zu wissen gäbe. Zwei Richtungen nämlich hat dies herrliche Land seinen Kindern vorgezeichnet, die sie allerdings, wenn sie auf der Lüneburger Heide wohnten, nicht so sehr zu verfolgen brauchten, nämlich die Naturwissenschaften, namentlich Botanik und Geologie, oder, wenn sie zu solchen Studien nicht neigen, die historische Landeskunde.

Auf diesem Boden haben nämlich Rhätier, Römer, Gothen, Longobarden,

Digitized by Google

Bajuvaren, Sueven und Slaven, also sieben Nationen, gewohnt, gelebt und geliebt, und es gibt jetzt noch baierische, schwäbische, romanische Dialekte im Lande. Mannigfache Herren, geistliche und weltliche, deutsche und wälsche, schlugen sich darum. Wo der Wanderer geht und steht, sieht er römische Thürme, uralte Kirchlein, mittelalterliche Burgen und Schlösser. Die alten Trachten sind zwar so ziemlich eingegangen, die alten Gebräuche verlieren sich, aber doch hat noch jedes Thal seine eigene Physiognomie und seine eigene Mundart. Es ist überall etwas zu finden, um so mehr, als man bisher fast gar nicht gesucht hat.

Seit den vierziger Jahren sind nun allerlei Artikel in den Zeitungen und auch mehrere Schriften im Buchhandel erschienen, welche die Tiroler auf die Räthsel und Wunder ihres Landes aufmerksam machen und sie zum Studium, zur Erforschung derselben anregen und aufmuntern sollten, allein diese Mahnrufe wurden kaum beachtet und sind längst verschollen. Die Geister zeigten sich nicht empfänglich. Der gebildete, wenn auch mit classischer Milch erzogene Tiroler hält alles Wissen, das er nicht in seinem Beruf verwerthen kann, für „Gelehrsamkeit". Wer sich etwa um deutsche Literatur, um Lessing, Goethe, Schiller umthut, gilt schon als Gelehrter. Wenn man irgend einen Herrn Doctor Med. oder Juris beim Abendtrunke unter der Weinlaube anspricht: „Wie heißt wol jene schöne Ruine? weiß man, wer die Burg erbaut, wer sie zerstört hat?" so wird er wahrscheinlich erwiedern: „Ich bin kein Gelehrter — ich befasse mich nicht mit der Geschichte. Solchen Sachen frag' ich nicht nach."

Je interessanter das Ländchen ist, desto uninteressanter scheint es also seinen Kindern. Nur in Innsbruck finden sich vier oder fünf Gelehrte, die — jedoch mehr nebenher — in diesem Fache arbeiten und hin und wieder eine neue Schrift erscheinen lassen, von der aber kein Mensch Notiz nimmt. Außer den literarischen Kreisen der Hauptstadt fragt niemand nach, was die Innsbrucker Gelehrten treiben und schreiben. Versinken ja selbst so populär und anmuthig gehaltene Büchlein wie Schneller's „Kulturbilder aus Tirol", Zingerle's „Schildereien", v. Hörmann's „Volkstypen" [1]) sofort und unaufhaltsam in die tirolische Lethe. Sie finden jenseits des Thüringerwaldes vielleicht mehr Aufmerksamkeit und einen besseren Markt als im Land Tirol. Es ist nicht zu verwundern, wenn sich die inländischen Schriftsteller über diese Gleichgültigkeit mitunter etwas bitter äußern. „Sonderbar," sagte ich neulich zu Innsbruck, „daß man im Lande von eueren Schriften gar nicht spricht." „O, wenn Sie hier mit verkehrtem Rock über die Straße gingen, so spräche man länger von Ihnen, als wenn Sie die beste Geschichte von Tirol geschrieben hätten."

Da aber die unterhaltenden Schriften kein Publicum finden, so kann es kaum auffallen, wenn es den gelehrten nicht besser geht. So war z. B. im Jahre 1870 Chr. Schneller's vortreffliche Schrift „Ueber die romanischen Volksmundarten in Südtirol" erschienen; aber als ich zwei Jahre darauf im ladini-

[1]) Sie sind alle drei letztes Jahr, und zwar die beiden ersten im Verlag der Wagner'schen Buchhandlung in Innsbruck, v. Hörmann's Volkstypen bei Gerold in Wien erschienen.

Digitized by Google

schen Enneberg mich nach dem Schicksal des Büchleins erkundigte, zeigte es sich, daß selbst die Gebildetsten noch kein Wort davon gehört hatten.

Die beiden Thäler Enneberg und Gröden sind überhaupt ethnologische Prachtstücke. Ursprünglich von den Romanen besiedelt, sprechen sie noch heut zu Tage, obgleich sie immer unter deutschen Herren standen, eine Mundart, die wol von der lateinischen, aber nicht von der italienischen Sprache ausgeht. Da sie etliche Formen zeigt, die mit französischen oder spanischen zusammenfallen, so glaubte man seiner Zeit annehmen zu dürfen, jene Ladiner seien aus Frankreich oder Spanien eingewandert. (Beda Weber nannte diese Sprache einmal: „die Mutter der lateinischen, die sich in die beiden Formen des spanischen Idioms verliert“!!) Das wahre Verhältniß ist zwar schon seit mehr als dreißig Jahren vollkommen aufgeklärt, allein selbst die Gebildeten im Lande „fragen solchen Sachen nicht nach“ und man hört aus ihrem Munde in diesem Betreffe noch die wunderlichsten Meinungen. Im letzten Herbste kam ich selbst mit einem eingebornen Herrn fast zu streiten, weil er steif und fest behauptete, die Gröbner seien normannischer Abkunft. So habe er in einem neuen und sehr guten Buche gelesen. Ich bat ihn doch die Stelle noch einmal nachzusehen; es könne nicht anders heißen als: romanischer Abkunft. Ich weiß aber nicht, ob er schon bekehrt ist.

Den Merkwürdigkeiten an der Hauptstraße schenkt man ebensowenig Aufmerksamkeit, wie denen, die in den innern Thälern liegen. Nahe bei Brixen steht z. B. das Wirthshaus an der Mahr, wo einst Peter Maier saß, einer der ehrenwerthesten Hauptleute aus dem Jahre Neun, der am nämlichen Tage wie Andreas Hofer zu Mantua von den Franzosen zu Verona erschossen wurde. Ich betrat vor Jahren einmal das Haus, nur um zu sehen, was von dem Manne hier noch zu erkundschaften sei; aber es fand sich da keine Seele, die je von ihm gehört hatte.

Es war zwar die Hütte, in welcher J. Ph. Fallmerayer, der Fragmentist, das Licht der Welt erblickt — sie liegt eine Stunde von Brixen oben auf der Tschötscher Heide — bei seinem Bruder Johannes, dem Eisenhändler in Brixen, leicht zu erfragen, aber die Brixner haben sich nie danach erkundigt und die Inländer wurden auf den Gegenstand erst durch die Ausländer aufmerksam gemacht. Vor zehn Jahren etwa stellte Herr von Jochmus aus Hamburg eine steinerne Tafel auf: „Weg nach Tschötsch: Geburtsort Fallmerayers.“ Allmälig ermannten sich nun auch die Brixener und hefteten zuletzt einen Gedenkstein an das Hüttchen, damit über den Ort in späteren Zeiten kein Zweifel mehr entstehe.

Nach einem Satze, den Beda Weber und Albert Jäger zuerst aufgestellt, den aber andere vielfach nachgesprochen haben, sind Tirol und die Tiroler für jeden Nichttiroler „völlig unverständlich“. Was ein solcher denken, sagen, urtheilen mochte, es mußte immer verfehlt sein, weil eben die Tiroler niemand verstehen konnte. Jetzt dagegen hat sich das Blatt sichtlich gewendet. Manche gelehrte Ausländer, die in jenem Lande herumgewandert, haben da allerlei Studien gepflogen und die Ergebnisse da und dort veröffentlicht. Wenn es nun auch nicht Sitte ist, von solchen Erscheinungen Kenntniß zu nehmen, so hört

Digitized by Google

man doch schon öfter das Witzwort: Wer am wenigsten von Tirol versteht, das sind eigentlich die Tiroler. Wenn übrigens in diesem Lande die leichte wie die schwere Literatur nicht recht gedeihen will, so mag dazu eine gewisse Stammeseigenthümlichkeit beitragen, die mitunter sehr stark hervortritt. Die Tiroler, alle unausgeschieden mit einander, halten sich nämlich an Fähigkeit und Geist für eine der ersten Nationen der Welt; der Tiroler aber, d. h. der einzelne, gilt, so bald er sich hervorthun und seine Kräfte entfalten will, als unbefugt, anmaßend und widerwärtig. Man findet es lächerlich, daß auch ein Landeskind einmal etwas unternehme, was doch nur — den Fremden gelingen könne.

Von der Musik und Anderem mehr.

Wenn aber unter allen deutschen Ländern die gefürstete Grafschaft Tirol am wenigsten zu lesen, so pflegt sie doch am meisten zu geigen, zu blasen und zu pfeifen. Wenn Orpheus und Arion, die heidnischen Sänger, wiederkehrten, sie fänden sich wol nirgends heimischer, als in diesem erzkatholischen Lande. In jeder Stadt und in jedem Dorfe trifft man Virtuosen auf der Geige, auf dem Horn, auf der Bratsche. Die Liebe zur Musik schlägt überall durch — selbst in den Orten, die man für rein bäuerliche ansehen darf, finden sich Gesellschaften, die jeder billigen Aufgabe gewachsen sind. Die Feuerwehrmusiken von Welsberg, von Varn und andre haben einen großen Namen auf viele Stunden weit. Alle die zahllosen Festtage, welche die Kirche, der Staat und die Gesellschaft gewähren, werden wenn nicht mit Böllerknall, so doch mit Hörnerklang und Saitenspiel gefeiert. Concerte, wie sie die Liebhaber in den Städten dieses Landes aufführen, dürften anderswo schwerlich in solcher Trefflichkeit vorkommen.

Aus demselben Geiste geht wol auch die Freude an theatralischen Vergnügungen hervor. Diese läßt sich bis in's Mittelalter zurückführen, denn aus jenen Zeiten stammen die Bauernkomödien, die noch bis zum heutigen Tage im Unterinnthale blühen. In den Städten gilt aber die Bühne nicht weniger als auf dem Lande, nur daß sie dort mit gelernten Schauspielern besetzt wird. Es finden sich jetzt größere Bühnen zu Innsbruck, zu Bozen und zu Meran, doch sind alle drei nur im Winter offen. Der Geschmack des Publicums ist nicht sehr wählerisch; gleichwol werden auch classische Stücke gegeben, finden aber wenig Zuspruch, was man jedoch nicht ihrer Classicität, sondern der mangelhaften Darstellung zuschreibt. Den Meranern geht es jetzt so gut, daß sie bereits üppig werden und jüngst einen kleinen Kampf für die Aufführung der „Niniche" bestanden haben. Ich habe dieses Stücklein nie gesehen, es soll aber nach Mittheilungen, die ich für etwas verbürgter halte, als die gewöhnlichen Schiffernachrichten, schon ziemlich unanständig sein. Ueberhaupt möchte man zuweilen auf den Gedanken verfallen, daß in der hierländischen Frömmigkeit dies und jenes doch nur Schein sei. Einmal kam ich zu ** in die vermiethbare Villa eines der andächtigsten Männer der Stadt. Er führte mich herum, um mir seine Zimmer zu zeigen; ich fand aber an deren Wänden zu meiner großen Verwunderung nur badende Nymphen und nackte Göttinnen. „Ja, Herr **," rief ich zuletzt in meinem Erstaunen aus, „was sollen denn diese unanständigen Damen?" „Ei," erwiderte

Digitized by Google

jener mit mildem Lächeln, „die sind ja nur für die Fremden; in meinem Zimmer, wo der Pater Aloysius zuspricht, hängt schon der heilige Joseph!"

Von den Frauen und Fräulein.

Vor siebenunddreißig Jahren, als ich zum ersten Male auf längere Zeit nach Tirol kam, waren die Frauen und die Mädchen daselbst wol so tugendhaft wie anderswo, aber sonst kein anziehender Schlag, entweder verlegen und schüchtern, oder etwas gar zu männlich und keck. Ihre rauhen Stimmen, ihr bäuerischer Dialect und die schneidige Weise des Ausdrucks hielten freilich auch den Verführer fern. Dieses Wesen durfte nicht auffallen, denn die Eltern konnten nicht mehr Bildung auf die Kinder übertragen, als sie selber hatten und die weiblichen Erziehungsanstalten waren sehr ungenügend. Manches Töchterlein wurde zwar damals schon nach Baiern hinaus, manches nach Italien hinunter geschickt; allein man war mit den Ergebnissen auch nicht ganz zufrieden.

Weibliche Anmuth und Lieblichkeit wurde damals, wie ich schon öfter wiederholt, in Tirol eigentlich nur durch die Kellnerinnen vertreten. Eben so schön als tugendhaft hatten diese sehr bildungsfähigen Mädchen reichliche Gelegenheit, sich im Umgang mit der reisenden Welt eine Feinheit des Benehmens und eine Grazie der Unterhaltung zu erwerben, die ihnen unzählige Verehrer und auch manche Freier „aus den besseren Leuten" zuzog. Sie waren es namentlich, die die tirolischen Wirthshäuser so angenehm erscheinen ließen, denn sie zeigten immerdar eine heitere Laune und für die kleinen Wünsche des Wanderers eine Aufmerksamkeit, die oft rührend war. Glaubten sie ihm Langeweile anzusehen, so legten sie ihm wenigstens den Staffler auf die Stube; hatte er Mittags nach Fischen gefragt, so fand er Abends eine Forelle auf seinem Teller; hatte er für den nächsten Morgen von einem Spaziergang gesprochen, so erschien in der Frühe der Herr Adjunct, den sie heimlich bestellt, um seine Begleitung anzubieten. Mit Einem Worte: sie thaten alles, was sie dem Fremdling nur an den Augen absehen konnten (so fern es nicht gegen die guten Sitten ging) und zuletzt wurde er mit den freundlichsten Reden, mit den dringendsten Bitten um baldige Wiederkehr und einem duftenden Blumenstrauß entlassen.

Ob sich diese lieblichen Elfen wol erhalten haben? Schon die gestellte Frage zeigt, daß die Antwort bedenklich sei. Ein Zeichen des Verfalls könnte immerhin darin gefunden werden, daß man schon lange nicht mehr von einer sensationellen Heirath hörte. In diesem Stücke scheinen uns Fortschritt und Freiheit wirklich nichts Besseres gebracht, sondern das gute Alte untergraben zu haben. In den größeren Gasthöfen an der Eisenbahn kommen jetzt schon mitunter Kellner und Oberkellner vor, eine Gattung, der ich möglichst auszuweichen suche; die Mädchen aber, die immerhin noch häufiger, sind selten mehr von der alten Art. Sie scheinen sich jetzt mehrentheils nach Münchner Mustern zu bilden, werden vornehm und verlieren dabei die tirolische Einfachheit und den alpinen Zauber. Früher hielten sich diese anmuthigen Landeskinder noch mehr oder weniger an die Landestracht; namentlich war die Frisur so zierlich: auf dem Hinterhaupte eine Runde von Zöpfen, deren letzte Ausläufer über der Stirne zusammentrafen und mit einem Bändchen verknüpft waren — jetzt trägt z. B.

Digitized by Google

die Herrenkellnerin zu ** ein schweres Nest von falschen Haaren, das ihr bald rechts, bald links herunterhängt, so daß sie immer ganz schief daherkommt u. s. w. Früher hießen sie fast alle „Moidele", was so niedlich klang — unter der jetzigen Verfeinerung ruft man ihnen Marie. — — Kurz, ich denke mit Wehmuth an die gute alte Zeit.

Im letzten Menschenalter ist aber auch in diesem Lande über die weibliche Jugend der „besseren" Leute mehr Schule und Bildung gekommen, als ihr der Vormärz bieten konnte. Die baierischen Erziehungsanstalten hatten mittlerweile guten Ruf und ein gewisses Ansehen erlangt; die eingezogenen Erkundigungen lauteten günstig und so fingen die Eltern an, ihre Töchter nach Nymphenburg, Baierberg, Dietramszell, in letzter Zeit auch nach dem vielgerühmten Zangberg zu senden und fuhren so fort bis auf diesen Tag, nur daß jetzt auch das von baierischen Lehrerinnen versehene Stift zu Thurnfeld bei Hall nicht unbenützt bleibt. In neuerer Zeit nahmen auch die inländischen Anstalten einen sichtlichen Aufschwung. Diese und jene Institute leisten jetzt nach allgemeiner Meinung so ziemlich Alles, was von klösterlichen Anstalten erwartet werden darf. Die Fräulein und die Frauen, die dort erzogen worden sind, zeigen angenehme Manieren, sprechen ein feines Deutsch, haben Mancherlei gelesen, wissen in Geschichte und Geographie Bescheid und scheinen durchschnittlich ganz gelungen.

Ueber Sitten und Manieren.

Als ein Kind der Alpen zeigt der Tiroler gerne eine gewisse Ungeschliffenheit, die er für keinen Fehler, sondern eher für eine schätzenswerthe Stammeseigenthümlichkeit hält. An den Landleuten fällt dieser Zug jedoch weniger auf, als an den Städtern, an den Männern aus den sogenannten gebildeten Ständen. An diesen treten oft Erscheinungen hervor, die man anderswo unbedenklich einem Mangel an Lebensart zuschreiben würde. Manche Honoratioren putzen sich z. B., so lange sie auf dieser Erde wallen, nie die Nägel, andere fahren beim Essen mit dem Messer in die Zähne, andere sprechen bei dieser Gelegenheit von ihren Hühneraugen oder von anderen Dingen, die man bei Tische sonst nicht zu besprechen pflegt. Man hört auch zuweilen — doch jetzt seltener als früher — in der anständigsten Gesellschaft Worte und Sprüche, wie wenn man mitten unter Fuhrleuten säße. Ueberhaupt ist die Kunst der Conversation noch lange nicht hinlänglich entfaltet. Es ist zwar sehr angenehm, sich mit gebildeten Tirolern zu unterhalten, so lange der Kreis ein kleiner und der Gegenstand nicht aufregend ist; aber wenn das Gegentheil eintritt, wenn mehrere Tischgenossen und das Thema ein bestrittenes, eine Eisenbahn, ein Curgebäude, so schreien in der Regel alle zusammen, jeder spricht ununterbrochen fort, ohne auf den anderen zu hören, jeder bleibt bei seiner Meinung, weil er die des Nächsten im Getöse nicht verstehen kann, mitunter schlägt einer in den Tisch, daß alle Fenster zittern, aber zuletzt geht man doch in bester Laune nach Haus, um anderen Tages und bis die Sache ihr Interesse verloren hat, in gleicher Weise fortzufahren.

Man hört übrigens öfter die Behauptung, die Zimmer oder Stuben seien, namentlich in den Wirthshäusern, zu akustisch gebaut. Wenn nur drei fröhliche

Digitized by Google

Zecher an einem Tisch beisammen sitzen, erhebt sich oft schon ein solcher Lärm, daß die anderen ihr eigenes Wort nicht mehr verstehen.

Der allgemeine Umgangston war früher wol sehr gemüthlich, aber doch etwas rauh und herbe. Man schätzte nichts höher als „die Wahrheit" und jeder glaubte sich verpflichtet, das, was er für Wahrheit hielt, dem Anderen in's Gesicht zu sagen. Da aber der Andere die Wahrheit dieser Wahrheit nicht immer anerkannte und jeder Freund der Wahrheit bald wieder einen anderen fand, der auch ihm die Wahrheit sagte, so traten beim Abendtrunk sehr oft Verstimmungen ein, so daß einer nach dem Anderen wegblieb. Die verwundeten Löwen hielten sich fortan schmollend zu Hause und Mancher soll in der Langweile sogar geheirathet haben. Wenn man im Herbste eine solche Honoratiorengesellschaft, die sich eben frisch zusammengethan, in gutem Frieden verlassen hatte und im Frühjahr wieder nach ihr fragte, so fand sich oft, daß sie nur noch aus Mitgliedern bestand, welche Alle zu Hause blieben.

So kräftig man aber im Umgang mit den Landsleuten die Wahrheit betonte, so gerne spielte man den Fremden gegenüber mit der Unwahrheit. In diesem Spiele konnte man ein gutes Stück nationaler Eitelkeit gewahren. Es galt als ausgemacht, daß kein Reisender durch Tirol kommen könne, ohne der tirolischen Ueberlegenheit zu verfallen, oder mit anderen Worten: ohne einen aufgebundenen Bären mitzunehmen. Gestern hatte das Verhängniß einen Berliner Geheimrath, heute einen Frankfurter Weinhändler getroffen, morgen sollte es mehrere Heidelberger Professoren erreichen. Wenn man aber solchen Geschichtchen näher nachfragte, so fand man gewöhnlich, daß sie erdichtet waren; auch ist nie untersucht worden, ob nicht scherzhafte Touristen im Lande eben so viele Bären zurückließen, als sie mitnahmen.

Als J. F. Lentner damals seine „Geschichten aus den Bergen" herausgegeben hatte, fragte ich einen damals jungen Freund: „Wo hat denn Lentner diese Stoffe her?" „Aufgelogen habe ich sie ihm", entgegnete der Freund und lächelte verächtlich über den guten Münchner, den er so leicht bethört habe. „Ei, wenn Du so schön lügen kannst, so lüge mir doch auch gleich ein Dutzend auf!" „Nu," sagte der Andere etwas verlegen, „heute bin ich gerade nicht in der Stimmung; ein andermal." Ich warte aber nun schon dreißig Jahre, daß der Geist wieder über ihn kommen soll, jedoch vergeblich.

Die schrecklichste Erscheinung im vormärzlichen Tirol war der Innsbrucker Student. Man konnte sich nicht leicht etwas ungeschlachteres denken, zumal wenn das Individuum nicht an der Landstraße, sondern in einem Seitenthale geboren war. Wenn diese Burschen zu sechs oder sieben des Abends in einem Biergarten saßen, in schmutzigen Hemdärmeln und die Ellenbogen weit in den Tisch hineingestemmt aus großen Ulmerköpfen rauchten, sich den dicken Dampf in's Gesicht bliesen und in den rohesten Dialekten kreischend einander „die Wahrheit" sagten, da konnte wahrhaftig Niemand denken, daß diese Jungen derselben Gattung angehörten, die sich schon dazumal in Jena und in Heidelberg so elegant zu tragen und zu geben wußte.

Mittlerweile hat der Strom der Zeiten auch den Innsbrucker Studenten, d. h. den vormärzlichen, mit fortgespült. Jetzt besuchen diese Hochschule sehr

Digitized by Google

viele Ausländer und diese bringen feinere Sitten und Manieren mit, auf welche die Tiroler nicht ungern eingehen. Darum gehört auch das Bild, das wir eben entworfen, jetzt nur noch der Geschichte an.

Uebrigens sieht man heutigen Tages in Innsbruck blaue, grüne, rothe Käppchen, man hört von Comment und Paukereien; aber das innere Leben der Universität soll in den letzten dreißig Jahren nicht viel gewonnen haben. Die Studenten von Anno Achtunddreißig, die immer mit einem Heft Gedichte oder mit einem angefangenen Trauerspiel umher gingen, hatten trotz ihrer rauhen Formen doch einen idealen Kern und einen edlen Ehrgeiz; wogegen die Musensöhne unserer Zeit auf der Hochschule, wie schon früher bemerkt, ein paar lustige Jahre verbringen und dann im Alltagsleben anspruchslos untertauchen. Man will auch behaupten, daß in diesen dreißig Jahren keine Universität in Deutschland für die Wissenschaften verhältnißmäßig so wenige Priester erzogen habe, wie die zu Innsbruck.

Wie aber, um die Tiroler mit den baierischen Nachbarn zu vergleichen, die Sitten und Manieren dieser letzteren beschaffen seien, das fällt mir schwer zu sagen, da ich schon seit vielen Jahren meine Ferien in Tirol verbringe und deswegen im engeren Vaterlande außerhalb der Hauptstadt fast ein Fremdling geworden bin. Ich weiß daher nicht, wie so manche Stelle, welche einst ein berühmter Rüpel einnahm, jetzt besetzt ist. Nach einigen Mustern, namentlich nach einigen jüngeren Leuten aus Ober- und aus Niederbaiern, die mir mitunter in die Hand laufen, möchte ich aber annehmen, daß sich seit dreißig Jahren nicht viel verändert habe. Ebenso wenig Sicheres weiß ich von dem Bauernvolk und lese nur mitunter in der Zeitung, daß es durch die Freiheit keineswegs feiner, sondern merklich roher geworden. Wenn mir dennoch ein Urtheil zusteht, so glaube ich zu finden, daß die tirolischen Bauern mit ihren Gattinnen und Töchtern den baierischen Landleuten durch angeborene Artigkeit und freundliches Wesen um einige Schritte, deren Zahl ich aber wieder nicht angeben kann, voraus sind, während die „Gebildeten" in Tirol, abgesehen von einigen besonders feinen Leuten, um uns gleich zu werden, vielleicht ebenso viele Schritte nachzuholen hätten. Ich möchte nicht leugnen, daß unsere Sitten und Manieren, so weit sie durch die zugewanderten Elemente regulirt sind, etwas einnehmender erscheinen, als die der Tiroler, die sich in gleicher Stellung befinden, lasse mich aber gerne eines Besseren belehren.

Haben wir uns nun nicht enthalten können, hier einige unscheinbare Mängel des tirolischen Wesens zu besprechen, so müssen wir zum Schlusse die Liebenswürdigkeit jener Stände, von denen wir bisher gehandelt, energisch hervorheben. Namentlich der Wanderer, der Fremde, der Ausländer wird sich immer angeheimelt fühlen, wenn er die tirolische Grenze überschritten hat, denn die Ausnahme kann nirgends freundlicher und wohlthuender sein. Die Tiroler kehren ihre Ecken viel lieber gegen sich selbst, als gegen ihre Gäste. Während die Schweizer sich allenthalben von dem Touristenvolke fernhalten, in den Gasthöfen ihre besonderen Stuben einnehmen, um mit jenen ja nicht zusammenzukommen, sucht der Tiroler eher den Umgang mit gebildeten Ausländern oder ist wenigstens sehr leicht heranzuziehen. In den „Herrenstübeln", wo sie noch erhalten sind,

Digitized by Google

setzt sich der Wanderer ohne Ceremonie an den Tisch; fängt er das Gespräch nicht selber an, so beginnen es die Einheimischen und in einer halben Stunde ist der Fremde schon so bekannt, daß es für mehrere Wochen ausreicht. Zugleich wird er der Gegenstand der zuvorkommendsten Aufmerksamkeit. Wenn er Bücher, Karten, Führer braucht, bemüht sich Alles, ihm auszuhelfen; wenn er die Reise fortsetzt, versieht man ihn mit Empfehlungsbriefen — kurz, er fühlt sich schon in den ersten Tagen wie zu Hause.

Leider verlieren sich die Herrenstübeln mehr und mehr, da sie dem wachsenden Besuche nicht mehr genügen und in den größeren Gasthöfen durch neuerbaute Speisesäle ersetzt werden. In diese ziehen dann statt der angenehmen Kellnerinnen die widerwärtigen Kellner ein, die Tiroler bleiben aus, weil sie nicht alle Tage andere Gesichter sehen wollen, und so sitzt der Wanderer, namentlich der süddeutsche, etwas einsam unter dem meist norddeutschen Reisepublicum, das bekanntlich sehr gebildet, aber, da man es unvorgestellt nicht ansprechen soll, zuweilen etwas langweilig ist.

Nicht ungerühmt darf endlich die Gastfreundschaft bleiben, die dem Fremden in Tirol so gerne begegnet. In diesem Stücke sind die Landeskinder den baierischen Nachbarn unbedingt voraus. Die wenigen Mittel, die kümmerlichen Gehalte, wie sie unsern Honoratioren bis jetzt zur Verfügung gestanden, haben jene Tugend nie recht aufkommen lassen. In Tirol dagegen war sie von jeher zu Hause und man hat ihr auch bei sinkendem Wohlstand nicht entsagt. Schon jeder anspruchslose Morgenbesuch wird mit einem Becher Wein, im Herbste aber, namentlich im Etschland, mit Pfirsichen, Trauben und anderen edlen Früchten reichlich vergolten. Man lebt da wie bei Nektar und Ambrosia und trägt ein Herz voll Dank davon.

Von den Lustbarkeiten.

Hellenische Lebensherrlichkeit blüht aber nirgends so fröhlich, wie im schönen Land Tirol, d. h. in Deutschtirol; denn wenn ein Germane in die beste Stellung zu Trient oder Roveredo eintritt, so ist ihm in der dortigen Langweile immer zu Muthe, wie weiland dem verstorbenen Achilles in der Unterwelt. Kein Stamm weiß dagegen die Oede dieses Jammerthales mit so vielen freundlichen Blumen auszuschmücken, wie unsere deutschen Brüder in jenen Alpen. Die Gebildeten wetteifern in diesem Stücke mit ihren bäuerlichen Landsleuten. Allerdings zeigen sie sich nicht so fleißig bei den kirchlichen Unterhaltungen, aber sie suchen das Versäumniß durch weltliche Heiterkeit vollkommen gut zu machen. Die Vereine, welche jetzt überall aufblühen, die Veteranen, die Sänger, die Turner, die Feuerwehren und allerlei andere, tragen alles Mögliche bei, die gebildeten Stände immer in der besten Laune zu halten. Bald ist Jahrtag der Stiftung, bald Namensfest der liebenswürdigen Vorsteherin, bald Fahnenweihe, bald ein extra ausgedachtes „Mahlele“ (Gastmählchen). Heute wird der Abschied des allgemein verehrten Bezirkshauptmanns gefeiert, in vierzehn Tagen die Ankunft seines ebenso verehrten Nachfolgers. Alle Jahre wird ein bisher vergessener großer Mann entdeckt und ihm unter Beistand des ganzen Landes mit der größten Feierlichkeit eine Gedenktafel gesetzt. Ein ander Mal fahren

Digitized by Google

die Innsbrucker Studenten „in großer Wichs" bis Schwaz, werden dort mit Böllern begrüßt und von dem ehrwürdigen Clerus unter allgemeinem Jubel zum Weine geführt. In der Fastnacht ergötzt man sich an Concerten, Bällen, Liebhabertheatern u. dgl. In Meran bildeten letzten Winter der Narrenabend der Vegetarianer, der Ball der Feuerwehr und des katholischen Gesellenvereins, der Maskenball des Arbeiterbildungsvereins, „der äußerst elegante Costümball der Casinogesellschaft" nicht etwa die Gesammtheit der Leistungen, sondern nur „die Glanzpunkte" derselben. Aus Kirchberg, einem Dorfe von 500 Einwohnern, das bei Kitzbühel liegt, berichtete s. Z. das Landesblatt:

„Prinz Carneval hat sich auch hier am 23. Februar recht bemerkbar gemacht. Es wurde nämlich an diesem Tage ein Maskenball arrangirt, zu welchem beinahe zweihundert Masken erschienen mit prachtvoller Ausstattung und mit einer Abwechslung, die man selbst in Städten nicht sieht, geschweige in einem Dorfe. Es kamen Masken aus Kitzbichl, Westendorf, Hopfgarten und Wörgl. Alle, die sich an dem Balle betheiligten, waren voll des Lobes über das Arrangement und die Decoration des Tanzsaales. Das war eine Freude und ein Jubel und man konnte es Jedem am Gesichte ablesen, wie selig und wonnig er sich fühlte! Der Reigen dauerte bis sechs Uhr früh und dennoch trennte man sich nur ungern von dieser Unterhaltung. Gewiß jeder der Betheiligten wird sich an den genußreichen Abend noch lange erinnern und dessen Rückkehr wünschen.

Mitunter tanzt man auch, um die Unglücklichen zu trösten. Wenn irgendwo ein Lahnenbruch, eine Ueberschwemmung eintritt, werden sofort Wohlthätigkeitsbälle veranstaltet und in wenigen Wochen tanzen die Unglücklichen wieder selber mit. Die Tauferer im Pusterthal, die im letzten Herbst so schrecklich mitgenommen worden, waren doch im Winter schon wieder so gefaßt, daß sie mit den Bruneckern ein tanzendes Stelldichein zu Gais abhielten und für einige Stunden ihres traurigen Schicksals vergaßen, was ihnen auch kein guter Mensch verübeln wird.

Der „Tirolerbote" ist der Moniteur dieser Jubeltage, welcher immer reichlich zu thun hat, um die Festberichte alle pünktlich und ausführlich mitzutheilen, denn wenn die Leutchen selber fröhlich gewesen, wollen sie es gern auch die anderen wissen lassen. An solchen Tagen ist es oft, als wäre jeder Tiroler ein Schriftsteller geworden. Ueber die silberne Hochzeit des Kaiserpaares, welche allenthalben mit großer Begeisterung gefeiert wurde, brachte der Bote mehr als hundert eingesandte Berichte. Er hatte vom 24. April bis zum 10. Mai daran zu drucken und mußte doch noch sehr viele bei Seite legen. Die betroffenen Einsender nahmen dies gewiß sehr übel, obgleich sie alle nur von Böllerknall, Glockengeläute, Festgottesdienst und Festessen zu reden wußten.

Die Eisenbahnen verleihen jetzt solchen Heiterkeiten oft einen weitreichenden nationalen Umfang. Wenn die Brixner einen Freudentag ausschreiben, so erscheinen dabei nicht nur die Bozner, die Meraner und die Klausener, sondern auch die Innsbrucker mit den Kufsteinern; und umgekehrt, wenn diesseits des Brenners ein Fest gefeiert wird, darf man ebenso auf die Etschländer zählen. Wer auf den tirolischen Bahnen Acht geben will, dem werden bald gewisse Figuren auffallen, welche im Sommer immer unterwegs sind. Das sind die Glücklichen, welche von einem Jux zum andern reisen.

Uebrigens gewähren den Honoratioren wie den Landleuten auch die Scheibenschießen manche angenehme Zerstreuung; nicht minder die Jagd, die allerdings wenig einbringt, da der Wildstand sehr herabgekommen ist.

Digitized by Google

Auch die Bergpartien, die oft in zahlreicher Gesellschaft und nie ohne volle Flaschen und leckere Atzung unternommen werden, sind ein beneidenswerther Schmuck des tirolischen Lebens.

Der Sommerhitze, die namentlich im Etschland sehr drückend ist, suchen die Städter sämmtlich gerne zu entfliehen und dann einige Wochen in den Bergen zu verleben. Viele Familien besitzen eigene Landhäuser auf der Höhe, andere miethen sich solche, andere gehen in die feineren Bäder. Das ist die lang ersehnte, nie vergessene Sommerfrische! Ist diese glücklich vorüber, so beginnt im Weinland bald die Zeit des Törkelens. Die Städter gehen dann in der Nachbarschaft zu den befreundeten Bauern, prüfen den neuen Wein und essen Kastanien und Nüsse dazu. Man versetzt sich da herkömmlicher Weise in so heitere Stimmung, daß es fast unschicklich ist, ohne „Affen" nach Hause zu kommen. Diese Wonnezeit dauert wieder sechs bis acht Wochen.

Nach diesen treten sofort die Winterfreuden ein; die Concerte, die Tanzmusiken, die Maskenbälle. Getanzt darf übrigens nur in den Städten werden; den Landleuten ist es längst verboten.

Zur Steuer der Wahrheit müssen wir aber hier gleichwol eine beschränkende Bemerkung beifügen. In manchen Landestheilen, namentlich im oberen Innthale und im Vinschgau lebt man nämlich lange nicht so lustig. Das Volk ist dort zu arm und die unabhängigen Leute, die sich etwas vergönnen dürften, sind zu weit zerstreut, um sich zu festlichen Tagen zusammenzufinden. Aber an der Eisenbahn von Kufstein bis Salurn und bis Lienz im Pusterthale pulsirt wirklich ein so heiteres Leben, daß man diesen Strich im Gegensatz zu dem stillen Oberinnthal, dem ernsten Vorarlberg und dem noch ernsteren Graubünden wol „Rhaetia felix" nennen dürfte.

Allein auch im glücklichen Rhätien zeigt das tirolische Wesen ein Janusgesicht. Auf der einen Seite, die den Genuß des Lebens anstrebt, schimmert ein Schein von unerschöpflicher Wohlhabenheit; wogegen man in allen Stücken, die nicht leiblich zu genießen sind, bettelarm zu sein behauptet. Wenn derlei Anforderungen aufkommen, so rufen die heiteren Männer und die schönen Frauen wie aus Einem Munde: „Ach, wir haben ja Alle nichts!" Wenn das Königreich Baiern, wie Manche wollen, auf dem Wiener Congresse gerade aus jenen süddeutschen Ländern zusammengesetzt wurde, welche keine Bücher kaufen, so ist Tirol ganz unverdient von uns getrennt worden. Wie es den „Alpenblumen", dem „Phönix" ergangen, haben wir früher gesehen; sie konnten sich nicht halten, „weil man für solche Sachen kein Geld ausgibt." Ein anderer Beleg für jene Thesis ist z. B. auch der Umstand, daß das ganze Land für die deutschen Schulen in Wälschtirol, zu deren Unterstützung sich in Innsbruck ein Comité gebildet hatte, während vier Jahren nur vierzig Gulden aufbrachte, da doch die Münchener in derselben Zeit über fünfhundert Gulden beisteuerten und von Frankfurt, Wien u. s. w. ebenfalls sehr löbliche Spenden kamen. Auch sonst scheint bei so manchen Projecten literarischer, künstlerischer, monumentaler Art, welche den Ruhm des Landes vermehren sollen, gerne der Gedanke durch, daß die Tiroler eigentlich nur die Idee, die übrigen Deutschen aber die zur Ausführung nöthigen Mittel aufzubringen haben.

Digitized by Google

Von den tirolischen Landleuten und ihren Beschwerden.

Die bäuerlichen Zustände der gefürsteten Grafschaft sind nicht der Art, daß ein patriotisches Herz sie mit vollem Behagen betrachten könnte. Die Brennerbahn, welche die einst so belebte Straße ganz veröden ließ, hat eine wenig besprochene, aber doch sehr fühlbare Verheerung in den wirthschaftlichen Verhältnissen herbeigeführt; ganze Städte, wie Rattenberg, Sterzing, Klausen, wo ehemals der Verkehr fast überschäumte, haben höchst empfindlichen Schaden gelitten, verarmen jetzt und drohen auszusterben. Ueber hundert Wirthshäuser, die früher reichlich von den Fuhrleuten lebten, sind jetzt wie ausgekehrt und zum Theil schon eingegangen. „Uns können nur noch die Fremden retten!" heißt es, aber es sind nicht überall die Mittel bereit, um sich so einzurichten, daß die Fremden angezogen würden.

Man hat auch zum Beispiel die italienischen Holzhändler die Wälder des Landes so lange verwüsten lassen, daß man sich jetzt vor Lahnen, Gießbächen und Ueberschwemmungen kaum mehr zu helfen weiß. Es sind dagegen wol Gesetze gegeben worden, aber sie nützen Nichts.

Vor fünfzehn Jahren etwa stand ein allgemein geachteter Priester auf, der in der Einsamkeit zu Gurgel im hintersten Oetzthale Liebig's Schriften studirt und dann in die Zeitungen des Landes etliche Abhandlungen geschrieben hatte, welche selbst seines Meisters Beifall fanden. Mit Unterstützung der Kaiserin Mutter begab er sich dann auf die Wanderschaft, ging auf und ab durch das ganze deutsche Tirol und hielt den Landleuten Vorlesungen, die sie recht gern besuchten. Aus diesen erhellt sehr deutlich, wie viele Verbesserungen hier noch möglich sind, wie heillos die Düngerwirthschaft, die Behandlung der Felder und die unzähligen Feiertage. Die geistlichen Amtsbrüder begrüßten zwar den neuen Propheten nicht sehr freundlich und nannten ihn bald den „Mistapostel"; er aber, der sich Adolf Trientl nennt, ließ sich nicht irre machen und wirkt noch heutigen Tages mit dem besten Erfolge. Hand in Hand mit ihm geht jetzt ein anderer Wanderlehrer, Herr Frank zu Bozen, ein Würzburger, der die Landleute an Etsch und Eisack sehr liebenswürdig findet und ihre schnelle Auffassung, wie ihre Lernbegierde höchlich zu preisen weiß. (Herr Trientl lebt jetzt zu Hall.)

Die Käsewirthschaft auf den Tiroler Almen wird, wie uns Herr Trientl sehr eingehend schildert, mit grauenvollem Schmutz betrieben, und der Nutzen, den sie abwirft, steht in gar keinem Vergleich zu dem, den die Allgäuer und Vorarlberger zu erringen wissen.

Dagegen bringen, seitdem die Bahn über den Brenner eröffnet ist, die Fremden viel Geld in's Land, nur fällt dies nicht immer dahin, wo die großen Verluste auszugleichen wären. Wo Herberge und Verpflegung nicht gar zu patriarchalisch, da nisten sich jetzt überall neben den Sommerfrischlern die Touristen ein und kommen, wenn sie zufrieden gewesen, im nächsten Jahre wieder. Meran hat bisher als Curort eine großartige Entfaltung gezeigt. Ebenso erfreut sich das Pusterthal mit Ampezzo eines jährlich wachsenden Besuches.

Zu den Vortheilen, welche die neuere Zeit gebracht, ist auch das Erträgniß der Obst- und Traubensendungen zu rechnen, die jetzt im Herbste nach den cisalpinischen Ländern gehen. Es wird auf eine Million Gulden geschätzt.

Digitized by Google

Aber freilich ziehen an diesen Vortheilen immer nur Wenige mit. Der Bauer haust im Allgemeinen gleichwol sehr schwer, und die Klagen über die Dienstboten schallen im Gebirge so laut, wie in der Ebene. Die vielen Feiertage in der Woche, die schon Clemens XIV. und Kaiser Joseph abgeschafft, werden noch immer mit alter Treue gehalten. Vielfältig wird an solchen Tagen noch feiertägliches Essen und Wein gegeben. Wenn die Dienstboten gleichwol arbeiten sollen, verlangen sie noch besondere Bezahlung, oder sie gehen bei andern Leuten in den Taglohn. Ueberhaupt ist allenthalben großer Jammer über die täglich steigenden Ansprüche und die täglich wachsende Trägheit der Leute. „Diese Tagwerker," sagte ein Kritiker, freilich ein italienischer, „stopfen sich alle halbe Stunde eine Pfeife und lassen sie alle fünf Minuten ausgehen, um sie wieder anzünden zu können. Corpo di Bacco, wenn bei mir zu Hause Einer mit der Pfeife zur Arbeit käme!"

In den meisten Gegenden des Landes ist die Bauernarbeit allerdings höchst mühsam und anstrengend, so daß sie immer unbeliebter wird. Die Mädchen streben als Kellnerinnen oder Mägde „am Lande", d. h. in den Hauptthälern, unterzukommen; die Burschen suchen einen kleinen Dienst bei der Eisenbahn, oder verdingen sich als Fuhrleute, Hausknechte oder Facchini in die Städte. „Wenn ich einem Knechte," klagte neulich ein Wirth im Pusterthal, „nur ein Wörtlein sage, so läuft er davon und kommt nicht wieder." Nur der Bauer, hört man, der sein Gut mit Weib und Kindern bearbeitet, kann jetzt noch gedeihen; wer Dienstboten braucht, kommt kaum mehr fort.

Darin liegt auch der geheime Grund des erbitterten Widerstandes, den die Conservativen den neuen Schulgesetzen entgegenstellen. „Je mehr die Bauernkinder lernen, desto weniger schmeckt ihnen die Bauernarbeit, desto mehr laufen sie in die Städte und in die Fremde, desto seltener und theurer werden die Dienstboten."

Aus jenem Streben nach einem weniger beschwerlichen Leben erklärt sich denn auch die auffallende Abnahme der Bevölkerung in den Seitenthälern. Letztere ist z. B. in dem weltentlegenen Dux seit dem Jahre 1847 von 1041 auf 870 Seelen zurückgegangen. Dagegen zeigt allerdings die Zahl der Einwohner in einigen größeren Orten, namentlich in der Landeshauptstadt, eine rasche Zunahme.

Sehr willkommen sind unter solchen Umständen „die Wälschen", meist Leute aus dem Friaul oder dem Trentino, welche gern alle Wände mit ihren Namen besudeln, am Sonntag Abend durch betrunkenen Lärm sehr lästig fallen, auch mit der Strafrechtspflege nicht ohne Berührung bleiben, aber billig und fleißig arbeiten. Jetzt brechen sie noch im Frühling zu Tausenden herein, um im Herbste wieder heim zu gehen; aber vielleicht verfallen sie allmälig doch auf den Gedanken, auch im Winter zu bleiben und einen häuslichen Herd zu gründen, so daß dann die deutsche Sprachgrenze nach und nach auf den Brenner zurückgeschoben und der Traum der Italianissimi erfüllt würde.

Im deutschen Landestheile ist überhaupt der Menschenmangel sehr fühlbar. Der Wanderer sieht allenthalben zerbrochene Fensterscheiben, zerrissene Böden oder andere häusliche Schäden und hört dabei die Klage: „Man kann nichts

Digitized by Google

richten lassen; man kriegt keine Leute!" Und doch wandern — ein seltsamer Widerspruch! — jährlich über dreißigtausend Tiroler in's Ausland, um sich dort eine Arbeit zu suchen, weil sie zu Hause keine finden. Viele derselben wissen sich draußen ein Nestchen zu bauen und kommen nicht mehr zurück. In der Valsugana ging es neuester Zeit gleichwol etwas anders; da waren über hundert Männer, Weiber und Kinder auf Kosten der Gemeinden nach Brasilien geschafft worden, fanden aber dort so wenig Behagen, daß sie auf Kosten der Gemeinden auch wieder zurückkehrten.

Wie allbekannt, ist vor etwa fünfzehn Jahren eine Colonie aus dem Oberinnthale bis nach Pozuzu im Land Peru gegangen. Die Auswanderer kamen glücklich an, hatten aber in den ersten Zeiten unsägliche Beschwerden zu überstehen. Nach den jüngsten Nachrichten sollen sie jetzt ganz zufrieden sein. Die Gemeinde erfreut sich einer niedlichen Kirche und einer geräumigen Schule. Als Pfarrer waltet dort noch immer der brave Josef Egg, der Führer der Gefolgschaft, der von Beginn an alle Leiden mit seinen Landsleuten redlich getheilt hat.

Hier soll aber auch eines edlen Mannes, des Herrn Franz Mitterer, Curaten zu Proveis, gedacht werden, obgleich der Ort seiner Thätigkeit, ein deutsches Dörflein, hoch oben im wälschen Nonsberg liegt und daher eigentlich in das Gebiet unserer Besprechung nicht mehr hereinfällt. Dieser treffliche Curat hat nämlich nicht allein eine sehr gute deutsche Schule hergestellt, sondern auch, um der Armuth seiner kleinen Gemeinde zu steuern, eine Klöppelschule errichtet. Diese besteht zwar erst seit vier Jahren, aber die Schülerinnen liefern bereits die werthvollsten Spitzen und verdienen sich täglich bis 50 Kreuzer. Bei der letzten kunstgewerblichen Ausstellung zu Innsbruck haben diese Arbeiten Aller Augen auf sich gezogen und Bestellungen von München, Dresden, Wien u. s. w. veranlaßt. Jeden Tag melden sich arme Mädchen und bitten, in die Lehre aufgenommen zu werden. „Der Segen Gottes," sagt eine italienische Stimme, „der von dieser Schule ausgeht, ist im ganzen Land bekannt." Wie ein einziger denkender und thätiger Mann einem ganzen Gemeinwesen aufhelfen kann!

Den tirolischen Bauern mit ihren Gattinnen und Töchtern haben wir oben angeborene Artigkeit und freundliches Wesen beigelegt. Wir dürfen wol hinzufügen, daß diese Eigenschaften auch im baierischen Gebirge – weniger freilich in der Ebene — zu finden sind. „Die wilden Jägerstämme" von Tegernsee und Schliers zeigen überdies einen gewissen ritterlichen Zug, der in Tirol aber auch den Zillerthalern, den Alpbachern, Brandenbergern, überhaupt den Unterinnthalern zusteht. Im Uebrigen müssen wir, wenn wir von Artigkeit und freundlichem Wesen sprechen, doch immer eine ruhige und behagliche Stimmung voraussetzen; denn wenn der tirolische Landmann in Affect geräth, sei's beim Karten- oder Kegelspiel, sei's in Streit und Hader, so wird er eben so rauh, roh und bäuerisch, wie der Baier. Früher war Tirol das classische Land der „Robler", der „Hagmaier", die von einer Kirchweih zur andern zogen, um im Faustkampf zu glänzen, allein diese Helden sind von den Landrichtern längst zahm geprügelt worden. Doch wird an schönen Sonntagen, namentlich im Unterinnthal und im Pusterthal, noch immer gern gerauft. Auch die Märkte zu Kaltern sind dafür berühmt, nur pflegt man dort, wie in Altbaiern, nicht allein mit den Fäusten

Digitized by Google

zuzuschlagen, sondern auch mit den Messern zu stechen und es geht daher selten ohne Blut ab. Die schweren Verbrechen nehmen leider in Tirol nicht minder zu, als in der übrigen Welt. Im Frühjahr 1879 wurde zu Innsbruck ein Muttermörder hingerichtet.

Von dem Aberglauben des tirolischen Bauern ließe sich wol manches erzählen; aber in Altbaiern ist auch nicht viel mehr Aufklärung. Es sind noch keine zehn Jahre, daß ein Pfarrer in Niederbaiern seinen Cooperator aussandte, um den Teufel aus einer Kuh zu treiben, und, vom Landrichter darüber beredet, diesem erklärte, die Kirche habe den Exorcismus bis jetzt nicht aufgegeben und er, der Landrichter, habe sich da nicht einzumischen, weil er nichts davon verstehe.

Von den bäuerlichen Lustbarkeiten.

Uebrigens bietet auch das tirolische Bauernleben seine Annehmlichkeiten, zumal in jenen Landschaften, die sich einiger Wohlhabenheit erfreuen. Vor Allem bemüht sich die Kirche, ihrem ländlichen Sohne die Zeit zu verkürzen. Von früh um fünf Uhr bis zum späten Abend wird ihm fast stündlich irgend eine Andacht geboten. Mit dem Lenz kommen die malerischen, hochbeliebten „Kreuzgänge" durch Feld und Au mit wallenden Fahnen und knallenden Böllern. Diese Processionen, schon von jeher nicht selten, sind in neuerer Zeit noch vermehrt worden, da jetzt auch in politischen Wirren zur Abwendung unchristlicher Gesetze oder zum Dank für kirchliche Errungenschaften, wie z. B. für die päpstliche Unfehlbarkeit, pompöse Umgänge veranstaltet werden. Ungemein viel Werth legt man im ganzen Lande auf das festliche Krachen der Böller, und je früher die Schläfer aufgeweckt werden, desto höher steigt die Bedeutung des Festes. Am 23. April d. J. wurde die ganze Stadt Bozen schon um drei Uhr früh durch ein wahrhaft fürchterliches Schießen aus ungezählten Feuerschlünden aus dem Schlafe geschreckt. Niemand wußte sich die Sache zu erklären — die Meisten glaubten, da für den 24. die Feier der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares bevorstand, so möchte etwa übertriebener Pflichteifer die Kanonade schon um einen Tag früher angeordnet haben — aber dies war nicht richtig; vielmehr feierte an jenem Tage der ehrengeachtete Ganzner Bauer am Berg seine Vermählung mit einer Jungfrau des Landes und dieses Ereigniß schien ihm wichtig und erfreulich genug, um der ganzen Stadt um drei Uhr Morgens durch Böllerknall verkündet zu werden.

Die bedeutendste Procession des Landes wird am zweiten Sonntag nach Ostern zu Ehren des heiligen Cassian in Brixen gefeiert. Es kommen dazu 30—40 Dorfschaften mit Priestern und Fahnen und es gehen immer 3—4000 Menschen mit, welche um einen guten Sommer bitten. Die Landleute, die ihren Wandertrieb nicht durch Züge in fremde Länder befriedigen können, stillen ihn im Dienste der Kirche und gehen wallfahrten. Es sind jeden Sommertag gewiß tausend Menschen unterwegs, die zur Mutter Gottes zu Trens, zu Absam, zu Kaltenbrunn und nach andern Gnadenorten pilgern; bald geht der Vater, bald gehen die Söhne, bald die Mutter, bald die Töchter, bald die ganze Familie.

Auch für oder gegen Sonnenschein und Regen hat unsere stolze Wissenschaft noch kein wirksameres Mittel entdeckt als die herkömmlichen Processionen. Wenn

Digitized by Google

den Trudenern ihre Felder zu trocken werden, wallen sie feierlich hinauf zum gnadenreichen Weißenstein, nehmen aber immer ihre Regenschirme mit, denn sie sind noch nie anders als patschnaß nach Hause gekommen. Manche Orte haben auch noch ihre eigenen, uralten Wallfahrten, die einst gegen Pest und schwarzen Tod verlobt wurden. Diese sind ziemlich weitausgreifend und beschwerlich, da man dem Himmel zeigen will, daß man aus Dankbarkeit auch gern ein Opfer bringe. So brechen die Welsberger, Männer und Weiber, alle Jahre einmal um Mitternacht auf, gehen nach St. Maria in Enneberg und kommen dann in der folgenden Nacht um dieselbe Stunde wieder nach Hause. Die Enneberger und die Ollanger aus dem Pusterthale pilgern alljährlich nach dem uralten Bischofssitze zu Seben, der oberhalb Klausen am Eisack liegt. Die Villgrater steigen über zwei oder drei Jöcher in's Virgenthal und kehren erst nach zwei oder drei Tagen wieder zurück. Doch wird bei jenen Wallfahrten, wo man „ausliegt", d. h. anderswo über Nacht bleibt, keine weibliche Begleitung zugelassen. Auch in Herzensangelegenheiten ziehen Jünglinge und Mädchen zu der Muttergottes am Rain bei Welsberg oder zu der Maria in der Fensterscheibe zu Absam, welche sich beide in diesem Fache eines wohlbegründeten Rufes erfreuen. Daß übrigens bei solchen frommen Uebungen die Beter nicht blos die geistige Erquickung in's Auge fassen, braucht kaum gesagt zu werden.

Aber es gibt immerhin noch Dorfschaften oder Bevölkerungen, die dermaßen nach Vervollkommnung dürsten, daß ihnen all dieses Rüstzeug nicht genügt. Diese greifen also nach kräftigeren Erbauungsmitteln und verschreiben sich die sogenannten Missionen. Es erscheinen sofort etliche Jesuiten oder andere heilige Männer, welche acht Tage lang prunkenden Gottesdienst aufführen, von der Kanzel herunter donnern und blitzen, im Beichtstuhl die Gewissen zerfleischen, die Jungfrauen in den Pflichten der Gattinnen unterweisen und dann wohlgespeist und wohlgetränkt wieder abziehen. So vergeht auch wieder eine Woche in der angenehmsten Aufregung, während die Wirthe die beneidenswerthen Einnahmen wonniglich über den Tisch streichen.

Uebrigens lebt der tiroler Bauer nicht von geistlichem Vergnügen allein, sondern vergönnt sich auch mitunter ein weltliches Plaisir. In diesem Stücke darf er alles thun, was sonst erlaubt ist, nur nicht tanzen, und an einigen Orten auch nicht singen. Seine zahlreichen Feiertage geben ihm Gelegenheit zu eben so zahlreichen Räuschchen, wie denn überhaupt die Klagen über Zunahme der Trunksucht immer lauter werden. Dann stellt sich oft, um die Oede des werktäglichen Lebens zu unterbrechen, recht zweckmäßig eine Primiz, eine Kirchweih, ein Todtenschmaus oder ein mehrtägiges Scheibenschießen ein. Auch werden in der Nähe alle Vieh- und Jahrmärkte besucht. Hat der Bauer dort selbst nichts zu thun, so will er doch sehen, wie Handel und Wandel geht. Selbst die Angst und Sorge um die eigene Gesundheit wird wieder eine Quelle der Erholung. Man besucht nämlich nicht den studirten Arzt, der im nächsten Dorfe prakticirt, sondern fährt zwanzig oder dreißig Stunden weit zu einem Wunderdoctor oder einer Doctorbäuerin, thut sich dabei so gütlich, als es die Umstände erlauben, und kehrt hoffnungsvoll an den heimischen Herd zurück, um die Reise in acht oder vierzehn Tagen zu wiederholen.

Digitized by Google

Diese Bauerndocter sind mitunter ganz „rare Leute". Der Wasler von Dölsach z. B. hatte einen so großen Ruf erworben, daß er einmal bis nach Manchester berufen wurde. Ihm verdankte auch Franz Defregger die Heilung einer Gelenkentzündung, die sonst niemand hatte heilen können. Manchmal steht allerdings die Kunst des Arztes in gar keinem Verhältnisse zum Vertrauen des Kranken. So wurde im Februar d. J. Josef Heberle vom Bozner Gericht zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt, weil er dem Rabensteiner Bauern in Villanders eine Geschwulst der Lippe so unglücklich weggeschnitten hatte, daß dieser daran sterben mußte. Der Heberle gestand offen, daß er von der Wundarzneikunst nicht das mindeste verstehe, und entschuldigte sein Vorgehen nur mit der dringenden Bitte des Bauern, ihn von seinem Leiden zu befreien. Er vollzog den Schnitt mit einem gewöhnlichen Taschenmesser, nachdem er dem Leidenden vorher etliche Gläser Branntwein gegeben hatte.

Während der wärmeren Tage zieht auch der Bauer in die Sommerfrische und zwar zumeist in eines der hundert „Badeln", die über Berg und Thal zerstreut, eigens nach seinem Geschmacke hergerichtet und sehr billig sind. Er hört da des Morgens eine heilige Messe, betet dann etliche Rosenkränze, geht vor Tisch in's Bad, das gewöhnlich in größerer Gesellschaft eingenommen wird, ißt beim Mittagmahl vier- oder fünfmal mehr, als nöthig wäre, und nimmt hierauf die Karten zur Hand oder spielt auf der Kegelbahn bis zum reichlichen Abendessen. Wenn es irgend geht, theilt auch die Frau, der Knecht und die Dirne diese Sommerluft.

Was Badebibliotheken betrifft, so zeigt sich noch keine Nachfrage; auch ein Lesezimmer würde man vergeblich suchen. Der Landmann findet da auf dem Tisch des Hauses nur die bischöflichen „Tiroler Stimmen"; alle anderen Zeitungen sind verboten. Aber auch jene sehen nach drei oder vier Tagen noch so jungfräulich aus, daß man wetten möchte, sie seien noch gar nicht berührt worden.

Dies ist das fröhliche katholische Bauernleben, wie es sich wol überall findet, wo die nöthigen Mittel vorhanden sind. Drum sind auch die Sitten des baierischen Landmanns nicht viel anders. Auch der baierische Bauer geht gerne in die Kirche und noch lieber in's Wirthshaus. Nur die Sommerfrische ist bei ihm nicht so ausgebildet, namentlich gibt es keine wohlfeilen „Bauernbadeln". Dagegen hat er seine Wallfahrten eben so lieb, wie sein tirolischer Nachbar. Auch zum Octoberfeste und andern landwirthschaftlichen Feierlichkeiten pilgert er gerne. Ebenso erfreuen sich die Bauerndocter beiderlei Geschlechts in Altbaiern einer großen Achtung; unsere Frau Hohenester erwarb sich ja europäischen Ruf.

Und somit seien diese Betrachtungen geschlossen und für jetzt freundlicher Abschied genommen von dem herrlichen Land Tirol und seinen liebenswürdigen Bewohnern. Ob diese „Culturzustände" auch dort ihre Leser finden werden, möchte ich übrigens bezweifeln und bei der hochgesteigerten Empfindlichkeit, die jetzt daselbst eingerissen ist, auch kaum wünschen. Sollten sie gleichwol nicht unbeachtet vorübergehen, so bitte ich mir eines späteren, verbesserten Abdrucks halber nur aufrichtig die Wahrheit zu sagen, aber freilich etwas ehrlicher und etwas weniger roh, als es „eine Anzahl achtbarer Männer" neuerlich von Kufstein aus gethan haben.

Digitized by Google

Metternich.

Von

Karl Hillebrand.

Die begonnene Veröffentlichung der nachgelassenen Papiere Metternich's hat die Aufmerksamkeit des europäischen Publicums wieder auf die etwas verschollene Persönlichkeit des Mannes gerichtet, der vier Jahrzehnte hindurch die österreichische Politik geleitet und einen scheinbar tiefgreifenden Einfluß auf ganz Europa ausgeübt hat[1]). Die gewaltigen Ereignisse und die bedeutenden Männer der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts haben sehr natürlich die verhältnißmäßig kleinen Menschen und Dinge der zwanziger, dreißiger, vierziger Jahre in Schatten gestellt. Nun werden wir aber auf einmal wieder in die Anfänge des Jahrhunderts versetzt, wo es Menschen und Dingen wahrlich nicht an Größe der Verhältnisse mangelt, wenn auch behauptet werden dürfte, daß sie an dauernder geschichtlicher Bedeutung denen unserer Zeit nicht gleich kommen. In der That führen uns die beiden Bände, welche uns bis jetzt geboten worden, einen der hervorragendsten Handelnden jener Zeit selbstredend vor und erinnern uns auf's Eindrücklichste daran, daß der alte Hof- und Staatskanzler, der unserm Geschlechte meist nur jene lange Zeit dumpfen Schweigens verkörpert, auch einmal jung war: keck, regsam, anregend, und daß er eine Hauptrolle im bewegtesten aller geschichtlichen Dramen spielte. Hierin liegt das Interesse des Buches, nicht etwa in unerwarteten Enthüllungen. Die autobiographischen Bruchstücke, sowie die anderen schriftstellerischen Versuche des Fürsten zeigen allerdings die Doppelnatur des Mannes in grellerem Lichte, als sie uns bisher erschien; das lag aber keineswegs in der Absicht des Verfassers. Es ist seine Eitelkeit, die ihm den Streich gespielt hat, ihn selber zu verrathen, wie das ja wol zu Zeiten kommen mag. Im Uebrigen sind diese Denkwürdigkeiten, wenn man sie so nennen darf, ganz allgemein gehalten und bieten außer solchen indirecten psychologischen Streiflichtern, wenig Interesse, sei

[1]) Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers, Fürsten Richard Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfons von Klinkowström. Autorisirte deutsche Originalausgabe. Wien, Wilhelm Braumüller. 1880. Erster Theil. Zwei Bände in 8.

Digitized by Google

es anekdotisches, sei es geschichtliches. Ueber alles wirklich Wichtige, der Aufklärung Bedürftige an den Ereignissen gleitet der Memoirist rasch weg. Wir bekommen Urtheile — schmeichelhafte Selbsturtheile namentlich — Auseinandersetzungen von „Grundsätzen"; was aber die Begebenheiten anlangt, so erfahren wir so gut wie nichts Neues. Höchstens wird die uns durch Hardenberg's Denkwürdigkeiten so nahe gebrachte Vorgeschichte des Potsdamer Vertrages durch diese Aufzeichnungen etwas vervollständigt.

Das Buch zerfällt nämlich in zwei, glücklicher Weise ungleiche Hälften, deren kleinere der darstellende, die andere der handelnde Staatsmann ausfüllt. Zuvörderst bringt es eine „autobiographische Denkschrift" aus dem Jahre 1844, vervollständigt durch einen „Leitfaden zur Erklärung meiner Denk- und Handlungsweise" aus dem Jahre 1852, und mit Einschaltung einer „Geschichte der Allianzen von 1813 und 1814" aus dem Jahre 1829 [1]). Dazu kömmt eine französisch geschriebene Charakteristik Napoleon's vom Jahre 1820 und eine deutsche Kaiser Alexander's vom Jahre 1829; dazwischen Anmerkungen des Herausgebers, die füglich unter dem Text hätten gegeben werden können, während die darin enthaltenen höchst interessanten Citationen aus unedirten Briefen ihren Platz im zweiten Theile hätten finden müssen. Dieser zweite, weit umfangreichere und viel anregendere Theil bringt nämlich Briefe, Aufsätze, Berichte, Erlasse, Vorträge u. s. w. aus den Jahren 1793—1815, meist in französischer Sprache. Sie sind es, die eigentlich das Hauptinteresse des Buches ausmachen. Uebrigens sind auch die hier mitgetheilten originalen Schriftstücke aus Metternich's amtlicher Thätigkeit nur zum kleineren Theile ungedruckt, darunter freilich manches Wichtige aus der Pariser Gesandtschaftszeit (1806—1809) und aus der ersten Zeit seines Ministeriums (1809—1812); leider auch dieses äußerst lückenhaft. Indeß sind diese hier zum ersten Male veröffentlichten Depeschen, selbst wo sie dem Geschichtsforscher nichts Neues bringen, für den Psychologen doch oft merkwürdig, für den gewöhnlichen Leser immer unterhaltend und anziehend. Freilich sind die meisten der hier gegebenen Berichte und Erlasse schon in Oncken's inhaltsreicher Geschichte „Oesterreichs und Preußens im Befreiungskriege", theils auszugsweise, theils in extenso veröffentlicht worden, während viele andere, oft ungleich wichtigere, die wir aus diesem ausgezeichneten Werke kennen, in „Metternich's nachgelassenen Papieren" fehlen. Ja, gerade die Schriftstücke, durch deren Veröffentlichung Oncken die Metternich'sche Politik im Jahre 1812 in ein ganz neues und im Ganzen günstiges Licht gestellt hat, suchen wir hier vergebens. Manches auch, wie z. B. die berühmte, neunstündige Unterredung Napoleon's und Metternich's im Marcolini'schen Palais zu Dresden, während des Waffenstillstandes von 1813, kennen wir im Wesentlichen schon seit mehr als zwanzig Jahren aus Thiers, dem Metternich eine Aufzeichnung derselben mitgetheilt [2]). Wir sind überdies schon lange durch d'Haussonville, der Talleyrand's

[1]) Der Ton, in dem darin von dem Kaiser Franz, wie von einem der Vergangenheit Angehörigen gesprochen wird, läßt mich übrigens vermuthen, daß dieser Aufsatz doch erst nach 1835 geschrieben, jedenfalls überarbeitet wurde.

[2]) Diese ist seitdem (1873) genauer von Helfert in seiner „Marie Louise" veröffentlicht worden. Ich enthalte mich absichtlich in dieser Zeitschrift aller gelehrten Detailkritik; doch

Digitized by Google

handschriftliche Memoiren und Briefschaften einzusehen Gelegenheit hatte und den Th. von Bernhardi bereits trefflich verwerthet hat, sowie durch Villemain, dem Graf Narbonne ausführliche Mittheilungen über seine Wiener Gesandtschaft gemacht, dann wieder neuerdings durch Hardenberg-Ranke, Gentz-Klinkowström und J. A. von Helfert, welche tief — wenn auch nicht so tief als Oncken — in die österreichischen Staatsarchive gegriffen haben — wir sind, sage ich, durch verschiedene bedeutende Publicationen der letzten zwanzig Jahre über Vieles schon weit eingehender unterrichtet, als durch das, was uns die neuen Bände bieten, welche beispielsweise selbst die Geschichte des Vertrages vom 3. Januar 1815, ja dies Bündniß selber ganz mit Stillschweigen übergehen. A. Beer's durchaus auf handschriftlichem Material beruhende Biographie des Staatskanzlers (im 5. Bande des „Neuen Plutarch") ist somit keineswegs durch diese neue Veröffentlichung antiquirt; und ich verweise ein für alle Mal auf diese, wie auf A. Springer's, freilich weit ältere, Charakteristik Metternich's, obschon ich nicht alle Urtheile der beiden Historiker, namentlich, wie sich zeigen wird, die Springer's, zu den meinigen machen kann. Was das Persönliche anlangt, worüber der Verfasser wie der Herausgeber der „Nachgelassenen Papiere" gleich karg und zurückhaltend sind, müssen Talleyrand's, Marmonts', Humboldt's und anderer Zeitgenossen gelegentliche Aeußerungen, müssen vor Allem Gentz' Tagebücher, Hormayr's Lebensbilder und Varnhagen's Denkwürdigkeiten zu Rathe gezogen werden, wenn man ein richtiges Bild von der Gestalt des Staatskanzlers gewinnen will.

Trotz alledem ist die neue Publication eine sehr werthvolle. Zu einer Geschichte der Zeit könnte sie nur unter sorgfältiger Vergleichung mit anderen Quellen benutzt werden. Für die Charakteristik des Mannes ist sie gerade deshalb unschätzbar, weil sie ihn 900 Seiten lang ganz allein reden läßt. Und zwar bekommen wir ihn, obschon das ganze Buch bis jetzt nur die Zeit bis zum Jahre 1815 behandelt, in den verschiedensten Lebensaltern zu hören, bald als

möge dies eine Pröbchen von Metternich's Zuverlässigkeit in einer Anmerkung eine Stelle finden. Der Staatskanzler schrieb 1857 nach Lesung des 15. Bandes von Thiers' „Consulat et Empire" eine Notiz über sein Verhältniß zum französischen Staatsmanne ganz im Tone eines sehr vornehmen Herrn, der sich wol ein- oder zwei Mal herabgelassen, den kleinen Ex-Journalisten zu empfangen, aber nicht weiter mit ihm in Beziehung getreten. Thiers habe ihm 1850 in Brüssel zwölf Fragen gestellt, die er beantwortet habe; doch sei ihre Unterredung auf die Jahre 1809—1810 beschränkt gewesen. (S. diese Notiz in den „Nachgelassenen Papieren" I, 254 und 255.) Nun ist aber jene berühmte Dresdener Unterhaltung vom Jahre 1813 erst im 16. Bande des „Consulat et Empire" enthalten, der zugleich mit dem 15. im Jahre 1857 erschienen war. Darin nun (S. 59) erklärte Thiers auf's Bestimmteste, Metternich habe ihm seine Aufzeichnung jener Unterredung mitgetheilt. Dies hat nun Metternich, der damals noch lebte und gerade jene Notiz schrieb, nicht öffentlich dementirt; und Thiers' Version stimmt, einige Kleinigkeiten abgerechnet, mit der von Helfert publicirten Denkschrift von 1820, sowie mit der in den vorliegenden „Nachgelassenen Papieren" veröffentlichten Aufzeichnung von 1829 so überein, daß, da außer Metternich Niemand den Inhalt jenes Zwiegespräches kennen konnte, der Staatskanzler in jener Notiz von 1857 einfach — nicht die Wahrheit gesagt haben kann. Daß Thiers auch nach 1850 andere Mittheilungen von Metternich erhalten, geht aus der Anmerkung des Herausgebers (Bd. I, S. 268) über die Mission Ottenfels' nach Basel hervor. Dies Beispiel möge genügen, um gewisse Härten unsers Urtheils über den alternden Staatskanzler zu erklären und zu rechtfertigen.

Digitized by Google

zwanzigjährigen Jüngling, bald als jugendlichen Mann im Drang der Geschäfte und wie aus dem Schlachtgetümmel heraus, bald als bedächtigen selbstgefälligen Greis, der seine Lebensgeschichte zurecht legt und sich selber so malt, wie er gerne von der Nachwelt gesehen sein möchte. Ein thörichtes und eitles Beginnen, mögen wir schon jetzt sagen: thöricht, weil der Metternich, wie er war, viel interessanter ist als der Metternich, der er sein will; eitel, weil es ihm bei aller Mühe eben doch nicht gelingt, sich anders darzustellen, als er war. Bietet uns nun die erste Hälfte des Buches die Gelegenheit, den alten Schriftsteller kennen zu lernen, so gibt uns die zweite die Mittel an die Hand, mit dem jungen Diplomaten Bekanntschaft zu machen, und Jedermann wird mir wol auf's Wort glauben, wenn ich behaupte, daß der Diplomat in Metternich bedeutender war als der Schriftsteller, der Jüngling anziehender als der Greis. Da indeß der Fürst Staatskanzler nach Dilettantenart einen so großen Werth auf sein schriftstellerisches Talent gelegt, so sei denn auch dem Autor eine kurze Betrachtung gewidmet, ehe wir vom Staatsmanne reden, um so mehr, als der Autor auch vielfach, ohne es zu wollen allerdings, den Staatsmann erklärt, vor Allem aber den Menschen verräth, der sich so unsäglich viel Mühe gegeben sich vor der Nachwelt zu drapiren. Auch bietet der umfangreichste seiner schriftstellerischen Versuche — die „autobiographische Denkschrift" — den natürlichsten Anlaß und Anhalt, um die politische Thätigkeit des Mannes bis in sein zweiundvierzigstes Jahr in wenig Strichen zu kennzeichnen. Die bewegte Geschichte jener Zeit hat man ja eben erst in Treitschke's unerreichter Schilderung gelesen; das geheime Spiel der Jahre 1812 und 1813 insbesondere hat uns Oncken jetzt eigentlich zum ersten Male ganz entrollt. Hat uns aber Jener durch sein eigenes lebhaftes Parteiergreifen mitten in die heiße Atmosphäre der aufeinanderplatzenden Leidenschaften hineingeführt und uns, sozusagen, gezwungen, dieselben nachzuempfinden, so hat Dieser mit seltener Kaltblütigkeit gewußt, sich und uns außerhalb der Schußweite auf den Punkt zu stellen, wo wir die Bewegungen beider Schlachtlinien gleichermaßen verfolgen können, ohne uns selbst von dem berauschenden Kampfesfieber anstecken zu lassen, oder, um genauer zu reden, er hat, als ein gewissenhafter, unermüdlicher und scharfblickender Untersuchungsrichter alle Aussagen und Zeugnisse aufgenommen, gesichtet und zusammengestellt, und uns überlassen daraus Anklageschriften, Vertheidigungsreden, Urtheilsbegründungen — vielleicht auch, wenn wir das Geschick und die Gabe dazu besitzen, literarische Kunstwerke — aufzubauen. Ich darf wol annehmen, daß diese Eindrücke bei dem Leser noch unverwischt sind, und es diesmal, gegen meine Gewohnheit, unterlassen, den „finstern Zeitgrund" zu malen, auf dem sich die Gestalt des österreichischen Staatsmannes abhebt.

I.

Niemand hat die erste und oberste Tugend des Staatsmannes, ganz in dem Staate aufzugehen, dem er dient, in höherem Maße besessen, als Fürst Metternich. Der Schriftsteller ist dabei freilich etwas zu kurz gekommen. Der junge Graf Clemens, 1773 in Coblenz geboren, in Straßburg und Mainz gebildet, schrieb seine deutsche Muttersprache fast so gut wie das Französische, ehe er sich an der

Digitized by Google

Donau niederließ: die rhetorischen Proben, die uns davon geboten werden, zeigen ihn zwar keineswegs als einen bedeutenden Stilisten — und wer wollte auch von einem zwanzigjährigen Jüngling Stil verlangen, wenn dieser Jüngling nicht gerade Goethe heißt? — aber seine Sprache ist deutsch im Ausdruck, in der Wendung, im Tonfall, wie man's von einem Rheinländer erwarten darf. Fünfzehn Jahre lang fast ausschließlich auf den Gebrauch des Französischen angewiesen, dann von seinem sechsunddreißigsten Jahre an ausschließlich in Oesterreich lebend, scheint er nach und nach das deutsche Sprachgefühl ganz verloren zu haben. Oesterreich begann ja damals erst wieder am geistigen Leben Deutschlands Theil zu nehmen. Der Staatskanzler scheint aber wenig mit den Männern verkehrt zu haben, die sich rühmen durften, diese geistige Wiedervereinigung angebahnt zu haben. Sein Deutsch ist nicht das Grillparzer's oder Halm's, es ist das Deutsch der k. k. Bureaux. Maßregeln werden „über seinen Vorschlag" getroffen; gewisse Dinge sind in vollstem „Ausmaße" vorhanden; er unterhält sich mit den Leuten über die „Tagesbelange"; er erlaubt sich auf gewisse Dinge „einzurathen"; er spricht von dem „vor Kurzem bestandenen Herzogthum Warschau"; er erwähnt eines „besonders bei der Vertheidigung eines Platzes sich ausgezeichneten" jungen Mannes; und was der Austriacismen mehr sind. Noch auffälliger aber und verletzender ist der französirende Ton seiner deutschen Schriften: sie klingen Alle wie übersetzt. Des Französischen freilich ist der Staatskanzler ganz Herr. Man vergleiche sein französisch geschriebenes Porträt Napoleon's mit der Charakteristik, die er in deutscher Sprache von Kaiser Alexander entworfen, worin das einzige Treffende ein Wort Napoleon's ist, das der Porträtist zum Thema seiner Variationen macht. Jene Studie über den Charakter Napoleon's datirt freilich schon vom Jahre 1820, als der Schriftsteller noch den Ereignissen und Personen näher stand, sein „System" und der pedantische Ton, in welchem er es vorzutragen liebte, sich noch nicht so ausgebildet hatte, während die Charakteristik Alexander's erst 1829 geschrieben wurde, als der alternde Fürst schon die Gewohnheit angenommen hatte, sich als die fleischgewordene Staatsweisheit anzusehen. Der Hauptgrund der Ueberlegenheit der einen Schrift über die andere bleibt aber doch die vollständigere Beherrschung des Werkzeuges.

Nicht als ob Metternich's Französisch die Vorzüge eines besonders persönlichen und festen Stiles aufwiese: aber es ist einfach, correct, ohne Prätention und — es lebt. Das Französische war nämlich, wenn ich so sagen darf, die Sprache, in der er handelte, das Deutsche diejenige, in der er über seine Handlungen philosophirte. Metternich's Handeln aber taugte mehr als seine Philosophie. Seine Depeschen — und sie sind fast alle französisch — sind aus dem Drange des Augenblicks heraus geschrieben; sie sind Thaten; sie wollen uns das eben Gethane, Gehörte wiedergeben, das zu Thuende, das zu Sagende andeuten: sie wollen nicht darüber reden. Metternich rühmt sich mit großem Selbstgefühl, und mit höhnendem Seitenblicke auf die Geschichtsprofessoren, daß er „Geschichte gemacht", folglich auch dazu berufen sei, sie zu schreiben. Nichts kann gerechtfertigter sein: nur muß man nicht vergessen, wenn man Geschichte schreibt, in welchem Muthe man sie gemacht hat. Nie wird ein Gelehrter, der seine Studirstube nicht verlassen, die Dinge sehen und zeigen, wie Caesar und Friedrich

Digitized by Google

sie gesehen und gezeigt. Die hatten aber Alles noch gegenwärtig, lebten es noch einmal durch. Der Metternich aber, der die Geschichte schreibt, lebt in einer ganz anderen Atmosphäre, sieht die Dinge durch ganz andere Brillen, befindet sich in einer ganz andern Stimmung, als der Metternich, welcher die Geschichte gemacht hat. Dem ist noch weniger so in dem erwähnten, wirklich sehr gelungenen, obschon allzubreiten Porträt Napoleon's. Wie gesagt, waren, als er es schrieb, kaum fünf Jahre verflossen seit dem letzten Zusammenstoß mit dem Gewaltigen; vornehmlich aber, sobald Metternich die französische Sprache in den Mund nahm, war's, als bestiege er sein Schlachtroß, das ihn von selbst wiehernd in die Reihen der Kämpfenden zurücktrüge. Wie blaß und abstract ist dagegen die ganze Autobiographie! Wie unbestimmt und allgemein der Ausdruck! Wie ganz das Gegentheil von der Sprache wirklich bedeutender Menschen, Napoleon's z. B., der hier so oft mitspricht und dessen Worte uns immer die Sachen selbst oder das Werden der Gedanken sehen lassen, als ob plötzlich der Alles umschleiernde Flor der Dinge weggerissen würde. Und welche Wiederholungen, welche Gemeinplätze, welche Clichés! Erröthet er doch nicht einmal, „neben einem Vulcan zu schlafen, ohne an den Erguß der Lava zu denken!" Oh, Durchlaucht, wenn Sie sich Das bei den schönen Französinnen erlaubt, die Sie in den Tuilerien umschwärmt, Sie hätten's auf immer mit ihnen verdorben!

Und wie der einzelne Ausdruck, so die ganze Darstellung: keine Lage tritt draſtisch hervor, keine Figur hebt sich im Relief ab von dem grauen eintönigen Hintergrunde seiner Erzählung. Kommen Unterredungen vor, so sind sie ganz conventionell gehalten. Nie hat Kaiser Franz, nie hat Erzherzogin Marie Louise in so artig gesetzten Worten mit dem Minister gesprochen, der Eine um ihm das Ministerium anzubieten, die Andere um sich wie eine zweite Iphigenie für das Wohl des Vaterlandes aufzuopfern. Wie ganz anders klingt es doch in den Depeschen, wenn er von Paris aus noch am selben Abende seine Unterhaltungen mit Napoleon oder Champagny auf's Papier bringt! So sprechen die Menschen. Das leibt und lebt; aber „das Franzerl", das da redet wie ein Leitartikel des „Beobachters", das hat nie gelebt. So findet er auch manchmal glückliche Worte in seinen französischen Depeschen; seine Selbstbekenntnisse berühren Einen wie ein unausgesetzter Strom lauen Wassers. Und bieten die gleichzeitigen Briefe und Berichte dem Geschichtsforscher nicht viel Neues, so gewähren sie doch dem großen Publicum gewiß eine anregende Lectüre, die ihn für die Langeweile der „autobiographischen Denkschriften" entschädigt. Will man sich z. B. ein Bild machen, wie der junge Herr Graf „von angenehmem Aeußern, sehr höflich und durchaus nirgends vorlaut" (Ritter Lang) in Rastadt auftrat, so lese man seine reizenden, natürlich französisch geschriebenen Briefe an seine junge Frau, eine Enkelin Kaunitzens: man meint den jungen Herrn aus der Coblenzer Emigrantengesellschaft vor sich zu sehen, im extemporirten Theater, am markgräflichen Hofe, am plebejischen Tische der Bevollmächtigten des Directoriums. Von alledem findet man keine Spur in der „Denkschrift". Auch das bischen Attachéklatsch über die Dresdener Zeit (1801—1803), das uns der alte Herr aufwärmt, gibt uns gar keinen Einblick in die Verhältnisse am kursächsischen Hofe und noch

Digitized by Google

weniger ein Bild des jungen, harmlos-heiteren Lebemannes, der dort seine Sporen verdiente und sein Adoptivvaterland Oesterreich mit Anmuth, Bescheidenheit, vollendeten Formen und offenen Augen vertrat. Dasselbe gilt von der kurzen Schilderung des Berliner Aufenthaltes. In den ausgezeichneten Depeschen aus jener denkwürdigen Zeit, wo er den Auftrag hatte, Preußen zum Anschluß an die dritte Coalition zu überreden, ist eine Wärme der Leidenschaft, oft Ausbrüche des Hasses und der Verachtung gegen den Erbfeind Preußen und seine würdigen Vertreter, die Haugwitz, Lombard, Lucchesini, zuweilen aber auch ein natürlicher Adel der Sprache, von denen in dem Rückblick auf sein Leben kein Echo nachklingt. In noch höherem Maße darf dies von den lebensvollen Berichten aus Paris vom Jahre 1808 gesagt werden, als die Wolke über Oesterreich sich jeden Augenblick zu entladen drohte, sowie von denen aus dem Jahre 1810, als sie sich entladen hatte und ein trügerischer Sonnenschein über dem jungen Bündniß beider Kaiserreiche lachte. Ja, diese Berichte, in denen er den Gewaltigen so oft redend einführt, sind noch viel anregender als sein Porträt Napoleon's, welches doch die beste, weil die jugendlichste seiner schriftstellerischen Arbeiten ist. Wol fällt der Berichterstatter etwas ab gegen den mächtigen Unterredner, den man aus jedem seiner selbstgeschmiedeten Sätze leibhaft reden hört. Nur in dem Einen ist Metternich dem großen Manne überlegen: er ist kein Emporkömmling. In jener Charakteristik schon kann er, gerade wie Mm. de Rémusat und alle Freunde Talleyrands, nicht genug betonen, wie schlecht erzogen, wie linkisch, wie vernachlässigt in seinem Anzug, wie prätentiös in seinem Auftreten der Soldatenkaiser war. Nur steht die wiederholte Betonung solcher Schwächen einer Dame besser als einem Staatsmanne; auch ist die Französin eine ganz andere Meisterin in der Kunst des Porträtirens, als der Deutsche. Dagegen darf es uns nicht wundern, daß der Staatskanzler in der psychologischen Analyse des Napoleonischen Charakters der Dame den Rang abläuft. Frauen durchschauen wol den Menschen meist rascher und sicherer als wir; methodisch von ihren Eindrücken Rechenschaft abzulegen wird ihnen schwer. Doch fehlt der Schilderung Metternich's auch das charakteristische Kennzeichen der Geister seines Schlages nicht: er sucht das Große der Persönlichkeit gern herabzumindern; übergeht Napoleon's gesetzgeberisches Genie — das wol noch größer war als sein militärisches — ganz mit Stillschweigen; ist immer bestrebt, seine Erfolge durch die Kleinheit der Zeitgenossen, die Unfähigkeit der Gegner, die Gunst der Umstände zu erklären. Nichts von alledem finden wir in seinen Pariser Berichten. Die sind ganz objectiv gehalten. Der Kaiser steht vor uns, wie er leibt und lebt. Man könnte bei jedem Worte schwören, daß er es gesprochen; man könnte die Bewegungen der Hand errathen, mit denen er es begleitet. Und in Alledem ist eine Frische und ein Leben, die der Autor dieser Depeschen nie wiedergefunden. Fast sollte man glauben, der alte Fürst habe selber dunkel gefühlt, daß sein Farbentopf nur noch Grau enthielt; denn er wünschte, daß das Manuscript der Autobiographie „für immerwährende Zeiten, insofern dieser Begriff auf menschliche Fürsorge anwendbar sei, in seinem Hausarchive verbleibe." Doch gestattete er, daß es „nach Zeit und Umständen benützt werde, um lückenhafte Geschichtswerke zu vervollständigen oder lügenhafte zu berichtigen." Ich weiß

Digitized by Google

nicht, ob man dem Andenken des Staatskanzlers einen Dienst geleistet, indem man einer Auswahl seiner Depeschen das Machwerk beigab: es gewinnt jedenfalls nicht bei der Vergleichung.

Fürst Metternich war einundsiebzig Jahre alt, als er es im Jahre 1844 unternahm, seine Lebensgeschichte oder vielmehr die Geschichte seiner öffentlichen Thätigkeit zu erzählen; er war fast ein Achtziger, als er den „Leitfaden zur Erklärung seiner Denk- und Handlungsweise" niederschrieb. Nichts natürlicher, als daß er in der Darstellung nicht den frischen Ton fand, den seine jugendliche Thätigkeit geathmet hatte. Natürlich auch, daß er dieser seiner Thätigkeit einen bewußten Plan unterschob, den sie in Wirklichkeit wol kaum zu befolgen die Ruhe und Freiheit gehabt; daß er sich selber Grundsätze beilegte, an die er als dreißigjähriger Jünglingmann wol nie gedacht. Ebenso natürlich ist es endlich, daß ihm sein Gedächtniß trotz aller gedruckten und ungedruckten Hilfsmittel kleine Streiche spielte, die zwar nicht an die kaum glaublichen Irrthümer und Widersprüche Odilon Barrot's in seiner eigenen Lebensgeschichte heranreichen, aber doch genügen würden, die „autobiographische Denkschrift" für das Fabrikat eines späteren Jahrhunderts zu erklären, wenn der Fürst zu Dino Compagni's Zeiten gelebt, anstatt in unseren. Es sind aber auch Reticenzen in diesen Aufzeichnungen, die nicht allein dem schlechten Gedächtniß zugeschrieben werden können und die darauf hindeuten, daß man ein Interesse hatte, Manches zu verschweigen. Es geht ein Ton der Selbstzufriedenheit, vor Allem aber eine moralisirende Lehrhaftigkeit durch diese ganze Selbstschau, die schon nicht mehr zu verstehen sind, wenn man nicht etwas bewußte Heuchelei annimmt. Dies unausgesetzte Pochen auf die „Grundsätze", dies ewige Betheuern, daß man allem und jedem „Ehrgeiz unzugänglich" ist, dies fortwährende Sichberufen auf das „stets rege Pflichtbewußtsein", diese wiederholte Versicherung, daß weder „Eigenliebe noch Hang zur Rechthaberei" ihn leite, sondern „das geschichtliche Element und die Pflege der Wahrheit, die in seinem Gefühle vorherrschten." — welche Sprache! — dies eintönige Tugendgerede wird am Ende doch nicht nur langweilig — das versteht sich von selbst; die ganze Denkschrift ist langweilig, wenn es erlaubt ist, mit einem so vornehmen Autor so unhöflich zu sein — es wird auch verdächtig. „Gewissen und Gewissen um das dritte Wort! Mit wem reden wir denn?" möchte man Appiani's ungeduldige Worte gegen Marinelli parodirend ausrufen. Ist's derselbe ministre-papillon (Nostitz), der in Paris und Wien so viel schöne Blumen umflatterte, daß er, wie sein Vertrauter, Gentz, klagt, die Geschäfte seines Amtes darüber vergaß? Ist's derselbe Mann, den Varnhagen in Prag (1813) „als einen Freidenker in religiösen Dingen gekannt?" Derselbe Staatsmann, der sich Monate lang die Frage offen hielt, ob er für „Europa" oder für Napoleon eintreten würde? Man braucht eben Goethe's Wort, daß die Handelnden immer gewissenlos sind, nicht buchstäblich zu nehmen; sicher ist doch, daß sie nicht so gewissenhaft sein können, als sich der alte Metternich gerne machen wollte. Und wie unnütz ist dieser Pharisäerton! Warum sollte er denn keinen Ehrgeiz haben? Ist denn ein ganzer Staatsmann überhaupt nur denkbar ohne Ehrgeiz? Und wer hätte es ihm denn zum Verbrechen gemacht, wenn er vor Allem sein Oesterreich bedacht und nach vier verhängniß-

Digitized by Google

vollen Kriegen den fünften erst dann aufnehmen gewollt, als er seiner Sache sicher war? Wer hätte es ihm verargt, wenn der Freidenker als Leiter einer katholischen Großmacht die katholischen Interessen verfochten? Wer hätte es ihm verdacht, wenn er manchmal seine Zeit zwischen der liebenswürdigen Herzogin von Sagan und den Geschäften seines Herrn getheilt? Und wenn er der Nachwelt offen gestanden hätte, was sie erst durch die Indiscretion seines Vertrauten erfahren, daß die Eifersucht auf Fürst Windischgrätz ihm mehr schlaflose Nächte verursacht als der Keil, den Talleyrand's Intriguen in die Allianz „Europa's" trieben, die Nachwelt würde ihn nicht gelobt haben, aber sie hätte gelächelt und verziehen.

Ja, warum sollte er nicht auch einmal herzhaft lügen, wenn's das Interesse seines Landes erheischte? Das Schlimme ist ja nicht eine Unwahrheit zu sagen, sondern unwahr zu sein. Auch der wahrhaftigste Mensch kann manchmal in der Lage sein, zu einer Lüge greifen zu müssen. Und, wenn wir den Zeitgenossen Glauben schenken dürfen, so ließ es schon der Graf ebensowenig daran fehlen als später der Fürst. „Herr von Metternich ist auf dem besten Wege, ein Staatsmann zu werden: er lügt schon ganz hübsch", sagte Napoleon zu Mm. de Rémusat von dem Dreißiger. Und Macaulay berichtet ein Menschenalter später, als Jemand bei Lady Holland den Staatskanzler mit Mazarin verglichen habe, — den er, beiläufig gesagt, tief verachtete — da habe der alte Talleyrand lebhaft protestirt: „Dagegen wäre viel einzuwenden: vor Allem, der Cardinal täuschte wol, aber log nie. Herr von Metternich lügt immer und täuscht Niemanden."

Als der Staatskanzler diese seine Autobiographie schrieb, hatte er's noch weiter gebracht: er log nicht mehr, er glaubte, was er so oft gelogen hatte. Wie sticht dieser Ton ab, nicht nur gegen die großartige Wahrhaftigkeit eines Rousseau und Goethe, — wie die Geschichte nie so wahr ist als die Poesie, so kann auch der „Geschichtemacher" nicht so wahr sein als der Dichter —; aber auch gegen Hardenberg's oder Palmerston's schlichte Weise fällt dieser Tugendprunk ab, wie Theatertiraden gegen natürliche Erzählung unter Freunden. Sollte man dem alten Herrn glauben, so war der gewandte, lebenslustige junge Weltmann, den der alte Kaunitz für einen „perfecten Cavalier, einen guten aimablen Menschen von niedlichster Verve" erklärte, schon mit zwanzig Jahren ein principienfester Weiser, der „von der moralischen Gesunkenheit Frankreichs" im achtzehnten Jahrhundert durchdrungen war, der von der Revolution, die alle Moral zerrüttete, die größten Gefahren für Europa befürchtete und sich's zur Lebensaufgabe machte, diese Quelle des Uebels zu bekämpfen, um die Gefahren von seinem erwählten Vaterlande, diesem Paradies der Unschuld, dem Wien Kutschera's und Trautmannsdorf's! abzuwenden. Hat er doch „von seiner frühesten Jugend bis in das sechsunddreißigste Jahr eines mühevollen Ministeriums nicht Eine Stunde sich selbst gelebt." Ließ ihn doch nur die Pflicht in der dornenvollen Laufbahn beharren, die ihm so zuwider war. Schon als Zweiundzwanzigjähriger „jedem Vorurtheil unzugänglich und in jedem Dinge nur die Wahrheit suchend" schreckte er vor der Staatsthätigkeit zurück und „hätte vorgezogen, im Privatleben zu bleiben und seine Zeit der Pflege der

Digitized by Google

Wissenschaften — besonders der exacten und Naturwissenschaften — zu widmen." „Die diplomatische Laufbahn konnte allerdings seinem Ehrgeize schmeicheln, aber diesem Gefühle war er sein ganzes Leben lang nicht zugänglich." „Er fürchtete zwar nicht in die falschen Bahnen zu gerathen, auf welche so viele Menschen durch erhitzte Einbildungskraft und vorzüglich durch ihre Eigenliebe hingerissen werden, weil er sich gerade von diesen Fehlern frei fühlte; aber er erkannte andererseits die vielen und gefährlichen Klippen seiner neuen Stellung (1806 als Botschafter in Paris) und glaubte daher vorerst allen seinen Ehrgeiz darauf beschränken zu sollen, wenigstens das Böse dort zu verhindern, wo er die Unmöglichlichkeit sah, das Gute zu bewirken." „Frei vom Stachel des Ehrgeizes, wie er sein ganzes Leben war, empfand er nur das Gewicht der Fessel", welche ihm 1809 die Uebernahme des Ministeriums auferlegte, und nur das Vertrauen auf die „starke und reine Seele" Kaiser Franz' gab ihm den Muth dazu; denn er hatte „nur die zwei Punkte, auf die sich zu stützen ihm möglich schien: sein Gewissen und die unerschütterliche Charakterstärke des Kaisers Franz", der ja natürlich auch immer nur „strenge der Stimme seines Gewissens folgte." Das Interesse Oesterreich's und des Hauses Habsburg existirte ja nicht für diese beiden reinen und starken Seelen. Wie hatte doch Joseph II. seinen florentinischen Neffen verkannt, als er meinte, „edle moralische Motive machten auf ihn nicht den geringsten Eindruck" und „nur ein Mittel: Furcht greife bei ihm an." Auch an seiner Religiosität zweifelte der skeptische Onkel. Nicht so der Diener. Nur weil die „vorgebliche erste Ehe" Napoleon's mit Josephine ein Concubinat war, konnte er's über sich bringen, seinem frommen Herrn den Rath zu ertheilen, dem Kaiser der Franzosen die Hand seiner Tochter zu geben. Uebrigens ist nirgends verzeichnet, daß Metternich dem Kaiser Franz von seiner vierten Ehe (1816) mit einer geschiedenen Dame abgerathen hätte. Wahrscheinlich war auch die Ehe der Kronprinzessin von Württemberg nur eine „vorgebliche" gewesen, da der Kronprinz ja Protestant war und der Papst die Scheidung guthieß. „Wäre es anders gewesen, die Sache hätte gar nicht zur Sprache kommen können." Wie sagt doch Goethe: „Zu zeigen, was moralisch sei, Erlauben wir uns frank und frei Ein Falsum zu begehen." Möglich, obschon unwahrscheinlich, ist es, daß Metternich im Jahre 1809 Nichts von der kirchlichen Ehe Josephinens gewußt, die am 1. December 1804, am Vorabende der Krönung, von Cardinal Fesch in Gegenwart zweier Zeugen vollzogen worden war; unmöglich ist es, daß er sie 1844 ignorirt habe, als er die Worte schrieb[1]): „Diese Frage (die Ehetrennung) bestand für die Kirche nicht und folglich auch nicht für den Kaiser. Napoleon hatte ... eine bürgerliche Ehe geschlossen; es war also keine in den Augen der Kirche gültige Ehe. Wäre es anders gewesen, die Sache hätte gar nicht zur Sprache kommen können." Denn Franz war scrupulöser als sein Schwiegersohn:

[1]) Angenommen selbst, Metternich hätte 1844 noch nicht gewußt, was alle Welt wußte, was Thiers Jahrs darauf (1845) im 5. Bande seines „Consulat et Empire" umständlich erzählte, so hätte er doch 1852, als er seine gerade an dieser Stelle abgebrochene Lebensgeschichte wieder aufnahm, es wissen und diese letzten Seiten, an die er anknüpfte, corrigiren müssen. Neue Details über die kirchliche Ehe Napoleon's haben vor Kurzem Mme. de Rémusat's Memoiren gebracht.

Digitized by Google

er hätte um die Welt kein Ehebett bestiegen, über das der Pfarrer nicht den Segen gesprochen; er ließ sich auch nie scheiden, sondern wartete immer geduldig, bis seine Frauen eines natürlichen Todes starben, um wieder zu heirathen,

„Bevor die Schuh' verbraucht,
Womit er seiner Gattin Leiche folgte."

Aber wir erkennen Dich ja gar nicht wieder, höre ich meine Freunde sagen. Du, immer so bestrebt billig gegen Jeden zu sein, Du, der stets Alles, auch das Schlimme, zu erklären und verstehen sucht, anstatt es zu verdammen, der auch dann, wenn er verdammt, es immer in den mäßigsten Worten zu thun sucht; der stets von allen liberalen und nationalen Parteischranken so frei zu sein behauptet — wie kommst Du zu dieser Bitterkeit? Sei's noch um Franz, dem kindlichen Thierquäler, „dem die Erhaltung seiner eigenen Person allein unendlich wichtig schien", um noch einmal Joseph's II. Worte zu gebrauchen; aber Metternich, ein bedeutender und auch ein wohlwollender Mann, der im Grunde doch nur stets das Beste seines Herrn und seines Landes gewollt, es auf seine Weise verfolgt hat? Wohl, und so stand er auch in meinen Augen, trotz der conventionellen Tugendsprache seiner amtlichen Auslassungen als loyaler Gegner eines nationalen Deutschlands und eines freien, öffentlichen Staatslebens — bis zum Erscheinen dieser Publication. Hier ist's aber nicht mehr die allgemein angenommene Sprache einer Zeit und eines Standes, die so wenig Heuchelei implicirt, als die gesellschaftliche, deren wir uns Alle bedienen, wenn wir „des Nachbar's alte Katze" besorglich nach ihrem Befinden befragen. Hier handelt sich's auch nicht mehr um das Erreichen eines besonderen positiven Zweckes, oder das Verhindern eines besonderen positiven Uebels durch eine gelegentliche Unwahrheit. Hier ist's die reine Scheinheiligkeit, das durch Nichts herausgeforderte, durch die Eitelkeit allein eingegebene Bemühen, sich selbst mit absoluter Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit in das günstigste Licht zu setzen. Es ist nicht der überzeugte Feind alles dessen, was wir hochschätzen gelernt, es ist der Heuchler, gleich ob er im Wohlfahrtsausschusse sitzt, oder im Palais am Ballplatze, der Einen ungeduldig macht; und je nachsichtiger man für die Schwächen der Menschen ist, wenn sie nur den Kern der Wahrheit nicht berühren, desto strenger hat man das Recht und die Pflicht zu sein, wo sich unterm Scheine der Tugend die baare Unwahrheit breit macht.

II.

Es ist ein Glück für Metternich, daß er wol nicht nach seinen Memoiren, sondern nach seinen Depeschen beurtheilt werden wird: denn hier wird jedem Unbefangenen erst klar, wie muthig und gewandt und unermüdlich er in jenen heißen Jahren das ihm anvertraute Interesse Oesterreichs verfochten hat, wie er, je nach den Umständen sich mit oder gegen Napoleon verbündend, redlich daran gearbeitet, die Einheit Deutschlands, wie die Unabhängigkeit Italiens zu verhindern, wie scharfsinnig er sofort erkannt, daß Preußen ein viel gefährlicherer Feind für Oesterreich war als Frankreich. Er mag sich in dieser seiner österreichischen Politik zuweilen geirrt haben — namentlich in der orientalischen Frage —; jedenfalls aber hatte er das Recht, ja die Pflicht, egoistisch-österreichische

Digitized by Google

Politik zu treiben, wie Talleyrand französische trieb; und wollte Gott, die preußischen Diplomaten wären 1814 in Wien so gewandt, so beharrlich, und so erfolgreich gewesen in ihrer Sache als er in der seinen. Was unerträglich ist, ist nur die Heuchelei, mit der er stets das Interesse Oesterreichs mit dem absoluten sittlichen Rechte identifizirt; denn „die wahre Kraft liegt ja im Recht allein" und „das sogenannte Metternich'sche System war ja kein System, sondern eine Weltordnung", wie er selber bescheiden sagt.

Niemand in der That hat mehr als der Staatskanzler dazu beigetragen, diesen pharisäischen Ton, der von 1814 bis gegen 1860 auf dem Festlande geherrscht, in die Diplomatie einzuführen. Uebrigens schlug er selbst diesen Ton erst an, nachdem er unter den Einfluß Talleyrand's gerathen war, der bekanntlich den politischen cant am Weitesten getrieben hat. So unverschämt freilich wie der alte Sünder der Rue St. Florentin war der Schüler doch nicht. „Nie, meinte der entkuttete und beweibte Bischof von Autun, der Ludwig XVI., dem Directorium, dem Consulat, dem Kaiserthum gedient hatte, jetzt der Legitimität diente, und endlich der Dynastie Orléans dienen sollte, der eigentliche Eingeber der Säcularisationen und jetzt der Vertheidiger des legitimen Königs von Sachsen, dessen Ducaten all die Weil in seinen Taschen klimperten, „nie dürfe man absehen von der wahren Kraft, welche allein in der Tugend bestehe. In den Verhältnissen der Völker zu einander aber sei die erste Tugend die Gerechtigkeit . . . . Nur „aus wahrem Interesse" für Preußen, wolle er diesem „die scheinbaren Vortheile" ersparen, die, „errungen durch die Ungerechtigkeit und gefährlich für Europa, ihm selbst früher oder später verhängnißvoll werden würden." Der Gute! Das heißt nämlich auf deutsch, Preußen dürfe Sachsen nicht bekommen, weil Frankreichs Interesse es erheischte, daß die deutschen Mittelstaaten fortbestünden. Gegen eine solche Sprache freilich ist die Metternich's fast schlicht, wenn auch nicht wahrhaftig, zu nennen. Der mißbilligt die Einverleibung Sachsens durchaus nicht etwa „weil sie Preußen vergrößert", sondern weil es das Zustandekommen eines einigen Deutschlands erschweren würde, wenn „eine der Mächte, die dazu berufen seien das gemeinsame Vaterland zu beschützen", sich einen der wichtigsten Staaten aneignete. Beide Schriftstücke sind vom December 1814, als Hardenberg's unzeitiges Vertrauen und Humboldt's prätentiöse Ungeschicklichkeit Preußen um die Frucht seiner Siege betrog, und diese Sprache ward von da ab, während eines halben Jahrhunderts, die allgemeine der europäischen Staatsmänner mit Ausnahme Palmerston's: Ludwig XVIII. und Georg IV., der Tugendhafte, Louis Philipp und sein Guizot, Ancillon und sein gekrönter Schüler, Lamartine und Napoleon III., Alle hatten diese salbungsvolle Sprache im Munde, seit der größte Diplomat des Jahrhunderts, Dank diesem Gemisch von Unverschämtheit und Lüge, seinem besiegten Vaterland den Eintritt in die Gesellschaft der Sieger erzwungen hatte.

Metternich allerdings will diese seine „Grundsätze" keineswegs erst von Talleyrand gelernt haben. Seine ganze Autobiographie ist ja mit der bewußten Absicht geschrieben, die Einheit und Consequenz seines ganzen Lebens nachzuweisen, und wie er nie auch nur „einen Fingerbreit von Gottes Wegen" abgeirrt. Es gibt zwar Leute, die da meinen, das Verdienst der Immobilität sei

Digitized by Google

nicht so groß, ja sie sei auch in solcher Strenge kaum möglich: „Le monde n'est qu'une branloire perenne, toutes choses y branlent sans cesse . . . La constance même n'est autre chose qu'un branle languissant" . . . Aber das sind nur leichtsinnige Zweifler ohne sittlichen Ernst wie Montaigne, die das behaupten, die sogar so verdorben sind, daß sie die Wahrheit über die Consequenz stellen und naiv gestehen: „tant y a que je me contredis bien a l'adventure; mais la vérité, je ne la contredis pas." Der Staatskanzler war der entgegengesetzten Meinung: auf die Wahrheit kam's ihm nicht sonderlich an, wenn nur die Consequenz bewiesen war. Will er doch schon als siebenzehnjähriger Jüngling diese seine Lebensüberzeugung von der Macht des Rechtes und der Tugend, als die beiden unumstößlichen Grundpfeiler aller guten Politik, gewonnen haben. Er war nämlich mit fünfzehn Jahren (1788) sammt seinem anderthalb Jahre jüngeren Bruder auf die Universität Straßburg geschickt worden, wo er bis zum Jahre 1790 verblieb um dann die Hochschule in Mainz zu beziehen. Dort hatte er einen Revolutionsmann zum Erzieher und war Zeuge einer gewaltsamen Volksscene gewesen. „Die Lehren des Jacobiners und der Appell an die Volksleidenschaften flößten ihm einen Ekel ein, den Alter und Erfahrung nur in ihm verstärkten." Auf seinem Wege nach Mainz ging er zur Kaiserkrönung Leopold's II. nach Frankfurt und „erfaßte mit der ganzen Kraft der Eindrücke des Jugendalters nur den Gegensatz zwischen dem von den ersten Regungen des Jacobinismus besudelten Lande, welches er soeben verlassen hatte, und dem Orte, an dem die menschliche Größe sich mit einem edlen Nationalgeiste verband —" Anno 1790 in Frankfurt am Main. Von Stund' an wußte er, was seine Sendung im Leben war. „Ich fühlte, die Revolution würde der Gegner sein, den ich fürder zu bekämpfen hätte, und so verlegte ich mich darauf den Feind zu studiren, und mich in seinem Lager zu orientiren." Alles mit siebzehn Jahren! Was ist Pico della Mirandola gegen diese Frühreife! Um nun den Feind zu studiren ging er einerseits in „die gewählte Gesellschaft" der französischen Emigrirten, andrerseits in die keineswegs gewählte Gesellschaft der Mainzer Clubisten, wie Hofmann und Georg Forster. Dies soll übrigens das einzige „Studium" des jungen Studiosus gewesen sein, der, so sagt man, sehr begrenzte Kenntnisse aus seinem Universitätsleben mitbrachte. „Der Dramaturg Kotzebue bewohnte gleichfalls Mainz; damals war er warmer Anhänger einer Schule, die fünfundzwanzig Jahre später ihre Dolche gegen ihn richtete!" Karl Sand war nämlich in Metternich's Augen ein Jacobiner, wie der Freiherr von Stein, Gneisenau, Scharnhorst und alle Andern, welche die deutschen Zustände vor und nach der Revolution nicht für das Ideal eines Staates hielten, „in dem sich die menschliche Größe mit einem edlen Nationalgefühl verband."

Wol gehörte Metternich den Emigrantenkreisen an, wo solche „Grundsätze" zum guten Ton gehörten; aber die Salbung kam erst später hinzu. Wie die ganze Generation, aus der in der Literatur sich unsere Romantiker recrutirten, so war auch Metternich damals noch nicht der abstracte Tugendheld, der er später wurde. Alles hat zwar mehr Maß und Geschmack bei dem geborenen Edelmann; aber im Grunde ist's doch beide Male, in der Jugend wie im Alter, dieselbe Stimmung, der wir noch bei seinen beiden von ihm geadelten Lebens-

Digitized by Google

genossen plebejischen Ursprungs, Friedrich von Gentz und Friedrich von Schlegel begegnen. Nur hatte er die philosophische Bildung der beiden Literaten nicht; aber er war ein anstelliger junger Mann, nicht gerade eminent, aber von leichter Fassungsgabe und höchst einnehmendem Wesens. Diese seine liebenswürdige Persönlichkeit war es denn auch, die ihm alle Weiber- und Fürstenherzen eroberte: es heißt ja, man gewänne meist Beide am sichersten mit demselben Mittel. Ob das hinreichend gewesen wäre, um so hoch zu klimmen, wenn er nicht in die hohe Stellung geboren gewesen? W. von Humboldt leugnete es; und jedenfalls bedurfte es der Gunst, um mit einundzwanzig Jahren zum Gesandten des deutschen Reichs im Haag ernannt zu werden, des Glückes, um mit sechsunddreißig Jahren in die weithin sichtbare Stelle eines ersten Ministers des österreichischen Kaiserstaates einzutreten. Eine große Heirath mit der Enkelin Kaunitzen's, die ihm sein Vater zu vermitteln wußte, und über die uns A. Wolf in seiner Schrift über die Fürstin Liechtenstein viel Ergötzlicheres berichtet als der Autobiograph, erleichterte ihm die Erreichung der ersten Sprosse. Aus der holländischen Gesandtschaft war Nichts geworden, weil Pichegru ihm mit seiner Einnahme Nimwegens einen Strich durch die Rechnung gemacht; allein mit fünfundzwanzig Jahren war er schon Vertreter des westphälischen Grafencollegiums auf dem Rastadter Congreß, mit siebenundzwanzig Gesandter Oesterreichs in Dresden; mit dreißig in Berlin, trat er nun eigentlich erst recht in die Geschichte ein. Die ganze Geschichte jener Zeit wurde ja, im Gegensatze zu der unsrigen, von jungen Leuten gemacht; Napoleon, Kaiser Franz, Alexander I., Friedrich Wilhelm III. waren wenig älter, als ihre Minister, Marschälle und Botschafter. In dieser Jugendzeit nun in Berlin und Paris, von 1804 bis 1809, zeigte er sich am glänzendsten, weil er nirgends so gut am Platze war, als in der Stellung, die er an beiden Höfen einnahm: Metternich war ein geborener und vollendeter Diplomat. Sicher im Auftreten, geschmeidig, vornehm ohne Dünkel, mit früher Menschenkenntniß, leichtem Redactionstalent und — was die Hauptsache ist, ausgesprochener Lust und Liebe zu seinem Handwerk, redlichem Wunsch, das Interesse seiner Staaten zu fördern. Auch „das Mystificiren gehörte zu den natürlichen Anlagen des Ministers, welcher es im geselligen Verkehr oft bis zur Verzweiflung der Menschen trieb." (Nostitz.)

Obschon seine diplomatische Thätigkeit weder in Berlin noch in Paris den gehofften Erfolg hatte, so that er doch gute Dienste und lernte Menschen und Verhältnisse kennen, deren Kenntniß ihm wenig Jahre darauf von größtem Nutzen sein sollte. Vor Allem war es Talleyrand, der einen bestimmenden Einfluß auf ihn ausübte. Nicht nur, daß er sich, was diplomatische Taktik anlangt, ganz in dessen Schule bildete: er ließ sich auch im Inhalte der Politik durch ihn bestimmen. Später äußerte sich Metternich allerdings sehr abfällig über diesen seinen Lehrer, den er in dieselbe bunte Kategorie der Richelieu, Mazarin, Canning, Capodistria und anderer bitterböser Menschen wirft, für die der alte Staatskanzler stets die größte Verachtung empfunden zu haben vorgibt. Talleyrand würde sich wahrscheinlich in dieser Gesellschaft sehr wohl befunden haben; jedenfalls verdiente er durchaus diese Auszeichnung: er war der getreueste Nachfolger der großen französischen

Digitized by Google

Staatsmänner des siebzehnten Jahrhunderts, um so größer, als er ihre Lehren und Beispiele nicht dem Buchstaben, sondern mit freier Deutung dem Geiste nach befolgte. So war er es, der 1814 den Weg zur französisch-österreichischen Allianz bahnte, weil er eben einsah, daß seit dem Eintritt Rußlands und Preußens in die europäische Staatengesellschaft das Schachbrett für Frankreich ganz verändert war, daß Richelieu, wenn er von den Todten auferstanden wäre, in seinem Lebensfeinde Oesterreich seinen natürlichen Verbündeten gegen die nationale deutsche Großmacht des Nordens gesehen hätte. Jetzt im Jahre 1808 war Talleyrand noch nicht in der Lage, an Frankreich zu denken, da es ihm vor Allem um seine eigene Person zu thun sein mußte, die in Ungnade gefallen war. Er hat immer behauptet, von der spanischen Unternehmung abgerathen zu haben — Napoleon hat es stets geleugnet —; wie dem auch sei, Talleyrand war nicht in Gunst im Jahre 1808 und er wußte Metternich zu überreden, daß allein seine weise Voraussicht und sein Muth, sie auszusprechen, ihn aus dem Ministerium des Aeußern entfernt habe. Er wußte Metternich noch von viel Anderem zu überreden, vor Allem davon, daß Napoleon sich und seine Politik nie ändern würde, und daß, da es doch nicht unendlich so weiter gehen könne, sein Sturz früher oder später unvermeidlich eintreten müsse. Schon habe sich eine mächtige und zahlreiche Partei im Innern gebildet — sie bestand aus Talleyrand und Fouché, Fouché und Talleyrand —, welche nur auf die Gelegenheit warte, um sich des Usurpators zu entledigen; ein Krieg mit Oesterreich, in dem die Völker aufständen, wie in Spanien, werde das Signal zum Ausbruch sein: denn das französische Volk sei des ewigen Krieges müde und dürste nach Frieden, wisse aber wohl, daß es den nicht haben könne, so lange Napoleon auf dem Throne sitze. Uns klingt eine solche Sprache einfach wie die des Landesverrathes; und auch Metternich mochte sie im geheimsten Innern so beurtheilen; aber das durfte ihn nicht hindern, sie sich und seinem Herrn zu Nutze zu machen. Er glaubte nämlich Alles — wie er später auch Bernadotte glaubte, als er ihm 1814 den Aufstand des französischen Volkes voraussagte, sobald die fremden Heere über die Grenze dringen würden — und er berichtete Alles getreulich nach Wien. Das ganze Geheimniß, warum er damals, fast so heftig wie Erzherzog Karl und Stadion, zum Kriege drängte, liegt hier. Und nirgends wird man Metternich's Talent der Aneignung fremder Gesichtspunkte in glänzenderem Lichte sehen, als in den meisterhaften Depeschen des Jahres 1808. Das schlug ganz um, nachdem er Talleyrand's persönlichem Einflusse auf vier bis fünf Jahre entrückt wurde. Die Talleyrand'sche Methode behielt er bei, die Talleyrand'schen Ideen nahm er erst 1814 wieder auf.

Es begann nun, von 1809—1813, die Zeit, wo er cunctando restituit rem, oder wenigstens durch ein gewandtes Temporisiren und seltenes Glück Athmenszeit für Oesterreich gewann. Um welchen Preis, sagt die Geschichte. Die Heirath der Erzherzogin mit Napoleon war ein trefflicher Schachzug und im Grunde keiner, den man ihm vorwerfen konnte, wenn man die wenig delicate Natur des Vaters und der Tochter, die er verhandelte, in Betracht zieht. Diese Heirath war aber so recht seine Sache, obschon er uns in seiner Autobiographie das Gegentheil glauben machen möchte: seine eigenen Schriftstücke aus dem Jahre

Digitized by Google

1810 sprechen lauter[1]). Es war die erfolggekrönte Politik dieser seiner fünf ersten Regierungsjahre, welche er später in ein System zu bringen und durch allerhand Grundsätze zu erklären suchte. Sein wirkliches Verdienst war groß genug, um solcher nachträglicher Erklärungen nicht zu bedürfen. Er erhielt dem auf den Tod verwundeten Oesterreich, das seiner besten Provinzen beraubt, vom Meer ausgeschlossen, durch furchtbare Niederlagen gebeugt, durch den Staats-Bankerott erschöpft war, — Metternich braucht bezeichnender Weise immer nur den Euphemismus „Finanzmaßregel" — seine Großmachtstellung; ja, er wußte es größer herauszuführen, nicht nur als er es empfangen hatte, sondern als es bei Beginn des dreiundzwanzigjährigen Krieges gewesen war. Und es war nicht nur Glück. Niemand wußte Machtverhältnisse besser als er zu beurtheilen. Schon nach dem Wiener Frieden, als er die Regierung übernahm, hatte er klar gesehen, daß in der furchtbaren Lage Oesterreichs Nichts zu thun war, als zu temporisiren, denn Eines fühlte er bestimmt, wenn er nicht gerade unterm persönlichen Zauber des Imperators war, und das war, daß die ungeheuerliche Schöpfung nicht dauern könne, daß die Katastrophe früher oder später eintreten müsse. „Wir müssen," schrieb er am 10. August 1809, „vom Tage des Friedens an unser System auf ausschließendes Laviren, auf Ausweichen, auf Schmeicheln beschränken. So allein fristen wir unsere Existenz vielleicht bis zum Tage der allgemeinen Erlösung . . . Uns bleibt nur ein Ausweg: unsere Kraft auf bessere Zeiten aufzuheben." Wie die Machtverhältnisse, so beurtheilte er die Menschen mit seltener Klarheit; selbst dann, wenn er sich von ihnen mehr als billig beeinflussen ließ, so lange sie nur mit ihm zu gehen schienen und wofern sie ihm nicht gerade antipathisch, folglich unverständlich waren; er ließ sich nie von seinen Gegnern einschüchtern, selbst von Alexander, selbst von Napoleon nicht. Dieser hatte ihn ganz eingenommen während seiner außerordentlichen Sendung nach Paris in Folge der Vermählung mit der Erzherzogin (Frühjahr und Sommer 1810); aber nur die Freundschaft mit Napoleon konnte damals Oesterreich retten. Dies eingesehen zu haben, war das nicht zu unterschätzende Verdienst Metternichs.

„Wir können uns nicht schmeicheln, daß wir zwischen zwei Wassern schwimmen können," schrieb er im Juli 1810 aus Paris, „eine ganz neutrale Rolle in so wichtigen Fragen (es handelte sich um den Orient) spielen zu können zwischen zwei Mächten (Rußland und Frankreich), die unseren Besitzstand und unsere Interessen bedrohen." Die Freundschaft Napoleons war 1810 für Oesterreich so nothwendig, als Jahrs zuvor die Neutralität für Preußen. Preußen konnte nach Tilsit neutral bleiben, ohne bis zur Freundschaft zu gehen, weil es machtlos war und noch machtloser schien, als es war. („Preußen ist nicht mehr in die Reihe der Mächte zu rechnen," schrieb er sieben Monate später.) Oesterreich konnte es nicht. Die Neutralität in den Jahren 1810 und 1811 — wo der

[1]) Ich widerstehe nur mit Mühe der Versuchung, hier an der Hand Helfert's und am Faden von Metternich's eigenen Schriftstücken im 2. Bande der „Nachgelassenen Papiere" zu beweisen, wie der Staatskanzler in seiner Autobiographie verfährt, um die Einheit seiner Politik darzuthun und die Dinge in ihr gerades Gegentheil zu verkehren. Nur die Natur dieser Zeitschrift, die sich an das gebildete Publicum im Allgemeinen, nicht an die Fachgelehrten wendet, hält mich davon ab, in's Detail einzugehen.

Digitized by Google

stillschweigende Bruch mit Rußland schon da war — wäre für Oesterreich gleichbedeutend mit einer Parteinahme für Rußland gewesen und eine Parteinahme für Rußland hieß, wie die Dinge lagen, Vernichtung Oesterreichs. Metternich hatte demnach ganz recht, auf eine Allianz mit Frankreich hinzuarbeiten und wiederum ist nur das spätere Bemühen, die Sache in einem anderen Lichte, sich als Gegner dieses Bündnisses hinzustellen, das Tadelnswerthe, nicht seine Haltung selbst. In der That rieth er schon im Sommer 1810 trotz seiner Ueberzeugung, daß Oesterreich „mehr von Frankreich als von Rußland zu befürchten habe ... mit Frankreich gemeine Sache zu machen." Deshalb schloß er auch anderthalb Jahre später den Vertrag vom 28. November 1811, mit der Voraussicht, daß der Krieg gegen Rußland für Oesterreich „weder ein Vertheidigungs- noch ein Eroberungs-, sondern ein Erhaltungskrieg" sein würde: freilich auch mit der Hoffnung, ja unter der Bedingung, daß Etwas für Oesterreich abfallen würde, vor Allem Illyrien und Salzburg; vielleicht auch „ein Theil von Schlesien; diese Compensation jedoch nur bedingungsweise und im Falle der Zerstückelung Preußens, eine (einer?) meines Erachtens unausbleibliche(n) Folge des nächsten Krieges." Ob Metternich meinte, die Zerstückelung Preußens oder die Compensation Oesterreichs durch Schlesien werde eine unausbleibliche Folge sein, bleibt bei seinem Gebrauch der deutschen Sprache zweifelhaft. Wie dem auch sei, an Voraussicht fehlte es ihm nicht. Ich lasse dahin gestellt sein, ob er 1814 die Rückkehr Napoleons von der Insel Elba so bestimmt vorausgesagt; kein gleichzeitiges Document verbürgt es und wir wissen, daß Metternich's Versicherungen dreißig Jahre später kein unbedenkliches Vertrauen verdienen. Aber wir sehen aus seinen Berliner Depeschen von 1805, daß er Jena voraussah, daß er schon nach Tilsit die Ereignisse von 1813 vorhersagte; daß er selbst in jenem Augenblick, wo Oesterreich unwiderruflich dem Schicksale Preußens verfallen zu müssen schien, nicht verzweifelte, sondern festen Auges den Zeitpunkt erwartete, wo das ganze widernatürliche Gebäude des Eroberers zusammenstürzen, Oesterreich das entscheidende Wort zu sprechen, die entscheidende That zu thun haben würde.

Selbst wo es sich um die unwägbaren Mächte der Geschichte, um die Strömungen der Volksgedanken und Volksleidenschaften, die Gewalt der öffentlichen Meinung handelte, fand er in den früheren Jahren noch oft das Richtige und sprach es aus in einer beredten und glühenden Sprache, die er später nicht wiederfand. Seine Depeschen zur Zeit der spanischen Erhebung sind nicht nur stilistische Meisterwerke, sie athmen auch Muth, Zuversicht, warme Vaterlandsliebe. War's der ablühlende Einfluß Kaiser Franz', war's das niederdrückende Gewicht der Wagramer Niederlage und des Wiener Friedens, war's der Zauber, den Napoleon im Jahre 1810 auf ihn ausübte, weil er ihn jetzt ausüben wollte, wie er zwei Jahre vorher das Gegentheil auf ihn ausüben gewollt — Metternich, der Minister, fand nie die Sprache wieder, die der Botschafter geführt, und, was schlimmer ist, er hatte die Gemüthsstimmung auf immer verloren, die er damals gehegt; ja, die Erinnerung daran scheint ihm abhanden gekommen zu sein. Er, der auf die Unwiderstehlichkeit der tiroler und spanischen Volksbewegung gerechnet, glaubte keinen Augenblick

Digitized by Google

an das Aufstehen Preußens, und als es kam, war's ihm eine ungeahnte und unheimliche Ueberraschung. Er scheint den enthusiastischen Schwung des Stadion'schen Oesterreichs von 1809, den er kindlich genug gewesen, bis nach Paris mitzuempfinden, als eine Jugendeselei bereut zu haben. Jedenfalls ließ er sich nicht wieder auf solchen Illusionen ertappen. Als man 1813 einen Aufruf der Tiroler in Anregung brachte und Kaiser Franz seine sittliche Entrüstung über eine so revolutionäre Maßregel aussprach, äußerte sich auch Metternich höchst verächtlich über Alles, was an die „gefährlichen Grundsätze von Kalisch" erinnerte, lachte über Graf Stackelberg, der die Naivetät hatte, für Preußens Erhebung zu schwärmen, und soll in Ratiborschitz (während des Waffenstillstandes) den Zutritt Oesterreichs zur großen Allianz nur unter der Bedingung versprochen haben, daß kein Appell an die Völker geschehe[1]). „Wir können nur auf Erhaltung der Sache der Souveräne hinsteuern." — Amüsant, wenn auch psychologisch und historisch gleich unwichtig ist, daß derselbe Mann als zwanzigjähriger Jüngling seine schriftstellerische Laufbahn mit einem Aufruf zur Volkserhebung und Volksbewaffnung begonnen hatte. — Der Mißerfolg des Frühjahrfeldzuges von 1813 hatte den Minister freilich in seiner skeptischen Auffassung nur bestärken können, denn er spricht noch nach Großgörschen von „der nur dem Namen nach existirenden preußischen Armee. Der Praktiker war fortan fertig, der nur an die palpablen Mächte glaubte, und die Evidenz selbst konnte ihn von nun an nicht mehr überzeugen, daß es außer Cabinetten und Bataillonen noch etwas im Völkerleben gäbe, das in Betracht käme. Man sieht, wenn es ein Vortheil für den Geschichtsschreiber ist, „Geschichte gemacht" zu haben, so hat's auch seine Nachtheile. Der Geschichtsprofessor ist dem Praktiker nicht nur durch seine gewissenhaftere und methodischere Benutzung der Quellen überlegen: er behält auch oft einen unbeirrten Blick für das Treibende in der Geschichte, der leicht verloren geht, wenn man sich zu sehr daran gewöhnt hat, die Bäume statt des Waldes in's Auge zu fassen.

Wie gesagt, soll aus alledem dem Leiter der österreichischen Politik in den entscheidenden Jahren 1812 und 1813 kein Vorwurf gemacht werden. Es sollen nur die Grenzen seines Geistes angedeutet, die wahre Natur seiner Politik gekennzeichnet werden. Nichts konnte, um Metternich's Lieblingsausdruck zu gebrauchen, correcter sein als diese Politik, wenn man die Lage Oesterreich's bedenkt, und Metternich machte sie mit Würde und Stolz, nicht nur dem Eroberer, sondern auch seinem eigenen Kaiser gegenüber, geltend: aber, es war österreichische, nicht deutsche Politik. „In Bezug auf .... Oesterreich hatte ja der Ausdruck 'deutscher Sinn' ..... wie sich derselbe seit der Katastrophe Preußens und der nördlichen Gebiete Deutschlands in den höheren Schichten der dortigen Bevölkerung manifestirte, lediglich den Werth einer Mythe." Gott bewahre uns, daß wir ihm das verdenken sollten. Obschon selber im Reiche geboren und erzogen, war er doch, wie's seine Pflicht war, ganz Oesterreicher geworden, und, wenn er 1805, freilich unter Hardenberg's Einfluß, den Abfall des Kurfürsten von Bayern noch als einen Vaterlandsverrath empfand, so konnte im Jahre 1813,

[1]) So Bernhardi. Oncken scheint Nichts von dieser Clausel in Erfahrung gebracht zu haben.

Digitized by Google

als das deutsche Reich auch rechtlich aufgehört hatte zu existiren, ganz Süddeutschland unter französischer Fahne focht, selbst Preußen dem Kaiser der Franzosen hatte Heeresfolge leisten müssen, der Begriff des deutschen Vaterlandes für einen praktischen Staatsmann an der Spitze Oesterreich's wirklich nur den „Werth einer Mythe" haben. Und wenn er Preußen große Erfolge mißgönnte, war er nicht vollkommen in seinem Rechte? Er war ja kein Abtrünniger wie seine Creatur Gentz, der schon lange, ehe er in Metternich's Schule gegangen war, die Religion seiner Väter beschimpfte, ja, sich noch was darauf zu Gute that, sein Nest zu beschmutzen und dann seines Meisters antipreußische Politik — er selbst hatte nie einen politischen Gedanken, wenn er ihn nicht von Jemandem geliehen bekam — in seine rhetorischsophistische Sprache zu übersetzen. Wer sich einen Begriff machen will von der sittlichen Ueberlegenheit des Ministers, der die volle Verantwortlichkeit für seine Handlungen beanspruchte, von dem Leben und Tod eines Großstaates abhing, über den feige zitternden Schreiber, dessen er sich bediente, und den er mit seiner Verantwortlichkeit deckte, der lese nur die geradezu niederträchtige Denkschrift Gentz' über den Wiener Congreß (II, 473—514) und Metternich's Worte an seinen Kaiser, ehe er sich endgültig gegen Frankreich erklärte (12. Juli 1813): „kann ich auf die Festigkeit Eurer Majestät zählen, im Falle Napoleon die Friedensbasen Oesterreich's nicht annimmt? Sind Eure Majestät unerschütterlich bestimmt, in diesem Falle die gerechte Sache der Entscheidung den Waffen Oesterreich's und des ganzen übrigen vereinten Europa anzuvertrauen?" . . . kann ich darauf rechnen, „daß Seine Majestät . . . Ihrem Worte treu bleiben und Ihre Rettung im engsten Anschließen an die Alliirten suchen werde." . . . „Darüber darf kein Dunkel in meiner Seele schweben, denn jeder meiner Schritte . . . würde ohne die genaueste Bestimmtheit des Willens Eurer Majestät das Gepräge einer unverzeihlichen Zweideutigkeit tragen. Wir würden statt der Chancen des Friedens oder eines vortheilhaften Friedens nur jene der allgemeinen Animadversion und des wahrscheinlichen Unterganges der Monarchie herbeiführen, und ich würde mit dem besten Willen für das Wohl des Staates lediglich das leidigste Werkzeug der Vernichtung aller politischen Consideration, aller moralischen Höhe und des Auflösens aller inneren und äußeren Bande der Staatsverwaltung geworden sein." Wir wissen durch Stadion, daß eine solche Sprache nöthig, daß „es unmöglich war eine Viertelstunde lang auf Kaiser Franz zu rechnen", der seine Minister „im Stiche zu lassen, sich nach einer verlornen Schlacht aus dem Staube zu machen und sie dem lieben Gott zu empfehlen" pflegte. (Gentz.) Das wußte Metternich und danach sprach und handelte er. Weil er aber so entschieden zu sprechen und zu handeln verstand, nachdem er drei Jahre lang nicht zu sprechen und zu handeln gewußt hatte, erzielte er denn auch die größten Erfolge, die er in seiner ganzen Laufbahn erzielt. Metternich's größtes Moment waren die drei Jahre von 1811 bis 1813. Alles Vorhergehende war nur Vorbereitung, alles Nachfolgende war nur der unausgesetzte Versuch, in ein System zu bringen und als Grundsätze zu formuliren, was eine besondere Lage und einzige Verhältnisse einem feinen Kopfe als Rettung aus der Noth eingegeben hatten.

Digitized by Google

III.

In der That bildete sich das große System, auf das sich Metternich in späteren Jahren so viel zu Gute that, erst nach 1815 aus. Dies System, wonach Alles, das Oesterreich verhindern konnte, die führende Rolle in Mitteleuropa zu spielen, einfach zum „Bösen", oder, was in der neuerfundenen Sprache gleichbedeutend war, zum „Jacobinismus" wurde, — dies System bestand bekanntlich in der einfachen Unbeweglichkeit. Die Dinge sollten genau so bleiben, wie sie 1814 und 1815 mit so viel Mühe wiedergeordnet worden waren. Wo sich was regte, mußte es unterdrückt werden. Alles Bestehende war heilig, selbst die hohe Pforte. Wer daran rührte, war ruchlos. Andreas Hofer selber, wenn er noch gelebt, würde als ein gottloser Jacobiner behandelt worden sein. Talleyrand hatte die Legitimität erfunden; Metternich erfand das „Recht". „Glücklich, wer von sich sagen kann, dem ewigen Recht nicht in den Weg getreten zu sein. Dies Zeugniß versagt mir mein Gewissen nicht." Was dieses ewige Recht eigentlich war, das bildete sich erst im Laufe des Herbstes 1814 unter dem Einflusse Talleyrand's ganz aus. Bis dahin tastete er noch herum, wußte selber noch nicht, ob das „ewige Recht" für Ludwig XVIII. oder Napoleon II. war, ja reclamirte Anfangs sogar gegen die Thronentsetzung Napoleon's I., als gegen eine Verletzung des Nichtinterventionsprinzips. Wie herrlich dies die „Einheit dieses Lebens" illustrirt, kann nur Der ganz ermessen, der die gesammte Polemik Metternich's aus den dreißiger Jahren gegen die „revolutionäre Neuerung des sogenannten Nichtinterventionsprincipes" lebhaft im Gedächtnisse hat. So war er im Anfange entschieden für Murat, dessen neapolitanisches Königthum Oesterreich sehr bequem war; und brachte erst ganz spät heraus, daß das „ewige Recht" nicht auf Seiten des gekrönten Husaren war. Er bekämpfte (1810) die Theilung der Türkei auf's Entschiedenste, beanspruchte aber trotz des „ewigen Rechtes" das Theil Oesterreich's, wenn's doch dazu kommen sollte, und zwar das „große Theil". Sogar ein Stück des Patrimonium Petri hätte an Oesterreich kommen dürfen, ohne daß dadurch das „ewige Recht" verletzt worden wäre; und die acht Jahre von Campo Formio bis Preßburg reichten ganz hin, um das „ewige Recht" Oesterreich's auf den Besitz Venetiens zu begründen. Namentlich aber ist es die Frage der Einverleibung Sachsens in Preußen, dies „unsittliche Vorgehen", wie Talleyrand es nannte, welche uns die Metternich'schen Begriffe vom „ewigen Recht" während des Jahres 1814 noch sehr schwankend zeigt.

Anfangs hatte er, wie Castlereagh, wie Kaiser Alexander, die Sache ganz natürlich, richtig, ja selbstverständlich gefunden, sie auch Preußen förmlich zugesagt. Erst als Kaiser Franz ihm rund weg erklärt, er wolle von der Sache Nichts wissen, übernahm er die Vertheidigung des Königs von Sachsen nur, „um diese Rolle nicht Frankreich zu lassen". Erst als Talleyrand ihm versprochen, er werde ihn unterstützen, erwachten auch die vaterländischen und legitimistischen Bedenken und er brandmarkte die Einverleibung Sachsens in Preußen als eine Versündigung am „gemeinsamen Vaterlande" (sic!). An der Sache selbst wäre Nichts, hätte er nicht das Gegentheil versprochen gehabt und hätte er einfach

Digitized by Google

erklärt, das österreichische Interesse erlaube keine Vergrößerung Preußens, die ihm ein allzugroßes Uebergewicht in Norddeutschland gebe. Was konnte gerechtfertigter sein vom österreichischen Standpunkte, als daß er lieber Polen hergestellt, denn Preußen gestärkt sah, und daß er Preußen's Obmacht in Norddeutschland — wie Rußland's Herrschaft in Polen — mehr fürchtete als Frankreich's Einfluß in Süddeutschland? Das hatte sich ja schon Ende 1813 in Frankfurt, Anfang 1814 in Chatillon gezeigt. Erinnerte er sich doch sehr wohl des Fürstenbundes, den er schon in seinem ersten Actenstücke 1801 als „von Preußen zur bequemen Ausführung seiner längst gehegten Unterjochungsabsichten gestiftet", bezeichnet hatte. Kannte er doch sehr wohl die „bei keiner Gelegenheit sich verleugnenden Absichten Preußens . . . die auf nichts Anderes gerichtet waren als das Schicksal und die Existenz eines großen Theiles Deutschlands nach Zeit und Umständen den preußischen Vergrößerungsplänen dienstbar zu machen." Implicirte doch ein solcher Argwohn gegen Preußen in seinem Geiste, ehe derselbe das große System vom „ewigen Rechte" ausgeheckt, keinerlei moralischen Tadel: ja er meinte schon 1804, ein rechter Staatsmann, ein Friedrich II. würde es verstanden haben, in der Lage Preußens „sich zum mächtigsten Könige des Festlandes" zu machen. Hat man solche, ganz positive Ansichten von den Pflichten und Zielen der Staatenlenker, so ist es zum Mindesten geschmacklos, von den Interessen Deutschlands, als „des gemeinsamen Vaterlandes" zu reden. Ein Mann wie Metternich, der sein Deutschland und dessen Geschichte kannte, mußte es den Franzosen überlassen, die Aufrechthaltung und Beschützung der deutschen Mittelstaaten als eine Vertheidigung deutscher Freiheit hinzustellen.

Wie dem auch sei, je realistisch-utilitarischer seine Politik wurde, desto idealistisch-theoretischer ward seine Sprache. Seit 1815 war er in der That seiner Sache sicher; er hatte den Grundsatz entdeckt, auf dem seine ganze Politik beruhte; und nicht nur alle die, welche sich gegen das Werk des Wiener Congresses auflehnten, auch alle die, welche während des Congresses gegen die Abmachungen desselben gekämpft, wurden einfach Revolutionäre. Ja, er lieh retrospectiv seinen früheren Gefühlen einen tendenziösen Charakter, den sie ihrer Zeit gar nicht gehabt. Er hatte immer Preußen mit Recht als den gefährlichsten Nebenbuhler Oesterreichs in Deutschland gefürchtet und gehaßt. Schon jenes erste Actenstück (aus Dresden, 2. Nov. 1801) athmete diesen Haß mit einer jugendlichen Naivetät, die er später nicht wiederfand. Und seine Gefühle gegen Preußen waren nicht nur gerechtfertigt durch die Interessen und Traditionen Oesterreichs; die „astuciöse Politik" des Preußens der Lombard und Beyme, der Haugwitz und Lucchesini, war in der That die unzuverlässigste und schwächste, die man sich denken konnte. Freilich haßte und fürchtete er die entgegengesetzte Partei ganz ebenso sehr und das Haupt dieser Partei gar, Freiherrn von Stein, haßte er doppelt, einmal als Vertreter Preußens, dann als Idealisten, in dessen Gegenwart es ihm so unheimlich wurde, als es nur im entgegengesetzten Sinne Gretchen in Mephistopheles' Nähe werden konnte. Den revolutionären Geist jedoch, in Preußen wie in Stein, entdeckte er erst weit später. Wir haben gesehen, wie er 1808 von Spaniens Erhebung sprach. Als er vierzig Jahre später auf jene Zeit zurückblickte, sprach er nur noch von dem „revolutionären Geiste, der

Digitized by Google

im Jahre 1807 den Mantel preußischen Patriotismus und später die teutonischen Farben angenommen hatte und in den Jahren 1812 und 1813 durch den Freiherrn von Stein, den General Gneisenau" und Andere vertreten wurde, und jammerte über „die revolutionäre Saat, die seit 1808 so viele Früchte in Preußen getragen hatte und (1813) auf einem ausgedehnten Felde in die Halme schoß". Sein ängstlicher Famulus, Gentz, das „unerschrockene Gemüth", wie er sich selber nennt, hatte schon vor ihm angefangen, in Preußen, seinem Vaterlande, in Friedrich Wilhelm III., den er einst aufgefordert, er solle seinem Lande die Preßfreiheit geben, den revolutionären Geist zu wittern. Der begann schon 1813, als er zu seinem Schrecken sah, der „Befreiungskrieg könne in einen Freiheitskrieg" ausarten, seine Angst vor jeder spontanen Bewegung in ein politisches System zu bringen; nannte Stein „le véritable perturbateur du repos public de l'Allemagne et de l'Europe"; meinte, so dürften die Dinge nicht fortgehen in Preußen „wenn nicht eine noch schlimmere Präpotenz als die französische daraus hervorgehen sollte. Es müsse wieder geglaubt, es müsse wieder gehorcht, es müsse tausendmal weniger räsonnirt, oder es könne nicht mehr regiert werden. Das Uebel habe eine Riesengestalt angenommen und drohe mit radikaler Auflösung." Das war denn doch selbst Metternich zu stark. Er fand seinen Vertreter, mehr als gut war, „geneigt die Lagen in den grellsten Farben auszumalen" und spottete, Gentz „scheue sich selbst vor dem Insaugefassen gewisser Operationen, als fielen Schüsse auf dem Felde der Gedanken" — beiläufig gesagt, das einzige Wort beider Bände, das ein persönliches Gepräge hat. Nach 1814 indeß überbot der Herr noch den Diener. Die Revolution ward für ihn zum rothen Tuch. Er verlor alle Fassung, alles Unterscheidungsvermögen, wenn er darauf kam: Lombard und Haugwitz werden mit Arndt und Jahn, Gneisenau mit Robespierre zusammengeworfen. So kann Systematik und Selbstüberhebung auch den gescheidtesten Menschen verblenden. „Die preußischen Particularisten und abstracten Deutschthümler" von 1813 werden jetzt Jacobiner. Die Centralverwaltung der eroberten Länder, (1813) die von „den Häuptern der Volkspartei", darunter der „leidenschaftliche Politiker" Stein, gebildet war, „organisirte die Revolution, die ohne die späteren Anstrengungen der verbündeten Höfe zur eignen Rettung und der ihrer Völker, unfehlbar in Deutschland ausgebrochen wäre." Der kluge, welterfahrene, menschenkundige Mann verlor ganz den Maßstab für die Menschen, für ihre gesellschaftliche Stellung und was sie mit sich brachte, mehr noch für die Ideen selber. Eine durch und durch aristokratische Natur wie die des Freiherrn von Stein ward ihm so zum demokratischen Gleichmacher; er meinte, ein Graf Confalonieri wolle den Danton spielen.

Erst die kommenden Bände sollen uns über den Metternich der Friedenszeit von 1815 bis 1848 aufklären. Auf seine Stellung zur „Revolution" wirft schon ein kürzlich veröffentlichtes Document ein eigenthümliches Licht. Es ist dies ein Bruchstück aus Graf Confalonieri's handschriftlichen Denkwürdigkeiten, das M. Tabarrini in seiner trefflichen Biographie Gino Capponi's gegeben [1]). Man

[1]) Schon Gualterio hatte einen Brief von Confalonieri's Schwager, Casati, mitgetheilt, der über diesen Besuch berichtet. Bei Tabarrini ist der ausführliche Bericht über die lange Unterredung S. 155—188.

Digitized by Google

hatte dem „Begnadigten" und Schwererkrankten auf ein paar Tage die Fesseln abgenommen, die ihm schmerzliche Wunden hinterlassen hatten, als Metternich sich bei ihm zum Besuche meldete (1824). Es ist nicht eben erquicklich, hier einen im Grunde nicht harten Mann sich zum Werkzeug von Franz' Tyrannenlaunen herabwürdigen zu sehen; einen Edelmann einem Edelmanne auf's dringendste zur Selbstentehrung zureden zu hören — denn was war es anders, wenn er den Grafen zur Denunciation seiner Mitverschworenen, vor Allem des Prinzen Carignan (Karl Albert) aufforderte? Man wendet sich gern von diesem Schauspiel ab, wenn auch die Genugthuung groß ist, sich diesen Verführungsversuchen gegenüber an der ritterlichen Festigkeit des Italieners zu erfrischen. Hier kommt es uns nur auf die fadenscheinigen Theorien, nicht auf die sittliche Würde des Mannes an. Von Jacobinern, Anarchisten, offenen Revolutionären, meint er, sei Nichts mehr zu fürchten, wenn eine Regierung nicht schwach und schon thatsächlich gestürzt sei. „Nein die Predigten dieser Kannibalen sind es nicht mehr, die Furcht erregen können. Etwas Anderes ist es mit den sogenannten reinen Liberalen, den Doctrinären, den Philanthropen, denen, die sich für den Fortschritt der Aufklärung und der allgemeinen Civilisation verbinden ..... Das sind die Menschen, die Meinungen, die Propaganda, die in ruhigen Zeiten den Regierungen schaden; sie die einzigen, die jetzt zu fürchten und auszurotten sind. Ihre Meinungen sind vergoldet, sie werden angehört, sie schleichen sich langsam in die Gemüther ein, verführen, überreden, verderben selbst die Leute, die am Meisten vor den revolutionären Ideen zurückschrecken würden, wenn sie unter weniger verführerischem Gewande gezeigt würden ... Eure Anhänger sind jetzt unsre einzigen Feinde ... Sie sehen, daß ich offen mit Ihnen rede ... Die Zeiten sind vorbei, wo die Politik die Kunst der Heimlichkeit und der Täuschung war; jetzt ist es die der Offenheit und der Oeffentlichkeit (!) Oesterreich macht in der Welt kein Geheimniß aus seinen politischen Grundsätzen. Es ist stark genug, um sie unbedingt in seinen eigenen Staaten aufrecht zu erhalten; es wird genugsam angehört und geachtet, um ihre Annahme in den andern Staaten durchzusetzen. Europa wird einst einsehen, daß es ihm seine Erhaltung dankt. Frankreich wird uns besser anhören, als es bis jetzt gethan. Ich wage es mich zum Bürgen zu machen, daß in wenig Jahren Europa ruhiger sein wird, als es je zuvor war." „In wenig Jahren" war in der That die türkische Herrschaft in Griechenland gegen den Willen Oesterreichs, war die legitime Dynastie in Frankreich gestürzt, war die Emeute permanent in Paris, loderte der helle Aufstand in Polen, in Italien, in Spanien.

Man weiß, daß der Staatskanzler sich dadurch nicht belehren ließ, und vor wie nach der Julirevolution der Mann von Karlsbad und Laibach blieb. Seine „Autobiographie" zeigt, daß er noch 1844, ja selbst noch 1852, nachdem sein ganzes System, seine „Weltordnung" zusammengesunken war, dieselben Ansichten hegte. „Ich bin selten in den Fall gekommen," sagte er schon 1834 zu Varnhagen, „oder vielmehr in Hauptsachen gar nicht, Etwas zurückzunehmen oder mich im Unrechte zu bekennen." Die Reaction blieb sein politisches Ideal; und er glaubte conservativ zu sein, wo er nur ein umgekehrter Revolutionär war. Der Grundirrthum der festländischen Politiker beider entgegengesetzten Lager, die noch immer Reaction und

Digitized by Google

Conservatismus identificiren und überdies die Kirche als nothwendigen Verbündeten der conservativen Interessen ansehen, ward so recht von Metternich und seiner Schule eingeführt. Der wahre Conservative hat einen zu festen Glauben in die erhaltenden Kräfte der Gesellschaft, um ihnen durch gewaltsame Reaction zu Hilfe zu kommen. Ihm scheint Aberglauben und Priesterherrschaft eine größere Gefahr für den Staat und seine ruhige Entwickelung als Freiheit und Oeffentlichkeit, welche die einzige Atmosphäre für gesundes, normales Leben sind. Für den Reactionär ist künstlicher Stillstand, womöglich künstliches Zurückzwängen der Zustände, ist künstlich erhaltene Heimlichkeit und Dunkel und Schweigen die Summe aller Staatskunst und die Lebensluft ihrer Thätigkeit. Unbeschränkte Freiheit erschreckt den Conservativen nicht, wenn nur die Herrschaft des Gesetzes nie in Frage kommt; das Reden und Schreiben der Laien läßt er gewähren, so lange nur das Handeln den Sachverständigen allein gewahrt bleibt; der Umwandlung der Verhältnisse setzt er keinen Damm entgegen, nur deren Umsturz, wie er auch nicht die Aenderung der Gesetze nach Zeit und Umständen, sondern nur die Gesetzgebung nach aprioristischen Theorien bekämpft. Der Reactionär im Gegentheil gleicht dem Revolutionär in seiner Vorliebe für solche Theorien, für gewaltsame Herstellung gewisser Zustände, in seiner Unduldsamkeit für die Meinungen Anderer. Metternich aber war der Urtypus des Reactionärs des 19. Jahrhunderts und — was das Schlimmste ist — er war es nicht einmal aus Temperament, wie sein Herr, der keinen Widerspruch vertragen konnte, noch aus Ueberzeugung wie ein Joseph de Maistre. Die Ueberzeugung kam erst nachher und das Temperament war ein mildes, wohlwollendes, zur Duldung geneigtes.

Die ganze tiefe Staatsweisheit, von der er so viel zu reden wußte, war ja im Grunde nur die altösterreichische Politik, wie sie vor Joseph's II. Zeiten geherrscht und zu der Kaiser Franz nach dem unglücklichen Versuch mit Stadion eigensinnig verlangte zurückzukehren. War doch fortan Kaiser Franz' Wille der durchaus entscheidende und Metternich dessen willigstes, biegsamstes Werkzeug. Zwar will Er immer Alles gethan haben und das ich, ich, ich, adsum qui feci, ist besonders in diesen posthumen Aufzeichnungen unleidlich vordringlich. Er soll aber selbst einmal in seinem Exil gesagt haben, er habe oft Europa, nie Oesterreich beherrscht, in andern Worten im Innern habe er Nichts vermocht, aber in den äußern Angelegenheiten sei er allmächtig gewesen. Auch das ist nur mit Vorbehalt anzunehmen; sicher ist jedoch, daß daheim Franz, und Franz allein, vorschrieb, was zu thun war. Metternich war nur der gewandte Diener, der die Mittel und Wege fand, das Vorgeschriebene zu thun, und der zugleich das, was geschah — oder nicht geschah — in hochtönende philosophische Phrasen brachte; und als der harte, eigenwillige, verwöhnte Herrscher das Zeitliche gesegnet hatte, so führte der längst zum Polonius crystallisirte Minister das Spiel auf eigene Faust weiter, weil's ihm zur andern Natur geworden und er wirklich glaubte, hinter seiner Phraseologie stäken Gedanken.

Varnhagen erzählt uns, wie er ein Jahr vor Franzens Tod, den Staatskanzler in Baden besucht und wie erstaunt er über seine Toleranz war. Alles was der Minister damals sagte, klingt wie ein Capitel aus der eben veröffentlichten

Digitized by Google

Autobiographie: es sind dieselben Gemeinplätze, oft fast in denselben Worten ausgedrückt — beiläufig gesagt, ein Beweis, wie gut Varnhagen zu hören, wie getreu er zu berichten wußte —; es ist derselbe suffisant-pedantische „Lehrton", der nachgerade „übermächtig und sehr ermüdend" geworden war, aber auch dieselbe Billigkeit für Andersdenkende. Sein „stärkstes Anziehungsmittel, das er für die verschiedenartigsten Naturen in so reichem Maße besaß, war, daß er Geist und Sinn völlig frei ließ." So verbreitete er „arglos Freiheit und Sicherheit", und ließ die Meinungen seiner Gäste gelten, obwol der Strom seiner Rede sie nicht oft zu Worte kommen ließ; ja, er rühmt sich, daß Niemand so sehr den Werth des „Redenlassens" verstände als er, und kann sich sogar an Heine's Angriffen erfreuen, vorausgesetzt seine Eitelkeit kommt dabei gut weg; er kennt „in Geschäften weder Haß noch Vorliebe", „die Personen kommen für ihn ganz außer Betracht" u. s. w., genau wie in dem „Leitfaden zur Beurtheilung meiner Denk- und Handlungsweise". Es ist viel Selbsttäuschung hierbei im Spiel und auch der kluge Varnhagen hat sich dadurch täuschen lassen; etwas Wahres ist aber doch daran. Das feine und billige Beurtheilen der Menschen ist einer der angenehmsten Züge Metternich's und mit dem Alter nahm diese psychologische Einsicht, wie die Gleichgültigkeit gegen die Kritik bei ihm wol zu. Die unerbittliche Censur, die Karlsbader Beschlüsse und alles Aehnliche müssen in erster Instanz auf Kaiser Franz zurückgeführt werden, dem Metternich nur allzu willenlos diente. Doch muß man auch die Grenzen der Metternich'schen Duldsamkeit nicht aus dem Auge verlieren. Der Staatskanzler war in Allem ein Gesellschaftsmensch und so befolgte er ohne Mühe das oberste Gesetz alles gesellschaftlichen Verkehrs, daß man in der Gesellschaft, die man besucht oder empfängt, nur Gleiche sehe, deren Meinung man aus einfacher Wohlerzogenheit, nicht aus Grundsatz oder aus Politik, achten müsse. Dem war natürlich nicht so im amtlichen Verkehr mit Untergebenen, wo man ohne Disciplin und Hierarchie nicht fertig wird. Dem war nicht einmal so im öffentlichen Leben und gesellschaftlich Gleichen gegenüber, sobald Dieselben total verschiedne Naturen waren. Und das war fast keine Intoleranz mehr, es war Mangel an Verständniß. Alle Schattirungen von Menschen seiner Kategorie wußte er zu würdigen und ließ er gelten. Selbst mit einem Napoleon, so hoch der ihn überragte, so phantastisch der sein konnte, vermochte er sich zu verständigen, weil er dieselbe Sprache redete; mit einem Canning, einem Stein, war's ihm unmöglich, weil der Realist in solchen Idealisten eben nur Schwärmer oder Bösewichter sehen konnte. Denn so gescheidt er war, den Idealismus begriff er doch nicht. Wer aber den Idealismus nicht begreift, der versteht auch die Realität nicht ganz. Zu Thatsachen gewordene Ideen sind Realitäten und sie selbst dann noch zu verkennen, wenn sie Thatsachen geworden sind, das nennt man eben — Beschränktheit. Ein wirklicher Staatsmann mußte in den Jahren 1815—1830 sehen, daß die Revolution als zerstörende Macht den wiedererstarkten erhaltenden Mächten nicht gewachsen war und daß die Verfolgung ihr nur neue Kräfte geben konnte, wie sie's denn auch in Wirklichkeit that. Ein wirklicher Staatsmann mußte sehen, daß die Revolution als bewegende Macht eine unzerstörbare Thatsache war, daß er folglich mit ihr zu rechnen hatte, nicht seine

Digitized by Google

Zeit und Mühe verlieren durfte, sie vereiteln zu wollen, und Metternich, der es versuchte, war um Nichts besser als die beschränkten Politiker demokratischer Schule, die sich einbilden, man könne und müsse die conservativen Mächte im Staatsleben vertilgen. Metternich's — oder um genauer zu reden, Kaiser Franz' von Metternich angewandte, in ein System gebrachte und endlich gar geglaubte — Antirevolutionspolitik hat sich bitter an ihren Erben gerächt. Dreiunddreißig schöne Friedensjahre, wie dazu gemacht den festländischen Völkern als Lehrzeit in der Selbstverwaltung zu dienen, sind verdorben worden und das Ergebniß war die Unreife von 1848, an deren Folgen alle noch laboriren. Es genügt eben nicht ein vollendeter Diplomat zu sein, wie Metternich es unstreitig war, um auch ein großer leitender Staatsmann zu sein.

Aber waren die Friedensjahre selber nicht sein Werk und das der ihm Gleichgesinnten? Und ist dies Gut eines vierzigjährigen Friedens so gering zu schätzen? Sicherlich nicht; allein es ist keineswegs so ausgemacht, als es nach Metternich's Darstellung den Anschein hat, daß der lange Frieden ein Werk der in Wien versammelten Diplomaten war. Da ward zwar viel von Gleichgewicht gesprochen, wie ja auch viel von Tugend gesprochen ward; aber das Ganze lief doch nur auf ein Feilschen um Seelen hinaus. Ein Talleyrand brandmarkte mit all' der ritterlichen Entrüstung, die ihm so wohl anstand, die Theilung Polens; aber er widersetzte sich der Wiederherstellung desselben, wenn sie um den Preis von Preußens Stärkung erkauft werden sollte. Geographische, historische, ja selbst militärische Considerationen wurden durchaus nicht berücksichtigt. Bei früheren Friedensschlüssen hatte man sich gefragt, welche Provinz dem Sieger nöthig sei zu seinem Schutze, welche seinem Handel einen Abfluß eröffne, welche Vereinbarungen dem gesammten Europa zu Gute kommen möchten: in Wien fragte sich Jeder nur, wieviel Seelen, d. h. Rekruten und Steuerzahler, er erhaschen könne; ob im Süden oder Norden, ob polnischer, italienischer oder deutscher Nationalität, ob ehemalige Unterthanen oder neue Hinzukömmlinge: das war Alles Sentimentalität und Schwärmerei für die großen Realisten, die ja Alle mehr oder minder in Napoleon's Schule gegangen waren. Selbst der Utrechter Frieden, in dem die Sieger ganz ebenso leichtsinnig alle errungenen Vortheile aus der Hand gaben, bewies mehr politische Weisheit; denn er nahm wenigstens die Traditionen Europa's, die gewordenen, historischen Verhältnisse und Interessen zur Grundlage, während in Wien Alles nach Zufall und Laune geregelt ward. Nein, der Wiener Congreß, den übrigens thatsächlich nicht Metternich, sondern Talleyrand leitete, hatte gar wenig Verdienst an den vierzig Friedensjahren: die waren die Folge des allgemeinen Ruhebedürfnisses, der tiefen Erschöpfung Europa's, nicht der weisen Combinationen der Wiener Diplomaten. Welcher neue staatsmännische Gedanke wurde denn in Wien verwirklicht? Ward das vielgerühmte Gleichgewicht der Mächte denn wirklich hergestellt? Will man ernstlich behaupten, das Königreich Preußen, das sicherlich soviel als die drei anderen Mächte zur Niederwerfung des gemeinsamen Feindes beigetragen, habe nach 1815 ebensoviel gewogen als irgend eine der anderen vier Mächte? Und worauf beruhte denn dies Gleichgewicht, wenn nicht auf der Zerstückelung und Abhängigkeit zweier großer Culturvölker? Das war aber auch der Fall,

Digitized by Google

wird man sagen, mit dem westphälischen Frieden, den doch soviele Historiker als das größte diplomatische Meisterwerk aller Zeiten preisen. Wohl, aber Deutschland, Italien hatten 1815 das im Jahre 1648 gänzlich verlorene Bewußtsein der Nationalität wieder gefunden, was die Sachlage gänzlich änderte. Und, sowenig ein Deutscher auch den westphälischen Frieden loben mag, zugestehen muß er doch, daß Frankreich, welches in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts an der Spitze Europa's gegen die habsburgischen Weltherrschaftsgelüste kämpfte, seine Aufgabe in Münster besser begriff und besser zu benutzen verstand, als Oesterreich im Beginne des 19. Jahrhunderts, da die Rollen umgekehrt waren, seine Aufgabe in Wien begriff und zu erfüllen wußte. Denn selbst, wenn man zugeben wollte, daß Metternich das europäische Interesse preisgeben durfte, um nur das österreichische zu wahren, so ist noch sehr fraglich, ob er dies wirksam gethan, und ob er hier irgend einen neuen Gedanken in die Geschichte warf. Hatten nicht etwa schon Thugut und Cobenzl die italienische Politik Metternich's inaugurirt? Und, selbst wenn man zugesteht, daß bei den deutschen und kaiserlichen Ueberlieferungen Oesterreichs es nahe lag, lieber in Deutschland und Italien als im Orient die Basis seiner Großmachtstellung zu suchen, und daß es eines staatsmännischen Genie's ersten Ranges bedurft hätte, um freiwillig die neue Bahn einzuschlagen, die damals noch soviel weniger Schwierigkeiten bot, als seit dem Erwachen des Nationalitätengefühls im bunten Kaiserstaate, und die man erst in unseren Tagen gezwungen eingeschlagen hat — so bleibt die Weise, wie man die beiden mitteleuropäischen Dependenzen Oesterreichs, Deutschland und Italien regierte, in den Augen der Nachwelt doch immer eine höchst kurzsichtige und in letzterem Lande gar eine brutale, die, wie alle kurzsichtige und gewaltsame Regierung, den herrschenden Staat nur schwächen konnte. Und was half Fürst Metternich seine conservative Orientpolitik? Löste sich Griechenland nicht doch los? War der Einfluß Rußlands in Stambul seit dem Frieden von Adrianopel nicht größer als je zuvor? Verhinderte man das Bündniß von Hunkiar Iskelessi? Entzog man die Donaufürstenthümer dem russischen Einfluß? Und wem hat man genügt mit der blinden Russenfurcht, die Metternich und sein Gentz damals in Schwung brachten, die Mitteleuropa vierzig Jahre lang lähmte und zittern machte und die selbst heute, nach so vielen Beweisen der aggressiven Ohnmacht dieser Großmacht, nachdem sich jede befreite Provinz der Türkei als einen geheimen Gegner des Befreiers entpuppt hat, noch nicht verschwunden ist?

Und die Führerrolle in Europa, die der Staatskanzler sich gerne zuschrieb, wie lange währte sie? Keine zehn Jahre waren seit dem Congreß verflossen und Oesterreich war überall zum Folgen gezwungen, wo es zu führen gehofft. Weder Canning noch auch Villèle, weder Nikolaus noch auch Friedrich Wilhelm III. ließen sich in's österreichische Schlepptau nehmen; und in der That waren es Rußland oder die Westmächte, welche in allen europäischen Fragen den Ausschlag gaben, nicht Oesterreich.

Das soll uns Alles nicht blind machen gegen die Verdienste Metternich's um Oesterreich und Europa in schwerer Zeit: nur wollen wir nicht vergessen, wie theuer er diese seine Verdienste sich hat zahlen lassen. Der Metternich, der zwischen 1809 und 1813 sein Oesterreich durch die drohendsten Klippen mit Vor-

Digitized by Google

ſicht, Gewandtheit und Entſchloſſenheit durchgeſteuert, ließ das gerettete Schiff verfaulen und zerfallen, weil er meinte, in der Verfaſſung, in der es den gefährlichſten Stürmen getrotzt, müſſe es auch dem ruhigen Meere genügen und jede Ausbeſſerung bedrohe ſein Daſein. Es gab eben zwei Metternichs, den vor und den nach 1815. Nicht als ob Metternich ſich plötzlich mit vierzig Jahren geändert hätte — Niemand ändert ſich — aber die Lage war eine veränderte und die Jugend war geflohen. Metternich war nun einmal keine originale Natur, er war ein Accommodationstalent. Er ließ ſich von den Dingen und den Menſchen beſtimmen; er beſtimmte die Dinge und die Menſchen nicht. Selbſt wo er dieſe für ſeine Perſon zu gewinnen wußte, verſtand er nicht ſie für ſeine Ideen zu gewinnen, eben weil es dieſen Ideen an aller Originalität und allem poſitiven Gehalt gebrach. Selbſt auf dem Felde der Diplomatie, wo ſeine eigentliche Bedeutung lag, war er größer im Vertheidigungs- als im Angriffskriege; eben weil alle Offenſive etwas ſchöpferiſches iſt und das Schöpferiſche ihm ganz abging. Zuletzt überredete er ſich, wie wir Alle gerne thun, ſeine Neigungen und Fähigkeiten ſeien Ergebniſſe des Nachdenkens und des Willens; ſein Mangel an ſchöpferiſcher Kraft machte ihn glauben, daß es im Staatsleben überhaupt nicht auf ſchöpferiſche, ſondern nur auf erhaltende Thätigkeit ankomme. So ließ er die Eigenſchaften, die er im Drange des Augenblicks und in der Friſche der Jugend entwickelt hatte, in ruhigen Zeiten und im Alter in ſich ſchlummern, weil keine heftige Anregung von Außen ſie weckte und zur Thätigkeit herausforderte. Metternich der Praktiker ward Metternich der Theoretiker. Schade nur, daß Dieſer die Geſchichte Jenes ſchrieb.

Digitized by Google

Die Opern- und Concert-Saison in Wien.

Wien, 8. Februar 1880.

Indem ich mich anschicke, den Lesern der „Deutschen Rundschau" ein möglichst vollständiges Bild von der ersten Hälfte dieser Musiksaison zu entwerfen, kann ich wenigstens über Mangel an Material nicht klagen. Von Anfang November, da es in Wien öffentlich zu singen und zu klingen beginnt, bis heute ist mancherlei Schönes und Bemerkenswerthes an unserm Ohr vorübergezogen. Beginnen wir mit dem Hofoperntheater, so finden wir es eben jetzt in einer Thätigkeit, um die manches illüstre Publicum, das Pariser zumal, uns beneiden kann. Die erste Novität dieser Saison hatte allerdings kein Glück: Victor Massé's dreiactige Oper „Paul und Virginie". Den Pariser Kritikern zufolge, die so überaus liebenswürdig von ihren Landsleuten urtheilen, ist auch diese Oper natürlich „un chef-d'œuvre", aber wehe dem deutschen Theaterdirector, der ihren Worten trauend sich beeilt „Paul und Virginie" aufzuführen! Er wird, wie es in Wien eintrat, das edle Paar nicht über die dritte Aufführung bringen. Der Componist, Victor Massé, war uns grade kein Neuling. Seine „Königin Topas" ist vor 20 Jahren in Wien mit geringem Erfolg gegeben worden; wir hatten nicht die trefflichen Schauspieler der Pariser „Opéra comique", und ohne diese mußten wir die Oper entsetzlich schwach finden. Zwei kleine Singspiele „La chanteuse voilée" und „Les Noces de Jeanette" sind das beste, was Massé's kleines, graziöses Talent hervorgebracht hat. Größere Erfolge als mit diesen hübschen Kleinigkeiten hat Massé mit seinen drei- und vieractigen Opern nicht errungen. Nach längerem Schweigen hat Victor Massé im Mai 1876 den Parisern eine neue Oper „Paul et Virginie" vorgeführt. Es hätte uns gewundert, wenn dieses classische Liebespärchen der Firma „Barbier et Carré" entgangen wäre, welche wie der brüllende Löwe in der Bibel in dem Dichterhain Deutschlands, Englands, Frankreichs umherspäht, was es da für ihren Opernhunger noch etwa zu verschlingen gebe. Bei dem Weltruhm der Erzählung Bernardin's de St. Pierre, bei der schönen Pietät der Franzosen für ihre poetischen Größen schien das Unternehmen, „Paul et Virginie" musikalisch zu verherrlichen, keineswegs gewagt. In Frankreich war es obendrein nicht ohne Vorgang. Rodolphe Kreuzer (in Deutschland fast nur bekannt durch die Dedication von Beethoven's „Kreuzer-Sonate") hatte schon 1791 eine Oper „Paul et Virginie" geschrieben; drei Jahre später componirte Lesueur den gleichen Stoff. Beiden Opern lagen aber sehr willkürliche Bearbeitungen der berühmten Erzählung zu Grunde; beide gaben ihr einen glücklichen Ausgang und vereinigten Virginie noch in diesem Leben mit Paul. Es ist keine ganz unrichtige Empfindung, welche die älteren Librettisten in diesem Punkte leitete; der Tod Virginie's wirkt im Drama wie eine unmotivirte Grausamkeit. Die beiden Liebenden, halb Kinder noch, gewinnen unsere Sympathie durch ihre unschuldige Neigung; sie treten nicht handelnd auf, kein Fehltritt, kein innerer noch äußerer Feind arbeitet an ihrem Untergange; im Momente lang ersehnten Wiedersehens bricht dieser mit der ganzen Brutalität des blinden Zufalls herein und wirkt nicht sowol tragisch als gräßlich. In früherer Zeit nahm man in der Oper keinen Anstand, solchen Schluß zu ändern; leben und leben lassen hieß der Wahlspruch der älteren Opernpraxis. Die Pietät gegen eine ausgezeichnete Dichtung ist erst eine Errungenschaft unserer Zeit; man braucht nur beispielsweise die Behandlung von Goethe's „Faust" in der Spohr'schen, dann in der Gounod'schen Oper zu vergleichen, oder den Shakespeare'schen „Romeo" in Gounod's Opern-Libretto mit jenem Bellini's. Die Herrn Barbier und Michel Carré sind denn auch als Bearbeiter von „Paul und Virginie" der Handlung des Originals möglichst treu nachgefolgt. Der Hand-

Digitized by Google

lung? Ach, wenn es nur eine wäre! Eine rechte, lebendige Handlung, wie das Drama sie braucht. Aber wieder, wie so oft schon, können wir lernen, wie aus einer guten Novelle ein schlechtes Theaterstück wird. Eine Idylle und ein Drama ist zweierlei. Das, so sollte man meinen, müßte Jedermann bei der Lectüre von „Paul und Virginie" sich selber sagen. Der Mangel an lebendig fortschreitender Handlung, an energischen Charakteren und wirksamen Gegensätzen muß von Haus aus die theatralische Eignung dieses Stoffes in Frage stellen. Die Erzählung Bernardin's de St. Pierre genoß zu einer Zeit, wo Rousseau's Naturschwärmerei, die Werther-Empfindsamkeit und Geßner's Idyllenglück alle Gemüther bewegten, einer abgöttischen Verehrung. Sie rührt uns noch heute, wenn sie auch nicht mehr jenen beispiellosen „Succès de larmes" hat, den französische Kritiker ihr nachrühmten und den der Dichter selbst so hoch anschlug. Aber weder der Unschuldszauber dieser Herzensgeschichte, noch die prachtvollen, von Alexander v. Humboldt so sehr bewunderten Naturschilderungen geben uns ein Drama. Nichts ersetzt die fehlende dramatische Strömung; in dem stillstehenden Gewässer der Idylle wird auch die Musik des Operncomponisten eintönig und schlaftrunken. Ein Operntext „Paul und Virginie" ist verloren, wenn nicht eine ungewöhnliche musikalische Kraft ihn lebendig macht, eine musikalische Kraft, wie sie — Massé nicht besitzt. Ursprünglich dem leichten Stile Auber's und Adam's folgend, hat Massé sich gegenwärtig die breitere Scenenform und die weichlichere Lyrik Gounod's angeeignet und darüber die natürliche Frische und Anmuth seiner ersten Periode eingebüßt. Alle sentimentalen und zärtlichen Nummern in „Paul et Virginie" schmecken wie ein schwacher zweiter Aufguß auf Gounod's Thee.

Der erste Act spielt in der Hütte der Madame Latour; in einem recht einfach hinfließenden Duett tauschen die beiden Mütter ihre Erinnerungen aus; der treue alte Neger Domingo folgt mit einem Liedchen; endlich erscheinen Paul und Virginie und preisen in einem sehr harmlosen Zwiegesang das Glück ihres ungetrübten Zusammenlebens. Eine junge Negersklavin, Meala, flüchtet zu ihnen vor der Grausamkeit ihres Herrn und findet liebevolle Aufnahme. Das zweite Tableau des ersten Actes spielt in der Zuckerplantage des hartherzigen Pflanzers St. Croix, dessen Sklaven unter Geißelhieben zur Arbeit angetrieben werden. Paul und Virginie bringen die Sklavin Meala ihrem Herrn zurück und flehen für sie um Vergebung. Der Pflanzer verfolgt Virginie mit unheimlich lüsternen Blicken; durch ein bedeutungsvolles Lied Meala's gewarnt, entfliehen Paul und Virginie. Die ganze Wuth des Sklavenhalters wendet sich nun gegen Meala; er läßt sie geißeln, und während die Aermste vor Schmerz aufschreit und wimmert, müssen die übrigen Sklaven tanzen und singen. Die Brutalität dieser Scene ist empörend; sie empörte auch thatsächlich das Publicum, das nach dem Actschlusse einem vereinzelten Beifallsversuche durch lautes Zischen opponirte.

Der zweite Act ist ein fortwährendes Abschiednehmen, Klagen und Trösten. Virginie soll nach Frankreich abfegeln; ihren Kummer darüber singt sie gegen ihre Mutter aus, Paul desgleichen seinen Kummer gegen seine Mutter; endlich stehen wir vor der Hauptsituation, dem großen Liebesduett, das uns leider nicht minder conventionell und phrasenhaft vorkommt, wie fast Alles in dieser Musik. Virginie schläft unter einem Baume ein; Meala ist sofort mit einem Schlummerliede zur Hand, nach dessen glücklicher Beendigung der Gouverneur mit den beiden Müttern auftritt und Virginie zur unverzüglichen Abfahrt auffordert. Du lieber Himmel! ruft man unwillkürlich nach diesem vierten Tableau des zweiten Actes — welche Mengen von Langweile haben doch die Franzosen vertragen gelernt, sie, die ehedem die witzigsten Opern von Auber nicht immer amüsant genug fanden! Der dritte Act beginnt natürlich wieder mit einem Negerlied der Meala, die eine sehr große Liedersammlung besitzen muß. Im ersten Acte singt sie ein Lied, um zu warnen, im zweiten um einzuschläfern, im dritten endlich, um den auf seiner Felsspitze verzweifelnden Paul zu trösten. Die Librettisten, welchen das starke Sinken des drama-

Digitized by Google

tischen Interesses nicht entgehen konnte, brauchen hier vor der Katastrophe nothwendig noch einen Lückenbüßer; sie greifen (da doch Meala nicht wieder mit einem Negerlied aushelfen kann) zu dem bedenklichen Mittel einer Vision. Paul sieht im Geiste seine Virginie im Ballsaale, von geputzten Herren und Damen umringt, sie spielt Harfe und singt dazu. Natürlich geräth sie in das Thema des Liebesduetts, Paul fällt ein, und sie singen — er auf Isle-de-France, sie in Paris — in richtigem Unisono das oft gehörte Leitmotiv. Die Vision macht dem Seesturme Platz; wir sehen das gescheiterte Schiff „St. Geran" und auf dem Strande hingestreckt die Leiche Virginiens, an welcher kniend Paul nun zum letzten Male das Motiv des Liebesschwures anstimmt. Das Publicum verließ das Haus mit der Ueberzeugung, sich riesig gelangweilt zu haben. Vor halbleeren Bänken lamentirten Paul und Virginie noch ein zweites und drittes Mal. Dann nicht mehr.

Offenbar hatte man die Oper Frl. Bianchi zu lieb, welche die Virginie gab, und in alleinigem Vertrauen auf ihre Anziehungskraft hier einstudirt. Wir müssen von diesem neuesten Stern etwas ausführlicher sprechen.

„Bianca Bianchi" lautet der romantisch klingende Name, den zu preisen die Wiener Opernfreunde nicht müde werden. Der Name ist falsch — Frl. Bianchi heißt eigentlich Schwarz — der Erfolg war echt. Als eine „Zierde der Karlsruher Oper" kam Frl. Bianchi im vorigen Jahre nach Wien und verließ es nach kurzem Gastspiel als eine Berühmtheit in Europa. Der Abschied war nur provisorisch; Frl. Bianchi konnte zwar ihren Contract in Karlsruhe nicht sofort lösen, kehrte aber vor Kurzem zu längerem Gastspiel nach Wien zurück und wird allernächstens ihr Engagement am Wiener Hofoperntheater antreten. Ihr erstes Auftreten als „Nachtwandlerin" machte gleich Furore. Ein förmlicher Bianchi-Schwindel griff um sich, auf den die bescheidene, sich keineswegs überschätzende Sängerin gewiß selbst nicht gefaßt war. Ihre „Amina" erfüllte uns mit aufrichtiger Befriedigung; wir waren erfreut, eine maßvolle, ernste Künstlernatur, eine gut musikalische Sängerin zu finden, so correct und zart in der Cantilene, so virtuos im colorirten Gesang. Bestechendes liegt weder in der Stimme, noch in der Persönlichkeit Frl. Bianchi's. Von schönem ausreichendem Klang ist nur die Kopfstimme; in diesem Register faßt auch Frl. Bianchi jeden Ton, jede Figur fest und glockenrein. Die Bruststimme hingegen entbehrt der Kraft und Fülle, geräth bei jedem Portamento in leises Tremoliren und bleibt machtlos in mittleren und tieferen Gesangsstellen. In hoher, ja höchster Stimmregion (wir hörten sie wiederholt das dreigestrichene d rein und sicher anschlagen) entfaltet Frl. Bianchi erst die Lichtseiten ihrer Stimme und ihrer Kunst; ihre Scala, auf- und absteigend, ihre Staccatos, vor Allem ihre Triller verrathen eine bei deutschen Sängerinnen seltene Ausbildung. Das Gesicht unserer Blondine gehört zu jenen typisch deutschen, über deren unregelmäßige Züge erst das beseelte Auge ein verklärendes Licht ausgießt, während aus der schwächlichen, etwas vornüber gebeugten Gest alt nur das Rührende des Kindlichen, ja Unfertigen spricht. Etwas specifisch Deutsches klingt aus dieser ganzen Erscheinung und Gesangsweise an, welcher die den Romanen angeborene Disinvoltura fehlt, dagegen aber jener seelische Adel innewohnt, der langsam und sicher gewinnt. So hatten wir denn der jungen Karlsruher Sängerin eine künstlerisch befriedigende und erfreuende Wirkung auf unser Publicum zugetraut, a ber keineswegs eine hinreißende, die Köpfe verrückende. Der Erfolg ist, wie gesagt, anders ausgefallen. Es sah an jenem ersten „Nachtwandlerin"-Abend aus, als wenn unsere Opernfreunde ein längst angesammeltes Bedürfniß nach Enthusiasmus nun mit Einemmale loswerden wollten. Man hörte im Parterre, ja andern Morgens in den Zeitungen Frl. Bianchi frischweg mit der Patti vergleichen. Solche Uebertreibung ist einfach unverständlich. Weder die Stimme, noch die Kunst der Bianchi, sei es im colorirten oder einfachen getragenen Gesang, reicht an die Patti. Adelina hat bereits anderthalb Octaven von wunderbarer Tonfülle durchmessen, wenn sie an der Stelle anlangt, wo die Stimme der Bianchi erst klangvoll wird. Bei der Patti steht jeder Mordent, jede Tonfigur so fest, so plastisch da, als wären sie in Marmor

Digitized by Google

gemeißelt, blitzt jede Verzierung wie ein Diamant, während in Frl. Bianchi's gewiß sehr ausgebildeter und achtungswerther Bravour Manches verwischt und matt herauskommt. Die schwache Tiefe bei silberheller und virtuos ausgebildeter Höhe erinnert an die Murska, mit welcher Frl. Bianchi weit eher als mit der Patti zu vergleichen wäre. Nur schlüge dieser Vergleich in einem wesentlichen Punkte zum Vortheil der Bianchi aus. Die Murska war ausschließlich Coloratur-Sängerin; sie besaß nicht nur unter ihrer glockenhellen Höhe keinen Klang, sondern auch unter ihrer zauberischen Kehle kein Herz. Hie und da ließ sie einen vereinzelten leidenschaftlichen Accent aufblitzen, aber die stetige Wärme der Empfindung war ihr versagt. Gerade letzteren Vorzug besitzt die Bianchi; aus ihrem Gesang spricht Gemüth. Ihre Innigkeit, welche allerdings nur über ein bescheidenes Maß von natürlichen Ausdrucksmitteln verfügt, stellt uns Frl. Bianchi ebenso hoch wie ihre Virtuosität. Dieser Hauch von Wahrheit und Empfindung durchzieht natürlich auch das Spiel. Einen großen und seltenen Vorzug nenne ich zuletzt: die Bianchi ist von Haus aus eminent musikalisch. Das fühlt man sofort in ihrer ganzen Art, zu phrasiren, ein Thema einzuführen, zu wiederholen, noch mehr in zahlreichen negativen Vorzügen, das heißt üblichen Gesangsunarten, die sie nicht begeht. Was uns sofort für Frl. Bianchi einnimmt, ist der schöne Ernst, mit dem sie jede Aufgabe anfaßt, sie musikalisch und dramatisch durchführt, ohne ihre Person vorzudrängen. Dem Wiener Publicum erschien besonders das Eine neu und interessant, daß die Bianchi auch in ihre Verzierungen, sobald diese eben Theile eines sentimentalen Gesanges bilden, gefühlvollen Ausdruck legte, so daß einmal eine Reihe hoher Staccato-Töne beinahe wie verschämte Seufzer klang. Empfindsame Rollen wie Amina und Lucia, welche das Gebiet des Tragischen nur streifen, eignen ihr am besten, auch noch Julia (in Gounod's Oper); für heitere, übermüthige Charaktere weiß sie zwar in Spiel und Gesang auch jederzeit das Schickliche zu finden, aber nicht mehr mit der Kraft des Ursprünglichen. Frl. Bianchi's Stern scheint noch immer im Aufsteigen.

Seit lange die werthvollste und erfreulichste That des Hofoperntheaters war „Die Mozart-Woche", wie wir hier kurz die aufeinanderfolgende Aufführung der sieben Opern Mozart's von Idomeneo bis zum Titus bezeichnen. Warum gerade jetzt dieses Jubiläum? hörten wir mitunter fragen. Ich glaube, weil wir eben auf der Schwelle der Achtziger Jahre, also eines Decenniums stehen, in welchem Mozart's Opern hundert Jahre alt werden. Vor einem Jahrhundert zog Mozart zu bleibendem Aufenthalt nach Wien und schuf hier in dem kurzen Zeitraum von zehn Jahren (1781—1791) die unbegreifliche Fülle seiner Tondichtungen. Der biographische Zusammenhang, in welchem wir Mozart's Opern nacheinander hören, ist wol der wesentlichste. Eine innere Nothwendigkeit verbindet sie nicht; weder ein stetiges Wachsen Mozart's, ein siebenstufiges Aufsteigen wird in dieser Reihenfolge sichtbar, noch viel weniger die fortgesetzte Entwickelung oder Steigerung eines bestimmten musikalisch-dramatischen Princips, das Mozart etwa von Anfang an in's Auge gefaßt hätte. Was in der Aufeinanderfolge der Mozart'schen Opern frappirt, ist nicht sowol die Continuität, als das Fehlen einer solchen. Auf die italienische opera seria „Idomeneo" folgt unmittelbar die „Entführung", die eine neue Epoche des deutschen Singspiels begründet. Trotz des außerordentlichen Erfolgs dieser „Entführung", die nach Goethe's Ausdruck „alles Andere niederschlug", sehen wir Mozart sogleich wieder drei italienische Opern nach einander schreiben (Figaro, Don Giovanni, Così fan tutte). Dann schafft er in seinem letzten Lebensjahre wieder eine deutsche Oper, im Geschmack der Wiener Zauberspiele, „Die Zauberflöte", und beschließt nach diesem größten volksthümlichen Triumph seine Laufbahn mit der italienischen Hof- und Festoper „La clemenza di Tito"! Seine Neigung war eigentlich getheilt zwischen deutscher und italienischer Oper; der Mensch in Mozart sympathisirte mehr mit der zurückgesetzten deutschen, der Künstler mit der ausgebildeteren italienischen Oper. In jedem einzelnen Fall folgte Mozart den wechselnden Umständen, wo nicht der äußeren Nöthigung.

Digitized by Google

Es herrschte diese Mozart-Woche hindurch eine ganz eigene, unvergleichliche Feststimmung im Theater. Der ästhetische Genuß schien in dem tausendköpfigen Publicum noch mit ethischem Bewußtsein versetzt und gesteigert: dem Bewußtsein, sich hier eine Woche lang an durchaus Edlem zu erfreuen und die Schöpfungstage einer herrlichen Kunst gleichsam mit zu erleben. Den Anfang machte „Idomeneo", dessen große einzelne Schönheiten aus den conventionellen Formeln lebhaft hervorleuchten. Die unmittelbar nachfolgende „Entführung aus dem Serail" lenkte die Aufmerksamkeit auf manche sonst unbeachtete Beziehungen zwischen diesen beiden Werken. So grundverschieden von „Idomeneo" die „Entführung" in Form und Ausdruck auch sei, sie hängt noch mit einigen Wurzelfasern in der Manier des Ersteren. Nicht blos der überschwengliche Passagenschmuck in den Arien der Constanze gehört vollständig in die abgestorbene opera seria, auch der Charakter der Themen dieser Arien weist dahin. Zu den elegischen Worten: „Ach wie schnell schwand meine Freude!" (B-dur-Arie) singt Constanze eine jener herausfordernd pathetischen Motive, welche eher prahlerisch als empfindsam klingen und ein unverarbeiteter Rest aus Mozart's italienischer Periode sind. Diese conventionellen Allegro-Themen (das Motiv von Constanze's Arie „Martern aller Arten" zählt auch dazu) kommen natürlich später im „Titus" wieder zu fast vollständiger Herrschaft. Wie ganz anders, natürlich und herzlich, beginnt Belmonte's A-dur-Arie und fast alle heiteren Gesangsnummern der „Entführung"! Neben diesem theilweisen, ganz unvermittelten Rückgreifen zum „Idomeneo"-Stil bringt die „Entführung" am Schluß einen merkwürdigen Vorausklang der „Zauberflöte". Der Rundgesang, mit dem nach damaliger Sitte das Singspiel schließt, ist nach Text und Musik vollständige „Zauberflöte": „Den edlen Mann entstellt die Rache — Wer dieses nicht erkennen kann — Den seh' man mit Verachtung an!" Die himmlische Einfältigkeit dieser, von allen Personen wiederholten Schlußphrase mit Mozart's gemüthvoller, bequemer Melodie dazu, bringen uns stets in vergnügte Stimmung und gleichsam unmittelbar an die Wiege der späteren „Zauberflöte".

Den beiden nächsten Abenden, „Figaro's Hochzeit" und „Don Juan", war der größte Enthusiasmus sicher. Es gibt Musikfreunde und Schriftsteller, welche „Figaro" ohne Weiteres dem „Don Juan" an die Seite stellen. Bei aller Bewunderung für die Reize von „Figaro's Hochzeit" erscheint mir diese Musik neben „Don Juan" doch stets wie ein schönes Menschenwerk neben einer göttlichen Offenbarung. Eher verstehe ich die Anschauung, welche die „Zauberflöte" dem „Don Juan" vollkommen ebenbürtig erachtet, wenn ich sie auch nicht selbst zu theilen vermag. Immerhin kann man von der Musik zur „Zauberflöte" sagen, sie verhalte sich zu jener im „Don Juan" etwa wie Goethe's „Iphigenie" zum „Faust". An unbegreiflichem Reichthum der musikalischen Erfindung steht „Don Juan" selbst unter Mozart's Werken einzig da; in seinem ununterbrochen strömenden dramatischen Leben, in seiner musikalischen Charakteristik, vor Allem in seiner dämonischen, geisterbeschwörenden Gewalt hat Mozart's „Don Juan" nirgend seinesgleichen.

Das Hofoperntheater hat mit Recht die Scenirung beibehalten, in welcher Dingelstedt den „Don Juan" (wie die „Zauberflöte") im neuen Opernhause installirt hat. Neu ist nur das wieder eingefügte Verhör Don Juan's durch den tölpelhaften Gerichtsdiener im ersten Act, das uns als eine frühe Jugenderinnerung nicht wenig amüsirt hat. Als Reminiscenz an die ersten deutschen Aufführungen des „Don Juan", welche man mit solchen komischen Zuthaten ausschmückte, mag auch diese willkürliche Einlage ihre Entschuldigung finden; in den regelmäßigen Vorstellungen wird sie besser wegbleiben. —

„Cosi fan tutte" hat unter dem belebenden Einfluß der Feststimmung diesmal mehr gefallen, als in früheren Jahren. Die Aufführung that das Ihrige dazu durch muthiges Accentuiren der komischen und parodistischen Elemente in dieser Oper. Mit ästhetischer Vornehmthuerei in der Darstellung ist diesem albernen Textbuche nicht aufzuhelfen, das mit seinen riesigen Zumuthungen an unsere Leichtgläubigkeit

Digitized by Google

mehr verletzt als ergötzt. Daß dieses geistlose Stück, dessen Personen uns nicht die mindeste Theilnahme abgewinnen, auch Mozart's schöpferische Phantasie gelähmt und zu weichlichem Formalismus verleitet hat, braucht nicht geleugnet zu werden. Zahlreiche musikalische Schönheiten strömen ihr reines, sanftes Licht auch in dieser Partitur aus; leider sind sie fast durchwegs gleichartigen Charakters und entbehren der contrastirenden Schlagschatten.

Allgemeines Entzücken folgte am sechsten Abend der „Zauberflöte" von Scene zu Scene. Wie eine sanfte, geliebte Hand legt sich diese Musik auf unser von dem Alltagstreiben zerstreutes oder bekümmertes Gemüth.

An der Aufführung konnte man herzliche Freude haben; in der Scenirung wünschte ich nur Eines hinzu, in allem Ernste: die durch Tamino's Flötenspiel herbeigelockten Löwen, Bären und Affen. Wenn man sich nicht scheute, in „Don Juan" die possenhafte Gerichtsdienerscene einzuflechten, welche mit der Handlung nichts zu thun hat und in Mozart's Oper nicht steht, so hätte man in der „Zauberflöte" an dieser ausdrücklich vorgeschriebenen heiteren Ausschmückung noch viel weniger Anstoß nehmen dürfen. Ja, man hat gar kein Recht, die vergnügt lauschenden Vierfüßler zu verjagen, ohne welche Tamino's Ausruf: „Holde Flöte, durch dein Spiel selbst wilde Thiere Freude fühlen!" — zum Unsinn wird.

„Titus" ist kein glücklicher Abschluß für eine Gesammtaufführung Mozart'scher Opern. In Text und Musik uns völlig entfremdet, wirkt diese feierliche Hofoper unmittelbar nach der herrlichen „Zauberflöte" erkältend, um nicht zu sagen niederschlagend. Ein unglücklicher Abschluß ist dieser „Titus", wie gesagt; ein nothwendiger ist er nicht. Man pflegt „Titus" als die letzte Oper Mozart's anzusehen, und wirklich hat er sie erst componirt, nachdem die „Zauberflöte" beinahe vollendet war. Aber aufgeführt wurde „Titus" schon am 6. September 1791, die „Zauberflöte" erst am 30. September. Bleibt man bei der in der Musikgeschichte allgemein und mit Grund eingeführten Regel, das Alter einer Oper vom Tage ihrer ersten Aufführung zu datiren, so ist nicht „Titus", sondern die „Zauberflöte" Mozart's letzte Oper, und sie hätte den schönsten Abschluß der Mozart-Woche gebildet.

Dem abschwächenden Eindruck des „Titus", dazu noch dem äußerlichen Uebelstand, daß diese Oper mit den nöthigen Kürzungen keinen ganzen Theaterabend ausfüllt, hat Director Jauner sehr geschickt durch Hinzufügung eines wirksamen Festspieles abgeholfen. Die Gelegenheitsdichtung „Salzburgs größter Sohn", von Joseph Weilen, bildet den Rahmen um eine Reihe malerisch gestellter Tableaux aus Mozart's Leben, zu welchen Franz Doppler eine vortreffliche Musikbegleitung aus Mozart'schen Themen zusammengefügt hat. Das Festspiel machte die beste Wirkung, und so schied denn Alles gehoben und dankbar von dem Mozartfeste.

Verlassen wir endlich die Oper und halten rasche Umschau in den Concertsälen.

Auffallend spärlich ist diesmal die Zahl der Virtuosen. Ich meine die Virtuosen von Rang und Bedeutung, Virtuosen, welche ihre Concerte vor einem zahlenden und gerne zahlenden Publicum geben und nicht vor einem aus Pflicht und Gefälligkeit, d. h. aus Kritikern und guten Bekannten zusammengesetzten Auditorium. Virtuosenconcerte letzterer Art, die bei halbleerem oder ganz ausverschenktem Hause stattfinden, haben wir in Menge. Immer besorglicher stimmt uns das Ueberhandnehmen junger Clavierspielerinnen, die meistens mit einem mäßigen Talent und außerordentlichem Fleiß dieses nimmer lohnende Feld bebauen und in der Regel einer traurigen Zukunft entgegensehen. In diesem Jahre sind im Wiener Conservatorium an vierhundert zahlende Clavierschüler aufgenommen, wovon mehr als dreihundert und fünfzig dem zarten Geschlecht angehören! Wohin soll das noch führen? Im Concertsaal hörten wir seit Beginn der Saison einen einzigen Claviervirtuosen von Bedeutung: Herrn Xaver Scharwenka aus Berlin. Er trat zuerst im „Philharmonischen Concert" und zwar mit seinem eigenen B-moll-Concerte auf.

Digitized by Google

Unbegrüßt, fast unbeachtet setzte sich der fremde junge Mann an's Piano, um schließlich unter einem Beifallsdonner aufzustehen, wie ihn nur die größten Virtuosen hier erleben. Denn seinem Spiele galt wol der Applaus noch mehr als der Composition. In einem eigenen Abendconcert bewährte sich Herr Scharwenka auch im Vortrag von Schumann, Liszt, Chopin. In Chopin's großer F-moll-Phantasie ließ Herr Scharwenka höchstens „Genialität" vermissen, ein gefährlicher Vorzug, den wir mitunter theuer bezahlen müssen. Scharwenka spielt auch seinen Chopin musikalisch klar und maßvoll, ferne jener affectirt krankhaften Manier, vor der wir zittern, so oft wir „Chopin" auf dem Programm jugendlicher Pianisten oder gar Pianistinnen lesen.

Von berühmten Geigern besuchten uns nur zwei, — ein gewaltiges Paar: Sarasate und Joachim. Der spanische Hexenmeister bezaubert hier wie allerorten die Leute. Es ist das Höchste, zwar nicht in der Kunst, aber im Kunststück, was er leistet. Den interessantesten Gegensatz zu diesem kühnen, sinnlich-lebhaften, etwas äußerlichen — (in dieser Aeußerlichkeit an manche Ballettänzer erinnernden) — Spanier bildet der echt deutsche Joachim, dieses Bild männlicher Ruhe und Gediegenheit. Keiner von den gefeierten jüngeren Geigenfürsten hat ihn in unserem Herzen entthront.

In dem zuerst in der „Deutschen Rundschau" gewürdigten Buche „Die Familie Mendelssohn" findet sich ein Brief, in welchem Fanny an ihre Schwester Rebekka aus Anlaß der ersten Aufführung des „Sommernachtstraums" in Berlin (October 1843) wörtlich schreibt: „Vorige Woche kam die Leipziger Musik an, um dem Feste beizuwohnen, Hiller, David, Gade und ein allerliebster zwölfjähriger Ungar, Joachim, der ein so geschickter Violinspieler ist, daß ihn David nichts mehr zu lehren weiß, und ein so vernünftiger Junge, daß er allein auf der Eisenbahn herreist, allein im „Rheinischen Hof" wohnt und Einem das ganz natürlich vorkommt."

Seitdem sind siebenunddreißig Jahre verflossen; aus dem allerliebsten zwölfjährigen Ungar ist ein etwas älterer geworden, der jetzt noch viel wunderbarere Dinge ausführt und ebenfalls so, daß es Einem ganz natürlich vorkommt. Nur auf der Eisenbahn ist er diesmal nicht allein hergereist, sondern in Begleitung seines Freundes Brahms, mit dem er gemeinsam in Ungarn, Siebenbürgen, Polen concertirt und schon so manche Station der Lebensreise zurückgelegt hat. Gibt es etwas Herzerfreuenderes, als den Anblick inniger, feuerfester Freundschaft zwischen zwei bedeutenden Männern? Sind es obendrein Geweihte derselben Kunst, so trägt ihre Freundschaft auch Früchte für die Mit- und Nachwelt. Joachim war der Erste, der — als jugendlicher Concertmeister in Hannover — das Talent des um zwei Jahre jüngeren Brahms richtig erkannte und seine Schritte im wichtigsten Momente unterstützte. Das hat Brahms gewissermaßen öffentlich anerkannt, indem er sein erstes Werk, die Clavier-Sonate in C, Joachim widmete. Letzterer fühlte sofort, daß Robert Schumann der Mann sei, der vor Allem Brahms kennen lernen müsse. Mit einem Empfehlungsbriefe von Joachim reiste der junge, noch völlig unbekannte Componist (wie es heißt zu Fuß) nach Düsseldorf zu Schumann, der, voll freudiger Ueberraschung, sich von Brahms wieder und wieder vorspielen ließ. Nach zehnjähriger Pause griff Schumann nun zum ersten, zugleich zum letzten Mal zur publicistischen Feder und schrieb in die „Neue Zeitschrift für Musik" den berühmt gewordenen prophetischen Aufsatz über Brahms. Solch mächtiger Geleitschein ist freilich ein gefährliches Geschenk; ein Zauberkleid, das leicht als Nessushemd den Beschenkten verbrennen kann. Zum Glück war Brahms stark genug, die stolze Last dieser Verantwortlichkeit zu tragen, das Versprechen einzulösen, das Schumann für ihn gegeben. Letzterer jedoch beantwortete Joachim's Brief nur mit der Einen vielsagenden Zeile: Er ist gekommen, der kommen mußte.

Eine reife, köstliche Frucht der Freundschaft zwischen den Beiden ist das neue Violin-Concert von Brahms, das Joachim dem Wiener Publicum nun binnen Jahresfrist zum zweiten Male vorspielte. Ein stimmungsvolles Werk von hohem,

Digitized by Google

starken Wuchs, dabei von jener ruhigen, echt männlichen Heiterkeit, die, zu unserer Freude, immer mehr Boden gewinnt im Gemüthe des Componisten. Das Violin-Concert erscheint nicht blos durch die Tonart D-dur, sondern in seinem ganzen Charakter nahe verwandt mit Brahms' zweiter Symphonie. Zu seinem Clavier-Concert verhält sich dasselbe fast so, wie die zweite Symphonie zur ersten. Das große, finstere Pathos, die schmerzliche Leidenschaft, die das Clavier-Concert durchzieht, ist in dem Violin-Concert einer freundlicheren Stimmung, einem anmuthigeren Fluß gewichen. An geheimnißvoller Tiefe und mächtigem, oft schwindelndem Gedankenflug steht das Violin-Concert hinter dem Clavier-Concert um ebensoviel zurück, wie die D-Symphonie hinter der in C-moll; allein das neue Concert wie die neue Symphonie öffnen sich williger dem allgemeinen Verständniß und Urtheil. Daß das Violin-Concert deshalb auch schon populär und brillant sei, darf man freilich nicht folgern. Glanz und Volksthümlichkeit sind die beiden Eigenschaften, die Brahms' Individualität am fernsten stehen, seinem Stil am fremdesten sind. Und doch gehören Glanz und Volksthümlichkeit zu den Vorzügen, die wir gerade von dem Gattungsbegriff „Concert" schwer abzutrennen vermögen und thatsächlich auch im besten Individuum ungern vermissen. Besäßen nicht Beethoven's und Mendelssohn's Concerte neben ihren tieferen und schwerer wiegenden Eigenschaften auch jene Mitgift von Glanz und Popularität, sie hätten so beispiellos lebhaften und dauernden Anklang bei Spielern und Hörern nicht gefunden. Unter allen existirenden Violin-Concerten nehmen das Beethoven'sche und Mendelssohn'sche noch immer in der allgemeinen Beliebtheit den höchsten Rang ein, sie stehen darin beinahe isolirt. Kein neueres Violin-Concert hat sich seither als drittes neben jene zwei aufzuschwingen vermocht oder auch nur längere Zeit in der Oeffentlichkeit behauptet. Von älteren Concerten spielt man hie und da noch eines von Viotti und Spohr, von Jahr zu Jahr seltener. Aus neuerer Zeit scheint mir Joachim's „Ungarisches Concert" entschieden das eigenthümlichste, frischeste, gehaltvollste. Es sind ihm in den Violin-Concerten von Max Bruch, Saint-Saëns, Goldmark und Anderen interessante Erscheinungen gefolgt, doch ohne hinreichende Lebenskraft, um jenen leeren dritten Platz erobern und sich als Unentbehrlichkeiten behaupten zu können. Brahms' Violin-Concert darf wol von heute ab das bedeutendste heißen, was seit dem Beethoven'schen und Mendelssohn'schen erschien; ob es auch in der allgemeinen Gunst mit jenen beiden rivalisiren werde, steht dahin. Bei der ersten Bekanntschaft hat es, wie fast alle Brahms'schen Compositionen, nichts Entgegenkommendes; es fehlt ihm die unmittelbar verständliche und entzückende Melodie, der nicht blos im Beginne, sondern im ganzen Verlaufe klare rhythmische Fluß, wodurch das Beethoven'sche und das Mendelssohn'sche Concert so einzig wirken.

Außer dem Brahms'schen Concert spielte Joachim diesmal das Spohr'sche in E-moll und dessen „Gesangsscene", Beethoven's Violinconcert, kleinere Stücke von Bach, Tartini, Paganini, endlich einige von Brahms' „Ungarischen Tänzen". Von seiner Virtuosität will ich gar nicht mehr sprechen. Sie hat alle nichtigen Schlacken spurlos abgethan, geht so rein und völlig in dem Kunstwerke auf, daß der Hörer alles blos Technische vergißt. Größe und Adel, die bestimmenden Charakterzüge seines Spiels, schließen bei Joachim weder die zärtlichste Empfindung aus, noch den scherzenden Frohsinn; nur hält es jene stets unberührt von Weichlichkeit, diesen von frivoler Koketterie. Jeder Tondichtung gibt Joachim ihr volles Recht, ihre Eigenthümlichkeit, und dennoch fühlt man, daß er, der Spieler, überall er selbst und sich treu geblieben ist. Das gibt seiner Kunst die überzeugende Kraft, den Ausdruck von Wahrheit und Verläßlichkeit; man glaubt und vertraut ihm, sobald man ihm lauscht. Das Elementarische, Dämonische einer entfesselten Subjectivität, wie es in Paganini, in Liszt so berauschend wirkte, steht seiner Natur fern. Joachim's gleichmäßige Wärme wirkt minder erregend oder hinreißend für den Moment, aber reiner, nachhaltiger. Ed. Hanslick.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Neue Romane.

Der Forstmeister. Roman von Berthold Auerbach. 2 Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. 1879.

Auerbach's neuer Roman hat in der Scenerie und den äußeren Verhältnissen mannigfache Berührungspunkte mit einer seiner älteren Dichtungen, dem „Waldfried". Hier wie dort ist der Mittelpunkt der Erzählung das deutsche Haus im Schwarzwalde; die einzelnen Familienmitglieder in beiden Werken entsprechen einander zum Theil. Da ist der ehrenfeste Vater weit und breit im Lande gekannt und geliebt, die wackere Mutter, die beiden „wohlgediehenen Kinder", der Professor und die Tochter, endlich der prächtige alte Diener. Wie im „Waldfried", und auch sonst bei Auerbach, spielt die neue Welt im „Forstmeister" eine wichtige Rolle; nach Amerika ist der eigentliche Held der Erzählung, Ruland, gewandert, von Amerika kehrt er in die Heimath zurück und es ergibt sich häufig Veranlassung von den Zuständen „drüben über dem Wasser" zu berichten. Wie im „Waldfried" wird auch diesmal der Fürst des Landes in den Roman eingeführt — nur daß es hier weniger wichtige Fragen sind, die durch ihn zur Entscheidung gelangen. Der große Hintergrund, den Auerbach seinem „Waldfried" zu geben wußte, der Nachhall aus jenen begeisterten Tagen, die heute, ach wie weit, hinter uns zu liegen scheinen, fehlt wie leicht erklärlich in dem neuen Werk; der Hauptaccent in der einfachen Fabel, die der Dichter uns vorträgt, fällt nicht auf das Ereigniß, sondern auf die seelischen Kämpfe, die alle Helden des Romans durchzumachen haben.

Der Bezirksförster Ruland ist im Schmerz über den Tod seiner jungen Frau, ohne Abschied, in fluchtähnlicher Hast, nach Amerika gegangen; seine Freunde, der Forstmeister Jorns, — der keineswegs, wie man nach dem Titel erwarten sollte, der Held des Romans ist, — seine Tochter Karla, der Forstknecht Mangold, der Zwillingsbruder von Rothfuß, halten ihn in treuem Andenken. Aber auch seine Feinde, das Weltkind Emmy, die verlassene Braut Ruland's, und Schaller, der „Atheist, Nihilist, Communist und Pessimist" haben ihn nicht vergessen; sie streuen das Gerücht aus, Ruland habe seine Frau vergiftet und veranlassen so die Rückkunft des Entwichenen. Rache an dem Verleumder! ist der einzige Gedanke, der den Tiefgebeugten noch beseelt; aber allmählich keimt ein neues Gefühl in ihm, die Liebe zu Jorn's starkem muthigen Kinde, Karla. Beide Liebenden suchen ihre Empfindungen zu unterdrücken, um der verstorbenen Gattin, um der Freundin die Treue zu wahren; aber das Leben erweist sich stärker als die Todte, Karla und Ruland finden sich, um sich nicht wieder zu verlieren. Emmy, welche vergeblich die Verbindung zu hindern suchte, weiß, da sie auf Ruland verzichten muß, das Herz des Vicars, eines Verwandten des Forstmeisters, sich zu gewinnen; als ihre Oberflächlichkeit und

Digitized by Google

Flatterhaftigkeit sich ihm enthüllt, entsagt er, unter schweren Kämpfen, der Geliebten. Schaller, im heftigen Gewitter vom Blitze gestreift, und durch die Furcht, in Blindheit zu verfallen, dem Wahnsinn nahe, greift seinen alten Feind Ruland noch einmal thätlich an, ein Doppelschuß ertönt und der Unglückliche fällt. Nie hat man erfahren, ob Jorns oder Ruland ihm den Tod gegeben.

Aus dem Umstande, daß der Roman, wie schon erwähnt, auf das Ereigniß, auf das, was man „Spannung" nennt, nur geringes Gewicht legt und in dem Ausmalen der seelischen Vorgänge mit Recht seine höchste Aufgabe sieht, aus diesem Umstande resultirt, daß der Anfang der Erzählung an einer gewissen Breite leidet: die Personen, die uns erst im Verlauf der Dichtung lieb und theuer werden, sollten nicht von vornherein so ausführlich in Scene gesetzt werden, ihre einfachen Beschäftigungen interessiren uns wol, *nachdem* es dem Verfasser gelungen ist, für *sie selbst* unsere Theilnahme zu erwecken und bis an's Ende zu erhalten, — aber nicht *vorher*.

Wenn es wahr ist, daß der vornehmste Prüfstein für den Dichter seine Fähigkeit ist, *Charaktere* zu schaffen, volle, scharf ausgeprägte Figuren, die nicht mit andern sich verwechseln lassen, so hat sich Auerbach auch in seinem neuesten Roman als ein wahrer und rechter Dichter bewährt. Eine ausgezeichnete Beobachtungsgabe, gepaart mit einer sicheren, gefesteten Technik, wie sie nur in einer langen und glücklichen Kunstübung erworben wird, liefert ihm die Grundlinien, das Rohmaterial sozusagen, für seine Charakteristik; aber er bleibt nicht, wie so viele Andere, bei dem Empirischen stehen, sondern sucht, über das Beobachtete hinaus, seinen Figuren jenes Typische zu verleihen, in dessen glücklicher Mischung mit dem Individuellen alle Kunst besteht. Auch in dieser Hinsicht hat Auerbach seinen alten, schönen Idealismus sich bewahrt, um den so mancher Jüngere ihn beneiden möchte.

Eine große Reihe von Charakteren, die sich auf das Bestimmteste von einander abzeichnen, tritt uns im „Forstmeister" entgegen; neben den schon genannten Hauptpersonen sind besonders dem Dichter einige episodische Figuren geglückt, so ein staunenswerth frischer und allerliebster Backfisch Toni und ein äußerst komischer Geschäftsmann, der rührige und thätige Holzhändler Meyer, genannt Eilmeyer, der zu allen Zeiten nach der Uhr sieht, selbst bei einer Liebeserklärung. Mit großer Sorgfalt sind auch die weniger sympathischen Charaktere, Emmy und Schaller, gezeichnet; während aber die eine Figur durchaus gelungen erscheint, vermissen wir bei der anderen gerade das allgemein Gültige, welches wir sonst in Auerbach's Personen finden. Dieser Nihilist, halb Genie, halb Schurke, der sein ödes Dasein mit dem Lesen „von allerlei Schriften, die ihn immer toller machen" und mit — Rauchen hinbringt; der sich nicht an den Zuber der Waschanstalt, genannt Staat, stellen lassen will und seinen Gegner nicht anders als durch ein höchst mittelmäßiges Pamphlet hinterrücks zu treffen weiß — er mag ja im Leben beobachtet, und mit Glück beobachtet sein; aber eine typische, für den Socialismus oder Nihilismus typische Figur, in dem Sinne, wie es etwa Bazaroff in Turgenjew's „Väter und Söhne" ist, vermögen wir in ihm nicht zu erblicken.

Auerbach hat nicht nur in der Charakteristik seines Romanes abermals als ein bedeutender Dichter sich bewährt, er hat auch in der Erfindung mehrerer großen Situationen und in der Schilderung einzelner Züge von Neuem seine Meisterschaft bewiesen. Wir denken dabei keineswegs an die gedankenschweren Erörterungen und Aussprüche, welche in so vielen seiner Werke der Dichter seinen Personen in den Mund legt; diese sind im „Forstmeister" zum Glück auf eine Figur beschränkt, auf den Vicar, der gewissermaßen ein Recht darauf hat. Aber wie prächtig wird z. B. die Verschiedenheit zwischen der Frau Pfarrerin und der Frau Forstmeisterin durch den einzigen Umstand gekennzeichnet, daß die Pfarrerin fähig ist, ihrem Manne — er merkt nichts davon — Cichorien in den Kaffee zu thun, während die Forstmeisterin von einer Frau, die so handelt, alles mögliche Schlechte erwartet, ihr die Anlage zu jeder Treulosigkeit zutraut.

Digitized by Google

Bei einem Poeten, der mit Auerbach in mehr als einer Hinsicht verwandt ist, bei Anzengruber konnten wir vor Kurzem etwas ähnliches beobachten; aber Auerbach zeigt sich darin wesentlich von dem österreichischen Dichter verschieden, daß er häufig nicht sich darauf beschränkt, Beobachtungen dieser Art einfach wiederzugeben, sondern daß er im eigenen Namen oder durch seine Personen das Richtige oder Auffallende der Beobachtung hervorhebt. Er hat etwas von der Art jener Annette, im „Waldfried", die ihre kleinen Auseinandersetzungen gern mit der Frage beschließt: „Hab' ich nicht Recht?"

Als beispielsweise Ruland erzählt, ein äußerst praktischer Amerikaner habe, da er seine idealen Bestrebungen erkannte, gemeint: „Ich achte Sie deshalb nicht geringer, muß Jorns nicht nur ausrufen: „Das ist's, das ist's, ja so sind sie," und aus voller Seele dazu lachen, sondern er muß auch noch am anderen Morgen ausführlich auf die — gewiß sehr glücklich erfundene — Geschichte zurückkommen und sich abermals herzlich darüber amüsiren. Auerbach unterstreicht zu viel, und man darf ihn wol um so eher darauf aufmerksam machen, als er es ja „Gott sei Dank nicht nöthig hat."

Die Schwestern. Roman von Georg Ebers. 1 Bd. Stuttgart und Leipzig. Verlag von Eduard Hallberger. 1880.

Das Reich und die Zeit der Ptolemäer, in welche der berühmte Verfasser der „Aegyptischen Königstochter" seinen neuen Roman verlegt hat, erweisen sich als äußerst glücklich gewählt für die Zwecke des Erzählers und Schilderers: denn ganz von dem Zauber des Fremdartigen und Wunderbaren umflossen, bieten sie seiner Phantasie einen weiteren Spielraum, als irgend ein Schauplatz oder Zeitalter der eigentlich classischen Welt, und stehen unserem Verständniß näher, als eine der früheren oder späteren Perioden der ägyptischen Geschichte, welche Georg Ebers in seinen vorangehenden Romanen behandelt hat. Wenn der Dichter den Arzt des Asklepiustempels ausrufen läßt: „Dieser Dampf! Dieser Dampf! weißt Du, daß er stärker ist als Pferde und Stiere und die vereinte Schar von Riesen?" — oder wenn er der Königin Kleopatra die Worte in den Mund legt: „Den sichern Weg ..., die wissenschaftliche Methode haben wir gefunden, und die scharfe Beobachtung der Dinge, wie sie sind, gelingt uns besser, als all' unsern Vorgängern" —: so sind das eben so viele Anknüpfungspunkte für den Ideenkreis, in welchem wir gegenwärtig leben; und gleich der Straße, welche mit den Bildern der Sphinx und den Büsten der Philosophen besetzt, die ägyptische mit der griechischen Tempelwelt verbunden hat, zeigt sich dem Geist auch jene andere Straße, welche von da her, über die Jahrtausende hinweg, in das neunzehnte Jahrhundert führt. Wenn wir im Museum von Alexandrien die erste Dampfmaschine, die des Hero, arbeiten sehen und in den schweigenden Hallen des Serapeums die Wasseruhren des Ctesibius und Apollonius durch ihren Tropfenfall die Zeit messen hören, so haben wir ganz das Gefühl, wie der gereifte Mann es für seine Kindheit hegen mag. „Der Tag wird niemals kommen," sagt Draper („History of the conflict between religion and science", 33), „an welchem man die Lehrsätze des Euklid leugnen wird; Niemand wird fortan die Kugelgestalt der Erde, wie Eratosthenes sie erkannt hat, in Frage stellen; die Welt wird die großen physikalischen Erfindungen und Entdeckungen, welche in Alexandrien und Syrakus gemacht worden sind, nicht in Vergessenheit gerathen lassen. Die Namen von Hipparchus, von Apollonius, von Ptolemäus, von Archimedes werden mit Ehrfurcht erwähnt werden von Menschen jeden religiösen Bekenntnisses, so lange Menschen überhaupt sprechen."

Das Museum von Alexandrien war der Geburtsort der modernen Wissenschaft und die macedonische Regentenreihe von Aegypten die Urheberin und Pflegerin einer Staatsreligion, welche in ihrer Verbindung des griechischen mit dem ägyptischen Cult

Digitized by Google

den Bedürfnissen des Volkes entsprach, das Priesterthum zufrieden stellte und den höheren Classen den Weg philosophischer Deutung offen ließ. Der Serapisdienst war Pantheismus. Der Genius Alexanders, welcher auf seinem Heerzuge sich mit den Keimen der alten asiatischen Civilisation befruchtet hatte und der Geist des Aristoteles, welcher nachdrücklich auf die Befragung der Natur hinwies: sie lebten gleichsam in dem Hause der Ptolemäer fort und führten hier, auf ägyptischem Boden, zu einer Blüthe der Cultur, größer, glänzender, für den Fortschritt der Menschheit entscheidender, als die gewesen, welche einst zur Zeit der Pharaonen, dem jugendlichen Griechenvolk, in den Tagen seiner Mythendichtung und den Anfängen seiner Kunst so mächtige Impulse gegeben hatte. Zu diesem Ausgangspunkt, von dem es einmal geistig beherrscht worden, kehrte das Griechenthum nunmehr herrschend zurück und hierher flüchtete es aus der dem Verfall geweihten Heimath die Schätze seines Geistes. Der Ptolemäerstaat, militärisch, philosophisch und reich durch den Handel, gründet sich auf dem Substrat einer uralten Cultur, in der That von so hohem Alter, daß man es nur an und mit den Anschwemmungen des Nil messen kann, welche während eines ganzen Jahrtausends sich um nicht mehr als um vier Fuß heben. Diese schimmernde Griechenwelt in Aegypten, von allen Elementen des Morgenlandes stärker umfluthet als selbst an den Küsten Kleinasiens und auf den Inseln des ägäischen Meeres, schützt sich zwar gegen den entnervenden Einfluß derselben durch ein energisches, wenn nicht immer sehr menschliches Königsgeschlecht und die stählende Kraft der geistigen Arbeit. Aber drohend fällt schon von Westen her der Schatten der emporwachsenden römischen Weltmonarchie; und daß hier der letzte Kampf gekämpft und die letzte Schlacht geschlagen werden wird zwischen den beiden das Alterthum beherrschenden Mächten, deutet Ebers sehr schön an in den Schlußworten seines Romans. „Ich bin wie das Hellas und er wie das Rom von heute", läßt er den König Euergetes sagen, in welchem das ganze Raffinement des späten Griechen dem jungen Römer, dem Cornelier, dem stolzen Enkel des großen Scipio Afrikanus gegenüber verkörpert erscheint. „Wir haschen in der Sonne flatternd nach Dem, was unserm Geiste zusagt und unseren Sinnen gefällt, sie suchen, zu Boden schauend, mit festem Schritte die Macht und den Vortheil. So kommen sie weiter als wir, und doch — ich mag nicht mit ihnen tauschen".

Beide, die Besiegte, die den Tod noch mit den Reizen Aphroditens zu täuschen sucht, und der rauhere Sieger sind von der „Zeitfluth hingerissen"; aber aus dem Wüstenstaube, der das letzte Schlachtfeld deckt, läßt Ebers die königlichen Schlösser emporsteigen, in welchen griechischer Witz mit asiatischem Luxus sich vermählte, die düstern Apisgräber, den lichten Sonnenbrunnen und die hermengeschmückten Plätze, die heiligen Stätten einer Gottesverehrung, in deren Mysterien wir manch' einen tiefsinnigen Gedanken erkennen, der in reineren und geläuterteren Formen noch heute fortlebt.

Wenn wir nach der Ursache von Georg Ebers' großen Erfolgen forschen, so werden wir, um bei der Wahrheit zu bleiben, den historischen oder culturhistorischen Hintergrund nicht in erster Linie nennen dürfen. Es ist leicht, mit einer solchen Thatsache sich abzufinden, indem man sagt, daß das Lernbedürfniß des deutschen Volkes diesen Romanen ihre ungemeine Verbreitung verschafft hat. Allein wir denken darum gewiß nicht geringer von unserm Publicum, welches in dieser Beziehung wol genau so beschaffen ist, wie jedes andere, wenn wir annehmen, daß irgend welche lehrhafte Tendenz es eher abgestoßen, als angezogen haben würde; wogegen unsere Bewunderung vor dem Mann nur steigen kann, der es verstanden hat, den allgemeinen Leser in einer Umgebung heimisch zu machen, seinen lebendigen Antheil an Dingen und Personen zu wecken, welche bisher nur Interesse hatten für den Forscher und den Gelehrten. Freilich mußte die Arbeit des Gelehrten der des Dichters vorangehen. Der Gelehrte mußte die Papyrosrollen lesen und die Tempelinschriften entziffern, er mußte die wüsten Stätten, einst Centren und Sitze hoher Bildung, besuchen und ihre kümmerlichen Reste mühsam von dem aufgehäuften

Digitized by Google

Sande befreien. Aber die Schatten zu beseelen, die wiederaufgerichteten Hallen mit dem blühenden Leben des Tages zu füllen, der Täuschung den Schein der Wirklichkeit zu geben, in der fremdartigen Umhüllung uns den Menschen, wie er war, wie er ist, wie er sein wird, und in den ganz abweichenden Formen seiner Erscheinung das Wesen zu zeigen, welches unter allen Himmelsstrichen und zu allen Zeiten dasselbe bleibt, so lange Menschen lieben und hassen: das vermochte nur der Dichter zu thun und das hat Georg Ebers gethan. Das deutsche Publicum, welches anfänglich langsam und zögernd, dann immer eifriger und allgemeiner zu den Romanen des Aegyptologen gegriffen hat, muß wol etwas mehr und vielleicht auch etwas Besseres darin gefunden haben, als wohlfeile Belehrung. Es muß in diesen feinen und glänzenden Gemälden einer untergegangenen Welt, in diesen lebensvollen Charakteristiken einer fernen Vorzeit, ihrer Männer und Frauen, ihrer Herrscher und Priester, ihrer Krieger und Gelehrten ein Zauber sein, welcher, unabhängig von dem Wandel der Geschichtsperioden, Gewalt hat über die Menschen und mächtig ist in der Hand Desjenigen, der ihn zu gebrauchen versteht. Das Geheimniß von Georg Ebers' Erfolg, mit einem Wort, ist das Geheimniß jedes Erfolges: Kraft, dichterische Kraft. Was auch die sonstigen Vorzüge seines Buches sein mögen: vor Allem wirkt es poetisch; und der Tag möge fern von uns bleiben, wo deutsche Herzen dafür nicht mehr empfänglich sind. Untersuchungen sind bei dieser Gelegenheit angestellt oder erneuert worden über die künstlerische Berechtigung oder gar Möglichkeit des historischen Romans. Wir beabsichtigen nicht, uns diesen unfruchtbaren Bemühungen anzuschließen. Wenn ein Dichter kommt und uns ein Buch schenkt, das uns erfreut, während wir es lesen, und eine angenehme Erinnerung in uns zurücklässt, nachdem wir es gelesen haben, so wollen wir ihm dankbar dafür sein und es Andern überlassen, eine Kategorie dafür zu finden oder nicht zu finden. „Ich ließ der Geschichte ihr Recht", sagt Ebers in seinem Vorwort, „aber der Mensch als historische Person trat hinter dem Menschen als solcher zurück, und aus den Repräsentanten einer Epoche wurden die Träger einer für alle Zeiten gültigen Idee." Wir bekennen uns ganz und gar zu derselben Auffassung und messen nur nach diesem Maßstabe den Werth des Romans.

Ein edles Schwesternpaar, Klea und Irene, Krugträgerinnen im Tempel des Gottes, sind durch die Verfolgung eines Rachsüchtigen, des Höflings Euläus, der ihre Eltern in die Bergwerke brachte, seit ihren Kinderjahren schon in die düstern Mauern jenes Heiligthums gekommen, welches sie, und mit ihnen die Schuld des Verbrechers den Blicken der Menschen scheinbar für immer entzieht. Aber aus ihrer dienenden Stellung und Niedrigkeit wachsen sie wunderbar empor — eine Lilie die Eine, eine Rose die Andere; und die Dazwischenkunft eines jungen Römers, der Klea, eines jungen Griechen, der Irene lieb gewinnt, rettet sie nach unsäglichen Schwierigkeiten und mannigfachen Abenteuern, gibt sie dem Leben und der Welt zurück, erhebt sie zu dem beneidenswerthen Glück liebender und geliebter Frauen. Das Schicksal dieser beiden Paare vollendet sich nicht ohne das kunstvolle Zusammenspiel vielverschlungener Fäden, welche mitten hinein in die griechisch-ägyptische Welt führen, aus dem Serapeum in die Königsburg, aus dem Tempel des Ptah an den buntbewimpelten Hafen des Nil, in die festlich bekränzten Straßen von Memphis, und einen Vorgang im Heiligthum des Serapis in Verbindung bringen mit einer Thronrevolution im Hause der Ptolemäer. Was reiche Massenentfaltung, Prunk der Scene, Magie der Beleuchtung vermag, das wirkt hier zusammen zu einem großen, schönen und bewegten Bilde. Aber lasse man sich nicht verleiten, über diesen bestechenden Eigenschaften, die sogleich in die Augen fallen, dasjenige zu übersehen, was sich unter ihnen verbirgt und des Dichters eigentlichstes Werk ist. Die blendende Fülle der Erscheinungen hemmt nirgends den sicheren und gemessenen Gang der Handlung; und wiewol das Interesse an den Ereignissen ein vielseitiges ist, sind diese doch wie aus einem Keimpunkt organisch entwickelt, werden von einfachen Motiven beherrscht und durch natürliche Mittel gefördert. Die Construction des Romans ist klar und harmonisch, mit individueller Bestimmtheit treten die Fi-

Digitized by Google

guren der Einzelnen aus der umgebenden Menge heraus; die Schwestern, welche dem Roman den Namen gegeben haben, der adlige Römer, der leichtfertige Grieche, der zwanzigjährige Riese Euergetes, der geniale Unhold, der mit bewunderungswürdiger Routine nach einander Regierungsgeschäfte, philologische Untersuchungen und Meuchelmord erledigt, die Königin Kleopatra, welche sich aus den Schriften Plato's und den Psalmen David's vorlesen läßt, während sie sich mit allen Mitteln der Verführung zum Gastmahl schmückt, der Eunuch Euläus, am Boden kriechend, wie eine giftige Schlange, und der Klausner Serapion, den Tod der Treue sterbend in seinem grimmen Humor: sie gehören zu den Gestalten der Dichtung, die sich dem Gedächtniß einprägen und deren eine — die des Euergetes — zeigt, wie sehr Georg Ebers auch jener schweren Aufgabe gewachsen ist: nämlich das Unsympathische, das Unmenschliche so zu behandeln, daß es weder die Grenzen der Möglichkeit überschreitet, noch gegen die Gesetze der Kunst verstößt. Ein wenig zu kraß vielleicht ist die verhängnißvolle Nacht bei den Apisgräbern dargestellt, ein wenig zu coquett vielleicht die Scene, wo Lysias der Geliebten das erste Brautgeschenk sendet.

Mit seinem Stilgefühl behandelt Ebers die Sprache, welche, selber klar und ruhig, das blendende Farbenspiel des ägyptischen Himmels, die starken Gegensätze der Charaktere, den jähen Wechsel in Stimmung und Empfindung deutlich und so zu sagen ohne jeden eigenen Zusatz wiedergibt. Kein Superlativ stört den künstlerischen Eindruck. Dagegen wollen wir nicht verschweigen, daß uns Incorrectheiten aufgefallen sind, die zum Theil ihren Grund haben in der Häufung von Relativsätzen (man lese gleich den ersten Satz des Vorworts), zum Theil in der ungenauen Satzbildung überhaupt („ . . . Lysias, *dem* das Geplauder mit Irene zauberhaft reizend erschien, *dabei* aber doch den Zweck seiner Fahrt keinen Augenblick vergaß", S. 209). An einer anderen Stelle (S. 397: „Eine hölzerne .... Tischplatte, auf *die* die Käufer ihr Geld zu legen und einige Oelkrüge zu *stehen* pflegten") wollen wir annehmen, daß wir es mit einem Druckfehler zu thun haben. Wir könnten die Beispiele dieser Art vermehren; denn wir legen in der That das größte Gewicht darauf, daß der Dichter keinen noch so geringen Flecken an seiner Sprache dulde. Andererseits möchten wir nicht in den Verdacht kritischen Kleinkrams kommen, da sonst überall die Sorgfalt der Arbeit anerkannt werden muß und auch mit Bezug auf Das, was nur der *Fleiß* des Künstlers seinem Werke zu geben vermag, der Erfolg der „Schwestern" als ein verdienter erscheint.

Frau Venus. Roman von Karl Frenzel. 2 Bde. Stuttgart und Leipzig, Eduard Hallberger. 1880.

„Frau Venus" ist, nach unserer Meinung, der beste Roman, welchen Frenzel geschrieben; alle guten Eigenschaften, welche diesen Schriftsteller längst zu einem der Ersten auf einem anderen Gebiete gemacht haben, finden sich in diesem Werke: sein graziöser, geistvoller, tausend Funken sprühender Stil, die Gediegenheit seiner Bildung, die Reife seiner Kunst- und Lebensanschauung. Aber sein plastisches Vermögen zeigt sich in dem neuen Romane stärker entwickelt, als in irgend einem der früheren. Es ist Frenzel gelungen, eine einfache, jedoch wohlgerundete Handlung sich in natürlichen Verhältnissen vollziehen zu lassen, und Gestalten vor uns hinzustellen, für die wir — wie der Fall sein mag — Sympathie hegen oder Antipathie: der beste Beweis, daß Blut in ihnen ist von unserem Blut. Die Sphäre dieses Romans ist ein gewisser sublimirter Realismus, welcher sich mit der ein wenig ironisch gefärbten Weltbetrachtung Frenzel's ganz wohl verträgt. Wir erhalten eine, so zu sagen, verschönte Wirklichkeit; eine, welche das Unschöne als reale Macht wol anerkennt, aber von sich ausstößt; welche das Gemeine nicht tolerirt, aber auch nicht leugnet, welche von dem Idealen ausgeht und mit der Resignation schließt.

Dieser Widerspruch — das alte „Vanitas, vanitatum vanitas", welches dem ersten Roman Frenzel's das Thema und den Namen gab — kehrt auch hier wieder; aber es wird ganz anders gelöst. Der Schiffbruch des Ideals im Kampfe mit der

Digitized by Google

Wirklichkeit wird nicht mehr als ein unumstößliches Naturgesetz aufgefaßt, sondern wesentlich auf den Charakter zurückgeführt. Der Unfertigkeit des Künstlers stehen im vorliegenden Roman die Tüchtigkeit des Geschäftsmannes, die Ehrenhaftigkeit des Officiers gegenüber; das poetisch Verführerische ist auf jener Seite und es mag sehr nüchtern und vielleicht sehr traurig sein, daß die Prosa diesmal Recht behält; aber es ist ganz in der Ordnung und der Lauf der Welt. Der Gegensatz des Poetischen und Unpoetischen oder Antipoetischen ist nicht als etwas absolut Gesetztes außer uns vorhanden: Jeder sieht ihn mit seinen eigenen Augen und macht ihn nach seinen eigenen Kräften in sich durch. Frenzel nennt einmal aus dem Sinne des Grafen Berghausen heraus, eines Mannes, welcher sich fern von jeder Extravaganz hält, die Prosa, „den großen Strom, der alle Gewässer, woher sie auch kommen, welcher Art und Natur sie sein mögen, in seine Fluth aufnimmt, um mit ihnen allen in's Nichts, in die Vergessenheit zu fließen". Aber es ist nicht so schlimm damit. Der Vergessenheit, der Vergänglichkeit sind wir Alle bestimmt, und es ist unnütz, gegen diesen Strom ansahren zu wollen. Wer sich ihm anbequemt, braucht darum seine Götter nicht zu opfern. Zwischen klugem Nachgeben und pietätvollen Festhalten bewährt sich die Lebenskunst; und wo sich nun auch der Mangel zeigt, ob hier ob dort: das Resultat wird immer ein Fehlschlag sein.

Die Wandlung, welche Julia Hart, die „Frau Venus" des Romans, in sich durchmacht, ist vielleicht mehr symbolisch angedeutet, als innerlich vollzogen; und man könnte finden, daß die Demüthigung, durch welche sie zu gehen hat, selbst für sie von zu kurzer Dauer sei, um überzeugend zu wirken. Indessen Naturen, welche so reich mit Hilfsmitteln ausgestattet sind, werden sich niemals ganz gedemüthigt fühlen. Sie sind elastisch und richten sich immer wieder auf. Das Weib, welches sich rückhaltlos dem Geliebten und schleierlos dem Künstler hingibt, wird von diesem auf schnöde Weise verrathen und verlassen. Er ist ihrer überdrüssig und fühlt einen Augenblick das Verlangen, aus der Bohème der Künstlerwelt in die rangirten Verhältnisse der Gesellschaft einzutreten. Das Gemälde, welches Julia als Venus Anadyomene darstellt, kommt in das Haus des reichen Fabrikanten Erich Pflug, eines lebenslustigen Wittwers, der eine erwachsene Tochter hat. Julia flieht in die Einsamkeit, während Edgar Sturm sich mit Adelheid Pflug verlobt. In Julia wirkt der Trieb der Selbsterhaltung viel stärker als der der Rache: sie hat ein bestimmtes Gefühl davon, daß mit ihr der Genius seiner Jugend und seiner Kunst den Unwürdigen verlassen habe. Wiewol sie Nichts bereut und Nichts verschweigt, findet sie doch in Erich Pflug den Mann, der sie aus ihrer Niedrigkeit erhebt; sie wird die Herrin des Hauses, dessen Tochter ihre Nebenbuhlerin ist. Es ist ein ergreifender Moment, als sie, hier angekommen, in Trauerkleidern, einsam in dem nur von einer Kerze erhellten Saale vor dem Bilde der Schaumgeborenen zusammenbricht — es ist ihr letzter Tribut an die Vergangenheit. Als Edgar Sturm sie als die Gattin eines Andern sieht, erwacht auf's Neue, und heftiger als zuvor, die alte Flamme in dem Busen des Haltlosen. Aber stolz weist Julia den Verächtlichen zurück, der den zweiten Verrath an Adelheid begeht. In ihrem tiefen Schmerze findet diese den Weg zu dem Herzen Julia's, und auf die Hand der stärkeren Freundin gestützt, kehrt sie zurück zu dem Grafen Berghausen, dem treuen Manne, der niemals aufgehört hat, sie zu lieben. Das Nebeneinander beider Frauen — von leidenschaftlicher Kraft die Eine, sanft und elegisch die Andere — ist vorzüglich dargestellt. Als Graf Berghausen Julien frägt: „Was ist Glück?" — erwiedert sie mit den Worten: „Ich kann nur glücklich machen, aber ich werde es niemals wieder sein." Und darin spricht ihre aufrichtige Seele die Wahrheit.

Viel weniger bestrickend als Julia durch Liebreiz und Gewalt über die Männerherzen, aber in den strengen Linien ihres Gesichts, den herben Zügen ihres Charakters dem Dichter nicht minder gelungen ist Adelheid. Vielleicht erforderte die Zeichnung dieser stolzen, keuschen und bis zu einem gewissen Grade reizlosen Natur das größere Maß von Kunst. Hier wirkt nicht jener angeborene Zauber, welcher bei Julia so groß

Digitized by Google

ist daß selbst der Bann der Declassirten ihr kaum ernsthafte Schwierigkeiten bereitet. Was bedeutet dagegen die Sprödigkeit einer Mädchenseele, welche mißtrauisch gegen Andere ist, weil sie kein Vertrauen zu sich selber hat? Wir sagten keusch und reizlos; wir sollten uns verbessern: die Keuschheit, welche über sie ausgegossen ist, bildet ihren Reiz; und wol mag Julia jene Frage des Grafen nach dem Glück dahin weiter beantworten: „Für Sie und das arme Mädchen, das drinnen in Thränen über eine erste grausame Enttäuschung seufzt, ist es die Befriedigung des Gemüths."

Der Irrstern, welcher durch diese Kreise fährt, in seinem kurzen und wilden Laufe die Elemente trennend und bindend, mit blendendem Strahl aufsteigend und im Sumpfe versinkend, ist Edgar Sturm. Künstlerisch reich begabt, fehlt ihm jedes Schwergewicht eines ernsthaften Vorsatzes: er erliegt den Verführungen seines ersten Erfolges. Solchen Menschen ist nicht zu helfen; wenn sie zu Grunde gehen, haben sie nichts Besseres verdient. Es ist von Frenzel fein erdacht, dieses Deficit gerade an einem Künstler zu zeigen. Allein hier läßt uns der Dichter über einen wichtigen Punkt im Zweifel. Er läßt den Charakter über das Genie siegen, aber er sagt uns nicht, wie er sich das Verhältniß des Genies zum Charakter überhaupt denkt. Warum hätte nicht Edgar Sturm ein verworfener Mensch und dennoch ein großer Maler sein sollen? Wir beantworten diese Frage weder mit Ja, noch mit Nein; aber wir hätten gewünscht, daß der Verfasser dieses Romans sie näher in Betracht gezogen hätte. Durch eine Vertiefung dieses Gedankens hätte die Figur Edgar Sturm's an Bedeutung gewonnen, nicht an eigener — denn die steht außer Frage —, wol aber an Bedeutung für den Roman; der Künstler wäre dann nicht bis zur Insignificanz herabgedrückt worden durch das Gegenbild des ritterlichen Grafen. Wenn im Kampf um das Dasein die Prosa schon gewinnen soll, so muß man doch auch der Poesie eine Chance geben. Der Graf in seiner zurückhaltenden, schmucklosen und soliden Erscheinung steht ebenbürtig neben Adelheid; sie gehören Beide zu jener Zahl von Menschen, die nicht gerade durch das Außerordentliche frappiren, auf denen aber der Fortbestand unserer gesitteten Gesellschaft beruht.

Eine sehr liebenswürdige Figur ist die des Herrn Erich Pflug, des behaglichen Fünfzigers, des Millionärs, des Lebemanns, des Kunstmäcens, des Allerweltsbeglückers, der gute Diners gibt, theure Bilder kauft und auch für die Literatur — besonders die alten Classiker — ein Herz hat. Männern, wie Herrn Erich Pflug, sind wir alle schon in diesem Berliner Leben begegnet, dem sie einen Zug des Gemüthlichen, des Harmlosen, des unbewußten Humors geben, welcher sonst schon fast daraus verschwunden ist. Ueberhaupt hat Frenzel das Locale, wo er es berührt, mit vielem Glück behandelt. Wie lebendig z. B. ist gleich im Anfang des Buches die Schilderung der Kunstausstellung.

Wenn wir die Reihe von Frenzel's Romanen überblicken, so können wir nicht genug anerkennen, mit welcher Energie er an seinem Vorhaben festhielt, wie er sein Problem immer und immer wieder in die Hand nahm, bis er es endlich so hinstellte, daß eine künstlerische Lösung möglich war. Der Abstand zwischen seinem ältesten und seinem jüngsten Werk ist ungeheuer: „Vanitas" (1860), noch ganz unter dem Einflusse Tieck's geschrieben, stellt auch modernes Leben dar; aber des Dichters Figuren sind hier völlig befangen in der Phantastik der „mondbeglänzten Zaubernacht". Hierauf wandte sich Frenzel dem 18. Jahrhundert zu; sein hübschester Roman aus diesem Cyclus ist „Watteau" (1864), der ein sehr zierliches Abbild der gekünstelten Natur und der künstlichen Menschen des Rococo gibt. Es war namentlich die befreiende Tendenz, die Humanitäts- und Aufklärungsidee des vorigen Jahrhunderts, die er an einigen ihrer großen Vertreter zur Anschauung brachte: Washington („Freier Boden", 1868), Joseph II. („Im goldenen Zeitalter", 1870), Voltaire („La Pucelle", 1871), bis er mit Napoleon („Lucifer", 1873) die Schwelle des gegenwärtigen Jahrhunderts wieder erreicht hatte. Hier nun that er mit „Silvia" (1875) den entscheidenden Schritt, ohne jeden romantischen oder historischen Apparat Personen und Dinge so zu

Digitized by Google

geben, wie sie sind, oder wenigstens wie wir sie sehen. Derselben Richtung, aber in steigender Linie, gehört „Frau Venus" an. Es ist ein modernes Buch und ganz concret. Hier finden wir all' jene schönen Züge einer feingestimmten Seele wieder; aber sie zerfließen nicht mehr in's Unbestimmte, in's Abstracte. Diese Menschen sind wirkliche Menschen; sie athmen, sie leben, sie stehen auf der festgegründeten Erde, wie wir, und was sie lieben und leiden, ist Menschenloos, das wir nachempfindend mit ihnen theilen.

Kunst und Kunstgeschichte.

Hans Holbein's Madonna von Solothurn und der Stifter Nicolaus Conrad, der Held von Dorneck und Novarra, von J. Amiet, gewes. eidgenöss. Staatsanwalt. Solothurn, Jent und Gaßmann. 1879.

Das Gemälde, von dem hier die Rede ist, verleiht Solothurn seinen Rang unter den Schweizer Städten, die man bedeutender Kunstwerke wegen zu besuchen pflegt. Localpatriotismus ist eine schöne Sache und die in Herrn Amiets Schrift gegebenen Untersuchungen, soweit sie Nicolaus Conrad betreffen, beruhen ohne Zweifel auf gründlicher Kenntniß der Solothurner Archive, was er dagegen über Holbein's Madonnenbild selbst sagt, zeugt mehr von gutem Willen als besonderer Fähigkeit, dergleichen zu behandeln. Seite 3, wo die Restauration des Gemäldes im Atelier Eigner's zu Augsburg besprochen wird, lesen wir: „Es ist gerichtlich constatirt, daß eine Uebermalung des Bildes nicht stattgefunden, was (sic) überhaupt niemals in Eigner's Atelier stattzufinden pflegte." Nun, dann muß Eigner hinter dem Rücken der Gerichte und außerhalb seines Ateliers die Uebermalungen ausgeführt haben, deren er sich leider schuldig gemacht hat. Was die Madonna von Solothurn anlangt, so sei auf Woltmann, II, 151 verwiesen, wo zu lesen steht: „Restaurirt 1867 von Eigner, nach starken Beschädigungen; das Bild hatte zur Scheibe für Bolzen gedient. — Der Madonnenkopf stark übermalt, sehr verweichlicht. — Auch das rosige Roth am Unterkleide der Maria kaum ganz echt." Wir ziehen nur aus, was Woltmann über die Gestalt der Madonna sagt. Wie stimmt das zu dem, was Herrn Amiet zufolge die Augsburger Gerichte constatirt haben sollen?

Aeltere Kunstfreunde werden sich erinnern, wie nach dem Tode des Galeriedirectors Eigner eine auf einem Tafelbilde des ihm untergebenen Museums befindliche Inschrift, deren Echtheit er und die Seinigen auf das hartnäckigste vertheidigt hatten, leicht mit Spiritus abgewaschen wurde und wie damit der ganze Mythus von der Augsburger Jugendthätigkeit Hans Holbein des Jüngeren sich in Nichts auflöste. Eigner, ein Fanatiker in Sachen Holbein, hatte ohne jedes eigennützige Interesse und nur um den Ruhm Augsburgs und seiner Galerie zu vermehren, diese Fälschung ausgeführt. Etwas ähnliches hat er sich bei der Madonna von Solothurn zu Schulden kommen lassen.

Unter den Zeichnungen „unbekannter Meister" befindet sich im Louvre ein Blatt, welches von Herrn Dr. His-Häusler zu Basel als Arbeit Holbein's, und zwar als Porträt seiner Frau erkannt wurde, wie diese in jüngeren Jahren etwa ausgesehen haben könnte. Diese Zeichnung und die Solothurner Madonna stellen in solchem Maße dieselbe Person dar, daß damit die Echtheit und Herkunft des Blattes auf das unwiderleglichste bezeugt zu sein schien.

Wenn nun aber die Zeichnung trotzdem nicht von Holbein wäre, wie Mancher annimmt? Und wenn Eigner sie, die längst durch Photographien vervielfältigt war,

Digitized by Google

ehe man an die Solothurner Madonna auch nur dachte, dazu benutzt hätte, das Solothurner Madonnenantlitz einfach neu zu erfinden?

In Solothurn erzählte man Jemandem, der vor Jahren bereits das damals frisch aus Eigner's Atelier in Solothurn wieder angelangte Gemälde sah, ganz unschuldig, wie dasselbe der Länge lang in der Mitte zerbrochen und von der Madonna soviel wie nichts übrig gewesen sei, worauf Eigner die Gestalt dann so herrlich wiederhergestellt habe. Eine Photographie der Tafel machen zu lassen, ehe sie nach Augsburg gesandt wurde, fügte man hinzu, sei leider versäumt worden.

Der Kopf der Madonna, wie er heute dasteht, ist durchaus neu, er paßt nicht zu der übrigen Gestalt: man gehe mit etwas Spiritus darüber und es werden wahrscheinlich die dürftigen Reste eines ganz anders beschaffenen Kopfes zum Vorschein kommen. Die Louvrezeichnung dagegen, nach der Eigner arbeitete, ist ein so wenig die charakteristischen Merkmale Holbeins zeigendes Blatt, daß die Angabe „unbekannter deutscher Meister" ohne Zweifel die richtige ist.

Histoire de la Gravure en Italie, en Espagne, en Allemagne, dans les Pays-bas, en Angleterre et en France, suivie d'indications pour former une collection d'estampes par George Duplessis. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1880.

Ein großer, schön gedruckter Band von 528 Seiten mit 73 Abbildungen, meistens eingehefteten Heliogravuren.

Die französische Literatur producirt fortwährend gutgeschriebene Werke zur Belehrung des größeren Publicums. Die an Kunst und Literatur mit Neigung und Geldmitteln sich betheiligende Masse ist in Frankreich vielleicht nicht so groß als in England, jedenfalls aber übertrifft sie an Qualität und Quantität den entsprechenden Bruchtheil des deutschen Publicums. So schlechte Holzschnitte zu Veranschaulichung classischer Gemälde und Sculpturen, wie mancherlei deutsche Werke sie bieten, würde man in Frankreich nicht bringen dürfen. Oder man vergleiche Amand Durand's Reproductionen der Stiche Dürer's mit der den gleichen Zweck verfolgenden deutschen Publication, deren man sich schämen muß. Man ist im Durchschnitte bei weitem sorgfältiger im Auslande als bei uns und wendet größere Mittel auf.

Dies vorausgesandt kann dem vorliegenden Werke kein großes Lob zu Theil werden. Die Illustrationen scheinen das Resultat einer zufälligen Auswahl unter gerade disponiblen Blättern zu sein, die Darstellung ist in Inhalt und Sprache wenig anziehend. Gerade ein solches Buch hätte, gut und sorgfältig zusammengestellt, am besten von Paris aus der kunstliebenden europäischen Lesewelt in die Hände gegeben werden können. Sei als Probe, wie wenig M. Duplessis' seiner Aufgabe gewachsen war, nur das angeführt, was er über Dürer sagt.

Thausing's Werk über Dürer ist kürzlich erst von Gruyer in's Französische übersetzt worden; oberflächlicher Durchsicht nach eine dem Werthe des Originales entsprechende fleißige Arbeit. Herrn Duplessis, der das Buch kennt und citirt, stand mithin eine ausgibige Quelle der Belehrung zu Gebote. Außerdem aber vertritt seit einiger Zeit M. Charles Ephrussi in der Gazette des beaux-arts Dürer in ausgezeichneter Weise. Wir verdanken Ephrussi die dort erscheinenden Reproductionen vieler bisher in französischen Sammlungen versteckter Zeichnungen Dürer's, für deren Erklärung ernstliche Studien von ihm gemacht worden sind. Trotzdem liefert Duplessis einen Lebensabriß Dürer's, der wunderliche Dinge enthält.

Gleich auf der ersten Wanderung Dürer's, 1490—94, die er als junger Anfänger unternahm, soll er nach den Niederlanden gekommen sein. M. Duplessis reproducirt ohne weiteres diese grundlose Angabe Sandrart's, welcher Thausing auf das entschiedenste entgegentritt und an die überhaupt Niemand mehr glaubt. Nicht zufrieden damit, läßt Duplessis Dürer (bald nach dem Jahre 1502!) sich abermals auf die Wanderschaft machen und zwar wiederum, neben der Reise nach Venedig,

Digitized by Google

„frequentes excursions“ nach den Niederlanden unternehmen, wo er sich gefeiert und mit Ehren überhäuft sieht. Wahrscheinlich ist das auf Vasari's Erzählung hin gefabelt worden, derzufolge Dürer aus den Niederlanden nach Venedig gekommen sein sollte. Mit dem im Auslande erworbenen Ruhme kehrt Dürer nun nach Nürnberg zurück, wo „sa maison devient le rendez-vous des artistes et des personnages les plus distingués de la cité et du pays,“ wo er inmitten eines „Hofes von Bewunderern“ nun zu malen und zu stechen beginnt. 1520 ergreift ihn die Reiselust von neuem, „l'excellente réception qu'on lui avait faite jadis“ lockt ihn in die Niederlande zurück (wohin er doch, wie bekannt ist, jetzt zum ersten Male gelangte) und die er um folgender Ursache willen eilig wieder verläßt.

Dürers Tagebuch enthält jene feurige Herzensergießung über Luther, als dessen Entführung nach der Wartburg in Antwerpen ruchbar geworden war. M. Duplessis scheint allen Ernstes des Glaubens zu sein, als seien diese Aufzeichnungen von Dürer in Antwerpen damals publicirt worden und als habe sein Enthusiasmus für den „reformateur audacieux“ bei den Katholiken in den Niederlanden böses Blut gemacht (1521!). Und nun: die Erzherzogin Margaretha, Regentin des Landes, welche Kenntniß von diesem bedenklichen Aufsatze erlangt hat, beginnt den Meister, dem sie bis dahin günstig gewesen war, so schlecht zu behandeln, daß dieser den Umschlag der allgemeinen Meinung und die veränderte Stimmung des Hofes nicht erträgt. Dürer „comprit qu'il n'avait rien de mieux à faire que de quitter un pays où il ne retrouverait plus les sympathies dont on l'avait jusque-là entouré; il termina promptement les affaires qu'il avait entreprises et reprit sans retard le chemin de Nuremberg.“ Wie kommt M. Duplessis zu dieser Erzählung, an der nicht ein wahres Wort ist?

Seite 248 lesen wir dann noch: „Si Dürer s'était uniquement contenté d'être un peintre de premier ordre, nous en serions probablement reduits aujourd'hui à juger de son mérite sur deux ou trois peintures échappées à la destruction.“ Das Buch behandelt allerdings nur die Geschichte des Kupferstichs, ein wenig mehr aber hätte man sich um Gemälde nebenbei doch bekümmern können.

Vielleicht aber weiß M. Duplessis im eigenen Vaterlande besser Bescheid? Nicht eben viel. Was er über Dorigny's Stiche der Cartons Raphael's mittheilt, ist das dürftigste, was sich sagen ließ. Die französische Kupferstecherei des 17. und 18. Jahrhunderts ist einer der Glanzpunkte der französischen und europäischen Culturgeschichte und hätte im Zusammenhange mit dem „Siècle de Louis XIV.“ unbeschadet der summarischen Kürze, die der Verf. sich zum Gebot gemacht hat, in umfassenderer Weise dargestellt werden können, als ihm gelungen ist.

Léonard de Vinci et la statue de Francesco Sforza par Louis Courajod. Paris, Honoré Champion. 15, Quai Malaquais. 1879.

Den Franzosen stehen aus besonderen Gründen die großen italienischen Meister besonders nahe. Raphael, weil man in Paris die größte Anzahl seiner Oelgemälde zusammengebracht hat, die schon seit Jahrhunderten ein festes Museum bildend, gleichsam die Quelle der in Frankreich am frühesten entwickelten europäischen öffentlichen Meinung in Kunstsachen war. Außerdem hat Raphael einige seiner Sachen direct für Frankreich gearbeitet und die besten Stecher nach Raphael's Werken, Audran, Dorigny und Boucher-Desnoyers, waren Franzosen. Michelangelo dagegen ist den Franzosen theuer, weil seine französische Gesinnung bekannt ist und seine beiden Sclaven vom Denkmal Giulio's II. nach Frankreich kamen, andere Werke nicht zu nennen. Die ehrenvolle Art, in der Franz I. ihn zu gewinnen suchte und die Hoffnungen, welche Michelangelo für die Freiheit von Florenz auf den König setzte, dem er eine Bildsäule versprach, sind nicht minder weltkundig. Am nächsten aber steht den Franzosen Lionardo da Vinci. Starb er auch nicht, wie lange geglaubt worden ist, in den Armen Franz des Ersten, so verlebte er doch den Rest

Digitized by Google

seiner Jahre in Frankreich, stand in Italien bereits unter französischem Schutze und hat für die Könige von Frankreich gearbeitet. In Paris besitzt man kostbare Gemälde und Manuscripte seiner Hand und wenn über Lionardo einmal das entscheidende Buch geschrieben werden soll, kann es in Paris allein vorbereitet werden.

Mr. Courajod hat in seinem nur 50 Seiten starken Hefte über Lionardo's Reiterstandbild des Francesco Sforza zu Mailand einen werthvollen Beitrag für diese präparatorische Arbeit geliefert.

Lionardo brachte sein Reiterstandbild nur bis zum Modelle. Als die französische Invasion der Herrschaft des Lodovico Moro ein Ende machte und das Werk in die Hände der Sieger fiel, scheinen diese anfangs daran gedacht zu haben, es mit vielleicht veränderter Bestimmung ausführen zu lassen. Daraus aber wurde nichts und später finden wir es nirgends mehr erwähnt. Nicht einmal eine verbürgte Skizze war vorhanden, ja die Nachricht des Giovio, derzufolge Lionardo das Pferd in stark bewegter Stellung gebildet hätte, wurde angezweifelt und die vorhandene Zeichnung eines ruhig dahinschreitenden Rosses als die maßgebende angesehen.

Mr. Courajod dagegen glaubt in einer 1877 in München von ihm gefundenen Zeichnung das Urbild der Statue entdeckt zu haben. Seiner Ansicht nach wäre das Blatt, dessen Reproduction wir empfangen, nicht als eine directe Abbildung des Werkes, sondern als die Copie einer verlorenen Zeichnung anzusehen, welche es darstellte. Mr. Courajod veröffentlichte seine Entdeckung in der Gazette des beaux-arts fand jedoch entschiedenen Widerspruch bei italienischen und englischen Kunstfreunden. Die vorliegende Broschüre nun enthält die weitere Ausführung seiner Ansichten. Er hat das in England befindliche Material hinzugenommen (das gleichfalls zum hauptsächlichsten Theile in Abbildungen zugegeben wird) und discutirt die Frage aus dem Vollen.

Sowol die Art der literarischen Behandlung als die schließlichen Resultate des Mr. Courajod verdienen Beistimmung. Ohne nach irgend einer Seite einen Schritt zu viel zu thun, erörtert der Verfasser die Meinungen seines Gegners, die er in den Hauptstellen wörtlich abdruckt. Seine eigene Ansicht vertheidigt er vorsichtig, aber mit Wärme und Entschiedenheit. Die kleine Schrift, obgleich mit Aufwand allen gelehrten Materiales abgefaßt, ist so anziehend geschrieben, daß der auch den Dingen ferner stehende Kunstfreund sie mit Vergnügen lesen wird. Die Vermuthung, daß in der Münchner Zeichnung die Ansicht der für Francesco Sforza beabsichtigten Statue in der That vorliege, wird sich dem Leser als eine bis zu hoher Wahrscheinlichkeit erhärtete aufdrängen.

Erfreulich ist die, S. 25, Note 1 gegebene Mittheilung, daß die photographische Veröffentlichung der dem französischen Institute zugehörigen Manuscripte des Lionardo durch Mr. Charles Ravaisson-Mollien bevorstehe. B. K. F.

Hermann Hettner's italienische Studien.

Italienische Studien. Zur Geschichte der Renaissance. Von Hermann Hettner. Mit sieben Tafeln in Holzschnitt. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1879.

Unsre moderne Kunst steht zum allergrößten Theile, sowol hinsichtlich der Stoffwahl, wie der Ausführung, auf dem Boden der Wirklichkeit. Man könnte fast behaupten, daß sie von einem Haß gegen den Gedanken beseelt ist und jede Beziehung auf Vorstellungskreise vermeidet, welche sich durch Mittel der Malerei nicht erschöpfend wiedergeben lassen. In dieser Erscheinung wurzelt auch die leise Ironie oder der offene Spott, mit welchem das jüngere Geschlecht unserer Künstler über die Schöpfungen der älteren deutschen „Idealisten", besonders Cornelius urtheilt. Wie weit dieses

Digitized by Google

Verfahren berechtigt ist, das habe ich hier nicht zu untersuchen. Der Kunstforscher der Zukunft wird nicht nöthig haben, die Geistesströmungen unserer Tage nach allen Richtungen hin zu durchforschen, um aus ihnen heraus die Lösung für die Werke der Malerei zu gestalten. Diese Methode ist unumgänglich nothwendig, um den geistigen Gehalt der Kunst des Mittelalters und der Frührenaissance festzustellen. Die religiösen Ideen beherrschten die Phantasie nach allen Richtungen; sie nahmen den Künstler und sein Werk vollständig für ihre Zwecke in Anspruch. Aber diese Ideen waren selbst nicht mehr einfach religiös, d. h. direct aus der gläubigen Seele entsprungen und auf das schlichte gläubige Gemüth berechnet, sondern kirchlich dogmatisch geformt und umgestaltet. Der mystische Inhalt führte naturgemäß zur allegorischen oder symbolischen Auffassung des Kunststoffes, hinter welchen das rein ästhetische Element unbedingt zurücktreten mußte. Nicht unerwähnt darf der Einfluß bleiben, welchen mehrere geistliche Orden, von allen die Dominicaner, durch ihre Schriften auf die kirchliche Allegorie und Symbolik ausgeübt haben, durch welche wieder die Kunst bestimmt wurde. Aus diesen Verhältnissen ergeben sich für den Kunstforscher eine Menge von Schwierigkeiten, welche auf dem Wege der nur ästhetischen Betrachtung einfach unlösbar sind, und nur durch das sorgsame Studium der einschlägigen Literatur gelöst werden können. Professor Hettner gehört zu den Wenigen, welche über die Mittel verfügen, um diesen Weg der vergleichenden Forschung einschlagen zu können. Das beweist vornehmlich die dritte Abtheilung seines vorliegenden Buches, welche sich mit der „Kunst der Dominicaner im 14. und 15. Jahrhundert" beschäftigt. In kurzen Zügen schildert er zuerst die Hauptmerkmale des Ordens im Unterschied zu den Franziscanern. Ihre Kunst ist „wesentlich dogmatisirend", es fehlt ihr die „Poesie der Legende", sie verkörpert nicht Handlungen mit menschlichem Inhalt, sondern Lehrsätze, kirchliche Anschauungen, welche sich in ihrer Auffassung oft geradezu an bestimmte Stellen des Thomas von Aquin lehnen. Dieser Scholastiker trat bald in den Mittelpunkt des ganzen geistigen Lebens im Orden. Das älteste der noch vorhandenen Bilder, die den Heiligen feiern, ist das Altarbild Traini's in Santa Catarina in Pisa aus dem Jahre 1345. In unumstößlicher Klarheit weist Hettner nach, daß die ganze Auffassung dem Werke des Thomas „Summa contra Gentiles" entnommen ist.

Der beigegebene Holzschnitt ist Förster's „Denkmälern italienischer Malerei" entnommen; die Abbildung in Giov. Rosini's „Storia della pittura italiana etc.", Tafel 20, wäre vielleicht noch besser gewesen, weil sie nicht nur schärfer in den Einzelnheiten, sondern auch genauer ist.

In ähnlicher Weise legt der Verfasser in der Untersuchung über die Wandbilder der Spanischen Kapelle in Florenz den Zusammenhang zwischen denselben und der „Summa theologica", einem anderen Werke des Thomas von Aquin auseinander. Die Darlegung ist ebenso zwingend, wie die vorhergehende. — Prof. Woltmann hat sie in dem ersten Bande seiner vortrefflichen „Geschichte der Malerei" (Seite 447) bereits benutzen können, weil sie schon als Aufsatz in Lützow's „Zeitschrift f. bild. K." erschienen war. Verschiedene irrthümliche Auffassungen des Stoffes auch bei Förster, sind durch Hettner beseitigt.

Daran schließt sich die Betrachtung des „Trionfo della Morte" im Camposanto von Pisa, einem in seiner Art erschütternden Werke, das, wie die vorigen, ganz von den Anschauungen der Dominicaner und ihres Lieblingsheiligen beherrscht ist. Es ist wirklich überraschend, wie sehr der unbekannte Künstler, vielleicht ein Angehöriger des Ordens, sich der gebräuchlichen Symbolik angeschlossen hat. Durch die Ausführungen Hettner's wird vor allem die falsche Auffassung der Gruppe, welche das „beschauliche" Leben verkörpert, vollkommen widerlegt, denn alle Unklarheiten schwinden, jede Bewegung, jede scheinbare Nebensache wird in ihren Beziehungen überzeugend aufgeklärt.

Der vierte Aufsatz dieses Abschnittes beschäftigt sich zuerst mit dem Malermönch Fiesole. Der kindlich fromme und lyrische Charakter seiner Werke steht auf den

Digitized by Google

ersten Blick mit den Werken, welche im 14. Jahrhundert unter der Aegide der Dominicaner entstanden sind, in einem gewissen Gegensatz. Aber auch er ist trotz der tiefen Innigkeit des Gemüths ein Kind seines Ordens, wenn er sich auch gegen die beginnende Renaissance nicht trotzig abschließt. Je mehr diese in den Vordergrund tritt, desto „starrer kehrten die Dominicaner wieder zu ihrem alten System zurück", ja sie stellen sich dem neuen Geiste der Zeit durch eine machtvolle Persönlichkeit entgegen, durch Savonarola. Die Kunstanschauungen desselben werden in einem besonderen Aufsatze behandelt. Sie gehen mit strengster Folgerichtigkeit aus seinem Charakter und den Principien des Ordens hervor, und sind andererseits bedingt durch den Zeitgeist. Wir Menschen der Gegenwart vergessen über der Begeisterung für die Werke jener Periode, wo ein fast fieberhafter Schöpfungsdrang hervorbrach, nur zu leicht den Hintergrund der Geschichte. Die Bildung der Renaissance ist eine durchaus zwiespältige gewesen; man schwärmte für Plato und die Freiheit, und man lebte ausschweifend und ließ sich tyrannisiren; man unterstützte die kirchliche Kunst und war im Allgemeinen gegen das Christenthum so gleichgültig als möglich. In diese Gegensätze hineingestellt, mußte Savonarola der neuen Bewegung unversöhnlicher Feind werden, nicht weil ihm der Sinn für Kunst und Wissenschaft fehlte, sondern weil ihm beide als die Gegner der christlichen Bildung und Moral erschienen, sobald sie von dem Dienst der Kirche sich lossagten. Und er hatte damals nicht nur allein von seinem zelotischen Standpunkte aus Recht, weil er sah, daß die Verehrung der Alten nur Modesache war und keinen veredelnden Einfluß auf die Sittlichkeit übte. So ist es auch begreiflich, daß er selbst von der Kunst eine Umkehr forderte, daß er gegen jene Maler eiferte, welche die Gestalten ihrer Umgebung als Modelle für ihre Heiligen benützten und die „Heilige Jungfrau" wie eine „Dirne" malten. Ob er, wie Hettner behauptet, sich auch von Lionardo's „Abendmahl" mit Entrüstung abgewendet hätte, scheint mir trotz der weiteren Ausführungen nicht unzweifelhaft.

Die Abhandlung über Michel Angelo und die Sixtinische Capelle bildet den Schluß der fünften Abtheilung. Auch hier treten dem Leser eine Fülle von anregenden Gedanken entgegen, welche durch einen Vergleich mit den entsprechenden Partien des „Michelangelo" von Grimm (5. Aufl. Bd. I. S. 340 u. f.) noch mehr an Interesse gewinnen.

Zeigen die ersten fünf Abtheilungen das Werden und die Blüthe der Renaissance, so die letzte den Verfall. Hier widerspricht sich Hettner gelegentlich Macchiavelli's. In seiner deutschen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts (3. Aufl. 1879. B. V. S. 17) sagt er bei der Besprechung von Friedrich's des Gr. „Antimacchiavel": „Freilich weiß die neuere Forschung, daß M. durchaus nicht jenes „moralische Ungeheuer"; nicht der „verruchte und böswillige Lehrer des Verbrechens u. s. w. war." — Hier (S. 277) heißt es vom „Principe": Aber ein nichtswürdiges Buch ist es und bleibt es; ein grauenhaftes Zeugniß — — — M. ist der Mann der Gewalt, des Truges und der List, — — des perfiden Verrathes gegen Freund und Feind."

Ich glaube, daß Hettner's erstes Urtheil der „neueren Forschung" gemäßer ist, als das zweite. — Sehr geistvoll ist der letzte Aufsatz, „Tasso und die Gegenreformation", welcher uns im Spiegel des Dichterlebens den Zusammensturz der Renaissance-Ideen vorführt. Daß die Darstellung eine lebensvolle ist, dafür bürgt der Name des Verfassers. Otto von Leixner.

Digitized by Google

y. **Logik.** Eine Untersuchung der Principien der Erkenntniß und der Methoden wissenschaftlicher Forschung von Wilhelm Wundt. Erster Band, Erkenntnißlehre. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1880.

Weder die Philosophie im Allgemeinen, noch die deutsche im Besondern hat Mangel an Darstellungen der Logik, wenn auch der Begriff der Logik kein feststehender ist. Wenn immer wieder derartige Bücher erscheinen, so läßt sich vermuthen, daß unsern logischen Bedürfnissen (so gering sie sein mögen) noch nicht genügt ist. Kein Verständiger wird daher sagen: schon wieder eine Logik, sondern umsomehr eingehend prüfen, als wir das Buch eines ausgezeichneten und verdienstvollen Forschers vor uns haben. Nachdem der Verfasser seine Meinung über Wesen und Stellung der Logik kurz bestimmt hat, handelt er im ersten Abschnitt von der Entwickelung des Denkens, im zweiten von den Begriffen, im dritten von den Urtheilen, im vierten von den Schlußfolgerungen, im fünften von den Grundbegriffen der Erkenntniß, im sechsten von den Gesetzen der Erkenntniß. Viele Leser werden es dem Verfasser Dank wissen, daß er die psychologischen Grundlagen der Logik und Erkenntnißtheorie eingehend dargestellt hat. Man kann nicht erwarten, daß heute ein Logiker auf Schritt und Tritt originell ist, uns über Raum und Zeit, Substanz und Causalität, über Wissen und Wirken etwas Neues sagt. Und doch macht das Buch von Wundt einen durchaus ursprünglichen und einheitlichen Eindruck. Seine Logik ist empiristisch und vertritt, meinen wir, zusammenhängend die Ansichten eines großen Theils der jüngeren philosophischen Forscher. — Wenn wir auch an Wundt längst die Reichhaltigkeit seines Wissens angestaunt und bewundert haben, so wurde dies Gefühl bei der Lectüre des vorliegenden Buches wieder besonders lebendig. Denn nicht nur alle nennenswerthen logischen, sondern auch die mathematisch-physikalischen Speculationen sind Wundt sehr wohl bekannt und erfahren zum Theil eine Kritik, welche vieles Beifalls sicher zu sein scheint. Und so kann man nur sagen, daß das Buch allen, die es studiren, Belehrung und Anregung in reicher Fülle gewähren muß.

y. **Deutsche Urzeit.** Von Wilhelm Arnold. Gotha, F. A. Perthes. 1879.

Der Verfasser wünscht, daß die Fachgenossen sein Buch nicht ganz ohne Nutzen, die Laien nicht ganz ohne Freude lesen möchten. Wir glauben, daß er im Allgemeinen seine Absicht wol erreicht hat, wenn man auch nicht sagen kann, daß seine Darstellung überall dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft entspricht. Wo er von Recht, Verfassung, Wirthschaft redet, ist dies gewiß der Fall; und hier ist das zusammenhängende Bild, das er zu geben sucht, am meisten willkommen. Einige eigenthümliche Ansichten des Verfassers sind schon aus seinen „Wanderungen und Ansiedelungen deutscher Stämme“ bekannt. Die gewichtigen Einwendungen, welche dagegen laut wurden, scheinen ihn nicht irre gemacht zu haben. — Die politische Geschichte der Urzeit könnte man sich lebensvoller und spannender erzählt denken. Gegen das Sprachliche, Mythologische und Ethnographische wäre vieles einzuwenden. Den Preis möchten wir dem Capitel „Culturstufe“ ertheilen. Es wird durch eine interessante Parallele zwischen Kelten und Germanen eröffnet, welche die Frage zu beantworten sucht, weshalb die Kelten dem römischen Angriff unterlagen, die Germanen ihm widerstanden. Da wird auch das Charakterbild der Germanen entworfen (S. 198), etwas geschmeichelt, wie wir glauben, aber in erfreulich warmer Darstellung. Sehr tief greift der Verfasser allerdings nicht, wenn er die Vielseitigkeit als eine von vornherein uns verliehene Gabe hinstellt, und daraus die Gegensätze des deutschen Charakters erklärt: „die Liebe zur Heimath, die selbst krankhaft werden kann, und den Hang zu abenteuerlichen Fahrten und Wanderungen; ein starkes, lebhaftes Freiheitsgefühl und doch die opferwilligste, demüthigste Treue gegen die Könige und Herren: die Erbitterung und Wuth, womit gegen die Feinde gefochten, und die Gnade und Großmuth, die geübt wird, sobald der Feind überwunden ist.“

y. **Zur Volkskunde.** Alte und neue Aufsätze von Felix Liebrecht. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1879.

Sehr mannigfaltige Gegenstände werden in diesen Aufsätzen abgehandelt. Wir finden Beiträge zur Sagenkunde und allgemeinen Literaturgeschichte, zur Mythologie und Religionsgeschichte, Erörterungen über Märchen und Fabeln, Novellen und Schwänke, Volksaberglauben, Sitten und Gebräuche, über mancherlei Sprachgebräuche und Redensarten. Und doch fehlt nicht ein inneres Band. Zwar den Titel halten wir nicht für glücklich. Was man eigentlich Volkskunde nennt, ist nicht charakteristisch vertreten. Aber allen diesen Studien wirklich gemeinsam finden wir die Forschungsrichtung, welche die Brüder Grimm und Uhland in ihren Anfängen zumeist bewegte, die Richtung auf den internationalen, universalen Zusammenhang der Poesie, und allerdings innerhalb des weiteren Gebietes die specielle Achtsamkeit auf die Spuren solchen Zusammenhanges, die sich in der Volksüberlieferung nachweisen lassen. Der Verfasser besitzt die ausgebreitete Belesenheit und den Spürsinn, durch welche allein glückliche Entdeckungen gesichert sind; und vieles Merkwürdige für die geistigen Beziehungen der Nationen ist durch ihn zu Tage gekommen. Wir freuen uns, die wichtigsten seiner Arbeiten in dem vorliegenden Buche gesammelt zu sehen und wünschen demselben eifrige Leser. Ein Register erhöht die Brauchbarkeit, und man wird sich daraus leicht überzeugen, daß auch die in moderner Poesie behandelten Stoffe nicht ganz leer ausgehen. Ueberall sind wir in diesen Dingen noch allzusehr auf das bloße Sammeln und Vergleichen angewiesen; wo nicht bestimmter, breiter literarischer Einfluß obwaltet, ist schwer zu entscheiden, ob wir es mit Urverwandtschaft, Entlehnung oder selbständiger aber analoger Entwickelung zu thun haben. Ebendeshalb müssen die umfassenden Sammlungen des Verfassers willkommen geheißen werden.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF MICH.
AUG 17 1906
RECEIVED

Digitized by Google